WIDENER
HN YR7I /

P GERM 259.5 (JULI-SEPT. 1876)

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

SUSAN GREENE DEXTER

Digitized by Google

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgeber: Richard Wrede.

III. Jahrgang | **Nr. 92** | 4. Juli 1896

Advokatenpolitik.
Das Erwerbsinteresse in der Verkehrspolitik.
Von Eisenbahndirektor Otto de Terra.
Der 7. evangelisch-soziale Kongreß.
Von Herm. Kötzschke, Pastor.
Vernunft und Staatsrecht. Von Dr. Otto Ehlers.
Der neue Nazarener. Von Rechtsanwalt Max Falkenfeld.
Die Charaktere der Tonarten. Von Paul Ertel.
Kritische Streifzüge an der Börse.
Von Dr. J. Minoprio.
Der alte Balzac. Von Dr. Alfred Friedmann.
Büchersaal.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag
Berlin S.W. 46, Hedemannstraße Nr. 9
Fernsprecher: VI, 1429.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

Preis für den Raum eines Jedes (4 Zeilen) nur 1 Mark netto.

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels
Berlin, den 4. Juli 1896.

Alban Förster,

op. 90. Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied m. Pftebegl. f. mittl. Stimme 80 Pf, op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pftebegl. à 1 Mk. Verlag v. Robert Jacoby in Berlin W. 35, Golzstraße. Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Einführung in die Musik von Adolf Pochhammer. Preis gebunden M 1.— (Verlag des „Musikführer", H. Bechhold, Frankfurt a. M.)

Empfehlenswerthe Lieder. Ewald Sträßer, op. 3, Drei Lieder f. 1 Singst. m. P. Nr. 1. Liebe und Frühling. Nr. 2. Rothe Aeuglein. Nr. 3 Goldne Brücken. Preis 1 M. 50 Pf. — H. vom Ende, op. 8, Der Sorge Tod, Lied f. Bariton od. Baß. Preis 1 M. — „ — op. 4, Drei Lieder f. 1 S. m. P. Die Liebe blüht wie Rosen — Hochzeitlied — Nun die Schatten dunkeln. Preis 1 M. 50 Pf. — „ — op. 6, Nr 3. Die Traumgöttin, f. 1. S. m. P. Preis 1 M. 20 Pf. Heinr. vom Ende's Verlag in Köln.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig. **Bilanz des Jahrhunderts.** Von **D. Norden.** Groß-Oktav. Preis 2 Mark. Allen empfohlen, die eine klare Einsicht in die sozialen Verhältnisse gewinnen wollen.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig. **Julius Duboc. Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland,** gr. 8. Preis: M. 2,50. Die einzige eine vollständige Uebersicht gewährende Schrift.

Ein Dankschreiben des Fürsten Bismarck hat, wie die „Moskauer Deutsche Zeitung" in Nr. 78 schreibt, vor einigen Tagen Sr. Exzellenz Staatsrath Dr. Seligson erhalten. Derselbe hatte kürzlich im „Bremer Courier" eine Notiz gelesen, in welcher von dem mehrfach ausgesprochenen Wunsche des Fürsten, einen Enkel auf seinen Knien wiegen zu können, die Rede war. Exzellenz Dr. Seligsohn schickte darauf am 10. d. Mts. sein im Verlage von Seitz u. Schauer in München erschienenes Buch, welches die Lösung der wichtigen Frage betr. des Geschlechts der Nachkommenschaft behandelt, nach Friedrichsruh und hatte schon am 19. d. M. die Freude, ein vom Fürsten Bismarck eigenhändig unterzeichnetes Dankschreiben zu erhalten.

Musikalien für Violine und Piano. Lieblingsmärsche des Kaisers für Violine bearbeitet von Franz Biehl. Preis für Violine 1,20, für Violine und Piano M. 1,20, Musikverlag von Carl Sachse in Breslau.

Beiträge zur litterarischen Beurtheilung der Jugendschrift. Herausgegeben vom Hamburger Prüfungs-Ausschuß für Jugendschriften. Hamburg, Selbstverlag. — **Ueber Bilderbuch und Illustration** von Heinr. Wolgast. Preis 40 Pf., Kommissionsverlag von Conrad Kloß in Hamburg.

Ueber die Ziele und Werkzeuge des wissenschaftlichen Denkens. Ein Vortrag gehalten in einer Sitzung der British Association. Von Prof. William Kingdon Clifford. Verlag von Speyer & Peters in Berlin.

Neuer Wegweiser durch Berlin und Vororte mit einer leicht übersichtlichen Karte, die bequem aufzuschlagen ist. Preis 30 Pf. Verlag von S. Hepner, Berlin-Schöneberg.

Metaphysische Rundschau. Monatsschrift zum Studium der praktischen Metaphysik, Psychologie, orient. Philosophie und des gesammten Okkultismus. Herausgeber Paul Zillmann. Metaphysischer Verlag in Berlin-Zehlendorf, Parkstr. 8. Halbjähriges Abonnement 9 M. Einzelne Nummern 1 M. 70 Pf. 1. Heft, Juli 1896, enthält: Physik, Metaphysik und Theosophie von Dr. med. Franz Hartmann. Suggestion und das Unterbewußtsein von Prof. P. Brann. An den Thoren des Absoluten von Prof. C. H. A. Bjerregaard. Psychologie als Wissenschaft Dr. med. Alexander Wilder. Die Zukunft des Okkultismus im Westen von Dr. med. J. D. Buck. Briefe, die mir geholfen haben, I von Jasper Niemand. Die theoretische Grundlage der Astrologie I von Alan Leo. Metaphysische Rundschau redigirt vom Herausgeber. Bücherschau. 2 Heft August 1896 enthält: Okkulte Chemie von Annie Besant. Sitze des Bewußtseins im Körper von Dr. med. A. W. Coryn. Die Astraledene von C. W. Leadbeater. Der okkulte Weg von C. S. Eine Vision des Absoluten von Prof. C. H. A. Bjerregaard. Briefe, die mir geholfen haben, II von Jasper Niemand. Die theoretische Grundlage der Astrologie, II von Alan Leo. Metaphysische Rundschau, redigirt vom Herausgeber. Bücherschau.

Richard von Wilpert, Nachtschatten, Mk. 2.— Ernste Leser, die in einem Buch mehr suchen als müßigen Zeitvertreib, werden sich mit Genuß in diese Novellensammlung vertiefen. „Die Kritik" Verlag: Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, Berlin W. 8.

Gemsen-Eier. Alpin-Humoristisches in Wort u. Bild. Herausgegeben von Dr. E. Baydergr. Erste Portion. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten. M. 1,20, eleg. gebd. M. 1,80.

Die neuesten Compositionen von Paul Lincke sind soeben im Druck erschienen (Verlag von Karl Köhler, Charlottenburg) und werden dieselben allen Freunden leichter und gefälliger Musik hoch willkommen sein. Es sind zunächst Gesangsnummern, die sogenannten Schlager aus der Repertoirposse: „Die Spree-Amazone" im Apollotheater, die schneidigen, feschen Lieder der Annonzen und Radlerinnen. Das Funke-Schinkel-Mankel-Lied, das Radelmadelwadel-Couplet, das Lied: „Is ein Stückchen, trink ein Schlückchen", der schneidige Neptunwalzer u. A. mehr. Für Klavier und Orchester sind Märsche, Walzer, Polkas, Quadrillen erschienen, so daß bei der Beliebtheit der Lincke'schen Compositionen mit ihren echt volksthümlichen Melodien, diese neuesten Musiknummern bald auch in den Konzerten unserer Militär- und Civil-Kapellen zu hören sein werden.

Begriff der unzüchtigen Schrift und ihrer Verbreitung (Str.-G.-B. § 184) von Dr. jur. Nikolaus Hatzipetros. Preis 1,20 Mk. Verlag von Herm. Bahr's Buchhdl. (K. Hoffmann), Berlin.

Hausmusik. Blätter für musikalische Anregung und Unterhaltung. Vierteljährlich 6 Hefte zum Bezugspreis von Mk. 1,50 Pf. Einz. Hefte 30 Pf. Verlag von Hans Lustenoder, Berlin W. 30.

Ludwig Hinzpeter op. 34. 2 plattdeutsche Lieder f. e. Singstimme m. Pftebegl. Nr. 1 de Leew': Nr. 2 Worümk. Preis 1,50 M. Musikverlag von Schweers u. Haake in Bremen.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 4. Juli 1896

III. Jahrgang | Nr. 92 | Jahrgang III

Provinzialbriefe.

Sehr geehrter Herr Wrede!

Sie haben den seltsamen Einfall gehabt, gerade von mir armem Provinzialen glossirende Betrachtungen über die politischen Geschehnisse der Zeit zu verlangen, von mir, dem treulosen Renegaten, der es fast vergessen hat, daß er im Centrum asphaltirter Cultur in der Großen Friedrichstraße geboren und groß geworden ist, und der sich immer noch nicht die Dummheit verziehen hat, daß er seine Studienjahre zwischen Kastanienwäldchen und Opernplatz verbracht hat. Es ist aber offenbar Ihre Meinung, es genüge für einen, der die Straßennamen Berlins noch ziemlich beherrscht, wenn er sich aus den Zeitungen des Lesevereins über den Stand des politischen Arbeitsmarktes unterrichtet, das Uebrige müsse seine Urtheilsfähigkeit und sein litterarisches Können leisten. Ja, vielleicht neigen Sie sogar zu der Ansicht, man könne aus der Entfernung Aeußerliches und Wesentliches klarer scheiden, und die Berliner Luft sei trotz der jüngsten professoralen Ehrenrettung nicht so gut, daß jene ozonkräftige Gesundheit in ihr gedeihen könne, welche die Reinheit und antiseptische Sicherheit der Ueberzeugung schafft. Das ist nun zweifellos ein allzu günstiges Vorurtheil für uns aus der Provinz. Wahr jedoch ist, daß wir noch den muthigen Glauben an unsere Sehnsucht haben dürfen, weil wir nicht durch all die widrigen persönlichen Sensationen verwirrt und geschwächt werden, die auf den Weltstädter eindringen. Wir haben auch noch den Muth, wahr zu sein, auf die Gefahr hin banal zu werden. Die ewigen Naturlaute, die uns umgeben, sind ein Arcanum gegen nichts als witzige Ver-

stiegenheit. Sie glauben nicht, welchen Einfluß auf die Selbstreinigung der Vernunft das Brüllen der Ochsen und das Schnattern der Gänse übt. Und wenn wir, am Flusse gelagert, dem abendlichen Wolkenspiel zuschauen, dann sind wir wahrhaft weise. Ich pflege mir alljährlich, als wäre ich ein provinzialer Reichstagsabgeordneter ein- bis zweimal eine Woche Berlin zu verordnen, das ist der Erholungsurlaub meiner Gedanken, in dem Bacchanal sich stoßender Eindrücke erstickt die höhere geistige Produktivkraft, und ich *denke* erst wieder, wenn ich durch die Gassen unserer alten Stadt wandere, die wir uns nicht aus Drahtgeflechten und Gyps vorzulügen brauchen, wie Sie Ihr Alt-Berlin.

Da hätte ich wahrhaftig wider Willen den Beweis versucht, daß Ihre Wahl nicht gar zu thöricht ist. Das wollte ich wirklich nicht. An Ihrer Stelle hätte ich mir trotz alledem Jemanden gesucht, der an der Quelle der Geschehnisse sitzt. Ich kann Ihnen nicht immer Laune und Stimmung versprechen, und nur wenn Ihnen ein Bischen ernsthafter Idealismus als Ersatz fehlender Großstadtluft genügt, werden Sie und Ihre Leser zu ihrem Recht kommen. Eigentlich halte ich es für weiser, Rosen und Erdbeeren zu züchten, als Menschen. Gleichwohl — ich füge mich Ihnen.

Tat-Twam.

I.

Advokatenpolitik.

Fritz Friedmann, der nachtblinde Heros kaffeenationalen Geistes, hat sich so geschickt ausliefern lassen, daß seine Freisprechung unvermeidlich war und selbst nicht mehr durch den in's Offenbachsche verzerrten Physiognomiff vereitelt werden konnte, daß der Anwalt seine Clientin, seine eigene schöne Seele, vor den verblüfften Richtern mit einem geübten Griff in all ihrer reizvoll trikotirten und wattirten Nacktheit enthüllte. Das war die letzte Leistung jener „psychologischen Dialektik", mit der Friedmann zum Heiland aller Großganner wurde. Friedmann, das schwächliche Lebemännchen mit dem weichen Herzen und der hysterischen Beredsamkeit, würde an sich kaum eine tiefere Beachtung verdienen, wenn er nicht als die Symbolfigur jener machtvoll herrschenden Culturrichtung gelten könnte, welche die gleißend irisirende Fäulniß der bourgeoisen Decadence darstellt. Friedmann verkörpert im Komischen den Geist der Real- und Erfolgpolitik, deren tragischer Vertreter Bismarck ist. Er hatte nicht den Ehrgeiz, der Anwalt des Rechts und der Humanität zu sein, der die Unschuld zu retten und für die Schuld menschlich-gerechter Sympathien zu erwecken sich bemühte, er war

Digitized by Google

niemals der Helfer der Leidenden und Verfolgten, er lieh nicht den Opfern reaktionärer Staatsbrutalität seine Hilfe, er fühlte nie das Bedürfniß, an die Sache zu *glauben*, die er vertrat — er kannte nur eine Aufgabe und ein Ziel, in dem juristischen Terminhandel, in dem er engagirt war, glücklich zu spekuliren, um mit seinem Clienten auch sein Honorar zu retten. Er war an dem Sieg seiner Sache nicht durch seine Ueberzeugung, nicht einmal durch die Eitelkeit, einen Triumph seiner nervös gesteigerten Kraft zu erleben, sondern lediglich durch geschäftliche Vortheile interessirt. Er hätte sogar gelegentlich einen Märtyrer vertheidigt, wenn es die Eigenschaft von derlei Narren wäre, einen großen Vorschuß zahlen und ein größeres Honorar versprechen zu können. So wurde er zum gewerbsmäßigen Ausbeuter jener skrupellosen Unwahrhaftigkeit, die dem moralinfreien Höhenmenschen gestattet, mit *allen* Mitteln den Erfolg zu erschleichen, dessen er jeweilig bedarf. So verfiel er dem komödiantischen Dualismus, der die echte Ueberzeugung mit gespreiztem Pomp drapirt und naturnothwendig zur sittlichen Paralyse führen muß. Gerade als ein solcher sittlicher Paralytiker aber ist Friedmann nicht ein einzelnes Individuum, sondern ein Typus jener frivolen, feigen und streberischen Unwahrhaftigkeit, die unser ganzes politisch-gesellschaftliches Leben vergiftet.

Wir haben gerade in diesen Tagen keinen Grund den verwahrlosten Rechtsanwalt pharisäisch zu verdammen. Denn was er that, wird gegenwärtig allenthalben geübt, nur nicht immer mit gleicher Fähigkeit und Gerissenheit. Nichts anderes als der Geist Friedmann'scher Advokatenpolitik schwebt über den jammervoll-lustigen Verhandlungen des Reichstags, die uns das große nationale Werk bürgerlicher Rechtseinheit schaffen. Nur ist der Theekönig von Montabaur ein Stümper im Vergleich zu Fritz Friedmann. Sonst aber ist es der gleiche Handel. Gegen ein im Voraus ausbedungenes politisches Honorar hat man es übernommen, das Verbrechen wider den heiligen Geist der Zukunft zu einer nationalen Heldenthat zu galvanisiren und seine parlamentarische Freisprechung zu erzielen. Und die Advokaten der verschiedenen Parteien haben sich unter der Hand verständigt, wie am sichersten die Beute zu bergen. Keine kläglichere Posse haben wir bisher im Reichstag erlebt, als diese hochsommerliche Schnellfabrikation des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Wie wenn es sich um die Aufbügelung eines alten Hutes handelt, die man noch rasch auf der Fahrt zum Bahnhof vornehmen läßt, ehe man die Urlaubsreise antritt! In Frankreich, das gegenwärtig unsere Humanität bewundert, weil wir einem so kläglich besiegten Chinesen, wie Li-hung-tschang, vizekönigliche Ehren erweisen, unterhält sich die Kammer gerade über den Sozialismus, und zwischen Jules Guèsde

und Deschaniel findet eine theoretische Auseinandersetzung über die — Marx'sche Werththeorie statt. Ist bei uns solch eine Höhe parlamentarischer Diskussion auch nur denkbar? Nicht um die ersprießliche Arbeit im Dienste der Zukunft müht man sich bei uns, man ist zufrieden und vergnügt, wenn man durch allerlei Advokatenkenntnisse die gewünschten Beschlüsse erreicht, und auf ministeriellen Abendschmäusen verabredet man die Taktik, wie es zu „machen" sei. Die wichtigsten Kulturfragen der Zeit, die Frauenfrage und das Erbrecht werden durch rasche Beschlüsse erdrosselt, und man ist schon stolz, daß überhaupt hin und wieder etwas geredet wird. Die Gleichberechtigung der Frau hat man prinzipiell abgelehnt, hingegen hat man die Errungenschaft einer neuen Iurophysiologie, welche die Verwandtschaft zwischen Vater und außerehelichem Kinde leugnet, freudig acceptirt und die unheilbare Geisteskrankheit als Ehescheidungsgrund nicht zugelassen, ohne freilich die unabweisbare Konsequenz der Wittwer- und Wittwenverbrennung zu ziehen. In der dritten Lesung holt man vielleicht dies Versäumniß nach und fügt auch noch die Geisteskrankheit als Eheschießungsgrund hinzu. Den Gipfel aber erklomm die Debatte mit dem holden Zwiegespräch über die zwei Frauen des großmüthigen Philipp, des Stifters der ersten deutschen protestantischen Universität. Der volksvertretende Pfarrer Schall hätte bei dieser Gelegenheit einen schönen Anlaß gehabt, Jubilarerinnerungen anklingen zu lassen. Er hätte, statt den bigamischen Fürsten mit seiner starken Sinnlichkeit zu entschuldigen, eher altbiblisch argumentiren sollen, daß die Sünde Philipps heimgesucht worden sei an seinen Kindeskindern, sind es doch fast auf den Tag genau dreißig Jahre her, daß Philipps Nachkomme, der Fürst des Landes mit dem besten Recht, der früheste Verfassung und den geringsten Steuern, nach Stettin, allwo die Cholera herrschte, in die Gefangenschaft geführt wurde und seine Unterthanen die berühmte Chattentreue an einem anderen Objekt bewähren mußten.

Selbst diese kläglichen Debatten aber hätten wir schwerlich erlebt, wenn der Reichstag sich nicht durch den heftigen Kampf um den Hasenschutz verpflichtet gefühlt hätte, nun auch seine Interesse für andere Dinge zu beweisen. Diese Hasendebatte ist ein kulturhistorisches Dokument ersten Ranges, und wenn die Sozialdemokraten ihren Vortheil verstehen, so verbreiten sie die Stenogramme überall auf dem Lande. Das würde mehr wirken als das schönste Agrarprogramm. Denn hinsichtlich des Wildschadens versteht der Bauer keinen Spaß. Wehe dem Jagdpächter bäuerlicher Gemeinde- und Interessentenwälder, der nicht genug mit dem Wildbestand aufräumt! Er kann sicher sein, daß er beim nächsten Verpachtungstermin nicht mehr den Zuschlag erhält. Der Bauer begreift es

einmal nicht, daß er zwar haftpflichtig ist für den Schaden, den sein Hund den Beinkleidern des Nachbarn zufügt, daß aber die Aecker durch Hasen ruhig verwüstet werden dürfen. Er wird schließlich selbst den Jäger spielen, und auf der Strecke wird jenes Edelwild bleiben, das man jetzt hätschelt und hegt. Das ist vielleicht das einzige fruchtbare Ergebniß der leeren Berathung: der Bauer wird mißtrauisch werden gegen den großen junkerlichen Bruder im Osten, der durchaus nicht „im Interesse der Landwirthschaft" für den Wildschaden aufkommen will. Die Advokatenpolitik aber feierte in jener Sitzung ihren größten Triumph: der führende Advokat plaidirte nach rechts und plaidirte nach links, er konnte plaidiren in jeder Richtung, und das Ergebniß war ein glänzender Erfolg. Und wohlgefällig dufteten gen Himmel die kleinen Ueberzeugungsopfer.

Man muß gestehen, daß die Arbeitsmethode des Reichstages nicht immer auf dem jetzigen Tiefstand sich befand. Mit welch' pedantischer Gründlichkeit wurde noch das letzte große Werk sozialpolitischer Gesetzgebung, die Gewerbeordnungsnovelle des Jahres 1891, berathen! Es ist sicher kein Zufall, daß gerade jetzt der Mann vom Schauplatz entfernt worden ist, der mit einem nicht großen, aber doch immerhin anerkennenswerthen sozial-politischen Verständniß jenes Werk zu Stande brachte. Er war doch etwas wie ein Charakter, der preußische Handelsminister v. Berlepsch, er beharrte mit einer gewissen Zähigkeit auf seinen Reformideen, und so ist er nicht mehr zeitgemäß, denn unsere Zeit bedarf Männer, die sich auf die Advokatenpolitik verstehen und die Commissionen ihrer Auftraggeber prompt zu besorgen wissen. Vielleicht fällt nun auch die Bäckereiverordnung, die Herr v. Berlepsch so tapfer gegen das anti-soziale Kartell vertheidigte. Das tapfere Wort, daß die Gegner dieser sozialen Reform zu ihrem Widerstand durch die Furcht gedrängt werden, ihre politische Kundschaft zu verlieren, war in seiner treffenden Offenheit eine Tröstung in all' der Wirrniß tendenziös-taktischer Unehrlichkeiten. Herr v. Berlepsch ist gegangen und Herr v. Stumm ist wieder einen Schritt näher zum Herrschaftsmonopol. Das bürgerliche Gesetzbuch aber verdient es, als Erzeugniß der Stumm'schen Aera zu Stande zu kommen. Ein leuchtendes Beispiel parlamentarischer Fixigkeit und advokatischer Geschäftsgewandheit wird es der Morgenröthe des 20. Jahrhunderts entgegenträumen, wo es wie ein Gespenst aus ferner Zeit erscheinen wird, verscheucht, das ist unsere Sehnsucht, von den jubilirenden Hymnen befreiten Sonnenaufgangsmenschen.

Heute freilich will es unserer Sehnsucht bange werden, denn eigentlich haben wir uns in diesen Tagen so recht aufrichtig weder für das bürgerliche Gesetzbuch, noch für Herrn v. Berlepsch, nicht einmal für Li-hung-tschang interessirt. Wir befinden uns schon wie-

der in Barett und Talar und plaidiren für das, wovon unser Herz nichts weiß. Denn im Grunde war unser ganzes Interesse auf einer kleinen telegraphischen Notiz haften geblieben, die verkündete, daß Frau von Kotze bei der Prinzessin von Meiningen auf Schloß Erdmannsdorff eingetroffen sei. Diese Kunde überrascht uns nämlich in der Lektüre eines Buches, das wir jetzt alle lesen, weil es wegen Unsittlichkeit und Majestätsbeleidigung konfiszirt ist, obwohl es weder unsittlich noch majestätsbeleidigend ist. Gerade gedachten wir diesen langweiligen, einfältigen Colportageroman gähnend bei Seite zu legen, da kam jene Nachricht und nun vertiefte man sich weiter in das „Geheimniß des Ceremonienmeisters." Man interessirt sich wirklich für die sonderbarsten Dinge, wenn man nicht nöthig hat, öffentlich für die großen Fragen der Zeit zu plaidiren. Wir haben Alle etwas nicht nur von der Doppelzüngigkeit des Advokaten, sondern auch von der zweideutigen Bosheit des junkerlichen Jägers. Da hegen wir und füttern wir das edle Wild, wir umkleiden es selbst mit dem mystischen Glanz nationaler Poesie und urgermanischer Gefühlsschwelgerei, wir schützen es und erstreiten ihm das Recht, daß es die plumpen Früchte nüchterner prosaischer Arbeit annage, und alles dies, obwohl wir genau wissen, daß eines Tages die fröhliche Jagd gegen unsere Schützlinge eröffnet wird. Wir schützen viel Wild und Wildschaden in unserer Cultur!

Tat-Twam.

Das Erwerbsintereſſe in der Verkehrspolitik.

Die vielumſtrittene Frage, ob die Verkehrsmittel und in Sonderheit die Eiſenbahnen nach dem Gebührenprinzip zu verwalten ſeien, bei Bemeſſung der Beförderungspreiſe alſo lediglich auf Deckung der Selbſtkoſten Bedacht zu nehmen ſei, oder ob auch bei ihnen das Gewinnprinzip, und bejahendenfalls, in welchem Umfange anzuwenden ſei, iſt kürzlich in der Wiener Wochenſchrift „Die Zeit“ von neuem erörtert worden. Auch für unſer Wirthſchaftsleben iſt dieſe noch keineswegs ausreichend geklärte Frage von großer Bedeutung. In dem benachbarten Oeſterreich iſt ſie deshalb beſonders „brennend“, weil dort der endgültige Uebergang zum Staatsbahnſyſtem in Folge des unglückſeligen Hin- und Herſchwankens der Eiſenbahnpolitik mit ganz ungeheuren Opfern erkauft worden iſt und die Erträgniſſe der Staatsbahnlinien unter dieſen Umſtänden zur Verzinſung oder gar Tilgung der in ihnen angelegten Kapitalien bei Weitem nicht ausreichen. Im Gegenſatz dazu haben die Deutſchen Staaten entweder von vornherein eine zielbewußte Staatsbahnpolitik verfolgt oder ſie ſind noch zu rechter Zeit endgültig dazu übergegangen. Insbeſondere iſt Preußen bekanntlich in der glücklichen Lage, dank einer energiſchen und geſchickten Verſtaatlichungsaktion alle bis dahin in den Händen von Aktiengeſellſchaften geweſenen Eiſenbahnlinien von irgend welcher Bedeutung mit wenigen, verſchwindend geringen Ausnahmen unter für den Staat, die Geſammtheit im Allgemeinen ſehr günſtigen Bedingungen erworben zu haben. Dieſer erfreuliche Zuſtand wird am deutlichſten durch die Thatſache gekennzeichnet, daß die preußiſche Staatseiſenbahnverwaltung ſeit der Vollendung des großen Werkes der Verſtaatlichung einen faſt mit jedem Jahre oft ſehr beträchtlich ſteigenden Reinertrag abwirft, der nicht allein zur landesüblichen Verzinſung und angemeſſenen Tilgung des Anlagekapitals ausreicht, ſondern weit darüber hinaus die Verwendung gewaltiger Summen für allgemeine Staatszwecke ermöglicht, und das trotz der gewaltigen Laſten, die ihr im Intereſſe der Landesvertheidigung, des Heerweſens, der Reichspoſt und anderer Zweige der ſtaatlichen Verwaltung auferlegt ſind. Bei der jüngſten Eiſenbahndebatte im Landtage wurde darauf hingewieſen, daß wir zur Zeit die Hälfte unſerer geſammten Staatsbedürfniſſe aus den Einnahmen der Eiſenbahnen decken. So erfreulich dieſes Verhältniß in einer Hinſicht iſt, weil es der Nothwendigkeit überhebt, die Steuerſchraube auf einem Ende anzu-

ziehen, wo sie ohnehin vielleicht schon als drückend empfunden wird, so hat es doch, wie im Landtage zutreffend hervorgehoben wurde, auch seine großen und bedenklichen Schattenseiten. Nicht allein, daß die allgemeine Finanzlage in immer größere Abhängigkeit von den Einnahmen der Eisenbahnen geräth, für diese selbst entsteht die große Gefahr, daß sie im Uebermaße als gewinnbringendes Unternehmen behandelt werden und daß ihr Hauptzweck darüber vernachlässigt wird, einer gesunden, den wirthschaftlichen, geistigen und sittlichen Bedürfnissen des Landes entsprechenden Entfaltung und Förderung des Verkehrs zu dienen.*) Und gerade unter diesem Gesichtspunkte ist eine klare und befriedigende Beantwortung der hier aufgeworfenen Frage auch für Deutschland von allergrößtem Interesse.

Die Auffassung des Reichsrathsabgeordneten Prof. Dr. J. Kaizl, in einer „Passive Eisenbahnen" überschriebenen Abhandlung deckt sich in den Hauptzügen mit dem Standpunkt, den gelehrte Volkswirthe, wie Ad. Wagner, Gustav Cohn u. A. vertreten, und der bekanntlich darin gipfelt, daß die Verwaltung der Verkehrsmittel auch als Einnahmequelle für allgemeine Staatszwecke unter gewissen Voraussetzungen und Beschränkungen berechtigt ist. Ein hervorragender Fachmann, Freiherr Dr. Friedrich v. Weichs-Glon, ist in einer sehr beachtenswerthen Schrift „Das finanzielle und soziale Wesen der modernen Verkehrsmittel" (Tübingen 1894) hierin noch beträchtlich weitergegangen. Meine davon abweichende Auffassung ist in der im vorigen Jahre erschienenen Schrift „Soziale Verkehrspolitik" niedergelegt, auf die ich hier verweisen kann. Ich möchte mich deshalb, schon in Rücksicht auf den mir zur Verfügung stehenden Raum, in der Hauptsache auf eine kritische Beleuchtung der Ausführungen der Gegenseite beschränken.

Rudolf Graf Czernin wirft als Entgegnung auf die Abhandlung des Prof. Kaizl die Frage auf: „Sollen Staatsbahnen rentiren?" und gelangt im Gegensatz zu Kaizl dahin, sie zu verneinen. Er beginnt seine Darlegungen mit dem zutreffenden Hinweis darauf, daß die heute auch in Oesterreich „zum leitenden Prinzip der Verkehrspolitik" erhobene Verstaatlichung der Eisenbahnen mit dem klaren Zweck ins Leben getreten sei, „daß der Staat gegenüber der ihm obliegenden Mission des Schutzes und der Hebung der Volkswirthschaft jenen Einfluß zurückgewinne, der ihm von Rechtswegen gebührt. Im Staatsbahnwesen sollte die Volkswirthschaft ihren Hort finden, und sie hoffte erleichtert aufathmen zu können, nach Beseitigung eines Systems, welches in Verkennung der wahren Ziele des Eisenbahnwesens nur Ausbeutung und Unzufriedenheit des Publikums im Gefolge hatte."

„Verstaatlichung ohne gleichzeitige Verwohlfeilung des Transportes wäre der schlechteste Dienst gewesen, welcher der Volkswirthschaft von den Vertretungskörpern geleistet werden konnte. Die öffentliche Meinung hätte in einem Wechsel der Verwaltung, wenn er nicht auch von einem Wechsel des ganzen Systems begleitet gewesen wäre, ein Danaergeschenk gesehen und von

*) Vergl. hierzu Nr. 81.

der fiskaliſchen Verwaltung ein Anſpannen der Tarife kaum bereitwilliger entgegengenommen, als es aus dem Grunde des Ertragsbedürfniſſes privater Erwerbsgeſellſchaften zum Schaden des wirthſchaftlichen Lebens hatte geduldet werden müſſen. Aber", ſo fährt er fort, Niemand behauptet, daß der Grundſatz niedriger Tarife ohne jede Einſchränkung an und für ſich ſchon gut ſei, und es hieße unſtreitig ſich in Illuſionen wiegen, wenn man glauben wollte, die Volkswohlfahrt gewinne auf der einen Seite, wenn ſie auf der anderen gleichzeitig durch Anziehen der Steuerſchraube gekuebelt werden müßte, weil Eiſenbahndefizite zu einem Factor im Staatshaushalte geworden ſeien. Hier iſt die Grenze für die Herabſetzung der Transportgebühren zu ſuchen: das Transportweſen der Eiſenbahnen darf nicht paſſiv, darf nicht zu einer Laſt für den Staatshaushalt werden, und dementſprechend ſind die Tarife zu reguliren, daß ſie niemals unter die Selbſtkoſten herabſinken."

„Die Kardinalfrage, um die ſich Alles dreht, iſt die: Soll ſich die Staatsbahn begnügen, ihre Koſten aus den Transporteinnahmen zu decken, und welches ſind die Koſten, die ihr aufgerechnet werden dürfen, oder hat ſie überdies noch die Anſammlung von Ueberſchüſſen zu erzielen?"

Czernin will nun aber nur die Koſten des Betriebes aus den Einnahmen des Betriebes (richtiger Verkehrs) gedeckt wiſſen. Mit der Verzinſung und Tilgung der in den Eiſenbahnen angelegten Kapitalien iſt es nach ſeiner Anſicht „eine ganz andere Sache". Er beruft ſich dabei darauf, daß weder bei der Anlage von Landſtraßen nach einer Verzinſung ihrer Koſten gefragt worden ſei, noch, daß man in irgend einem Lande öffentliche Flüſſe und Kanäle als Ertragsobjekte angeſehen habe. Bei dieſem wenig zutreffenden Vergleich wird überſehen, 1. daß Landſtraßen der allgemeinen Benutzung doch wohl in ganz anderem Maße zugänglich ſind, und auch thatſächlich dienen, als Eiſenbahnen; 2. daß bei der Anlage von Landſtraßen eine Heranziehung der nächſtbetheiligten Kreiſe, die den Hauptnutzen davon haben, in ganz anderem Umfange ſtattgefunden hat und noch ſtattzufinden pflegt, wie bei den Eiſenbahnen. Nur die Kleinbahnen, und dieſe aus guten, hier nicht näher zu erörternden Gründen, bilden ein Gegenſtück dazu. Drittens wird überſehen, daß wo die Koſten mindeſtens der Unterhaltung nicht von den einzelnen Benutzern eingehoben werden, das nicht deshalb geſchieht, weil die Landſtraßen der Geſammtheit der Bevölkerung annähernd gleichmäßig von Nutzen wären, ſondern weil ſich die Koſten der Einhebung unverhältnißmäßig hoch ſtellen und es ſich aus dieſem Grunde empfiehlt, die Unterhaltung der Landſtraßen und die Verzinſung ihres Anlagekapitals aus dem allgemeinen Steuerſäckel der betheiligten Verbände zu beſtreiten. Wenn aber, auch bei uns in Deutſchland, „die eingehobene Waſſermauth den Anlagekoſten gegenüber kaum in Betracht kommt", ſo iſt dies ein Zuſtand, der einer unrichtigen Auffaſſung von der Gleichmäßigkeit der Vortheile entſpringt, die der Geſammtheit aus der Regulirung von Flüſſen und der Herſtellung von Kanälen erwächſt. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, ſind wir bei uns auf dem beſten Wege, den hiermit begangenen Fehler wieder gut zu machen. Daß dies nur ganz allmählich und mit größter Schonung alt-

überkommener Verhältnisse geschehen kann, ist selbstverständlich. Ueber das auch von Kaizl betonte berechtigte Bedenken, daß Eisenbahnen mit passivem Ergebniß die große Masse der Besitzlosen mitbelasten wesentlich zu Gunsten der wirthschaftlich leistungsfähigeren Hauptnutznießer in den Kreisen des Großhandels, der Großindustrie und des Großgrundbesitzes, darüber geht Czernin, wie mir scheinen will, etwas leicht mit dem billigen Troste hinweg, daß der moderne Staat mancherlei Ungerechtigkeit begehe und daß die Art und Weise der Steuernmlage und -Einhebung sicherlich nicht die geringste sei. Aber, sagt Czernin, „solange nicht mit dem bestehenden Steuersystem gebrochen und eine gerechte Vertheilung der Lasten erzielt worden ist, müssen die Steuern in ihrer heutigen Gestaltung jenen Aufgaben und Zwecken dienstbar gemacht werden, für welche sie ihrer Natur nach bestimmt sind. Das sind nun die Erhaltung des Staates und der das allgemeine Beste betreffenden Anstalten, sei es materieller, sei es idealer Natur. Wie die Kosten für Straßen und Kanäle durch Steuern und Umlagen gedeckt werden müssen, so nicht minder die Ausgaben für andere allgemeine wirthschaftliche und sociale Einrichtungen, einerlei, ob der einzelne an denselben partizipiren zu wollen erklärt, oder nicht."

Richtig ist, daß alle allgemeinen kulturellen Bedürfnissen dienenden Veranstaltungen ihren Benutzern wenn nicht unentgeltlich, so doch möglichst billig zugänglich gemacht werden müssen, um möglichst breite Volksschichten an ihren Vortheilen theilnehmen zu lassen und auch den Aermsten nicht davon auszuschließen. Etwas anderes aber ist es, wenn öffentliche Veranstaltungen, gleich den Eisenbahnen, und daß diese dazu gehören, wird heute kaum noch irgendwo bestritten, ihren Benutzern neben unwägbaren ideellen auch materielle Vortheile gewähren, die für jeden einzelnen sehr wohl abmeßbar sind. Wenn z. B. bei der Rechtspflege nicht darauf ausgegangen wird, daß sie ihre Kosten auch einbringe, sondern nur darauf gesehen wird, was sie dem Einzelnen und der Gesammtheit leistet und nützt, so ist das zweifellos ganz in der Ordnung, und niemand kann sich darüber beklagen, daß er zur Aufbringung dieser Kosten mit herangezogen wird, genießt er doch unter allen Umständen mindestens den Schutz und die Sicherheit, den eine geordnete Rechtspflege verbürgt. Gleichwohl wird auch hier der immittelbare Nutzen nicht außer Acht gelassen, der dem Einzelnen aus einer Leistung der Rechtspflege erwächst. Soweit er in der privaten Rechtspflege überhaupt meßbar ist, steht ihm eine Gegenleistung gegenüber, die dem Nutzen der Leistung nach Möglichkeit angepaßt wird. Und bei den Eisenbahnen, bei denen allgemeine ideelle und kulturelle Interessen nicht annähernd in gleichem Maße auf dem Spiele stehen, wie bei der Rechtspflege, bei den Eisenbahnen, deren Leistungen nach ihrem Werthe für jeden Nutznießer sich fast in jedem einzelnen Falle auf Heller und Pfennig einschätzen lassen, bei ihnen sollte davon abgesehen werden, jeden Benutzer nach dem Maße seiner wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit und dem Nutzen, den er aus den Transportleistungen zieht, zur Tragung ihrer Kosten heranzuziehen! Sie sollten nach Czernins Wunsch, ein der steuerpolitischen Fürsorge nicht minder würdiges Objekt sein, wie Justizpaläste, Gefängnisse, Kasernen? Wenn eine —

wirthſchaftliche — Gleichſtellung der Eiſenbahnen mit dieſen, ohne Zweifel ſehr nothwendigen und nützlichen, aber ökonomiſch nicht nur ertragsloſen, ſondern alljährlich noch beträchtliche Aufwendungen erfordernden Veranſtaltungen wirklich ein erſtrebenswerthes Ziel wäre, dann dürfte folgerichtig auch bei den Eiſenbahnen auf Deckung der Koſten ihres Betriebes aus den Verkehrseinnahmen kein großes Gewicht gelegt werden. Und andererſeits, wenn an dieſer Forderung feſtgehalten wird, weshalb ſollte dann bei ihr ſtehen geblieben werden, ſtatt mindeſtens auch eine landesübliche Verzinſung des Anlagekapitals als berechtigt anzuerkennen! Ueber die Nothwendigkeit einer gleichzeitigen Tilgung des Anlagekapitals kann man verſchiedener Meinung ſein. Mir erſcheint ſie z. B. nicht geboten, ſolange die Eiſenbahnen mit ihrem liegenden und beweglichen Zubehör in einem Zuſtande erhalten werden, der gegen die urſprüngliche Anlage mindeſtens keine Verſchlechterung, keine Entwerthung bedeutet. Wo liegt aber die Grenze, wenn man zugiebt, wie auch Czernin es thut, daß die Eiſenbahnen als ein meßbare Werthe ſchaffendes Verkehrsmittel auf eine dieſen Werthen entſprechende Gegenleiſtung nicht verzichten dürfen? Aus welchem Grunde ſollen ſie ſich darauf beſchränken, nur die Koſten des laufenden Betriebes zu decken und wenn nicht, wie weit dürfen ſie darüber hinausgehen? Die Beantwortung dieſer Fragen hängt m. E. davon ab, ob man mit Kaizl und all denen, auf die er ſich dabei ſtützen kann, anerkennt, daß es die Kaufleute und Spediteure, die Induſtriellen, Bergwerks-, Hütten- und Großgrundbeſitzer ſind, mit einem Wort die wirthſchaftlich leiſtungsfähigeren Glieder der Volksgemeinſchaft, die die Eiſenbahnen, mindeſtens zur Güterbeförderung, in größtem Maße unmittelbar in Anſpruch nehmen, und daß die übergroße Menge der Beſteuerten thatſächlich dabei ausgeſchloſſen bleibt. Nach der Anſicht Kaizl's und ſeiner Gewährsmänner iſt dies eine „unbeſtrittene Thatſache". Und auch mir iſt bisher noch nichts zu Geſicht gekommen, was dagegen ſpräche oder gar für das Gegentheil beweiskräftig wäre. Wird dieſer Zuſtand aber als thatſächlich vorhanden anerkannt, und auch Czernin beſtreitet ihn nicht, ſo wird man ſelbſt gegenüber den unleugbaren, aber auch unwägbaren ideellen und kulturellen und den kaum minder ſchwer meßbaren materiellen Vortheilen der Eiſenbahnen für die Geſammtheit als ſolche, ſchlechterdings nicht umhin können, zu fordern, daß die Eiſenbahnen ihre vollen Koſten, alſo mindeſtens die Koſten ihres Betriebes und der Verzinſung ihres Anlagekapitals aus ihren eigenen Einnahmen decken und danach ihre Beförderungspreiſe bemeſſen. Jede andere Art der Verwaltung, die zur Deckung dieſer Koſten den allgemeinen Steuerſäckel zu Hülfe nähme, wäre dann eine durch nichts gerechtfertigte und vom Standpunkt der ſozialen Gerechtigkeit verwerfliche Begünſtigung einer verhältnißmäßig kleinen Minderheit von wirthſchaftlich Starken auf Koſten der großen Mehrzahl der wirthſchaftlich Schwachen. Und daß dieſe etwa an dem unmittelbaren Nutzen der Eiſenbahnen einen größeren Antheil hätten, wie ihre kapitalkräftigeren Mitbürger, wird niemand ernſtlich behaupten können, der die auf beide Seiten entfallenden Mengen davon mit der Zahl derer vergleicht, die an jenem Nutzen betheiligt ſind. Der Perſonenver-

kehr ist von Kaizl nicht in Betracht gezogen worden und kann auch hier übergangen werden, weil er im Eisenbahnverkehr, soweit es sich um die Einnahmen daraus handelt, bei weitem nicht die gleiche Bedeutung hat wie der Güterverkehr, und weil sich im Personenverkehr die Benutzung der Eisenbahnen viel gleichmäßiger auf die verschiedenen Volksschichten vertheilt.

Selbst wenn aber die materiellen Vortheile der Eisenbahnen insgesammt allen Kreisen der Bevölkerung völlig gleichmäßig, im Verhältniß zu ihrer wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit, zu gute kämen, selbst dann bliebe es richtiger, für die Kosten der Eisenbahnen in ihren Beförderungspreisen Deckung, und zwar vollständige Deckung, zu suchen, als ganz oder auch nur theilweise auf dem Wege der Besteuerung. Denn vor dieser hat jene Art der Erhebung den großen Vorzug, daß sie Leistung und Gegenleistung am genauesten in Einklang zu bringen vermag und daß sie zudem kaum nennenswerthe Kosten verursacht. Wenn in Oesterreich aus Gründen, die schon erwähnt wurden, das für die Staatseisenbahnen aufgewendete Kapital ihren wirklichen Werth beträchtlich übersteigt, so ist das ein Verhältniß, das die hier erörterten grundsätzlichen Fragen wenig berührt und das Ergebniß dieser Untersuchung keinesfalls beeinflussen kann.

Wenden wir uns nun zu der weiteren Frage, ob über die völlige Deckung der Selbstkosten hinaus ein Gewinnüberschuß aus den Verkehrseinnahmen mit den Aufgaben und Zielen einer richtig geleiteten Verkehrsanstalt von dem Charakter einer Staatseisenbahnverwaltung verträglich ist. Daß jeder Ueberschuß über die vollen Selbstkosten mit dem oben gekennzeichneten Zweck der Verwaltung unvereinbar, seiner Erfüllung hinderlich ist, leuchtet ohne weiteres ein. Wie ich schon an anderer Stelle ausgeführt habe, können und dürfen aber die Verkehrsmittel und ihre Verwaltung nicht als etwas im Staate für sich Bestehendes angesehen werden, das, ohne Zusammenhang mit dem übrigen Organismus und ohne Rücksicht auf ihn, nur auf Steigerung der eigenen Leistungsfähigkeit und darauf Bedacht zu nehmen hat, den Abnehmern (Konsumenten) der eigenen Leistungen möglichst viele Vortheile zu gewähren. Gleich den verschiedenen Gebieten des staatlichen Lebens können auch die einzelnen Zweige der staatlichen Verwaltung nur immer als Theile des großen Ganzen in Betracht kommen. Sie alle haben nur das eine Ziel: die allgemeine Wohlfahrt. Diesem Ziele mit solchen Mitteln und auf solchen Wegen nachzustreben, daß kein Theil den anderen in seiner Thätigkeit behindert oder ihm gar entgegenwirkt, wie es leider immer noch vielfach geschieht, darin besteht eine ihrer hauptsächlichsten Aufgaben. Nur durch harmonisches Zusammenwirken, durch völlige Uebereinstimmung wenigstens in den verschiedenen Grundzügen, kann das gemeinsame Ziel erreicht und bewirkt werden, daß keiner der einzelnen Theile zum Schaden des Ganzen in seiner Entwicklung und Wirksamkeit zurückbleibt. Und so lange nicht eine Besteuerung durchgeführt ist, die jeden Staatsbürger möglichst genau im Verhältniß seiner wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit zu den für die allgemeinen Staatszwecke erforderlichen Aufwendungen heranzieht, so lange namentlich unentbehrliche Gegenstände de

täglichen Bedarfs und Verbrauchs der Maſſen einer Beſteuerung unterliegen, die den Aermeren viel härter trifft als den Wohlhabenderen, weil dieſe Gegenſtände einen viel größeren Theil ſeines Einkommens beanſpruchen, ſo lange wird gegen die Erhebung einer Verkehrsſteuer in Geſtalt von Ueberſchüſſen aus der Verwaltung der Verkehrsmittel, hier in Sonderheit der Eiſenbahnen, nichts Durchſchlagendes eingewendet werden können. Namentlich nicht im Hinblick auf die erwähnte Thatſache, daß die Vortheile der Eiſenbahnen weitaus überwiegend den ohnehin beſſergeſtellten Volkskreiſen zufallen. Den „klaſſiſchen Vorgang“ zur Rechtfertigung dafür ſieht G. Cohn in der finanziellen Behandlung der engliſchen Poſtverwaltung, die „herkömmlich und durch die Wandlungen der Rowland-Hill'ſchen Portoreform hindurch einen reinen Ueberſchuß für die Staatsfinanzen abgeworfen hat, zur Zeit etwa 60 Millionen Mark und darüber abwirft.“

Den mancherlei irrigen Auffaſſungen Ezernin's im einzelnen nachzugehen, iſt hier nicht der Ort. Nur ſo viel ſei noch bemerkt, daß es „für das allgemeine Beſte“ keineswegs gleichbedeutend iſt, ob der Staat oder private Unternehmer aus den Verkehrsmitteln Ueberſchüſſe herauswirthſchaften, weil ſie im zweiten Falle zur Bereicherung einer kleinen Minderheit dienen, im erſten Fall aber der Geſammtheit der Steuerzahler zu gute kommen. Und wenn er meint, daß „die Spekulation und Ausbeutung ſeitens des Privatkapitals“ in der ſtaatlichen Tarifhoheit und dem Walten der Aufſichtsbehörde immerhin eine gewiſſe Schranke gefunden habe, während der Staat als alleiniger Beſitzer der Eiſenbahnen eine ſolche Schranke nicht anzuerkennen brauche, ſo zieht er dabei weder die Einwirkung der Volksvertretung, noch die Macht der öffentlichen Meinung in Betracht. Beide haben ſich doch verſchiedentlich ſchon recht wirkſam gezeigt, wo es galt, einer geſunden, volksthümlichen Auffaſſung zum Siege zu verhelfen. Welch' geringen Werth dagegen die früher ſo hoch geprieſene „freie Konkurrenz“ auch im Verkehrsweſen hat, dafür fehlt es weder im In- noch im Auslande, auch in England nicht an den unzweideutigſten Beweiſen.

Endlich ſei noch auf einen Punkt hingewieſen, dem häufig, auch von Ezernin, eine ganz irrige Bedeutung beigemeſſen wird. Daß jede Herabſetzung der Beförderungskoſten, jede Erſparniß im Großbetriebe ſich jedem, auch dem kleinſten Konſumenten, fühlbar mache, wäre zwar ſicherlich ſehr zu wünſchen. Eine reichhaltige praktiſche Erfahrung lehrt aber, daß zwar jede Erhöhung der Erzeugungskoſten in der Regel, oft in ſehr erheblicher Steigerung, auf die Maſſe der Verbraucher abgewälzt wird, jede Ermäßigung aber, und ſei ſie noch ſo beträchtlich, ſich nur mit großen Abſchwächungen bis zu ihnen fortſetzt, ja ſich auf dem Wege mitunter bis auf ein Nichts verflüchtigt. Das beweiſt, daß die Höhe der Beförderungskoſten thatſächlich nicht die Bedeutung hat, die ihr von vielen Seiten zugeſchrieben wird.

Guben. Otto de Terra.

Der 7. evangelisch-soziale Kongreß.

Verschiedene Umstände sind es gewesen, die im letzten Winter die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die evangelisch-soziale Bewegung gelenkt haben. Freiherr v. Stumm hat die Christlich-Sozialen, die im Saargebiet bisher so ziemlich die einzigen gewesen sind, die ihm gegenüber eine selbstständige Meinung gehabt haben, mit seinem besonderen Zorne bedacht und von Zeit zu Zeit gegen sie Stimmung zu machen versucht. Er hat es durch sein Auftreten dahin gebracht, daß der Wahlkreis Saarbrücken das nächste Mal vielleicht dem Zentrum anheimfällt. Mit ihm ist es eine Reihe einflußreicher Leute, die sich einen gewissen Einfluß auf die Regierung verschafft haben und die seit Jahr und Tag, namentlich aber im letzten Winter, gegen die besonnene soziale Strömung unter den Gebildeten Front gemacht haben und der sozialen Gesetzgebungsmaschine Halt gebieten. Von der Leitung der konservativen Partei wurden sieben Geistliche den Kirchenbehörden überantwortet, und die preußische Kirchenbehörde suchte durch einen vielbesprochenen Erlaß den Geistlichen für ihre soziale Thätigkeit Richtlinien vorzuzeichnen. Zuletzt war es das kaiserliche Telegramm an Geheimrath Hinzpeter über die Christlich-Sozialen, das das öffentliche Interesse stark in Anspruch genommen hat.

Aus allen diesen Gründen war man gespannt auf den Verlauf des Stuttgarter evangelisch-sozialen Kongresses. Er war außerordentlich zahlreich besucht, wie bisher noch keiner. Man hörte von Manchem: Eigentlich wollte ich nicht herkommen, aber das Kaisertelegramm hat mich hergetrieben, von Anderen: Jetzt müssen wir fest zusammenstehen, wo vieler Augen sich auf uns richten. Stuttgart war auch für den Kongreß vortrefflich geeignet. Die Schwaben sind von jeher vorausblickende Leute gewesen, die das über sie umgehende Sprichwort mit der That Lügen strafen. Sie haben sich der jungen zukunftsreichen evangelisch-sozialen Bewegung sehr zahlreich angeschlossen. Männer und Frauen aller schwäbischen Parteien mit Ausnahme der sozialdemokratischen sah man auf dem Kongreß. Er bildete einen Einigungspunkt über dem, was sonst

die Parteien trennt. In manchen Punkten sind die Schwaben auch bereits den übrigen deutschen Staaten voraus, so in Bezug auf die Vereinsgesetzgebung, auf das Wahlrecht für städtische Vertretung wie für den Landtag.

Eine Gruppe hatte diesmal den Kongreß weniger gut besucht, das war die Stöckersche Gruppe. Verschiedene Vorgänge hatten kurz vor dem Zusammentritt des Kongresses zum Austritt des früheren Hofpredigers Stöcker geführt. Es war weniger der sog. Scheiterhaufenbrief, als die Art, wie Stöcker ihn in der Oeffentlichkeit vertheidigte, die mehreren Mitgliedern des Aktionskomitees schweren Anstoß bereitet hatte. Noch verschiedenes andere war hinzugekommen, und wiewohl die Bedenken nicht öffentlich, sondern privatim vorgebracht waren, nahm Stöcker Veranlassung aus dem Aktionskomitee auszuscheiden. In der Ausschußsitzung, die am Tage vor der Eröffnung des Stuttgarter Kongresses stattfand, platzten die Geister hart auf einander. Aber es gelang Frieden zu stiften und die Zukunft des Kongresses vollständig sicher zu stellen. Man faßte eine Resolution, die für Stöcker ehrenvoll lautete. Man sprach ihm den Dank der Versammlung aus dafür, daß er den Kongreß ins Leben gerufen und die Jahre seither wesentlich zu seiner günstigen Gestaltung beigetragen; man hoffe auch in Zukunft ein freundschaftliches Zusammengehen. Stöcker schien befriedigt zu sein, er antwortete freundlichst: Heil und Sieg der christlich-sozialen Sache. Namentlich die Bayern hatten gefürchtet, durch die Trennung Stöckers würde der Kongreß eine bedenkliche Linksschwenkung vollziehen, und waren darum nur in sehr geringer Anzahl auf dem Kongreß erschienen. Wahrscheinlich ist's ja, daß der Kongreß nun von links her mehr Zuzug erhalten wird, denn die Linke hatte sich bisher zum Theil durch eine Abneigung gegen die Person Stöckers von der Betheiligung am Kongreß fern gehalten. Indeß hat der Kongreß durch Zuwahl rechts stehender Mitglieder in den Ausschuß bezeugt, daß er daran fest halten will, daß in dem Kongreß alle religiösen Richtungen vertreten seien und zu gemeinsamer sozialer Arbeit sich zusammenschließen sollen.

Der Kongreß behandelte zuerst das Thema vom Recht der sozialen Thätigkeit der Geistlichen in ihren Grenzen. Man erzielte hierüber im Wesentlichen vollständige Einigkeit. Man wies das Verlangen der „Kons. Korrespondenz" ab, daß die Geistlichen nur in dem Sinne sozial thätig sein sollte, der einer gerade herrschenden Strömung der konservativen Partei genehm sei. Man richtete auch scharfe Worte gegen den preußischen oberkirchenräthlichen Erlaß vom vorigen Winter, der zu sehr den Verdacht aufkommen ließe, als stünde der Oberkirchenrath unter dem starken

Einfluß einer antisozialen Strömung unter den herrschenden Klassen und folge nicht der Aufgabe Christi, vorzugsweise den Armen das Evangelium zu predigen. Man vertrat auch bei aller Ehrerbietung gegen den Kaiser die Ansicht, daß es den Pastoren wohl erlaubt sein müsse, Politik zu treiben, wie die anderen Staatsbürger, weil erwachsene Männer ihre christliche Liebe vor allem in der Art ihrer Politik bethätigen müßten. Das Christlich-Soziale sei nicht in jeder Art und jeder Strömung eine Vermischung von Politik und Christenthum. Es gebe eine sehr gesunde Art und Weise die sozialen Gedanken des Christenthums für das Volksleben fruchtbar zu machen. Unsere wirthschaftliche Entwickelung, die bisher viel zu sehr von technischen und physischen Grundlagen beeinflußt sei, habe es sehr nöthig mit sittlichen Gedanken durchwoben zu werden, daß sie die Ausbildung des menschlichen Charakters nicht hemmt oder schädigt, sondern fördert.

Das berührt am Kongreß so wohlthuend, daß die monarchischen und nationalen Gedanken bei aller Schärfe gegen gewisse Grundschäden unseres Volkslebens auch bei entschiedener Stellungnahme gegen Schäden in den nationalen Parteien und dem über das Nationale übergreifenden Charakter des Christenthums — daß dabei doch die Monarchie und der deutsche Name keine wärmeren Vertreter hat, als die Führer des Kongresses. Offenheit und Wahrhaftigkeit haben von jeher die Monarchie mehr gestützt, als blinde Willfährigkeit. Und die Betonung der nationalen Ehre ist nur dann kein leerer Schall, wenn man das Vaterland allen seinen Bürgern lieb und werth zu machen sucht, auch denen, die bisher noch manchen Seufzer ausstoßen und die unter dem Druck gewisser Mängel unseres Volkslebens noch nicht genügend Verständniß haben für die Herrlichkeiten unseres Vaterlandes. Die größten Beifallstürme brachen aus, wenn die Redner Nationales und Soziales zu engem Bunde vereinigen zu wollen erklärten. Für die Geistlichen erkannte man mancherlei Schranken bei ihrer öffentlichen Wirksamkeit an. Ja mancher, der die sozialen Geistlichen nur vom Hörensagen kennt, wäre verwundert gewesen, wie viele Selbstkritik sie an ihrer Wirksamkeit übten, wie sie Schritt für Schritt bemüht waren, weise und besonnen die rechten Richtlinien für ihre Thätigkeit zu ziehen, damit sie weder der Sache noch dem Amte schadeten.

Der Vortrag über die soziale Bedeutung des Handels führte auf ein außerordentlich umstrittenes Gebiet, wo der Kongreß gleich zeigen konnte, ob er besonnen denkt und sich von Verquickung von Religion und Politik fern hält. Von dem einen wird heute die Bedeutung des Handels über-, von dem anderen unterschätzt, hier wirft man ihm einen

seiner Thätigkeit entsprechend zu großen Gewinnantheil am Gewerb vor, dort hält sich der Handel zu sehr gedrückt durch die Zeitlage. Jedenfalls sind heute die Klein- und Großhändler diejenigen, die noch am meisten der überwundenen Manchestertheorie des uneingeschränkten Wettbewerbes, des zügellosen Gehenlassens anhängen. Nirgends sind auch die Fragen, ob dem Groß- oder dem Kleinbetrieb die Zukunft gehört, umstrittener, als auf dem Gebiete des Handels, nirgends platzen die Geister mehr auf einander, als wenn man über den Werth der Konsumvereine redet. Grade für den Handel wird darum der Kongreß noch am meisten sittliche und philosophische Arbeit zu leisten haben. Bei dem Meinungsaustausch selbst war es zu bedauern, daß eigentliche Vertreter des Handelsstandes kaum vorhanden waren und darum ihre Ansicht nicht darlegen konnten. Allmählich werden auch diese sozial denken lernen.

Der dritte und letzte Vortrag beschäftigte sich mit dem Problem der Arbeitslosigkeit und dem Recht auf Arbeit. Professor Delbrück ging auf der Linie sozialer Reformbestrebungen recht weit, wenn er ein Recht auf Arbeit festzulegen suchte. Mit Recht verwahrte er sich dagegen; als ob er den Trieb des Eigeninteresses schwächen oder das Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit verringern wolle, indem er etwa den Menschen die Pflicht sich Arbeit zu suchen abnähme. Die Pflicht sich einen Beruf frei zu wählen bliebe bestehen; Berufsarbeit könne man keinem Menschen verschaffen, wenn in einem Beruf gerade eine Stockung in der Nachfrage, eine Ueberfüllung des Angebotes vorhanden sei. Aber es ist sowohl eine Pflicht der Nächstenliebe wie ein Gebot der Noth, denjenigen, die durch die Schuld der heutigen wirthschaftlichen Verhältnisse die Arbeit und damit den Lebensunterhalt verlieren, zu helfen, nicht nur durch Armenunterstützung, sondern durch Beschaffung von Arbeit, wenigstens von Notharbeit, die nicht so gelohnt zu werden brauche als Berufsarbeit. Solche Notharbeit aber ließe sich im Kleinen wie im Großen heute noch genügend nachweisen, von Kommunen, wie vom Staat. Die Selbsthilfe aber müsse man anregen durch Sparen, nur daß dies nicht in das Belieben der Einzelnen zu stellen sei, sondern die Gesellschaft muß Mittel in die Hände bekommen, die nachlässigen und unordentlichen Glieder zum Sparen zu zwingen. Die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit ist ja von manchen Arbeiterorganisationen bereits angebahnt und theilweise durchgeführt. Sie sind nicht vollständig im Stande, die Frage zu lösen, deshalb mußte auch hier der Staat eingreifen.

Es war nicht Aufgabe des Delbrückschen Vortrags, wie auch nicht der anderen, in technische Einzelheiten und genaue Vorschläge sich einzulassen, sondern der Kongreß will die öffentliche Meinung beeinflussen, er

will aus der Kenntniß der untersten Schichten des Volkes heraus und dem zarten Verständniß für die Schmerzen der Volksseele und dem feinen Gefühl für das sittlich Schickliche und Nothwendige den Finger auf Wunden legen und alle einsichtigen Kreise zur Hilfe auffordern. Die Frage der Arbeitslosigkeit ist eine der wichtigsten und schwierigsten der Gegenwart. An ihrer Lösung müssen sich die verschiedensten Geister versuchen. Herzerquickend war die große Einmüthigkeit unter den Männern und Frauen des Kongresses. Sonst haben die älteren und jüngeren Strömungen manchen Streit ausgefochten. Verschwunden sind die Gegensätze nicht, man merkte sie zwischen den Reden und Worten hindurch. Aber sie sind doch nicht mehr als Tenor und Baß beim Duett, sie stören nicht den Zusammenklang, sondern dienen zur Belebung.

Eins beginnt der Kongreß allmählich zu erreichen. Die soziale Frage ist für die Kirche, für den Geist des Christenthums der Beweis, ob die idealen Kräfte des christlichen Glaubens noch heute eine Kulturmacht ersten Ranges sind, die die Menschheit vorwärts treiben können. Würden die zielbewußten Kräfte des Christenthums hier versagen, so würde man über sie zur Tagesordnung übergehen. Es scheint aber, daß die Kreise unseres Volkes, welche mit weitem Herzen eine tiefe Frömmigkeit verbinden, den Beweis liefern: sie sind das Salz der Erde.

Sangerhausen. Herm. Kötzschke, Pastor.

Vernunft und Staatsrecht.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß staatsrechtliche Fragen in unseren Parlamenten zur Zeit wenig erörtert werden; als Herr Lenzmann und Herr von Bötticher neulich im Reichstage darüber stritten, ob Artikel 4 der Reichsverfassung die gesetzgebenden Körperschaften verpflichte, oder nur ermächtige, sich mit dem Vereinsrecht zu beschäftigen, da hatte gewiß unter den wenigen Konservativen, die um solcher Kleinigkeit willen im Reichstage erschienen waren, noch Dieser und Jener die Empfindung, daß eine Debatte über staatsrechtliche Pflichten des Reiches eigentlich einen leichtsinnigen Raub an der für die Behandlung von Zuckerprämien, Doppelwährung und Börsenregister so verwendbaren Zeit darstelle. Es war nicht immer so in deutschen Landen, daß man staatsrechtliche Angelegenheiten mit gleichgiltigen Augen betrachtete; in der ersten Zeit nach Gründung des Reiches standen Fragen dieser Art im Vordergrunde des Interesses. Zu einem Theile ist die Wandlung, die sich geltend gemacht hat, nicht unnatürlich; die Aufmerksamkeit, welche bei der Geburt eines Reiches den verfassungsrechtlichen Problemen zugewandt wird, erfährt hinterher stets eine Abschwächung. Aber der Grad von Geschicklichkeit, mit der man heutzutage allen staatsrechtlichen Erörterungen aus dem Wege zu gehen weiß, überschreitet die Grenzen des Erlaubten. Die Erklärung für diese Erscheinung liegt allerdings auf einem Gebiete, wo auch andere unerquickliche Vorkommnisse ihre Spuren eingedrückt haben. Man möchte glauben, daß in einer Zeit, wo der Staat Alles macht oder machen soll, auch das Staatsrecht eine große Rolle spiele; wenn das Gegentheil der Fall ist, so muß dies auf die eigenartige Stellung zurückgeführt werden, in die der Staat allmählich gerutscht ist. Wohl liebt man den Staat, aber man liebt ihn mit einer ganz besonderen Liebe. Das Staatsrecht hat zum Gegenstand die Herrschaft des Staates über die Privaten; den modernen Menschen ist es aber nicht darum, sondern um die Herrschaft der Privaten über den Staat zu thun. Unsern Agrariern, diesem Typus des modernen Menschen, ist es sehr egal, ob das Reich eine große oder kleine Competenz besitze; sie wünschen nur, daß die Competenzen, die sie vom Reiche beziehen, recht groß seien. Sie haben rasch begriffen, daß es viel rentabeler ist, sich mit Wirthschaftspolitik, als mit Staatsrecht zu befassen, und wo sie dem letzteren ausnahmsweise Beachtung schenken, da kann man ohne Weiteres auf ein partikulares Interesse rathen. Der wild demokratische Zug, der hin und wieder durch die Blätter des Bundes der Landwirthe weht, und der an die besten Tage der ersten französischen Revolution erinnert, stammt aus

der prosaischen Ecke des Eigennutzes. Die Grundrechte des deutschen Volkes sind in den Händen jener Leute ganz gut aufgehoben, solange ohne dieselben nicht das Recht auf Grundrente erkämpft werden kann.

Es wird nun nicht an Stimmen fehlen, die sich im Interesse der guten Sache damit einverstanden erklären, daß unsere Parlamente die Hand von staatsrechtlichen Fragen lassen; eine glückliche Hand, so denkt Mancher, würde es doch nicht sein. Aber damit ist die Sache nicht erledigt. Wenn der staatsrechtliche Ausbau des deutschen Reiches vor fünfundzwanzig Jahren derart erfolgt wäre, daß auch nur die gemäßigten Anforderungen, die der damalige Kronprinz des Deutschen Reiches stellte, ihre Befriedigung erfahren hätten, so könnte man vielleicht ohne größeren Schaden ein Weniges auf den Lorbeeren ausruhen. Allein, die im Jahre 1871 geschaffene Verfassung war nichts Abgeschlossenes, sie hat Lücken und Mängel, die unvermeidlich waren, aber der Ergänzung und Abstellung harren. Summa Summarum: auch das Staatsrecht steht im Flusse der Entwickelung, und ein Parlament, dem die Neigung fehlt, an dieser Entwickelung mitzuarbeiten, begeht eine arge Sünde an seinem Amte. Wenn das Interesse an staatsrechtlichen Fragen verkümmert, muß die ideale Auffassung aus dem öffentlichen Leben verschwinden.

Abgesehen von einigen gesetzlichen Abänderungen, die seit dem Jahre 1871 mit der Reichsverfassung vorgenommen worden sind, und die auch nicht immer — man denke an die Verlängerung der Legislaturperiode — zum Besten waren, kann man am Baume der staatsrechtlichen Entwickelung nur ein paar kümmerliche Schößlinge gewohnheitsrechtlicher Natur konstatiren. Wir erwähnen die Bildungen, die sich auf dem Gebiete des Initiativrechts vollzogen haben. Nach der Verfassung besitzen Bundestag und Reichstag das Recht, Gesetze in Vorschlag zu bringen, dem Kaiser steht das Recht der Initiative nicht zu: trotzdem ist eine kaiserliche Initiative in der Praxis üblich geworden. Wichtiger ist die Frage, wie weit das Initiativrecht des Reichstages geht. Nach Art. 23 der Verfassung hat der Reichstag das Recht, innerhalb der Kompetenz des Reiches Gesetze vorzuschlagen. Faßt man diesen Satz wörtlich auf, so ergiebt sich, daß der Reichstag nicht befugt ist, ein Gesetz zur Aenderung der Verfassung vorzuschlagen. Indeß hat die Praxis dahin geführt, daß man die Klausel „innerhalb der Competenz des Reiches" als nicht vorhanden betrachtet und den Reichstag für berechtigt erklärt, die Initiative nicht nur innerhalb der bestehenden Competenzgrenzen, sondern darüber hinaus auch zum Zweck der Erweiterung der Kompetenz auszuüben. In Preußen hat die gewohnheitsrechtliche Bildung u. A. den Erfolg gehabt, daß sich neben der Regentschaft das Institut der Stellvertretung, das die Verfassung nicht kennt, eingebürgert hat.

Die Interesselosigkeit, welche die Vertreter der aktiven Politik, insbesondere die Parlamente, gegenüber den Fragen des Staatsrechts bekunden, kann nicht durch den Eifer geheilt werden, mit dem die Professorenwelt sich der Materie annimmt. Man mag den deutschen Professoren manche Vorwürfe machen, aber Niemand wird behaupten dürfen, daß sie des Fleißes ermangelten. Die furchtbare Gewohnheit der deutschen Professoren, selbst über kleine Dinge dicke Bücher zu schreiben, ist

auf die unzerstörbare Arbeitslust dieser Männer zurückzuführen. Die trefflichste Gelehrsamkeit geht mit einer beklagenswerthen Weitschweifigkeit Hand in Hand. Das ist deutsche Eigenthümlichkeit. Wir brauchen deshalb nicht besonders hervorzuheben, daß auch die deutsche Staatsrechtswissenschaft in einem überaus breiten Strome dahin plätschert. Wenngleich nun anzuerkennen ist, daß dieser Strom an manchen Stellen eine erfreuliche Tiefe zeigt, so halten wir es doch für absolut ausgeschlossen, daß eine lediglich auf die Schöpfungskraft des Gelehrtenthums angewiesene Entwickelung zu einem dem Bildungsstande und Freiheitsbedürfniß des Volkes entsprechenden Ergebniß durchdringen kann, zumal, wenn es sich, wie hier, um eine Wissenschaft handelt, die ihren Stoff zum weitaus größten Theil aus dem praktischen Leben entnimmt. Falls die praktischen Politiker streiken, wird auch die tiefsinnigste Untersuchung des Theoretikers nicht im Stande sein, der todten Materie des Staatsrechts für die Dauer Leben einzuhauchen. Die Verhältnisse in Deutschland enthalten eine unwiderlegbare Bestätigung dieser Behauptung.

Aber unter dem Drucke der Unnatur hat sich noch eine weitere, auf den ersten Blick frappante Erscheinung eingestellt. Man hätte vermuthen sollen, daß die deutsche Staatsrechtswissenschaft, von allem Zusammenhange mit der Praxis abgelöst, in kühnen Sprüngen eine Richtung einschlagen werde, die nach der einst so viel besuchten Gegend des Naturrechts führe. Zwar war nicht zu erwarten, daß die Staatsrechtslehrer die — noch gar nicht alte — Erkenntniß, wonach jedes Recht positiv ist und ein philosophisches, natürliches oder ideales Staatsrecht im Gegensatz zum positiven nicht existirt, außer Acht lassen würden, aber es hätte nahe gelegen, daß die Schaaren der Theoretiker — die allgemach merken mußten daß die übrige Welt eingeschlafen und daß ihnen allein die Hütung des heiligen Feuers überlassen war — nunmehr als die wahren Repräsentanten der communis opinio aufgetreten wäre. Nachdem es Hugo Grotius gelungen war, in seinem berühmten Werke „De jure belli ac pacis" einen Codex des Völkerrechts aufzustellen, der im Großen und Ganzen nur die Meinungen des Verfassers und anderer Koryphäen widerspiegelte und trotzdem fast Gesetzeskraft erlangte, muß es für jeden nachgeborenen Kollegen des niederländischen Gelehrten eine starke Verlockung sein, als vorauseilender Pionier der Ansiedelung des neuen Staatsrechts die Wege zu bahnen. Wir hätten es verstanden, wenn die deutschen Staatsrechtslehrer in dem Bestreben, für den weiteren Ausbau des Staates die Steine zu sammeln, zu weit gegangen wären und unter das brauchbare Material auch einige Münchhausensche Luftziegel gemischt hätten. Wir wären einem solchen Vergange mit Verständniß gefolgt, ja, wir hätten ein kräftiges Behagen angesichts des kecken Unterfangens unserer Ideologen empfunden.

Aber es ist anders gekommen; das Volk der Ideologen hat sich gemausert und ist sehr correkt geworden. Die Lehrer des Staatsrechts machen keine Ausnahme, sie erklären sich mit der Erde zufrieden und verzichten darauf, den Himmel zu stürmen. Was ist, ist vernünftig. Ein Glück, daß in Deutschland die Sklaverei — wenigstens bis auf gewisse Reste — abgeschafft ist, sonst würden wir in den Werken unserer Staatsrechtslehrer lange Kapitel lesen, in welchen der Zusammenhang jener Ein-

richtung mit den übrigen Stücken und Gliedern des gesellschaftlichen Organismus aufs Sauberste dargelegt wäre. Der reine Brustlatz der Wissenschaftlichkeit — alles Recht ist positiv — würde verhindern, daß die staatsrechtliche Erörterung auch nur durch den Geruch einer Bemerkung über die Verwerflichkeit der Sklaverei befleckt würde. Die Sklaverei ist formell beseitigt, aber es besteht noch eine Reihe von Institutionen, die nicht viel mehr werth sind, als die Sklaverei, jedenfalls ebenso unvernünftig sind, wie diese. Es hat auf uns immer einen rührenden Eindruck gemacht, wie objectiv, wie frei von aller unwissenschaftlichen Empfindsamkeit, wie streng nach dem Richtmaß der Positivität unsere Staatsrechtslehrer derartige Institutionen zu behandeln wissen.

Aus den vielen Beispielen, die zur Verfügung stehen, greifen wir nur das eine heraus. Dem Scharfsinne des Mittelalters verdanken wir den Begriff der Ebenbürtigkeit oder, was das Gleiche sagen will, der Mißheirath. Dem 13. Jahrhundert gebührt der Ruhm dieser Erfindung; vorher galt jede Ehe zwischen einem freien Mann und einer freien Frau für ebenbürtig. Den Fürsten gefiel die neue Erfindung, und sie trafen in ihren Hausgesetzen die Bestimmung, daß nur derjenige Fürstensohn thronfähig sei, welcher aus einer ebenbürtigen Ehe entstehe. Ebenbürtig in diesem Sinne waren nur die Ehen zwischen Personen des hohen (reichsständischen) Adels. Die Einrichtung hat sich bis auf den heutigen Tag im deutschen Vaterlande erhalten, und viele Verfassungen sind so geschmackvoll gewesen, den Grundsatz der Ebenbürtigkeit für die Mitglieder des regierenden Hauses ausdrücklich zu verewigen. Es ist interessant, an der Hand dieser Thatsache festzustellen, welche Kulturfortschritte wir seit den Tagen, da unsere Urväter noch in Barbarei lebten, erzielt haben. Folgende Gegenüberstellung macht dies auch für Blinde erkennbar:

Nach altem deutschen Recht konnte jeder von freien Eltern Gezeugte König sein, doch war nothwendig, daß er geistig gesund sei.

Nach dem Recht des späteren Mittelalters und der Neuzeit verhält es sich gerade umgekehrt: für den König genügt die freie Abstammung nicht, seine Eltern müssen vom hohen Adel sein; dagegen ist nicht nothwendig, daß er geistig gesund sei.

Es will uns scheinen, als ob die geheimnißvolle Kraft, durch welche das Staatsrecht geschaffen wird, hier mit einer Art von Grausamkeit operirt habe; denn ein ärgerer Irrweg, als der in der Gegenüberstellung gekennzeichnete, läßt sich schwerlich erdenken. Aber mit ernsthaftester Miene erörtern unsere Staatslehrer, ob die Ebenbürtigkeit ein Grundsatz des gemeinen Rechts sei, d. h. ob sie selbst dann Voraussetzung für die Thronfähigkeit sei, wenn weder in der Verfassung noch im Hausgesetz etwas darüber steht. In überwiegender Zahl bejahen sie die Frage; nur ganz vereinzelt findet sich jemand, der die gemeinrechtliche Natur jenes Satzes bestreitet. Ein Compromiß zwischen den beiden Auffassungen haben einige Theoretiker herzustellen versucht, indem sie zwar an der Ebenbürtigkeit festhalten, aber dieselbe schon als vorliegend erachten, wenn die Eltern den einfachen Adel besitzen. Die Lösung der Frage, welche der drei Ansichten die richtige sei, ist des Schweißes der Edlen werth, und unsere Professoren lassen es sich Schweiß kosten. Der ungelehrte Mensch

wird allerdings sofort zu dem Ergebniß kommen, daß, wenn die Sache auch nur im Entferntesten zweifelhaft ist, der gesunde Menschenverstand den Ausschlag zu geben hat. Wir hoffen aber, daß über die Frage, ob der in Deutschland erfundene Begriff der Mißbeirath mit dem Begriffsschatz des gesunden Menschenverstandes in Einklang zu bringen sei, in ungelehrten wie in gelehrten Kreisen dieselbe Meinung herrschen werde.

Der Staat ist eine Theilhaberschaft an aller Wissenschaft, meinte Edmund Burke. Die Vertreter der Wissenschaft betreiben also nur ihre eigene Sache, wenn sie dem Staate gut dienen. Aber wie ihm dienen? Ein anderer Engländer, Bentham, sagte: „Gehorsam ist schön, aber während ich pünktlich gehorche, will ich offen tadeln.“ Wir haben nicht die Absicht, unsere Professoren zur Obstruktion zu verführen; indeß, wenn sie in ihren staatsrechtlichen Werken nicht allein dem pünktlichen Gehorsam den schuldigen Tribut zollen, sondern nebenher den zahlreichen Mängeln unserer öffentlichen Einrichtungen einen offenen Tadel zukommen lassen wollten, so wäre damit schon etwas gewonnen. Wenigstens für das Interim — bis Seine Majestät, das deutsche Volk, geruhen werden, sich um Höchstihre Sachen wieder selber zu bekümmern.

Berlin. Dr. Otto Ehlers.

Der neue Nazarener.

Wo die Völker sich in Kasten theilen, muß eine Rangordnung zwischen den einzelnen Kasten festgestellt werden. Die, welche den Krieg als die natürliche Form des Völkerverkehrs betrachteten, mußten den Stand der Krieger für den vornehmsten halten. Nur der Priester galt allenfalls für gleichberechtigt, dessen Aufgabe es war, durch freundliche Fürbitten und den Dampf der Opferthiere den Segen des Kriegsgottes auf die Fahnen der landsmännischen Kämpfer herabzuflehen, allen Fluch dagegen desselben Wesens auf die Feldzeichen des tückischsten aller Feinde. Allmählich sind die Sitten milder geworden; bei Galliern und Germanen; bei Freund und Feind, finden sich unzählige Herzen, die die Lorbeeren selbst des glücklichsten Krieges und des Schweißes der edelsten und der kräftigsten ihrer Söhne nicht mehr für werth halten. Und selbst unsere Heerführer wissen ihre stets sich erneuernden Ansprüche auf Vermehrung der Kriegsstreiter nicht besser zu begründen, als mit dem Hinweis auf den Feind, dem der Anblick so vieler Schwerter den Muth raubt, den Waffentanz zu beginnen. Man mehrt seine Rüstung nicht so sehr, um stark zu sein, als um dem Nachbarn den Glauben einer unüberwindlichen

Kraft zu erwecken. Der Krieg weniger ein Ziel, als ein Schreckbild.

Und die Bilder unserer zukünftigen Schlachtfelder sind dank der verfeinerten vorgeschrittenen Waffenkunst wohl geeignet, Furcht und Schrecken einzuflößen.

Der Krieg wird verabscheut im Nährstande; er gilt als das letzte, aber auch das allerletzte und schrecklichste Mittel, einen Streit mit einem äußeren Feinde auszutragen, weil dies auf andere Weise ohne den Schaden der Volksehre nicht mehr geschehen kann. Die Volksehre wird indessen, dies sei noch bemerkt, nicht im mindesten geschändet, wenn ein von beiden Theilen anerkannter, angesehener Schiedsrichter angerufen wird, um zu entscheiden, wo Recht, wo Unrecht. Auch bei dem Streite der Einzelnen um das Mein und Dein, um die Privatehre, unterwirft sich der Moderne dem Richter. Und er hat mehr Gewähr für eine billige und gerechte Entscheidung, als wenn er das Stuhlbein oder einen Bierseidel, oder meinetwegen auch eine gezogene Pistole das Urtheil vollstrecken läßt, und noch frivol genug ist für die Behauptung: Dies wäre das wahre Gottesgericht. Von einem Kriege gegen einen inneren Feind spreche ich nicht; er bedeutet den Untergang des Volkes, und erst die Geschichte kann entscheiden, wer in jenem entsetzlichsten aller Kämpfe als Freund und als Feind seines Volkes aufgetreten ist. Aber auch glückliche Heerführer haben, wenn sie mehr noch Mensch als Krieger waren, den Abscheu vor ihrem männermordenden Handwerk nicht unterdrückt. Der Traum ihrer Sehnsucht war der goldene Friede.

Der Krieg gilt schlechterdings als Unglück, als Ausnahmezustand, der möglichst bald zu beseitigen ist. Und fragen wir, welche Werthschätzung genießt bei einer Gesellschaft, die diesen Anschauungen zugethan ist, der heutige Berufssoldat, insbesondere der Offizier. Sein Beruf gilt immer noch als der erste. Und warum? Erfordert er eine höhere Bildung? Mit nichten. Die Kenntnisse des Soldatenschülers haben im besten Fall den Umfang, den jeder Großkaufmann, jeder Großindustrielle von den jungen Leuten verlangt, die in seinem Komptoir groß werden wollen. Oder besitzt der junge Offizier mehr Vaterlandsliebe, als sein Altersgenosse aus anderen Berufen? Aber wir leben im Alter des Volksheeres. Wenn die Kriegstrompete in das Land gellt, müssen wir Alle unsere Knochen zu Markte tragen; und aller Ruhm und alle Ehre bleibt bei der Fahne des Bataillons, in welchem die Zünftigen über die Leichen minderglücklicher Mitbewerber hinweg schnell emporsteigen zu Rang und Stellung und Geld, indeß der Nichtzünftige zu seinem Herde zurückkehrt und die vermorschte Kraft daran setzen muß, seinen zerrütteten oder zerstörten Wohlstand wieder aufzurichten.

Wo in aller Welt liegt also die Berechtigung zu der Auszeichnung, die der Offizier vor anderen Ständen erfährt? Es kann nicht oft und nicht nachdrücklich genug betont werden. Im Zeitalter des Volksheeres ist für diese Würdigung kein Raum mehr. Nicht nur die Physik, auch die Gesellschaftswissenschaft kennt das Gesetz der Trägheit. Wo es noch Familien und Geschlechter giebt, die ihren Stolz darin setzen, mit gedungenen Söldnern das bedrohte Vaterland zu schützen, da ist es billig, dem Retter des Vaterlandes den Lorbeer vor allen Anderen zu reichen.

Wo aber das Gesetz herrscht, daß die ungezählten Tausende des

Volkes in die Schranken treten müssen, auf den Ruf des höchsten Kriegsherrn mit ihren Leibern die Heimgebliebenen zu decken, da giebt es keine privilegirte Standesehre des Soldaten mehr, die die allgemeine bürgerliche auch nur um Haaresbreite überragen könnte.

Aber die „besten Familien" des Landes führen ihre Söhne diesem Stande zu. Die Vertreter anderer Verwaltungen fangen schon an, ihn um diesen neuen Zuwachs zu beneiden; hier bildet sich offenbar eine neue Aristokratie, der Adel des Degens; auch der Richter-Talar soll das Wahrzeichen eines neuen Adels werden; der beste Vermittler zwischen beiden ist natürlich der Richter, der Reservelieutenant ist, er erhält den Vorzug, wenn zwischen Bewerbern mit gleichem Takte und gleicher Befähigung die Auswahl getroffen werden soll. Aber die Zeiten der streng gesonderten Stände sind unwiderbringlich dahin. Der verkennt seine Zeit vollständig, der neue Schranken aufrichten will, um die Genossen desselben Volkes von einander zu entfernen. Nicht Trennung, sondern Einigung sei die Losung des Tages. Weniger politische als soziale Streitpunkte sind es, welche den Kämpfen unserer Tage ihr Gepräge geben. Ob Königthum oder Republik die bessere Staatsform sei, gilt heute fast als Frage reinakademischer Natur; aber eine leidenschaftliche Erörterung bricht darüber aus, ob der Prediger von Gotteswort den Mächtigen kund thun dürfe, wie sein Gedanke über Recht und Pflicht von Herr und Knecht. Wir kranken an den Kastenkämpfen; unsere besten Köpfe, unsere reichsten Gemüther geben ihr Bestes, diese Kämpfe zu einem schiedlichen, friedlichen Ende hinauszuführen. Selbst unter den Vertretern der beharrlichsten alter Einrichtungen, unter den Priestern, fühlen sich die edelsten, die kampfesfrohesten in ihrem Gewissen darüber beunruhigt, daß sie lediglich Predigts-Uebungen und Schrifterklärungen obliegen sollen, wo die Aermsten und Elendesten ihrer Gemeinde von den großen Fragen der Zeit bis in das Innerste bewegt werden. Und wie nehmen wir diesen Kämpfen, die für das Leben der Gesellschaft so nöthig erscheinen, wie der Blutumlauf für den gesunden Körper, soweit wie möglich das Erbitternde! Doch nicht, indem wir von Amts wegen wieder neue Patrizier, neue Plebejer im Volke entstehen lassen, die in ihrem Denken und Fühlen sich nicht verstehen. Alle höheren Berufszweige sollen mit nichten eine Herberge für die besseren Familien werden! Sollen die oberen Schichten der Gesellschaft in faulende Versumpfung gerathen und auf den Zufluß aus der überquellenden, stets bewegten Kraft der unteren Schichten freiwillig verzichten. — Laßt neue Männer in Eure Reihe treten! so muß vielmehr der Ruf an die herrschenden Klassen ergehen. Adlig sei genannt, wer dem Vaterland Verdienste erweist, wer seine Volksgenossen, wer die Menschheit bereichert. Ist die Geschichte stumm für Euch? Wer gilt Euch als der größte Erlöser und Befreier aller Erdenwohner? War er ein Sproß einer besseren Familie? Ein Namenloser war es, aber seines Geistes und seines Heldengemüthes Schwingen trugen ihn empor, hinaus über die Tiefen der Menschheit, und so gewaltig war wie und was er wirkte, daß er die Sehnsucht nach seiner Wiederkehr in den Herzen derer, unter denen sein kurzes Erdenwallen sich abspielte, nimmer erlöschen ließ. Eine politische Nation war Deutschland bis in unsere Tage hinein nicht, aber ein Land der Denker und Dichter. Hier wurde der Streit zwischen Wittenberg und Rom,

zwischen Papst und Kaiser ausgefochten. Erst Bismarck zwang die Deutschen, sich auf ihre natürliche Volkseinheit zu besinnen. Aber seine sozialen Anschauungen sind die einer absterbenden Epoche. Zwar hörte er nicht nur die neue Botschaft des alten und des jungen Herrn; er war auch ihr Verkünder, aber es fehlt ihm der Glaube, als der größte aller Deutschen unfroh seines Amtes sich begab, war die Scheidestunde herangebrochen für die Meinung, daß der Staat gleichgültig und unthätig zuschauen durfte, wie die schwächsten und ärmsten seiner Bürger mit der Uebermacht des Geldes und dem Eigennutz des Unternehmerthums den ungleichen Kampf kämpfen. So ist er in Wahrheit der letzte Junker, allerdings nicht im landläufigen Meuecle-Sinne des Wortes. Wohl aber als der energievollste Vertreter jener Herrenmoral, welche die Gesellschaft dem freien Spiel der Kräfte überläßt, und es von dem gebundenen Ernst des Staates weit abweist, die Schwächen des Kleineren mit seinem starken Arm, mit der Wucht des Gesetzes, zu stützen und auszugleichen. Wie oft, und noch jüngst erst ist von berufener und kenntnißreicher Seite es ausgesprochen worden: Dies ist der Angelpunkt aller Sozialpolitik! Wenn neue Wirthschaftsordnungen eine Umformung der Gesellschaft erfordern, wer soll da das Machtwort sprechen. Reform oder Revolution — das ist die Frage. Jene von oben kommend, ein Werk des klugen Staatsleiters, diese. eine Unterströmung, die mit ursprünglicher Gewalt gegen die gelockerten Dämme des alten Baues andringend, sie durchbricht und in ihrem gehemmten Laufe auch das, was der Erhaltung werth war, mit fortreißt. Aber auch über die Besten, unter denen, welche die Entwickelung von oben anstreben, kommt Mißmuth und Besorgniß, wenn sie ihrer Gegner gedenken. Die Scharfmacher sind leider noch die einflußreichsten im Lande, aber sie sind ohne Gefolge und vor allem ohne Nachwuchs. Die gebildete Jugend hat sich ihnen abgewandt. Wenn unsere und unserer Enkel Schritte längst von dieser Erde verhallt sind, erst in Jahrhunderten soll die soziale Neubildung auf friedlichem Wege ihr Ziel erreichen können.

Alle Geschichte ist Heldenthat, alle heroischen Zeiten haben ihre Helden unter die Götter versetzt. Wahrlich der Hauch Gottes geht von ihnen aus; ihr Maß ist kein irdisches, ihre Sendung ist die der Vorsehung; an allen Marksteinen menschlichen Ringens stehen die göttergleichen Helden. Hoffen wir, daß kein Napoléon des Kriegs mit blutigrothem Gestirn mehr über diese blutgedüngte Erde leuchte. Aber ein anderer Erlöser entsteht, um der zerklüfteten Welt den Frieden wieder zu bringen. Nur aus dem Volke heraus kann er wieder geboren werden. Denn hier ist der nie erschöpfte Nährboden aller Aufwärts-Bewegung; und er muß die Kraft und Energie des Moses, seine Künstlerschaft in Gesetzgebung und Verwaltung mit der Unerschrockenheit der feurigen Rede, dem mitleidigen und herzenskündenden Sinn des Nazareners in sich vereinen.

Wenn er aber aufsteht unter uns, oder denen, die nach uns leben, dann mögen die Machthaber seines Geistes einen Hauch verspüren; so wird auch ihr Gedenken nicht in Aeonen untergehen!

Fürstenwalde, Spree. Rechtsanwalt Max Falkenfeld.

Die Charaktere der Tonarten.

Daß den einzelnen Tonarten charakteristische Färbungen innewohnen, ist seit alten Zeiten von bedeutenden Musikern und Aesthetikern wiederholt behauptet worden. Auch hat man gelegentlich ein System darüber aufzustellen versucht. Gleichwohl haben sich Gegner gefunden, welche für die moderne Zeit jede Charakteristik der Tonarten ableugneten und sie für einen überwundenen Standpunkt erklärten. Dem ist aber keineswegs so; Riemann*) behauptet neuerdings, meines Erachtens mit vollem Recht, daß „der verschiedene Charakter der Tonarten kein leerer Wahn sei." Ich gehe noch einen Schritt weiter, zu behaupten, daß die Leugner der Charaktere einfach „unmusikalisch" seien oder doch wenigstens nicht die nöthige tiefe musikalische Empfindung besäßen. Es dürften dies solche Theoretiker sein, welchen die Praxis des Komponirens völlig fremd ist. Denn sonst würden sie wissen, daß kein guter Komponist die für sein Werk erforderliche Tonart willkürlich wählt. Wäre dies der Fall, so könnte man sie ja einfach durch den Knobelbecher bestimmen. Es handelt sich vielmehr um einen inneren psychologischen Vorgang, der in seinem Wesen noch unaufgeklärt ist. Hat der Komponist sich einen bestimmten Vorwurf gewählt, so stellt sich auch schon die entsprechende Tonart fast blitzartig ein. Er empfindet sie nicht blos instinktiv als die allein richtige, sondern meist kann man hier sogar von einer direkten „Zwangsvorstellung" reden, da es ihm sehr häufig ganz unmöglich wird, von der einmal fixirten Tonart wieder zu abstrahiren, ohne den Vorwurf gänzlich fallen zu lassen. Ich selbst habe daraufhin öfters eingehende Proben angestellt. Nun wird man hier entgegnen, daß ja dann der Charakter einer Tonart etwas völlig Subjectives, nur vom Komponisten allein Empfundenes sei. Damit wäre allerdings jeder Charakteristik ein Ende bereitet, da uns schließlich rein subjective Empfindungen nicht berechtigen können, einen „objectiven" Charakter anzunehmen. Wenn es nun auch höchst wahrscheinlich ist, daß etwas Subjectivismus bei allen Musikern hinsichtlich unserer Frage in die Erscheinung tritt, so ist es doch wiederum auffallend, daß in zahllosen gleichen und ähnlichen Vorwürfen alte und neue Meister der Komposition mit großer Uebereinstimmung meist die gleichen Tonarten wählten. Offenbar wohnt diesem eigenthümlichen Umstande ein sehr tiefer Grund inne, der uns wohl berechtigt, für die meisten Tonarten einen objectivistischen Charakter in Anspruch zu nehmen.

*) In seinem Musiklexikon, 1894. S. 178.

Ich behaupte dieses Moment für die meisten Tonarten, nicht für sämmtliche. Hier aber die wahre Grenze zu finden, scheint mir mit dem Problem der Quadratur des Zirkels identisch zu sein. Darauf aber möchte ich schon jetzt aufmerksam machen, daß einer Tonart selten ein einziger, bestimmt ausgeprägter Charakter innewohne; vielmehr lassen sich deren mehrere, häufig ganz verschiedene bestimmen. Nach meinen Untersuchungen weisen nur wenige Tonarten einen specifischen Grundcharakter auf, z. B. F-dur, G-dur, H-moll, Es-moll*) u. A. Bei den meisten anderen aber dürfte das Kriterium in ihrer entsprechenden Verwendung zu finden sein. Mit anderen Worten: Rhythmus, Zeitmaß, Lage, (hoch oder tief) und Takt beeinflussen jeweilig den Charakter und geben ihm ein individuelles Gepräge. Daher kommt es auch, daß ein und dieselbe Tonart je nach ihrer Verwendung einen ernsten und einen heiteren Charakter enthalten kann. Doch scheint mir der Tanzmusik jede Charakteristik der Tonarten abzugehen, wenngleich man zugestehen muß, daß ein Tanz in „Moll" stets etwas Gedrücktes, Melancholisches verkörpert, eine Art Scheinfreude. Im Uebrigen aber dürfte für die der Terpsichore gewidmete Musik wenigstens in der Regel die Tonart als solche gleichgültig sein. Daher will ich die Tanzmusik von den folgenden Erörterungen ausgeschlossen wissen. Seltene Ausnahmen wie nach meiner Ueberzeugung, z. B. Weber's „Aufforderung zum Tanz", welcher zufälligerweise Des-dur vortrefflich zu Gesicht steht, mögen die Regel nur bestätigen.

Gibt es aber nun eine Tonartencharakteristik, wählt nun der Komponist seine Tonarten durchaus nicht willkürlich, sondern mit strittester Absicht, so ist es weiterhin klar, daß jegliches Transponiren ein Unding, ja ein Kunstverbrechen ist. Die bei Sängern so sehr beliebten bequemen Transpositionen werfen dann die innersten Intentionen des Komponisten über den Haufen und zerstören die beabsichtigte Wirkung meist völlig. Die Leichtfertigkeit, mit der hier gerade selbst Künstler ersten Ranges verfahren, verdient im Interesse der geschädigten Autoren die schärfste Rüge. Kann ein Sänger der vom Komponisten vorgeschriebenen Originaltonart nicht gerecht werden, weil sie ihm zu hoch oder zu tief ist, nun, so möge er die Hände davon lassen, und eine andere Gesangsparthie studiren. Dem Laien ist die Tonart zwar ganz gleichgültig, nicht so dem fein empfindenden Musiker, der in einer Veränderung derselben mit Recht eine Verballhornisirungerblickt, die nicht scharf genug getadelt werden kann. Uebrigens können Musikverständige sehr leicht folgende Probe anstellen. Auf einem richtig gestimmten Klavier — dies ist nothwendige Bedingung — spiele und singe man das kleine Lied des Caspar (Weber—Freischütz): „Hier im ird'schen Jammerthal" zunächst in der Originaltonart H-moll. Dann transponire man etwa nach C-moll, B-moll, A-moll, und man wird bei einiger Aufmerksamkeit und bei feinerem musikalischen Empfinden sich der Bemerkung nicht verschließen können, daß durch jede der genannten Transpositionen das kleine Tonstück seines eigenartigen, von Weber beabsichtigten Klangreizes und vor Allem der Charakteristik des „Diabolischen" sofort entkleidet wird. Weber empfand, und mit ihm empfinden

*) Vergl. das später folgende System.

sicher Tausende, daß die Tonart H-moll zur eindringlichen Darstellung des Dämonischen und Cynischen die geradezu einzig mögliche ist. Auch vergleiche man hierzu den wilden „Walkürenritt" (H-moll) aus Wagner's „Walküre". Selbst schon bei Gluck findet sich gelegentlich die analoge Anwendung in einem „Scythenchor", dessen teuflische Wildheit geradezu frappant ist. Wenn nun H-moll eine so ausgesprochene charakteristische Tonart für alles Dämonische und Wilde einmal ist, darf man es da nicht als einen musikalischen Unfug bezeichnen, wenn bequeme Bassisten, denen das in jenem Liede vorkommende hohe Fis Schwierigkeiten macht, schleunigst nach B- und A-moll transponiren, also nach zwei Tonarten, denen der oben erwähnte Charakter, wie ich später zeigen will, nicht im Entferntesten innewohnt? Heißt das nicht der Kunst und dem Autor einfach Hohn sprechen? Wenn ferner Meyerbeer in den „Hugenotten" (Akt IV) in einem Liebesduett den Tenor in die höchste Lage der Tonart Ges-dur hinauftreibt, soll man da nicht annehmen müssen, daß der Autor die sehr entlegene Tonart Ges-dur (6 Been) absichtlich zum sprechendsten Ausdruck der vorherrschenden Stimmung empfunden und demgemäß gewählt hat? Auch ist nicht zu übersehen, daß er Ges-dur und nicht Fis-dur, welches auf dem Klavier mit Ges-dur leider identisch ist, vorschrieb. Ges-dur ist eben in seiner Reinheit gedrückter, schwermüthiger als Fis-dur, das eine helle Wärme von sich ausstrahlt.

Im Folgenden will ich nun den Versuch machen, ein eigenes, an und für sich zwar subjektives, der Möglichkeit nach aber vielleicht objektives System der Tonartencharaktere aufzustellen, wobei ich die seit Jahren gewonnenen originalen Ergebnisse, deren Eigenthumsrecht ich mir hiermit ausdrücklich vorbehalte, als Resultat meiner Forschungen zur öffentlichen Diskussion hiermit stelle, um möglicherweise ein streng objektives System zu erhalten. Dazu ist eine größere Enquete nöthig, welche nach Erscheinen dieses Artikels in Angriff genommen werden soll, und ich hoffe dann, daß es mir vergönnt sein wird, später die Resultate dieser Enquête, welche sich an die bedeutendsten Musiker unserer Zeit wenden wird, hier zu veröffentlichen. — Ich selbst, der ich durch die folgende Darstellung meines eigenen Systems den ersten Anstoß zu einer allgemeinen Behandlung der Frage gebe, bin selbstverständlich weit davon entfernt, bei einem so streitigen ästhetischen Problem die unfehlbare Richtigkeit des Systems zu behaupten.

Unser Tonartsystem gliedert sich bekanntlich zur Hauptsache in sogenannte Dur- und Moll-Tonarten. Die ersten sollen einen härteren (durus) Charakter in sich schließen, während die anderen auf einen weicheren (mollis) Grundton abgestimmt sind. Dies ist indessen in dieser Allgemeinheit unrichtig; denn es giebt Dur-Tonarten, wie z. B. Des-, Fis- (Ges-) und As-dur, welche einen vorwiegend „weichen" Timbre erzeugen, während andererseits z. B. A-, C- und D-moll von einer beispiellosen Härte und Rauhheit sein können. Das Kriterium liegt aber nach meiner Ansicht nicht in der kleinen und großen Terz, sondern in der jeweiligen, durch Rhythmus, Tempo, Lage und Takt beeinflußten Verwendung. So wird z. B. ein in langsamem Zeitmaße gehaltenes Stück einen wesentlich anderen Charakter aufweisen, als ein schnelles. Gleichwohl hat die Unterscheidung von Dur und Moll einen gewissen Werth.

Es erscheint mir ziemlich zweifellos, daß alle B-Tonarten (Dur und Moll) einen herberen Zug in sich tragen, während die Kreuz-Tonarten weit mehr Freude am Leben, Zufriedenheit und Lieblichkeit athmen. Ja, gewisse Moll-Tonarten der B-Stufe möchte ich absolut die „tragischen" beziehungsweise „dramatischen" nennen. Bei dem nun folgenden Versuch einer Charakterisirung werde ich einige sehr seltene Tonarten, da sie so gut wie gar nicht vorkommen, ausschließen, nämlich Cis-, Dis-, Eis-, Fes-, Gis-, Ais-, Ces- und His-dur, ferner Des-, Dis-, Fes-, Eis-, Ges-, Ais-, Ces- und His-moll, und auch sämmtliche etwa durch Doppel-B oder Doppel-♯ erzeugten. Diese exempten Tonarten mögen sehr zahlreiche und noch unbekannte Schattirungen aufweisen; doch erscheinen sie für die Praxis vorläufig noch werthlos. Trotzdem sind sie es in der That nicht. Denn wenn sie auch kraft der sogenannten enharmonischen Verwechselung identisch mit anderen leichter zu bewältigenden Tonarten sind, so ist dies nur eben rein äußerlich der Fall. In Wahrheit besteht zwischen den anscheinend identischen Tonarten ein gewisser Unterschied, wie die Musikmathematik beweist. Ein mathematisch rein gestimmtes Harmonium (nach Helmholtz u. a.) zeigt diesen Unterschied auf das Evidenteste. Es sind z. B. Cis und Des auf unserer Klaviatur ein und derselbe Ton. Thatsächlich ist Cis höher als Des, was z. B. Logarithmen (auf Basis 2) wie folgt schon äußerlich veranschaulichen: Des = 0,07519; Cis = 0,09473. Ein solcher, wenn auch leider bis jetzt nur mathematischer Unterschied ist für Fis- und Ges-dur von hoher Bedeutung, wie ich schon vorhin zeigte.

Mein System der Tonartencharaktere würde sich also gliedern:

A. Dur-Tonarten.

1. C-dur. Diese Tonart ist von äußerster Reinheit, keusch, verklärend; dabei von mildem Glanze, der diese Reinheit mit einer Märtyrerkrone umgiebt. Erhaben und vornehm. Etwas pastoral. Bei geeigneter Verwendung birgt sie etwas vom Helden in sich, von Gottvertrauen und Sieg.

2. Des-dur. Eine etwas melancholische Tonart von ausgesprochenem Nocturno-Charakter. Milde Frühlingsnacht. Stilles Glück. Sehnsucht und Wehmuth. Sehr viel Farbe, gesättigt. — Tausig übertrug den bekannten Militärmarsch D-dur von Schubert für Klavier zweihändig virtuosenhaft nach Des-dur; ich halte dies für sehr unglücklich.

3. D-dur. Glänzend und hell. Freude und Lust athmend. Jauchzen der Natur. Stolz und Bewußtsein desselben. Unter Umständen nach Burleske und Scherz hinüberspielend.

4. Es-dur. Erhaben und gemüthvoll. Andächtig, zum Gebet zwingend, traulich und beschaulich. Weihevoll. Stilles und zufriedenes Glück am heimischen Herd. Gedämpfte Freude.

5. E-dur. Die hellste, leuchtendste aller Tonarten. Viel Glanz und Selbstbewußtsein. Freude und Jubel in hoher Potenz; Kraft, alle Hindernisse zu überwinden. Andererseits auch in langsamem Zeitmaße stille Zufriedenheit, Innigkeit. Etwas pastoral.

6. F-dur ist vorwiegend pastoral, nachdenklich und beschaulich. Gegen E-dur stark gedämpft, selten lustig, meist weihevoll und ergeben. Voll

Innigkeit und Liebenswürdigkeit. — Der Siegesjubel (F-dur) am Schlusse der Egmont-Ouverture Beethovens erscheint mir deplacirt; besser wäre E-dur gewesen, wie sich auch der erste Theil besser in E-moll denken läßt.

7. Ges-dur. Eine sehr schöne farbensatte Tonart, die großes Glück in sich bergen würde, wenn nicht ein leiser Schatten auf ihr ruhte. Sonst erzählt sie von Liebe und stiller Sehnsucht, Enttäuschung, Resignation.

8. Fis-dur ist heller, freundlicher. Frühlingsleben und -weben pulsirt darin, freundliche Wärme erzeugend. Eine Mai-Tonart.

9. G-dur, wundersam lieblich und freundlich. Duftig. In ihr liegt ein gutes Stück Waldespoesie, daher ist auch sie vorwiegend pastoral, nur heller als F-dur. Mehr Freude und Lust. Niemals wild; deshalb ist mir z. B. Berlioz's Ouverture zu „Benvenuto Cellini" (in G-dur) direkt unsympathisch. In langsamem Tempo sehr leicht sehnsüchtig und zufrieden; zuweilen aber auch majestätisch.

10. As-dur. Sehr mild und feierlich-ernst. Grabesstimmung. Nocturne. Etwas reservirt. Sehr geringes Vermögen an Lustigkeit.

11. A-dur. Sehr lustig und freudig: pastoral in übermüthigem Maße. Springen und Jauchzen. Frisch und ermunternd. Die Tonart des Sommers. Selbst langsame Sätze können die Freude nicht verleugnen. Indessen sehr selten in geeigneter Form auch Resignation und Zufriedenheit. Transcendent.

12. B-dur. Sehr glänzend und stolz; geeignet zu Krönungsmärschen. Heldenhaft und freudig. Siegreich und triumphirend.

13 H-dur. Ebenfalls glänzend und stolz, aber auffallend nicht so ausgesprochen wie B-dur. Unnützer Prunk. Zu grell.

B. Moll-Tonarten.

1. C-moll. Im Gegensatz zu C-dur eine herbe, sehr kriegerische Tonart. Rücksichtslos bis zum Aeußersten. Kampf um das Dasein. Lebenskraft und Stärke, trotzig, gegen das Schicksal wetternd. In langsamem Tempo klagend und wehmüthig; manchmal pathetisch-wichtigthuend. Im Ganzen eine Helden-Tonart par excellence. Trauermarsch eines Helden.

2. Cis-moll. Milde gedämpft. Sonnenuntergang, Mondschein, Resignation, ohne Kampf und Auflehnung. Schwermuth. Eine vorwiegend langsame Tonart. (Vgl. jedoch den letzten Satz der Cis-moll-Sonate Beethovens.)

3. D-moll. Aufgeregt und kriegerisch, trotzig, kampflustig, rücksichtslos, aber einen Grad geringer als C-moll. Philosophisch, unter Umständen metaphysisch. Langsam: Seufzend unter Ketten, sehr gedrückt. Das Schicksal verwünschend. Sehr selten lustig, dann aber grotesk und übertreibend.

4. Es-moll. Entsetzlich und fürchterlich, die Tonart des Winterschlafes und Todes. Moderduft. Von ausgesprochener Starre und Leblosigkeit. Für Trauermärsche zu allererst geeignet.

5. E-moll. Sehr fahl und kühl. Eine Herbsttonart. Möglicherweise kriegerisch, doch ohne Erfolg. Unheilschwanger und betend. Ziemlich starr, Entweichen des Lebens.

6. F-moll. Unangenehm drückend und belastend. Das eherne Schicksal verkörpernd. Freudlos und tief-ernst Zwang.

7. Fis-moll. Eine Schreckenstonart. Gewitter und Gewitterschwüle in ausgesprochener Form. Unheimlich drückend. Aufgeregt in hohem Maße. Ueberhaupt werden alle Naturereignisse durch sie am besten verkörpert. In langsamen Zeitmaße Gleichgültigkeit und Einsamkeit.

8. G-moll. Etwas kriegerisch und gereizt, aber ohne besonderen Ernst. Langsam: von ausgesprochenes Melancholie und Sehnsucht. Resignation. Zerstörtes Glück. Freudlos. Griesgrämig.

9. As-moll. Sehr starr und trübe. Fast gleich Es-moll.

10. Gis-moll. Stark gequetscht und bedrückend. Melancholie.

11. A-moll. Ziemlich kriegerisch und aufgeregt. Widerspenstig und tüftelnd. Kühl, berechnend. Im langsamen Satze: gesteigerte Melancholie und Lebensüberdruß bis zum Selbstmorde. Ekel und Abscheu.

12. B-moll wie Es- und As-moll.

13. H-moll. Korrespondirend mit Fis-moll, aber cynischer und frecher. Eine teuflische Tonart von großartigem Hohn. In langsamer Form eventuell zum Trauermarsch geeignet. Ziemlich starr.

Auf Grund dieses Systems, welches übrigens mit geringen Ausnahmen, mit klassischen Beispielen in gehöriger Zahl leicht belegt werden kann, dürfte es nicht schwer sein, für einzelne Vorwürfe die geeigneten Tonarten zu finden.

Um eine pastorale Scene z. B. zu schildern, würde ich nach ihrer für diesen Fall mehr oder weniger ausgeprägten Charakteristik folgende Tonarten vorschlagen: F-dur, G-dur, A-dur, E-dur, C-dur. Dabei setze ich voraus, daß F-dur den ausgesprochensten pastoralen Charakter besitzt: nicht zu melancholisch, nicht zu lustig. Die beiden darauf folgenden Tonarten sind ja einen Grad freundlicher, ja A-dur verkörpert eine vollständige Lustigkeit und größte Freude. E-dur und C-dur sind dagegen schon melancholischer als F-dur.

Für Gewitterschilderungen erscheint mir Fis-moll als die zutreffendste Tonart, obschon sie sich, meines Wissens, mit keinem Beispiel in der Litteratur belegen läßt, man müßte denn den furchtbar dämonischen Anfang der „Wolfsschluchtscene" aus dem Freischütz als Analogie heranziehen. Fis-moll verkörpert nach meiner Empfindung die Schwüle vor dem Gewitter und den Ausbruch desselben mit elementarer Deutlichkeit, während ich diesen Charakter den Tonarten D-moll oder gar C-moll und Fis-moll bei weitem weniger concediren möchte. Ja sogar C-moll, das gelegentlich von Meistern zu Gewitterdarstellungen benutzt wurde, erscheint mir äußerst deplacirt; eher würde ich noch D-moll vorziehen.

Nachtstimmungen repräsentiren in erster Linie die Tonarten Des-dur, As-dur, Ges-dur, also B-Tonarten. In ihnen liegt etwas eigenthümlich Wehmüthiges, Schwermüthiges, als wollten sie uns aufs Neue verkünden, daß die Nacht keines Menschen Freund sei. Von Des-dur behauptet man freilich nicht selten, daß sie „prunkvoll" sei. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen, behaupte vielmehr, daß der Charakter des Prunkes und Glanzes der Tonart D-dur in hohem Maße zukommen.

Für Trauerscenen giebt es meines Erachtens kaum bessere Charak-

tere, als wie sie Es-moll, B-moll, As-moll, C-moll und aufweisen. Insbesondere ist Es-moll (6 Been) von äußerst dunkler Färbung, von einer Todtenstarre sonder Gleichen. C-moll würde da Platz greifen, wo der Tod eines Helden Gegenstand der Schilderung ist. Zwei Kardinalbeispiele sind hierfür die Trauermärsche aus der „Eroica-Symphonie" Beethovens und aus der „Götterdämmerung" Wagners.

Selbstverständlich wäre eine Aufzählung der verschiedenen Anwendungen der einzelnen Toncharaktere einfach unmöglich; denn gerade dieses Gebiet ist so vielgestaltet, so kombinationsfähig, daß man sicherlich sämmtliche Stimmungen und Vorgänge musikalisch-charakteristisch vermittelst geeigneter Tonarten darstellen kann. Daher wird der eine oder andere in meinem System manchen Charakter vermissen. Es konnte aber nicht meine Absicht sein, die einzelnen Charaktere möglichst vollständig und erschöpfend aufzuzählen, sondern nur Diejenigen wollte ich nennen, welche nach meiner Ansicht der Tonart ihr spezifisches Gepräge verleihen, welche sie gewissermaßen individualisiren.

Bedeutend schärfer tritt der Tonartcharakter in Orchester und in der Orgel (im Harmonium) hervor. Denn es ist hier dem Komponisten die Möglichkeit gegeben, infolge der Charakteristik der einzelnen Instrumente die von ihm beabsichtigte Darstellung auf das Schärfste auszuprägen. Oboe (Englisch-Horn) Flöte, Clarinette und Horn sind für „pastorale" Schilderungen wie geboren. Auch die „Bratsche" gehört hierher. Bedient sich nun der Componist außer diesen Instrumenten auch der entsprechenden Tonarten, so ist hierdurch die Aufgabe der Schilderung auf das Glänzendste gelöst. Welche Variauten nun noch durch die höhere oder tiefere Lage der Instrumente selbst erzielt werden können, ist kaum zu beschreiben. Dabei individualisiren manche Instrumente ganz besonders stark. Es giebt z. B. im Symphonie-Orchester drei Clarinettenarten: in A, B und C, wovon die A-Clarinette die längste Form hat. Ihre Tonfarbe ist sanft und zart, schalmeienartig. Der Timbre der B-Clarinette ist von großer edler Schönheit, der der C-Clarinette indessen merkwürdig scharf und spitz. Das Fagott könnte man den Klown des Orchesters nennen. Die Blechinstrumente haben im Allgemeinen einen glänzenden Charakter voll Adel und Würde, doch sind gestopfte Hörner und tief liegende Posaunen der Inbegriff alles Schrecklichen und Furchtbaren. Eine gestopfte Trompete dagegen klingt kindisch, wie eine Kindertrompete. — Die Streichinstrumente sind fast immer nur sanfterer, mitunter ätherischer Regungen fähig. Das Herbe, das Kriegerische und Rohe liegt ihnen sehr fern. Die Schlaginstrumente endlich bringen verschiedenartige äußerliche Wirkungen hervor.

Schon aus diesem kleinen Abriß wird man leicht ersehen, welche großartigen Hülfsmittel u. a. das Orchester dem Komponisten bei der Charakterisirung der Tonarten bietet. Doch diese sind ja nur Mittel zum Zweck, und kommen für unsere Frage erst in zweiter Linie in Betracht. Wichtiger ist es zu wissen, welches Agens eigentlich den verschiedenen Charakter der Tonarten bedingt. Eine Lösung dieses Problems erscheint mir beinahe unmöglich. Möglicherweise lassen sich für jede Tonart bestimmte Schwingungsverhältnisse, welche sie eigenartig individualisiren, aufstellen. Die großartige Entdeckung von Helmholtz und

die Erfindung mathematisch-reingestimmter Instrumente müßten hierfür den Schlüssel liefern. Vielleicht beschäftigt sich ein Musik-Mathematiker einmal mit diesem Problem. Daß manches Konventionelle hier mitunterlaufen mag, will ich gern zugeben, wie ja auch die Thatsache zu berücksichtigen sein wird, daß die Tonhöhe im Laufe der Zeiten nicht immer die gleiche gewesen ist. Man denke an den früheren Chorton bei den Orgeln und an den Kammerton, wie er seit 1858 durch die Pariser Akademie festgesetzt wurde (das eingestrichene a = 435 Doppelschwingungen, sog. Pariser Stimmung). Auch mag zu berücksichtigen sein, daß die meisten Tonarten sich in der Quarte und Quinte, sowohl nach oben wie nach unten hin, tonverwandtschaftlich ergänzen. Die große und kleine Terz bildet ebenfalls ein Supplement bei den Dur-Tonarten, bei Moll-Tonarten. Dagegen erzeugt sie keine direkte Verwandtschaft, z. B. A-moll = F-moll = Cis-moll; A-moll = Fis-moll = C-moll.

Wir stehen also vor einem überaus schwierigen Problem. Wir wissen und sind überzeugt, daß es Charaktere der Tonarten nun einmal ohne Zweifel giebt, aber wir wissen den tieferen Grund dafür mit Sicherheit noch nicht zu finden. Man hat auch eine rein ästhetische Wirkung angenommen. Dies ist wohl möglich und denkbar, aber keineswegs bewiesen. Mir scheint zur Hauptsache die eigenthümliche Uebereinstimmung berühmter Meister bei der Wahl der Tonarten bezüglich bestimmter Charaktere in einem sehr subtilen psychologischen Vorgange zu liegen, in einer Geistesverwandtschaft, welche bedingt, daß die einzelnen Charaktere mit dem geistigen Auge gleichartig gesehen werden. Dabei mag es bei den einzelnen Individuen zu einer Art Zwangsvorstellung kommen. In jedem Falle aber bedarf das Problem selbst noch dringend der Aufklärung. Vielleicht ist es auf Grund dieser Anregung möglich, ein endgültiges und befriedigendes Resultat zu erzielen.

Berlin. Paul Ertel.

Kritiſche Streifzüge an der Börſe.

Obwohl von unſeren maßgebenden Kreiſen das Urtheil über die Börſe durch das neue Börſengeſetz geſprochen iſt, und die Beſtätigung dieſes Urtheils durch Reichsregierung und Bundesrath kaum noch als zweifelhaft betrachtet werden kann, darf der unbefangene Beobachter der Dinge doch mit der Darlegung ſeiner Meinung über Zweck und Berechtigung des beſchloſſenen Vorgehens gegen die Börſe nicht zurückhalten. Der neue Standpunkt, welchen die deutſche Geſetzgebung der Börſe gegenüber eingenommen hat, iſt ein ſo eigenthümlicher, mit den wirthſchaftlichen Intereſſen der Geſammtheit ſo ſchwer zu vereinbarender, daß es wohl angezeigt erſcheinen muß, die wiſſenſchaftliche Erörterung dieſer Angelegenheit nicht als geſchloſſen zu betrachten.

Die Thatſache des freien Handels in Werthpapieren erſcheint den zur Zeit maßgebenden Parteien bei uns als eine ſo große Gefahr für die Geſammtheit, daß dagegen beſondere geſetzliche Vorkehrungen getroffen werden mußten. Der lebhafte und unbehinderte Verkehr an der Börſe ſoll etwas Gemeinſchädliches ſein, weil angeblich ein großer Theil der Börſianer darauf ausgeht die Papiere zum Schaden unſchuldiger Kapitaliſten irgendwie ungünſtig zu beeinfluſſen. Die Gegner der Börſe bilden ſich demnach ein, daß eine beſondere gemeinſchaftſchädliche Neigung den Börſianer antreibt, ſtets zum Nachtheil des der Börſe fernſtehenden Publikums zu handeln. Dieſer unheilvollen Richtung des Börſenverkehrs ſoll durch einſchränkende Beſtimmungen und ſtaatliche Ueberwachung geſteuert werden. Dieſer Auffaſſung der Dinge iſt entgegenzuhalten, daß für den Börſenhandel durchaus keine anderen Grundſätze maßgebend ſind, wie für den Waarenhandel überhaupt. „Billig einkaufen und theuer verkaufen“ iſt die einzige für den Kaufmann giltige Geſchäftsregel. Der einzige Unterſchied zwiſchen dem beſchränkten und dem großen Markte für den Kaufmann beſteht darin, daß man ſich an dem großen freien Markte mit kleinem Nutzen begnügen kann und muß, in der Hoffnung auf raſchen ſich oft widerholenden Umſatz, während an dem kleinen Markt nur die Ausſicht auf großen zu machenden Gewinn zu Umſätzen anregt. Im Allgemeinen ſind daher ſowohl Verkäufer wie Käufer beſſer daran, wenn ihnen ein großer, lebhafter Markt zur Verfügung ſteht.

Der Handel auf ſofortige Lieferung und der Handel auf ſpätere Termine unterſcheiden ſich von einander nur durch den größeren Umfang und die Lebhaftigkeit der Umſätze. Der lebhaftere Umſatz des Zeit- oder Ultimo-Handels

hat für die Interessenten nur die vortheilhafte Wirkung, daß dadurch die Preisschwankungen in Waaren oder Werthpapieren auf einen sehr geringen Umfang beschränkt werden.

Wenn bei den Erörterungen über das neue Börsengesetz behauptet worden ist, daß beliebige mittellose und verwegene Spekulanten an der Börse in der Lage seien, die Preise nach Willkür zu beeinflussen, so beweist dies nur die vollständige Unkenntniß mit den Gepflogenheiten der Börse. Damit Abschlüsse an der Börse zu Stande kommen, müssen immer zwei vertragschließende Parteien vorhanden sein. Den Ausschlag für die wirklichen Preisnotirungen geben immer nur die Forderungen und Gebote anerkannt zahlungsfähiger Händler. Mit mittellosen Spekulanten will Niemand handeln, weil an solchen Geschäften nichts zu verdienen ist.

Betrachtet man die Geschäfte der Börsianer, wie sie sich wirklich abspielen, so läßt sich nicht verstehen, wie durch Einschränkung des Börsenverkehrs den allgemeinen Interessen irgend ein wirklicher Dienst geleistet werden kann. Es läßt sich nur die bedauerliche Thatsache feststellen, daß bei uns mit gesetzgeberischen Maßregeln in's Blaue hinein experimentirt wird. Für die hierbei begangenen augenscheinlichen Irrthümer muß nachher die Gesammtheit büßen. Es drängt sich hierbei die Bemerkung auf, daß in unseren tonangebenden Kreisen, sowohl bei den Vertretern der Wissenschaft, als bei den höheren Regierungsbeamten, wie in der Volksvertretung ein auffallend geringes Maß von volkswirthschaftlichem Wissen an den Tag gelegt wird. Die neueren über die Börse sowie Handel und Gewerbe gemachten Gesetze machen durchaus nur den Eindruck, daß sie auf zuversichtlich ausgesprochene Behauptungen einflußreicher Wortmacher hin entworfen und durchgebracht worden seien. Man wird hierbei an den Ausspruch jenes berühmten Rechtsgelehrten erinnert, daß unserer Zeit in auffälligem Grade der Beruf zur Gesetzgebung abgehe. Trotzdem finden wir heute so außerordentlich viele Leute, die sich ohne viel Bedenken die Fähigkeit und den Beruf zutrauen, ihrem Mitmenschen Richtschnur und Maßstab der zukünftigen wirthschaftlichen Entwicklung vorzuschreiben.

Die Geschäftswelt Deutschlands hat es in den letzten Jahren trotz der von unseren Regierungskreisen ausgehenden häufigen Hemmungen und Belästigungen des Unternehmungsgeistes zu Wege gebracht bedeutende Erfolge auf den verschiedensten Gebieten von Handel und Gewerbe zu erzielen. Man darf hiernach wohl annehmen, daß auch die jüngst beschlossenen, der freien Beweglichkeit des Handels nachtheiligen Gesetze den Muth und Thatendrang unseres Kaufmannsstandes nicht auf die Dauer beeinträchtigen und an fernerer ersprießlicher Unternehmerthätigkeit hindern werde.

Wenn wir nach diesen allgemeinen die politischen und wirthschaftlichen Zustände bei uns kennzeichnenden Bemerkungen zu den besonderen, die augenblickliche geschäftliche Lage betreffenden Erscheinungen übergehen, so können wir mit Befriedigung feststellen, daß in den meisten Geschäftskreisen zur Zeit eine zuversichtliche Auffassung der nächsten Zukunft die Oberhand hat. Nach langen Jahren vorherrschender Muth- und Hoffnungslosigkeit befinden sich allem Anscheine

nach die wichtigsten Zweige der Großindustrie, insbesondere der Kohlenbergbau, die Eisenverarbeitung, sowie des Spinnerei- und Weberei-Gewerbes in einer günstigen, volle Inanspruchnahme der vorhandenen Betriebseinrichtungen verbürgenden Entwickelung. Man gibt sich der Hoffnung hin, daß diese günstige Lage der Dinge sich als nachhaltig erweisen werde, da in allen Theilen der Erde sich lebhafter Bedarf nach den zur Förderung produktiver Arbeit nöthigen Industrieerzeugnissen kundgibt. Es hat auch nicht den Anschein, daß die Unternehmerthätigkeit durch politische Zwischenfälle und kriegerische Verwickelungen in nächster Zeit in ihrem Aufschwung gehemmt werden dürfte. Daß unter diesen Umständen die Aktien von Bergwerksgesellschaften eine steigende Bewerthung erfahren, ist leicht zu verstehen. Selbst der Umstand, daß das Verbot des Ultimohandels in Bergwerksaktien nach dem neuen Börsengesetz einen Druck auf die Spekulation auszuüben geeignet ist, thut der Bewerthung der tonangebenden Papiere des Bergwerksmarktes nur wenig Eintrag. Es hat sogar ganz den Anschein, als ob die vorliegende günstige Konjunktur vielleicht noch bessere und nachhaltigere Erfolge zeitigen werden, als selbst sanguinische Beurtheiler der Lage bisher anzunehmen geneigt waren.

Was die Bewerthung der Staatspapiere betrifft, so hat man nach dem Stande des Geldmarktes keinen Grund an der Behauptung und stetigen Steigerung der derzeitigen Course zu zweifeln. Die Neubildung von Kapitalien durch Ersparnisse sowie Geschäftsgewinne ist offenbar in den vorgeschrittenen Ländern so groß, daß die neu ausgegebenen Anlehenssummen des Reiches sowie der Einzelstaaten und einheimischen Städte leicht Abnehmer finden. Oesterreich-Ungarische und Russische Staatspapiere halten sich ebenfalls fest auf dem erreichten Coursstande. Der Umstand, daß der russische Finanzminister schon wieder mit der Absicht umgeht, den Zinsfuß rückzahlungsfähiger Staatsanleihen herabzusetzen, beweist, daß man in absehbarer Zeit nicht an eine steigende Bewegung des Zinsfußes denkt. Von Renten zweiter Gattung nehmen Italiener mit kleinen Unterbrechungen doch fortgesetzt das Interesse der Kapitalisten ziemlich lebhaft in Anspruch. Es unterliegt auch wohl keinem Zweifel, daß die Verhältnisse in Italien nach dem Abschluß des afrikanischen Abenteuers einer stetigen Besserung entgegengehen und daß hiernach auch die italienische Rente Aussicht auf weitere Coursſteigerung hat. Als besonders preiswerthe Staatspapiere sind ferner noch Mexikaner zu nennen, da das Land in den letzten schlimmen Jahren doch hinreichende Leistungsfähigkeit und die Regierung guten Willen vollauf bewiesen hat, den Anforderungen der Staatsgläubiger gerecht zu werden. In ziemlich gutem Ansehen halten sich ferner Rumänische Papiere, obwohl die fortwährende Vermehrung der Staatsschuld in den letzten Jahren nicht gerade geeignet ist, das Vertrauen zu der Finanzwirthschaft des Staates zu erhöhen. In zweifelhaftem Ansehen stehen Bulgarische und Serbische Papiere, und Griechen und Portugiesen sind vollständig aus der Reihe empfehlenswerther Anlagepapiere auszuschließen. Dagegen hat sich die Meinung über Argentinische Papiere in jüngster Zeit ziemlich stetig gebessert, da bei der gewaltigen Größe und Ertragsfähigkeit dieses südamerikanischen Staatswesens auf stetige Besserung der Aussichten für die Staatsgläubiger zu rechnen ist.

Die Course der tonangebenden Bankaktien nehmen einen sehr hohen Stand ein, so daß damit die Fortdauer günstiger geschäftlicher Aussichten als wahrscheinlich angenommen wird. Als Kapitalanlage erscheinen indessen Bankaktien nicht sehr empfehlenswerth, da die Geschäfte der Banken doch immer mancherlei Zwischenfällen ausgesetzt sind, wodurch gelegentlich erhebliche Coursverluste veranlaßt werden können. Einheimische Eisenbahnaktien bieten bei dem derzeitigen hohen Coursstande augenblicklich keine besonders verlockenden Aussichten dar. Course bleiben behauptet, da das Angebot dieser Papiere im Verhältniß zur Nachfrage sehr beschränkt ist. Oesterreichische Eisenbahn-Aktien werden von der Spekulation ziemlich unregelmäßig hin- und hergeworfen. Die tonangebenden Papiere sind aber im Hinblick auf die wirklichen Erträgnisse ziemlich theuer, die Aussichten auf wesentliche Steigerung der Einnahmen sind unsicher, und auch die gelegentlich wieder aufzunehmende Fortsetzung der Bahnverstaatlichung läßt keine besonderen Hoffnungen auf Höherbewerthung dieser Papiere gerechtfertigt erscheinen. In Schweizerischen Eisenbahn-Aktien ist der Verkehr meist ziemlich lebhaft. Die Einnahmen der Bahnen haben zwar in letzter Zeit nicht ganz den Erwartungen entsprochen; doch scheinen dem derzeitigen Coursstande dieser Papiere entsprechende Erträgnisse immerhin ziemlich sicher, so daß die Aktien als weiterhin unbedenkliche Kapitalanlagen zu betrachten sind. Italienische Eisenbahn-Aktien werden noch als preiswerth und steigerungsfähig angesehen, da man auf günstige Entwicklung des Verkehrs rechnet und darnach gleichbleibende oder besserwerdende Erträgnisse der Bahnen zu erwarten sind. Lebhafte Beachtung haben in letzter Zeit die Aktien der Luxemburgischen Prinz Heinrich-Bahn gefunden Obwohl der Cours nicht dauernd behauptet werden konnte, darf man die Aktien bei den günstigen Einnahmen der Bahn noch weiter als preiswerth bezeichnen. In zeitweise sehr regem Verkehr stehen die Aktien der Canada-Pacific-Eisenbahn. Bei der gewaltigen Größe dieses Unternehmens und der Ertragsfähigkeit von Canada darf man sich wohl der Hoffnung hingeben, daß mit der Zeit sich wieder befriedigende Erträgnisse der Bahn einstellen, die eine weitere Höherbewerthung dieser Aktien rechtfertigen dürften. Industrie-Papiere bleiben im Allgemeinen gut behauptet, insbesondere erhält sich die günstige Meinung über die Aussichten der Schifffahrtsaktien.

Berlin. Dr. J. Minoprio.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

Siebenter Band.

1896

April bis Juni.

Berlin S.W. 46
Kritik-Verlag.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Nr. 79.

Vom jungen Anarchismus II. Von Karl Schneidt 621
Kommunismus und Sozialdemokratie. Von Amtsgerichtsrath C. Wilmanns 633
Naturwissenschaftliche Märchen V. Von Dr. Ernst Below . . . 641
„Der Philosophie eine Gasse." Von Dr. J. von Neupauer . . 646
Die freie Liebe. Von Dr. L. Kuhlenbeck 650
Van Bibbers Spitzbube. Von Richard Harding Davis . . . 655
Vaterliebe. Von Rose Stolle . . 661
Bücherfaal. Von H. v. Reinfels 663

Nr. 80.

Vom jungen Anarchismus III . . 665
Die bedingte Verurtheilung im Civilprozeß. Von Dr. Alfred Oppenheimer 678
Reinecke im Tugendmantel. Von Ottomar Beta 682
Die Aenderung des Landtagswahlrechts in Sachsen. Von *„* . 685
Wucher in der Kunst. Von Eugen Isolani 695
Die Methode Gonin. Von Susanne Bräutigam-Romane 699
Mein Durchfall. Von R. Schneidt 702
Die Bajadere. Von Mary Misch . 709

Nr. 81.

Schrader und Kotze. 713
Vom jungen Anarchismus IV. Von Karl Schneidt. 717
Die Zukunft des Uebermenschen Von Eduard Engels 722
Röntgen's Entdeckung I. Von Dr. M. F. Jordan 731
Kritik und Schaffen. Von Hans Brennert 738
Kampf im Spiritismus. Von Frhr. v. Erhardt 744
Stagnation im Eisenbahnwesen. Von Otto de Terra 749
Hofkunst. Von Cajetan 756
Viel Feind', viel Ehr'! Von Karl Schneidt 759

Seite

Nr. 82.

Der Freund des Kaisers 761
Vom jungen Anarchismus. V. Von Karl Schneidt 767
Deutsche und Slawen. Von Wilhelm Friedrich Riedel . . 777
Röntgen's Entdeckung. II. Von Dr. M. F. Jordan 785
Die 10 Philharmonischen Konzerte. Von Paul Ertel . . . 796
Die Philosophie u. die Gassenhauer Von Hanns v. Gumppenberg . 802
Jakob und Rahel. Von Emil Weißenturn 805

Nr. 83.

Hammersteins Ehre 809
Bimetallismus und Goldwährung. Von Professor Lasser-Cohn . . 816
Darwinistische Aesthetik. Von Ernst Gystrow 822
Deutsche Banken in englischer Beleuchtung. Von Crassus . . . 832
Ein Unbekannter. I. Von Stanislaw Przybyszewski 836
„Zur Orientirung" im Spiritismus. Von H. v. Gumppenberg 843
Die russische Frau. Von M. v. Niederhöffer 847
Berliner Premièren. VII. Von Dr. Richard Wrede 850
Neue Sozialwissenschaftl. Schriften. Von R. W. 852

Nr. 84.

Ministerkrisen 857
Friedrich Nietzsche. I. Von Prof. Dr. Geo Munze 862
Das Träumen. Von Dr. G. Zart . 873
Hausordnungen. Von Paul Ertel . 884
Die Rechtlosigkeit d. Schauspieler 890
Zur Reform des Concertwesens. Von Wilhelm Mauke 892
Pan Tadeusz. Von Erich Fließ . 897
Todtenfeier. Von W Wolffheim . 902

Nr. 85.

Ein Kaiserwort 905
Friedrich Nietzsche. II. Von Prof. Dr. Geo Munze 911

Seite

Im Obrathal und auf dem Fichtelgebirge. Von Karl Schneidt . 921
Die Sozialistische Produktion in ihren Hauptzweigen. Von Prof. Max Hanshofer 932
Ein Unbekannter. II. Von Stanislaw Przybyszewski 943
Zur besseren Orientirung im Spiritismus. Von Frhr. v. Erhardt 948
Kantstudien. Von Dr. H. Fanst . 951

Nr. 86.

Die Schulpolitik des Kultusministeriums Bosse 953
Zur Duellfrage 960
Stagnation im Eisenbahnwesen. Von O. Beta 971
Zur Eröffnung der großen Akademischen Ausstellung. Von August H. Plinke 978
Ein Unbekannter. III. Von Stanislaw Przybyszewski . . . 983
Staatsverfassung der Juden. Von Dr. Richard Wrede 989
Hieb und Stich. Von K. Schneidt 991
14 Buchdramen. Von R. W. . . 995

Nr. 87.

Staatskulis 1001
Sozialpädagogik I. Von Prof. Dr. K. Fischer 1009
Die Irrenfrage vom kulturgeschichtlichen Standpunkt. Von F. Kretzschmar 1019
Orthopädische Osterferien. Von Dr. Karl Hoffmann 1028
Ein Unbekannter. IV. Von Stanislaw Przybyszewski . . . 1035
Die russische Valutaregulirung Von Dr. Justus Ischenhaeuser . 1042

Nr. 88.

Die Zarenkrönung 1049
Ist christlich-sozial Unsinn? . . 1056
Sozialpädagogik. II. Von Prof. Dr. K. Fischer 1059
Theodor Storm's dichterische Eigenart. Von Johann Beyer . 1068
Die Musik auf der Gewerbe-Ausstellung. Von Paul Ertel . 1075

Seite

Wetterprognosen neuer Art. Von Wilhelm Krebs 1081
Anonym. Von Brandenburg . 1086
Neue Zeitschriften. Von R. W. 1091
Ein metaphysischer Ausblick. Von R. W. 1094

Nr. 89.

Der Schaffnerprozeß. Von Eisenbahn-Direktor Otto de Terra . 1097
Frauenmoral und Herrenhalbheit. Von Dr. A. v. Hanstein . . . 1103
Der Lüge eine Gasse! Von Dr. Ernst Below 1115
Die deutsche Frau und das Bürgerliche Gesetzbuch. Von Dr. Ludwig Kuhlenbeck . . . 1123
Anginsland. Von Karl Schneidt . 1130
Jugo. Von Paul Ertel . . . 1134
Die Kunst dem Volke! Von —dt . 1140
Berliner-Premièren VIII. Von Dr. Richard Wrede 1142

Nr. 90.

Nord und Süd 1145
Ein Weck- und Mahnruf. Von v. Fechenbach-Landenbach . . 1151
Das Stiefkind Literatur. Von Karl Bleibtreu 1157
Ferienkolonien. Von E. Jsolani 1160
Die Wolke aus dem Westen. Von Ottomar Beta 1169
Thalia magistra. Von Argus . 1174
Wilhelm Manke. Von Eberhardt 1180
Rache. Von Dr. Richard Wrede . 1185
Tricot-Schönheit. Von Rose Stolle 1189
Privat-Enquête. Von K. Schneidt 1191

Nr. 91.

Vom jungen Anarchismus VI. Von Karl Schneidt 1193
Die gelbe Gefahr und der bleiche Schrecken. Von W. Krebs 1206
Eine Lücke wissenschaftlicher Bildung. Von Rud. Feilgenhauer . 1212
Die Galeeren des Königs. Von Else Otten 1218
Die Rothtaufe. Von Theodor Kuno Feuerstein 1227
Die Leichenspielfeier des Freihandels. Von Dr. R. Wrede 1230

Der alte Balzac.

A propos von: Rome.

In einem Roman Balzac's, der jedenfalls Zola zum Muster bei seinen Rougon-Maquart's gedient, kommt eine Souper vor, dem die Lieblingspersonen und Hauptheldeu der großen Pariser- und Provinz-Epopee des Bahnbrechers unserer neuen Richtung beiwohnen.

Die Actricen heißen Florine und Coralie Maria. Die Männer Nathan, Vernon, Claude Vignon, Lucien de Rubempré-Lousteau, Dubruel, Blondet, Finot.

Man bricht zum Souper auf, und zwar von der Redaction eines Blättchens aus, das Abends erscheinen soll, oder auch Morgens, und noch keinen Artikel hat. Die Anwesenden versprechen ihm séance tenante, stante pede, sofort das Nöthige zu schreiben.

Finot, der Redakteur, will in die Druckerei. Maria hat ja ihren Wagen unten, er wird ihn benutzen.

„Gut", sagt Maria, „aber der Minister sitzt drin und wartet." „Laden wir den Minister ein", meint Nathan.

„Ein deutscher Minister," ruft Blondet, „der trinkt gut; hört zu, wir werden ihn mit geistreichen Worten beschießen und er wird davon seinem Hofe schreiben."

* * *

Inzwischen macht Lucien, der Poet, seinen Artikel. Es ist eine Wiedergabe des letzten Theaterabends, des neuen Stückes.

Lousteau, sein älterer Rivale, der ihn jedoch mit gutem Rath und rascher That in die mächtigen Kreise eingeführt, da Lucien nur Sonette macht, greift in einem anderen Artikel die Machthaber um die Regierung an.

Und Nathan erfindet die paar Bonmots, die Scherze der vierten Seite.

Eines würde heute zum Beispiel also übersetzbar sein:

> „Da ich sehe, wie sehr man den Advocaten Friedmann und den Hofprediger Stöcker angreift, hoffe ich, daß man mich in Ruhe lassen wird, sie beschäftigen ja das Publikum völlig — sagte gestern der Vicomte Demosthenes von — Hammerstein.

Beim Souper wird dann von der Presse gesprochen.

Die Presse von damals.

Im Jahre 1821, sagt Balzac, war die Presse noch in ihrem Unschuldskleide.

Und Finot beim Souper:

„Der Einfluß und die Macht des Journals ist erst beim Stadium der Morgenröthe angelangt. Der Journalismus ist ein Kind; es wird wachsen. In zehn Jahren wird Alles der Oeffentlichkeit unterworfen sein. Der Gedanke wird Alles beleuchten."

„Er wird Alles be—flecken!" unterbrach Blondet Finot.

„Das ist ein Witzwort", meinte Claude Vignon, der berühmte Arzt.

„Er wird Könige machen!" schaltete Loustean ein.

„Und Monarchien stürzen!" So der Minister und Diplomat.

„Deßhalb: wenn die Presse nicht existirte — dürfte man sie nicht erfinden! Aber — wir leben davon" — sagte Blondet.

„Ihr werdet daran sterben!" entgegnete der Minister. Sehen Sie nicht, daß die Ueberzahl der Massen, gesetzt, Ihr klärt sie wirklich auf, die „Großheit" des Einzelnen erschweren wird, daß, indem Ihr das Herz der niederen Classen vernünfteln lehrt, Ihr den Aufruhr ernten werdet, und daß Ihr die ersten Opfer sein müßt. Was zerstört man in Paris bei einer Erhebung?"

„Laternen!" antwortete Nathan. „Aber wir sind zu bescheiden, um für unsere Pfähle zu fürchten — man wird uns nur die Glasplatten beschädigen."

„Sie sind ein zu kluges Volk, um einer Regierung zu erlauben, sich zu behaupten, zu entwickeln. Sonst würden Sie mit ihren Federn die Neu-Eroberung Europa's auf's Neue unternehmen, welche Ihr Degen nicht zu wahren gewußt hat!" So der Minister.

„Das Journal ist ein Uebel!" sagte Claude Vignon. Man könnte es Ihm verwerthen; die Regierung wird es bekämpfen, es wird einen Kampf geben. Wer wird unterliegen, das ist die Frage?"

„Die Regierung! In Frankreich ist der Geist Alles," sagte Blondet. „Und die Blätter haben außer dem Geist aller geistreichen Leute die Heuchelkunst des Tartuffe."

„Blondet, Blondet! Du gehst zu weit!" rief Finot. „Es sind Abonnenten unter uns!"

„Du bist Besitzer eines jener Arsenale für „Gift"; aber ich mache mich über alle Eure Verkaufsstellen lustig, obwohl ich auch mit davon lebe."

„Er hat Recht!" sagte Claude Vignon. „Jedes Journal ist, wie Blondet gesagt hat, ein Laden, worin man dem Publikum Worte von der Farbe verkauft, die es verlangt. Gäbe es ein Blatt für Bucklige, so würde dieses früh und spät die Schönheit, die Güte, die Nothwendigkeit der Buckligen beweisen. Eine Zeitung ist nicht mehr dazu da, zu erleuchten, sondern um Meinungen zu schmeicheln. Napoleon hat eine Erklärung des Räthsels „Zeitung!", das von vielen gemacht wird, gehoben. „Collectivverbrechen belasten Niemand!" Und es wird geistreich gemacht! Was kann das Gesetz wider den Geist?"

„Gegen Ideen braucht man wieder Ideen!" begann Vignon abermals. „Nur der Schrecken, der Terrorismus kann das französische Genie unterdrücken. Und unsere Sprache kennt auf so wunderbare Weise den Doppelsinn, die Anspielung. Wenn das Journal eine Infamie erfindet

— so hat man sie ihm mitgetheilt. Eine Entschuldigung wird so formulirt, daß der Unschuldige unrecht und die Lacher gegen sich hat. Man erzählt, wie Einer ein Dieb ist und erklärt ihn für den anständigsten Menschen des Königreiches. Nichts, was der Zeitung mißfällt, ist patriotisch, und nie hat sie Unrecht. Um Abonnenten zu sammeln, würde das Journal seine Natur roh auftischen und nur mit dem Salz seiner Witze gewürzt für die Leser anrichten lassen. Es würde die Asche seines Lohnes, wie jener Schauspieler, wirklich in die Urne streuen lassen, über welcher es zur Belustigung seiner Freunde weinen will."

„Ja! Die Zeitung — ist das Volk in Folio!" rief Blondet, Vignon unterbrechend. „Und die Zeitungen werden undankbarer sein, wie die Könige. Sehen Sie dort, neben Coralie, den jungen Lucien. Er wird in eine jener Boutiquen für Geist eintreten, man wird sein Gehirn essen und ihn Hungers sterben lassen, wenn er Durst, und vor Durst vergehen lassen, wenn er Hunger hat" u. s. w.

„Ich glaubte, Ihr würdet lustiger sein!" rief nun Florine. Das Mädchen hat Recht. — Es ist die Kritik. Die Kritik verlangt auch heute noch, im Romane solle nichts stehen, was Abhandlung gelehrt, Citat sei.

Sofort ruft sie nach dem Meister in der Beschränkung. Und doch, wie belehrend, wie geistreich sind noch heute die Romane Balzac's! Paßt nicht jede Zeile noch auf unsre heutige Gesellschaft, unsre heutigen Zustände? Wird ein Journal die vorstehende Persiflage auf die Zeitung heute abdrucken? Nur ein Blatt, welches nichts zu fürchten hat, wird dies thun! Und Balzac war der Lehrer Zola's. Schon der Aeltere hat die Geschichte von Familien erzählt, seine Rubempré und Andre sind seine Rougon-Marquard. Wenn ein junger Novellist, um seiner Geschichte die Lokalfarbe einer Stadt zu geben, seinen Helden die Sehenswürdigkeiten derselben betrachten läßt, was doch menschlich und wahrscheinlich ist — prunkt er mit seinem Wissen! Dann muß doch der große Zola in seinem Lourdes und besonders in „Rome" geradezu irritiren! Und er thut es auch. Die meisten Kritiker haben denn auch vollkommen Recht, wenn sie ihn in ihrer Besprechung von „Rome" langweilig nennen. Die Hälfte des Buches ist die Topographie des neuen und alten Rom — und — eine Wüste.

Zola läßt Massen wirken. Er ist das Kind einer demokratischen Zeit. Das hat Balzac noch nicht können!

Aber man lese doch wieder seine Cousine Bette, seinen Grand Homme! Und — Alles!

In Zola wirken ein paar Sätze wirklich großartig. So: wie dem jungen Priester ganz oben auf dem Dach der Peterskirche, nachdem ihn die Darbringung des Peterspfennig angeekelt, jetzt nach der Messe in der Kirche, das gewaltige Gebäude zu zittern scheint von dem Schrei der Menge, innen und außen: Evviva il Papa Re!

Er bekommt einen Begriff von der weltlichen Macht des Papstes. So in Lourdes: wie derselbe Priester, Fromont, mitten in der gewaltigen Massenanbetung und Verherrlichung der Heilerin Maria empfindet, daß er nicht glaubt und daß nie seine kleine, im Glauben geheilte Marie

die Seine werden kann! Und ein Geruch wie von Veilchen schwimmt in der Luft. — Aber durch welche Sahareu muß man sich bis zu solch einer Oase durchkämpfen.

Friedrich von Raumer schrieb vor 50 Jahren: Irrthümer und Verbrechen, welche in niederen Kreisen nur zu oft wiederkehren, verdienen keine geschichtliche Darstellung. Das hat sich gründlich geändert. — Es wird auch eine Zeit kommen, die Zola verdaut und überwunden hat!

Berlin. Dr. Alfred Friedmann.

Büchersaal.

Einer kurzen Flug- und Streitschrift „Weg mit der Kunst!", die ein vielleicht ziemlich geistreicher Verfasser, wohl pseudonym als Johannes Rüfer, hinausgesandt hat, mußte ich nach dem unerquicklichen Lesen der letzthin vom S. Fischer'schen Verlage ausgesandten Romane gedenken. Mit der Kunst allerdings weg, denn sie ist eine unechte.

Fünf Bände auf einmal dem Buchhandel und dem lesenden Publikum gewidmet zu haben, dürfen sich kaum viele Verleger rühmen. Der sehr kluge ungarische Geschäftsmann hat's gethan. Hübsch übersichtlich stehen die druckreifen Anpreisungen auf dem Waschzettel. Und wieder so viel Papier, Arbeit und Sonstiges umsonst.

Felix Holländer's „Pension Fratelli" betiteltes Buch ist eine Sammlung von fünf Novellen, die in mittleren Provinzzeitungen so mit durchgehen können. Der Schreiber des „Sturmwind im Westen" macht ja wohl selber keinen Anspruch mehr darauf, als Dichter oder auch nur Schriftsteller ernst genommen zu werden. Er ist Berichterstatter geworden; so erscheint er mir auch jetzt in „Jesus und Judas" und „Magdalene Dornis"; den beiden Romanen hatte er nur eine kleine psychologische Morphiumeinspritzung gegeben.

Hans Land's „Um das Weib" und Hedwig Dohm's „Sibilla Dalmar" sind auch nur zwei Bücher, welche unnütz Platz wegnehmen. Das ewige uralte Lied vom Weibe und Manne paraphrasirt George Egerton in „Dissonanzen". „Das in trefflicher Uebersetzung vorliegende Buch wird zweifellos Freund und Feind in gleich hohem Maße interessiren." Möglich, aber den rein künstlerischen Betrachter langweilt das Buch sogar. Bleibt nur noch Peter Nansen mit seinen Briefen: „Aus dem ersten Universitäts-

jahr"; kürzlich durfte ich dem Autor auf eine kleine Skizze ein großes Kompliment machen; leider kann ich es nicht wiederholen, denn die „Briefe" sind doch stellenweise zu oberflächlich, allgemein und gleichgültig. Loben muß man die Einfachheit und Klarheit in Darstellung und Stil, die allerdings oft an der Grenze der Nüchternheit hergeht. Peter Nansen kann ein bedeutender Schriftsteller werden, wenn er sich bei seinem künstlerischen Schaffen Ruhe und Muße gönnt und nicht in den Fehler so vieler unserer „Jungen" fällt, litterarische Maschinenarbeit zu liefern. Die Herren haben ja aber auch in S. Fischer ihren Wertheim gefunden. R. W.

In gänzlich neuer Bearbeitung in drei Theilen erschien soeben im Verlage von Alexius Kießling, Berlin SW., Kleinbeerenstr. 26, das von Dr. E. Albrecht und Dr. B. Graupe bearbeitete Wanderbuch für die Mark Brandenburg. Wenn die Umgebungen unserer Reichshauptstadt in jüngster Zeit sich einer gerechteren Würdigung erfreuen, als früher, so gebührt ein guter Theil des Verdienstes den Verfassern des vorliegenden Werkes. Wer die soeben erschienene neue Auflage dieses allen Gebildeten wohlbekannten Führers mustert, kann dem Eifer, mit dem an der Erschließung reizvoller Touren in der Nähe wie in der Ferne gearbeitet worden ist, wie dem Geschick, das der nicht geringen Schwierigkeiten des weitschichtigen Stoffes Herr geworden ist, volle Anerkennung nicht versagen. Bei der Eleganz der Ausstattung, die dem „Wanderbuch" das Anrecht auf Gleichstellung mit den hervorragendsten Erscheinungen der Reiseliteratur verleiht, und der Beigabe von nicht weniger als 42 in sauberem Buntdruck hergestellten Karten zur Illustrirung aller irgendwie wichtigen Punkte der Mark muß die Billigkeit des Preises (5 Mark für alle 3 Theile) Wunder nehmen. Wie das Ganze jetzt vorliegt, stellt es sich als eine erschöpfende Beschreibung der Mark dar, soweit sie landschaftlich wie geschichtlich Bemerkenswerthes aufzuweisen hat, und wird Jedem willkommen sein, mag er für seine Erholung lohnende Ausflüge und Aufenthaltsorte suchen oder der geschichtlichen Entwickelung der Hauptprovinz unseres Vaterlandes ein lebhaftes Interesse entgegenbringen.

F. D. V.

Preisausschreiben.

Der **Kritik-Verlag**, G. m. b. H., Berlin SW. 46, Hedemannstr. 9 I setzt einen Preis von

Mark 1000

aus für die vom Preisrichterkollegium als beste anerkannte künstlerische Zeichnung zu den Wochenplakaten der **Kritik**.

Bedingungen.

1) Die Zeichnung soll eine allegorische Darstellung der Kritik im weiteren Sinne oder der Journalistik überhaupt geben und möglichst im Charakter der Zeitschrift gehalten sein. Die Entwürfe können einfarbig und mehrfarbig sein, im letzteren Falle muß außer der Farbenskizze eine mit der Feder oder mit Kreide scharf ausgeführte Zeichnung schwarz auf weiß eingereicht werden. Es ist Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Entwürfe auf autotypischem oder zinkographischem Wege mit zwei höchstens drei Platten reproducirt werden können.

2) Die Plakatgröße ist 72 cm lang, 47 cm breit; davon muß mindestens ein Viertel für das abzudruckende Inhaltsverzeichniß freibleiben.

3) Die Zeichnungen sind bis zum 1. Juli d. J. an den Kritik-Verlag, Berlin SW. 46, Hedemannstraße 9 I, einzusenden. Die Zeichnungen müssen ohne Urhebernamen, aber mit einem Motto versehen sein; in einem mit gleichem Motto versehenem versiegelten Briefumschlage sind Name und Wohnort des Autors anzugeben.

4) Sollten zwei der eingesandten Zeichnungen für gleich gut befunden werden, so kann diesen ein Preis von je 500 Mark zuerkannt werden.

5) Der Kritik-Verlag behält sich vor, weitere nicht preisgekrönte, aber doch werthvolle Zeichnungen zu erwerben.

6) Die Entscheidung des Preisrichterkollegiums wird in Nr. 100 der „Kritik“ vom 1. September d. J. veröffentlicht.

Das Preisrichteramt haben gütigst übernommen die Herren:

Professor Dr. **von Tschudi**, Direktor der Kgl. Nationalgallerie, Berlin;
Professor C. E. **Döpler** d. J., Berlin;
Professor Dr. **Lichtwark**, Direktor der Kunsthalle, Hamburg;
Dr. jur. R. **Wrede**, Direktor des Kritik-Verlages.

Druck von F. Gutmann in Berlin. Für Redaktion und Verlag: Dr. Richard Wrede in Berlin.

Im Bad. Schwarzwald.

Naturheilanstalt Glotterbad.

Stat. Freiburg und Denzlingen.

Dirig. Arzt: **Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz**

Das ganze Jahr, Sommer und Winter, geöffnet.

Prospecte frei durch die Badeverwaltung.

Sensationell! Sensationell!

Isabella-Accord-Zither

von Jedermann ohne Musikkenntniß sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvolles Tan. schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rococo-Arbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, 2 Zitherringen, Notenhalter und **3 Notenheften** je co 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur M. 12,50** incl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18—20 M.

Rich. Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Celler Victoria-Zwieback,

garantirt ohne Margarine, delicat im Geschmack, ist der beste

Butter-Zwieback

der Welt, feinstes, Monate lang haltbares **Kaffeegebäck**, überall höchstprämiirt. Eleg. Blechkasten mit 200 St. **M 3,60**, franco gegen Nachn. Prospecte, Analysen, Atteste u. Muster gratis.

HARRY TRÜLLER, Dampfzwieback-Fabrik,

Celle 6, Provinz Hannover.

Schutzmarke „Victoria". Export n. all. Welttheil.

Gvg. Eins. v. M. 30 versende incl. Fass 50 Liter selbstgebauten weissen

Rheinwein.

Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.

Zahlr. Anerkennungen treuer Kunden.

Probefässchen von 25 Liter zu Mark 15 —.

Was ist Feraxolin?

Feraxolin ist ein grossartig wirksames Fleckenmittel wie es die Welt bisher noch nicht kannte. Nicht nur Wein-, Kaffee-, Harz- und Oelfarben-Flecken, sondern selbst Flecken von Wagenfett verschwinden mit verblüffender Schnelligkeit, auch aus den heikelsten Stoffen.

Preis **35** und **60** Pfg.

In allen **Galanterie-, Parfumerie-, Droguenhandlungen** und **Apotheken** käuflich. En gros bei

Joh. Grolich,

Engeldrogueric

in **Brünn** (Mähren).

Preis per Stück 10 Mark

für 1 Cyl.-Rem.-**Uhr** in Silber, 0,800 gef. gen. Goldrand. 6 St. vergold. Zeiger u. inner Deckel 2 Jahre schriftl. Garantie Allein-Fabr. d. vorzügl. Rem.-Uhr **„Secunde"**, hochf. regul., Prima-Werk in Silb.-Gehäuse. Goldr. ff. grav. Deckel je 3 Jahre schriftl. Gar. 20 M. — versendet

Gustav Staat, Düsseldorf,

Fabrik u. Lager in Uhren u. Goldwaaren.

Umtausch gestattet oder Geld zurück. Preisl. gr. u. fr.

Aufruf.

Die kgl. Preussische Akademie der Wissenschaften hat beschlossen, eine vollständige, kritische Ausgabe der Werke Kants zu veranstalten. Sie möchte hierdurch eine Ehrenschuld der Nation gegenüber ihrem grossen Philosophen abtragen. Daher glaubt Sie, für die Herstellung der Vollständigkeit dieser Ausgabe auf die Unterstützung aller rechnen zu dürfen, welche irgend eine Kenntniss über bisher nicht veröffentlichte Handschriften Kants besitzen. Ausser zusammenhängenden Manuscripten oder einzelnen Zetteln, die sehr zerstreut worden sind, gehören zu diesen Handschriften Briefe von ihm und an ihn, welche einzeln oder in Sammlungen sich finden können, ferner Compendien Handexemplare oder andere einst seiner Bibliothek angehörige Bücher, soweit er in dieselben nach seiner Gewohnheit Eintragungen gemacht hat, Nachschriften seiner Vorlesungen, deren viele circulirt haben und die nicht immer durch seinen Namen bezeichnet sind, endlich biographische Nachrichten über ihn. Jede öffentliche Anstalt und jeder Privatmann, welcher dergleichen besitzt, wird gebeten, dem nationalen Unternehmen durch Mittheilungen der bezeichneten Art hilfreich zu sein. Auch blosse Nachweisungen, wo etwa solche Hilfsmittel für die Ausgabe zu finden seien, werden sehr erwünscht sein. Die Akademie hat eine Commission zur Leitung des Unternehmens eingesetzt, dieselbe ersucht, die gewünschten Mittheilungen an das Sekretariat der kgl. Akademie der Wissenschaften, Berlin NW., Universitätsstrasse 8. gelangen zu lassen.

Berlin, im Februar 1896.

Die Commission der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften für Herausgabe der Werke Kants.

Dilthey. Diels. Stumpf. Vahlen. Weinhold.

Digitized by Google

Photographische Vergrösserungen nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Greiz, Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

Hochfeine Fahrräder

in modernster solider Bauart, leichtester Gang zu **Fabrikpreisen unter Garantie.**
Vertreter gesucht. ‹§› Preislisten gratis.

H. F. Ohnesorge, Einbeck,
Fabrik und Versandthaus.

---

250 Briefmarken
echte **verschiedene**, worunter Costarica, Mexico, Türk., Aeg., Lux., Arg., Brasilien, Cap, Griechenl., Japan, Spanien liefert für nur **1 Mark**
Casse voraus. — Rückporto 20 ₰.
Hugo Siegert, Altona b. Hamburg

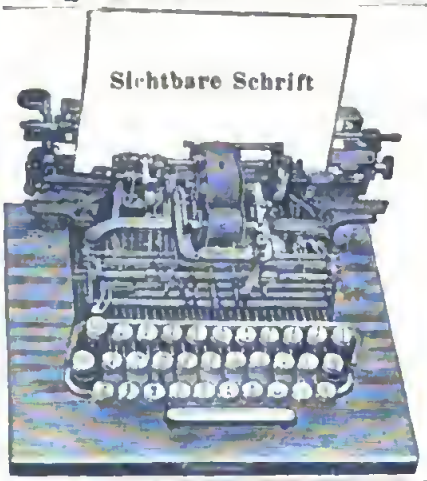
Holländ. Tabak. Unübertroffen und seit 1880 bewährt! **10** Pfd. lose im Beutel fco. **acht** Mk. **B. Becker in Seesen a. H.**

Tenderings
preisgekrönte Cigarren.

Maatschappij	100 St.	3 M.	90 M.	500 Stück frko., aus rein überseeischen Tabaken hergestellt.
La Palma	100 „	4 „	— „	
Aphrodite	100 „	4 „	60 „	
Wilhelm I.	100 „	4 „	30 „	
Exquisitos	100 „	4 „	60 „	
Musterkiste je enthaltend	20 Std.	4 „	30 „	

erhielten im vergangenen Jahre tausende Anerkennungen.

Tenderings Rauchtabak, 9 Pfund = 9 Mark, ist unübertroffen in Qualität
Allein zu beziehen von
Tenderings Cigarren- und Tabak-Fabrik, Oersoy a. d. holländ. Grenze A



The Munson
Preis 360 Mark

Preisgekrönte amerikanische Schnell-Schreibmaschine

ist in Construction und ausführender Thätigkeit die **höchste Errungenschaft** auf diesem Gebiete.

The Munsen Type Writer Co.

General-Vertrieb:
J. R. A. Boysen, Flensburg 6.

Filialen:
C. Asmussen jr.,
Berlin SW. 61, Waterloo-Ufer 15,
F. C Boysen,
Hamburg, Holzbr. 3, Ecke Hopfenm. — Agenturen in allen grossen Städten. — Cataloge und Vorführung gratis.

Prima Harzkäse

1 Postkoll frei ins Haus 2,70 Mk gegen Nachnahme, sowie Camembert-, Romadour, Limburger-, Tilsiter- und Sahnenkäse, vollfett, billigst
Bahnsendungen entsprechend billiger.

Central-Molkerei Einbeck,
in Hann. am Harz.

Feinste Tafelbutter

liefert billigst im Postkoll
C. H. Petersen-Eggebek
b Schleswig

Apfelwein beste Qualität, Liter 28 Pf.
Mousseux Flasche 1,30 unter Nachnahme.
G. Fritz, Hochheim a. M.

Naturheilanstalt
Sommerstein

Die Anstalt ist besonders bei Unterleibs-, Nerven- und Frauenleiden, namentlich bei Circulations-Störungen zu empfehlen. — **Blut-Regenerations-kuren** u. s. w. Erläuternde Prospect-Broschüre frei.
Die Kurleitung: **Ferd. Liskow.**

Pianinos

vorzügl. u. preisw., Franko-Zusend., auch auf Probe. Teilzahlung Kataloge gratis. Gebrauchte, zeitweise am Lager, billigst. **Pianofabr. Casper, Berlin W., Linkstr. 1.**

Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Projections-Apparate,

Sciopticons, Nebelbilder-Apparate für Petrol-, Kalk- und elektr. Licht. Photogr. und gemalte Projectionsbilder.
Neues illustr. Verzeichniß gratis.

Hôtel Augusta Victoria

Haus ersten Ranges. Einzig. Hôtel gegenüb. d. Sprudel, Bäder u. Salinen. **Pension. Arrangements.** Wagen a. der Bahn. Electrisch Licht. Lift.

Bad Nauheim.

Danziger Spezialität

1 Fl. Goldwasser
1 Fl. Kurfürstl. Magen,
1 Fl. weiß Pomeranzen
} in feinster Qualität

incl. Kiste und Porto Mk. 5,—
offerirt die **Dampf-Liqueur-Fabrik**
Julius v. Gölzer, Danzig.

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

Druck von F. Graamon in Berlin. — Für Inserate: Robert Jacobs in Berlin W.

Digitized by Google

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgeber: Richard Wrede.

III. Jahrgang | Nr. 93 | 11. Juli 1896

Raus.
Weiß-Blau. Von Victor Ottmann.
Antisemitismus. Von Emile Zola.
Die transsibirische Eisenbahn. Von H. Wigger.
Die Grundlage der physischen Welt.
Von Dr. Eugen Dreher.
Das Ende der Sphinx. Von Dr. jur. Kuhlenbeck.
Unser Preisausschreiben.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag
Berlin S.W. 46, Hedemannstraße Nr. 9
Fernsprecher: VI, 1429.

Digitized by Google

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels
Berlin, den 11. Juli 1896.

Alban Förster,

op. 90. Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied m. Pftebegl. f. mittl Stimme 80 Pf., op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pftebegl. à 1 Mk. Verlag v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstraße. Durch alle Buch- u Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.
Bilanz des Jahrhunderts. Von **D. Norden.** Groß-Oktav. Preis 4 Mark. Allen empfohlen, die eine klare Einsicht in die sozialen Verhältnisse gewinnen wollen.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig. **Julius Duboc. Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland,** gr. 8. Preis: M. 2,50. Die einzige eine vollständige Uebersicht gewährende Schrift.

Musikalien für Violine und Piano. Lieblingsmärsche des Kaisers für Violine bearbeitet von Franz Biehl. Preis für Violine 1,20, für Pianino M. 1 20, Musikverlag von Carl Sachse in Breslau.

Ueber die Ziele und Werkzeuge des wissenschaftlichen Denkens. Ein Vortrag gehalten in einer Sitzung der British Association. Von Prof. William Kingdon Clifford. Verlag von Speyer & Peters in Berlin.

Neuer Wegweiser durch Berlin und Vororte mit einer leicht übersichtlichen Karte, die bequem aufzuschlagen ist. Preis 30 Pf. Verlag von S. Hepner, Berlin-Schöneberg.

Gemsen-Eier. Alpin-Humoristisches in Wort u. Bild. Herausgegeben von Dr E Bayberger. Erste Portion. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten. M. 1,20, eleg gebd. M. 1,80.

Die neuesten Compositionen von Paul Lincke sind soeben im Druck erschienen (Verlag von Karl Köhler, Charlottenburg) und werden dieselben allen Freunden leichter und gefälliger Musik hoch willkommen sein. Es sind zunächst Gesangsnummern, die sogenannten Schlager aus der Repertoirposse: „Die Spree-Amazone" im Apollotheater, die schneidigen, feschen Lieder der Amazonen und Radlerinnen. Das Funkel-Schunkel-Munkel-Lied, das Radelmadelwadel-Couplet, das Lied: „Is ein Stückchen, trink ein Schlückchen", der schneidige Neptunwalzer u. A. mehr. Für Klavier und Orchester sind Märsche, Walzer, Polkas, Quadrillen erschienen, so daß bei der Beliebtheit der Lücke'schen Compositionen mit ihren echt volksthümlichen Melodien, diese neuesten Musiknummern bald auch in den Konzerten unserer Militär- und Civil-Kapellen zu hören sein werden.

Begriff der unzüchtigen Schrift und ihrer Verbreitung. (Str.-G.-B. § 184) von Dr jur. Nikolaus Hazipetros. Preis 1.20 Mk. Verlag von Herm. Bahr's Buchhdl (K. Hoffmann), Berlin.

Hausmusik. Blätter für musikalische Anregung und Unterhaltung. Vierteljährlich 6 Hefte zum Bezugspreis von Mk. 1,50 Pf. Einz. Hefte 30 Pf. Verlag von Hans Lustenoder, Berlin W. 30.

Ludwig Hinzpeter op. 34. 2 plattdeutsche Lieder f e Singstimme m. Pftebegl. Nr. 1 de Leiw; Nr 2 Worüm? Preis 1,50 M., Musikverlag von Schweers u. Haake in Bremen.

Zu beziehen durch **Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin SW. 48, Hedemannstr. 9:**

Schneidt, Kellnerinnen-Elend 1 Mk
Schulz, Woher kommen die kleinen Kinder? 80 Pf.
Grobe Kelle auf grobe Klötze. (Von Konrad Alberti) 1,— Mk.
Buhr, Der Sozialismus in der Armee. 50 Pf
Dan. Sanders, Sein Leben und s. Werke nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage. Herausgeb v Fr. Düsel. 2. Aufl Mit Photogr. 1,60 Mk — **Pohl,** Past., Dr. D. Verhältniß d. Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon. 1,— Mk. — **Haberland,** Metamorphosen der Pflanzen. 50 Pf. — Wie unterscheidet sich die Methode der Mathematik von der der Philosophie? 80 Pf.

Die Prinzipien des Erfolgs in der Litteratur. Von George Henry Lewes Deutsch von Georg Kuhr. 3,00 Mk., geb. 3.75 Mk Das Buch des berühmten englischen Autors ist für jeden von großem Interesse, der zur Litteratur in irgend welcher Beziehung steht, vor allem für Lehrer, Schriftsteller, Redakteure, Gelehrte, Bücherfreunde, Buchhändler u. s. w. und alle Gebildete. „Für die Zusendung des Buches: „Die Prinzipien des Erfolgs in der Litteratur" bin ich Ihnen aufrichtig dankbar. Es ist ein wirklich fesselnd und geistvoll geschriebenes Buch — ohne Phrase!"
Konrad Ettel. Wien.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen; gegen Einsendung des Betrages auch vom Verleger Gustav Moldenhauer in Elbing und Leipzig

---

Grundzüge der Wissenschaft und technischen Ethik von Dr. Freb. Bon Preis 4 M. Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Martin Flieg, Die Husaren der Frau Majorin und andere Geschichten M. 1,—.
Wir bedauern lebhaft, daß dieses vorzügliche Buch nicht noch einmal so stark ist. „Das Echo".
Verlag: Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. Berlin W. 8.

Wichtige interessante Neuigkeit.

Kehrt zur Natur zurück!

Das naturgemäße Bad, Licht u. Luft, Erdkraft, Naturgem. Ernährung von **Ad. Just.** Broch M. 3,—. Eleg. geb. M. 4,—. In allen Buchhandlungen sowie portofrei von der Verlagsbuchhandlung.

Braunschweig. **K. Graff.**

Gewerbeordnung f. d. Deutsche Reich in der Fassung des Gesetzes von 1896. Nebst dem Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes v 27. Mai u. dem Gesetz zum Schutze der Waarenbezeichnungen Mit Erläuterungen von R. Höinghaus, 11. Aufl. Preis 1 M. Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

LE MAGAZINE INTERNATIONAL

Organe de la Société Internationale Artistique
91, Avenue Niel, PARIS.
Erscheint alle zwei Monat. Jährlich 8 Mark.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 11. Juli 1896

III. Jahrgang | Nr. 93 | Jahrgang III

Provinzialbriefe.

II.

Raus!

Die Truppen sind in den Erinnerungsartikeln der Zeitungen wohl überall im deutschen Vaterlande jetzt aus dem Kriege 1870 71 ruhmbedeckt heimgekehrt, und damit ist das große Erinnerungsjahr mit seinen kermesses, wie gallische Bosheit so unzutreffend wie möglich die jeglichlicher Volksthümlichkeit entfremdeten militärischen Pompfeste nennt, glücklicher Weise hinter uns. Etwas von Skalptänzen wohnte diesen Feierlichkeiten doch inne, wenn uns auch — Heinrich von Treitschke pflegte es in seinen Vorlesungen pathetisch zu betonen — der Begriff Chauvinismus so fremd ist wie das wälsche Wort. An eine Probe dieses Nichtchauvinismus wurde ich in diesen Tagen lebhaft erinnert. Es war bei irgend einer kriegerischen Bataillonsfeier, zu deren Besuch mich vaterländische Wißbegier veranlaßt hatte, als man zwischen strammen Militärkapellmärschen, bengalisch beleuchteten lebenden Bildern von Leichenfeldern und wohlgereimten Poesievorträgen eine dramatische Schnurre aufführte, die, glaube ich: der Franzose in der Mausefalle betitelt war. In diesem edelsten Zeugniß volksbildender, sozialethischer Nationalkunst, welcher der Begriff Chauvinismus so fremd ist, wie das Wort, war die Hauptperson ein Franzose, der, wie diese Rasse nun einmal uns vorurtheilsfreien, gerechten Deutschen erscheint, ein

Feigling, Prahlhans und gewohnheitsmäßiger Mädchenschänder war, überdies ein Säufer, Vielfraß und bürgerlicher Geck. Man begreift, daß unser Franzmann am Anfang des Stücks, als er sich Herr der Situation fühlt, ein höchst ungeberdiger Geselle ist, um kläglich zusammenzuknicken, als er am Schluß der Dichtung in der Mausefalle sitzt, und man wird es weiter als einen schönen Zug empfinden, daß den Unterlegenen die braven siegreichen Deutschen zwingen aus vollem Halse in prophetischer Instuition zu brüllen: Vive l'empereur Guillaume .... Das war ein vaterländischer Jubel des Publikums, als der geknebelte und gekuffte Franzmann nach etlichem Sträuben heiser den erpreßten Ruf ausstieß!

In dem Parallelfall, der mir jene Erfahrung aus dem Kriegserinnerungsjahr ins Gedächtniß zurückrief, handelte es sich zwar nicht um einen äußeren Feind, der schließlich doch nur durch das Fatum seiner Geburt zum Feinde geworden ist, wohl aber um einen Feind, dessen Gegnerschaft bewußter freier Macht entstammte, um einen inneren Feind. Bevor der deutsche Reichstag in die Ferien ging, ereignete sich genau die gleiche Scene, die sich bei Beginn der ersten Session im neuen Reichshause abspielte. Beim Hoch auf den deutschen Kaiser blieb ein Sozialdemokrat sitzen. Alsbald entstand wiederum ein wilder Lärm und erregte Rufe: Raus, raus! umschwirrten den Frechen, wie es in dem nationalen Jargon heißt. Merkwürdiger Weise unterließ man es, das oben erwähnte patriotisch-dramatische Rezept anzuwenden, und den Kerl so lange zu zwicken, bis er sich zu der gewünschten Reflexbewegung nationalen Gefühlsüberschwangs gleichfalls verstand. Man begnügte sich, schwächlich genug, mit den Naturschreien der im Heiligsten verletzten Empfindung: Raus, raus, und diese Interjektionen waren vielleicht die ehrlichsten und aufrichtigsten Worte der ganzen Session, sie entsprachen wirklich einem Herzenswunsch. Wie wohl wäre den Rufern, wenn der böse nunmehr 48köpfige Feind für immer ihrer Hausknechtweisung folgte.

Der Zwischenfall ist diesmal in der Presse weit weniger beachtet worden, als damals, wo der Fall Liebknecht die Volksseele in ihren tiefsten Tiefen dermaßen aufrührte, daß man den Staatsanwalt zur Beruhigung konsultirte. Die Ursache für die ungleiche Behandlung liegt sicherlich nicht in den Personen der Verbrecher;

der Entrüstung ist es gleichgiltig, ob die günstige Gelegenheit Liebknecht oder Schmidt heißt; auch nicht in der Wiederholung des Falles: die Entrüstung entrüstet sich je öfter desto heftiger. Die Zurückhaltung der reaktionären Presse erklärt sich vielmehr aus der Furcht, peinliche Erinnerungen an Scheiterhaufenbriefe und sonstige Hammersteinkorrespondenzen zu veranlassen, und vielleicht hegt man sogar den bangen Verdacht, die Scene sei diesmal von den Sozialdemokraten gerade zu dem Zwecke provozirt worden, eine Gelegenheit zu finden, die versprochenen Briefe endlich zu veröffentlichen. Die anderen Blätter aber gehen schweigend über das Vorkommniß hinweg, obwohl es einen triftigen Anlaß zur Kritik böte. In den schlimmsten Tagen der Censur war ja die Presse nicht so unfrei und — feige, wie in dieser Zeit der Preßfreiheit von Staatsanwalts wegen.

Und doch ist der Zwischenfall recht bedeutsam, enthüllt sich ja in ihm ein Krankheitsherd unseres öffentlichen Lebens, und haben doch gerade die bürgerlichen Parteien Grund genug, keinen Präzedenzfall zu schaffen, der über kurz oder lang für sie selbst die fatalsten Wirkungen haben müßte. Bei dem unaufhaltsamen Wachsthum der Sozialdemokraten — der überaus glänzende Hallenser Sieg ist wieder ein neues Zeugniß dieser propagandistischen Kraft! — ist der Tag nicht mehr fern, an dem die Sozialdemokratie die ausschlaggebende Partei des Reichstags ist. Es ist nicht unsere Sorge, ob inzwischen Gewaltmaßregeln diese Entwickelung unterbrechen. Unsere im innersten Grunde defekte Verfassung hat keinen Puffer, um das Aneinanderwallen der Gewalten zu sänftigen und unschädlich zu machen, ihre letzte Lösung ist der brutale Conflikt. Vor dem Conflikt aber ist ein Zustand denkbar, in dem der Präsident des Reichstags die Sitzungen mit einem Hoch auf die völkerbefreiende, revolutionäre Sozialdemokratie schließt. Soll auch dann der Zwang sein, daß sich die Todfeinde huldigend erheben, oder gar mit in den Ruf einstimmen?

Indessen es ist nicht nur ein Gebot der Klugheit, die es selbstverständlich erscheinen läßt, daß die Sozialdemokratie nicht nur nicht an einer Huldigung für den Monarchen theilzunehmen braucht, sondern daß sie es im Gegentheil unter keinen Umständen darf. Ein sozialdemokratisches Hoch auf den Kaiser oder eine Ehrung

durch Aufstehen wäre die frechste Majestätsbeleidigung. Das könnte lediglich als eine Verhöhnung aufgefaßt werden; denn es ist ausgeschlossen, daß die Partei, die von dem Monarchen als der innere Feind proklamirt ist, die man mit Ausnahmegesetzen geknebelt und gepeinigt hat und mit kränkenden Worten fortwährend verfolgt, aus innerer Ueberzeugung dem Träger einer überdies parteiprogrammatisch bekämpften Institution huldigt. Spielt man aber gar die Frage (was nicht als richtig zu erachten ist) auf gesellschaftlichen Takt hinaus, so ist die Sozialdemokratie weder gehalten, sich vor dem Kaiserhoch zu entfernen, noch weniger, an der Kundgebung aktiv theilzunehmen. Im Gegentheil, es entspricht den einfachsten Begriffen gesellschaftlichen Anstands, daß man in einem Kreise jedes Wort und jede Aktion vermeidet, welche bei einem Theil der Anwesenden Anstoß erregen könnte. Der gesellschaftliche Takt würde also überhaupt den Verzicht auf das Kaiserhoch bedingen. Indessen handelt es sich aber nicht um eine Frage des guten Tons, sondern um eine Demonstration für ein politisches Prinzip, und es ist das natürlichste Ding von der Welt, daß Niemand sich an der Demonstration betheiligt, der ein anderes politisches Glaubensbekenntniß hat.

Das lärmende Verhalten der Rausrufer wäre, so betrachtet, völlig sinnlos, unwürdig und gerade von ihrem Standpunkt aus schädlich. Es wäre auch nicht zu verstehen, wenn es nicht eben nur ein gelegentlicher Ausbruch eines chronischen Nervenleidens wäre: In dem: „Raus, raus" löst sich endlich einmal das allzu lange schweigend getragene Leid und der verhaltene Wunsch mit urkräftigem Behagen aufschreiend aus. Warum geschieht jedoch die Auslösung gerade bei dieser Gelegenheit? Wäre die Demonstration nicht viel mehr am Platze, wenn die Sozialdemokraten durch ihre Ablehnung des Etats die schärfste Demarkationslinie zwischen ihrer Weltanschauung und der bestehenden Staatsordnung ziehen. Da hätte die Demonstration doch einen Sinn, das wäre die Antwort auf eine offene Kriegserklärung. Warum entrüstet man sich gerade bei einer Förmlichkeit, wo man noch dazu im Unrecht ist?

Mag sein, daß man sich durch eine Entrüstungskomödie an solcher „hervorragenden" Stelle nur wieder einmal des Wohlwollens versichern will, ohne das man nicht leben zu können glaubt.

Andererseits aber offenbart sich doch gerade an diesem Punkte die spezifisch deutsche Eigenart des Kampfes zwischen der bürgerlich-kapitalistischen Ordnung und der wie immer sich gestaltenden, aus Nebeln trotzig aufsteigenden neuen Welt des sozialen Zeitalters. Vielleicht in keinem Lande wird dieser Kampf, trotz aller äußerlichen Brutalitätsgesten, von den Verfechtern der bestehenden Ordnung mit solchem Ungeschick und so schwächlichen Mitteln gekämpft. Ja, im eigentlichen Betracht, giebt es einen solchen Kampf bei uns gar nicht. Die Feinde heißen nicht Kapitalismus und Kollektivismus, bürgerliche Gesellschaft und sozialer Staat, Eigenthum und Kommunismus, liberaler Individualismus und Sozialismus, oder wie man sonst die Gegensätze kennzeichnen mag. In Deutschland ringt nicht eine Gesellschaft, nicht eine Staatsordnung um ihre Existenz, sondern der Kampf krystallisirt sich um die Erhaltung einer bestimmten Institution dieser Gesellschaftsordnung, die aber keineswegs mit ihr organisch und naturnothwendig zusammenhängt. Die ganze Kriegstaktik ist auf eine einzige Institutions-, Personen- und Familienfrage zugeschnitten und darin besteht die große Schwäche der Vertheidiger der bürgerlichen Gesellschaftsepisode — am Ewigen gemessen sind alle Epochen nur Episoden — und die große Stärke der Angreifer. In offenen und latenten Republiken stehen sich die feindlichen Heerlager in ihrer ganzen Größe und Macht gegenüber, dort messen Weltanschauungen ihre Kräfte, bei uns wird auf der einen Seite statt des Landes nur eine Festung vertheidigt, die ganze Strategie wird den Besonderheiten dieses einen Punktes angepaßt, und darum ist es erklärlich, daß der Feind mühelos inzwischen das Land erobert, daß gerade in Deutschland die Sozialdemokratie die größte Gewalt hat.

In alle den Windungen unserer Regierungspolitik läßt sich in der That nur der eine leitende Gedanke erkennen: Vor allem gilt es die Monarchie zu retten. Und in dem Eifer, den bedrohten Posten zu beschützen, giebt man die Gesellschaftsordnung, auf der die Monarchie beruht, preis. Darum verstärkt man zwar die militärische Leibwache der einzelnen Institution ins Ungemessene, im Uebrigen schwächt man aber durch die Taktik, die man befolgt, die eigene Position. So sucht man Hilfe bei allen Parteien, die monarchische Treue im Schilde führen, die sich mit einem loyal

abgerichteten Kaiseraar legitimiren, selbst wenn sie durch ihre Agitation den Eigenthumsbegriff und damit das Fundament der bürgerlichen Ordnung erschüttern, oder durch utopistische Entwickelungsreaction die kräftigste Schutztruppe der gegenwärtigen Gesellschaft, die großkapitalistische Elitegarde unzufrieden machen. Man stützt sich auf die Junker, nur weil sie royalistisch gestrichen sind, obwohl sie in ihrem begründeten Haß gegen das mobile Kapital die Basis unserer Gesellschaft unterminiren und zugleich auf der andern Seite eine Todfeindschaft der Mobilkapitalisten gegen die Immobilkapitalisten hervorrufen. Man hat nie die Antisemiten als Reichsfeinde erklärt, weil sie die Krone im Wappen führen und doch zerstören sie den Glauben an die Heiligkeit des Eigenthums durch ihre anarchistischen, mit der Propaganda der Gewalt spießbürgerlich schen kokettirenden Angriffe auf das semitische Kapital. Man hat die sogenannte Mittelstandsbewegung erfunden und gehätschelt, weil das Kleinbürgerthum, das in allen Kriegervereinen dominirt, am lautesten und begeistertsten die Nationalhymne intonirt; man hat aber dabei übersehen, daß diese Volksklasse, die in ihrer gedrückten Erwerbsnoth auf die Gnade der Kunden angewiesen ist, deren entbehrliche Existenz — wenn alle Krämer und Handwerker streikten, würde niemand ein Interesse daran haben, auf Beendigung des Streikes hinzuwirken — von dem Wohlwollen und dem Kredit abhängt, durch langen, beugenden Zwang gewohnt ist, dem zuzujauchzen, der gerade in der Macht ist. Das sind die Leute, die vielleicht 1866 noch gegen Preußen gekämpft haben und jetzt bei der dreißigjährigen Erinnerungsfeier, der Anerion vollständig akklimatisirt, ein Hoch auf — Bismarck ausbringen; das sind die Elemente, die jegliche Macht mit Hurrah begrüßen. Aber weil sie einmal Hurrah rufen, darum protegirt man sie, darum schmeichelt man ihrem Aberglauben und versucht die wirthschaftliche Don Quichotterie, überlebte Betriebsformen künstlich am Leben zu erhalten, ohne zu berücksichtigen, daß man dadurch wiederum die lebensstarke Schutzwehr des Bestehenden in ihrer Widerstandsfähigkeit gegenüber dem Ansturm der Zukunftsgläubigen lähmt.

In Frankreich ringt der bürgerliche Kapitalismus mit seiner ganzen Kraft gegen den Sozialismus, er befehdet ihn mit List und Gewalt, mit Ernst und Satire, mit gütlicher Verführung und ge-

meiner Rothzucht durch entgegenkommende Reformen und brüske Verneinung. Er lauert ihm überall auf und verstellt ihm den Weg, mit dem gesammten Aufgebot politischer und wirthschaftlicher Machtmittel sucht er ihn abzuwehren. In einer harmlosen Rentensteuer wittert man den Zukunftsstaat, und Forain, der satirische Zeichner stellt den feisten Rentner dar, wie er um Gnade bettelt, ohne freilich etwas anderes zu erreichen, als die schneidende Antwort: Ja, Herr Rentner, die Freiheit ist ein veraltetes Spiel jetzt sind wir bei der Gleichheit. Ganz anders bei uns! Hier, wo die Prinzipien- zur Personenfrage verkümmert ist, versagt man der Bourgeoisie gerade ihre stärkste Waffe, die Freiheit, weil man eben den Schutz einer Institution über die Vertheidigung eines Prinzips stellt. Kaum nöthig zu sagen, daß sich aus dieser verkehrten Grundtaktik ergiebt, daß man auch für den engeren Zweck die verkehrtesten Mittel anwendet. Das Eine bedingt des Andern, abgesehen davon, daß die bedrohte Bourgeoisie, die instinktiv den verhängnißvollen Fehler und die Quelle ihrer Mißerfolge ahnt, den Urhebern dieser Politik nicht gerade allzu freundlich gesinnt ist. Die konservativen Strategen in dem großen sozialen Entscheidungskampf arbeitet in Deutschland wider den Willen durch ihre Kopflosigkeit auf die Kapitulation hin. Sie hat es zu Wege gebracht, daß wir statt eines geschlossenen Vertheidigungsheeres den Krieg im eigenen Lager haben, daß nirgends das Dogma des Kapitulismus so stark erschüttert ist wie gerade bei uns.

Man sieht jetzt, daß es doch tief begründet ist, wenn gerade da die Entrüstung der Anwälte des Bestehenden gegenüber der Revolution am höchsten lodert, wo die Grundprinzipien gar nicht in Betracht kommen. Damit ist nicht gesagt, daß man sich dieses Zusammenhangs nun auch bewußt wäre. Ganz und gar nicht. Für sie bedeutet das Raus, raus nur den brutalen Wunsch, den Feind gewaltsam zu beseitigen. Man begnügt sich mit dem Wort, weil die That vorläufig nicht möglich ist. Wo man aber sich stark genug fühlt, da handelt man nach der Weisung. Raus lautete die Parole, als Gesinde, Arbeiter und Frauen im bürgerlichen Gesetzbuch ihr Recht forderten. Dem drohenden Raus kam Herr von Berlepsch zuvor, indem er ging, und an der „sensationellen Sozial-

politik" von 1890, die man allzu lange schon geduldet, wurde das herrische Raus exekutirt.

Aber sonderbar! Während so die Politik dieses aktionskräftigen Worts gegen alles Lästige und Verhaßte angewandt wird, fühlt man sich selbst nicht wohl in dem Hause, das man dermaßen eifrig und rücksichtslos säubert. Raus ruft man sich selber zu, und man schweift in kühnen marinistischen Weltnachtsträumen in alle Weiten, phantastisch gaukelt man sich eine erhabene Aera der Kolonialpolitik vor, während wir in Wahrheit am Ende der Kolonisationsepoche stehen, und es nur noch letzte gewaltsame Zuckungen einer sterbenden ökonomischen Technik sind, was wir gern für ein Aufblühen halten möchten. Gierig sucht der Semilosso einer welkenden Gesellschaft die Erschöpfung der Zeugungskraft seiner Seele durch Verstärkung und Mannigfaltigkeit der von außen dringenden Reize zu ersetzen, und schlaue Händler stacheln diese unstäte Schwärmerei in's Grenzenlose, verspricht sie doch ihnen Gewinn.

Wer aber kann sein Haus gegen Eindringlinge wehrhaft schützen, wenn er selbst sich hinaussehnt? Mag noch so barsch dann ein Raus den Einlaß begehrenden lebensfrischen Gesellen zu wehren suchen, dem Raus wird nur um so kecker das Echo folgen: Rein!

Tat-Twam.

Weiß-Blau.

Der Glaube an die unerschütterliche bindende Kraft der deutschen Reichsidee hat im Laufe der fünfundzwanzig Friedensjahre im Norden Deutschlands so feste Wurzeln geschlagen, daß dort die partikularistischen Aeußerungen des Südens nur als Quertreibereien einiger verschrobener Köpfe aufgefaßt werden, die höchstens den Werth der Kuriosität beanspruchen dürfen. Wenn aber die Norddeutschen eines Tages die Grenzen des engeren Vaterlandes überschreiten und nach Süden vordringen, so nehmen sie mit Erstaunen wahr, daß nicht blos eine Handvoll mürrischer Greise, sondern breite Volksschichten von einer starken Animosität gegen den Norden ergriffen sind. Sie finden Stimmungen und Aeußerungen, von denen die Leitartikler der heimischen Zeitungen nie etwas zu melden wußten, Stimmungen und Aeußerungen, die im auffälligen Gegensatze zu der landläufigen politischen Weisheit stehen. Und wenn sie nicht ganz oberflächlich sind, so machen sie die Entdeckung, daß trotz aller Einigkeit ein Deutscher in Deutschland ein Fremder sein kann und ein Gehaßter obendrein, ohne sich dazu besonders anzustrengen.

Es ist nicht meine Sache, hier politische Erörterungen anzustellen, das mögen Andere besorgen, ich will nur in aller Kürze versuchen, die Stimmung des größten süddeutschen Stammes, der Bayern, gegen die norddeutschen Brüder zu charakterisiren. Ich bin mir dabei wohl bewußt, wie schwer es hält, der Eigenart eines Volkes gerecht zu werden. Schlagwörter nach Manier der Reisefeuilletonisten thun es nicht, man braucht schon viel Zeit, viel Liebe zur Sache, um der Volksseele etwas abzulauschen, und man muß auch vor allen Dingen den persönlichen Unmuth beiseite setzen, denn er ist ein voreiliger und bestechlicher Richter.

Gerade bei den Bayern wird man sich dieser Schwierigkeiten doppelt bewußt, denn nirgendwo in deutschen Gauen begegnet man einer so vorurtheilsvollen Beurtheilung des Fernstehenden, so festgewurzelten schiefen Ansichten und eigensinnigen Behauptungen, wie hier. Kann man doch sogar von sonst ganz gebildeten Menschen zu hören bekommen, daß Preußen ein armseliges, unwirthliches Land sei, dessen bedauernswerthe

Insassen im permanenten Schnapsrausch dahinvegetiren und sich Kartoffelbäuche anmäßten. Der Gebildete ist zwar höflich genug, diese seine Meinung dem Norddeutschen gegenüber nur leise, gewissermaßen kondolirend anzudeuten, der gewöhnliche Mann aber drückt sich ungenirt in der Tonart aus, die Dr. Sigl mit seinem klassischen Dictum: „Der Preuß lebt von Kartoffelschalen und Spucke" anstimmt und womit er dem Redakteur des Arizona Kicker so erfolgreich Konkurrenz macht.

Der Bayer, besonders der Oberbayer, ist ein geselliger, mittheilsamer und schlichter Mensch, leicht erfreut und leicht gereizt, er trägt seine Gefühle nicht, wie der mehr kritisch und skeptisch veranlagte Norddeutsche, unter sieben Siegeln verschlossen, sondern liebt es, mit angenehm berührender Offenheit, alle Welt zum Zeugen seiner großen und kleinen Angelegenheiten zu machen. Er hat einen Kardinalfehler, und das ist die übertriebene Eigenliebe, die seinem starken Rasseninstinkt entspringt. Die mangelhafte Ausbildung des Wandertriebes äußert sich einerseits in schöner Anhänglichkeit an heimische Erde und heimische Gewohnheiten, andererseits in häßlicher Feindseligkeit gegen fremde Eigenart. Er will absolut nichts davon wissen, daß jenseits der weiß-blauen Grenzpfähle auch noch Deutsche wohnen, er betrachtet die Hegemonie Preußens als dreiste Anmaßung, er ärgert sich über den Norddeutschen, weil dieser ein ihm nicht vertrautes Idiom spricht, und findet es unerhört, wenn der Fremde die manchmal nicht ganz angenehmen Züge seines Wesens nicht als berechtigte Eigenthümlichkeiten in schweigender Demuth hinnimmt, während er andererseits für sich das Recht der freien Kritik in Anspruch nimmt und damit besonders dem Preußen gegenüber einen mehr als ungezwungenen Gebrauch macht. Er führt so gerne seine „Gemüthlichkeit" im Munde, er spielt sie immer mit dem Brustton der Ueberzeugung als letzten Trumpf aus, wenn er die Vorzüge seines Stammes schildert. O, diese Gemüthlichkeit! Man trifft sie auch in Oesterreich, sie singen in unzähligen Couplets davon und treten einem doch die Hühneraugen damit ab. Der norddeutsche Vergnügungsreisende empfindet es zwar als Nonplusultra der Gemüthlichkeit, wenn er an einem möglichst schmutzigen Tische des Hofbräuhauses mit einem Fuhrknechte Gedanken über das Wetter austauscht, und verfehlt nicht, diese Thatsache enthusiastisch zu konstatiren, wer aber dauernd hier lebt, im Volke und mit dem Volke, der lernt die Ansprüche der Baiern auf die Generalpacht edler Regungen bald auf das richtige Maß reduziren, denn es läßt sich doch nun einmal nicht ableugnen, daß die Rohheitsdelikte, die brutalen Messerstechereien und Raufereien, hier ganz erschreckend hohe Ziffern erreichen und daß die geringe Ehrfurcht der

Kinder vor den Eltern, sowie — was München betrifft — das leichtfertige Leben verheiratheter Frauen geradezu frappirend wirken.

Mit unverhohlenem Mißbehagen betrachtet der Bayer den norddeutschen „Eindringling“. Sein Sinn für ein gemächliches Sichgebenlassen erblickt in dem Fremden etwas Störendes, er sieht die größere Lebhaftigkeit und Thatenlust des „hergelaufenen Preußen“ und ärgert sich weidlich darüber. Das Merkwürdige und Charakteristische ist nun der Umstand, daß diese Abneigung von norddeutscher Seite nicht im mindesten erwidert wird. Kommt ein Bayer nach dem Norden, so findet er Deutsche, die ihn als Deutschen behandeln und nicht als Fremden. Er wird höflich aufgenommen, man freut sich über seine kernige Sprache, man macht ihm Komplimente. Denn mögen auch die Neider norddeutscher Kraft und Tüchtigkeit sagen was sie wollen: es gibt keinen toleranteren, gastfreundlicheren Menschen als den Norddeutschen. Daß er viel zu viel Toleranz, Gastfreundlichkeit und Gerechtigkeit gegen die Fremde übt, hat er an der eigenen Haut schmerzlich erfahren müssen.

Die Publizisten sollten doch die Sachlage nicht immer so darstellen, als ob es Erwägungen politischer Art sind, die den Bayern gegen Norddeutschland — das will sagen Preußen, denn beim Bayern decken sich die beiden Begriffe vollständig — aufbringen. Was kümmert sich das Volk um Politik! Es kultivirt nur eine schlechte Abart dieses Metiers der Diplomaten und Zeitungsschreiber, nämlich die sentimentale Politik. Sentimental ist die überschwängliche Lobpreisung Ludwigs des Zweiten, von dem es die Fußtritte höchster Menschenverachtung empfing, um ihm abgöttische Liebe zu schenken, sentimental ist der verworrene Traum von einem süddeutsch-österreichischen Reiche, wie es in Tausenden von Köpfen sich malt, sentimental vor allem ist die Furcht vor großpreußischen Ideen und die instinktive Abneigung gegen alles Nichtbayerische. Aber auch andere, weniger ideale Gründe erklären die Borussophobie, und darunter ist der wichtigste die Furcht vor der norddeutschen Konkurrenz im Erwerbsleben. Mit scheelen Augen sieht man in München die Norddeutschen sich auf allen Gebieten des geistigen und industriellen Lebens ihre Stellungen erobern, in Kunst und Literatur, als Aerzte und so ziemlich in allen Erwerbszweigen haben sie ihre angesehenen Plätze. Warum haßt der Ansässige den Zugezogenen? Aus dem einfachen Grunde, weil er nicht die gleiche Betriebsamkeit besitzt. Er glaubt auf seinen Frühschoppen und seinen dreistündigen Kaffeehausbesuch nicht verzichten zu dürfen und wäre über eine derartige Zumuthung sehr entrüstet, aber er kann es nicht überwinden, daß der fleißige Konkurrent Geschäfte abschließt, während er Tarok spielt, oder Kenntnisse sammelt, während er ungeheure Massen Bier vertilgt.

Man muß dieſe wahren Gründe des Preußenhaſſes erforſchen und würdigen, ehe man das beliebte Schlagwort vom politiſchen Partikularismus anwendet. Etwas derartiges findet man vielleicht in gewiſſen Hof- und Regierungskreiſen, aber ganz gewiß nicht beim Volke, dem ſeine privaten und ſtädtiſchen Angelegenheiten naturgemäß weit intereſſanter ſind als die Probleme der Politik.

Deſto mehr politiſiren dafür die Zeitungen, und wie! In keinem anderen deutſchen Lande gibt es eine ſo jämmerliche Hetzpreſſe als in Bayern, nirgends ſpekulirt man vermittelſt gewalkter Lumpen ſo vortheilhaft mit der Skandalſucht und Senſationslüſternheit eines geiſtig beſchränkten Leſepublikums. Beſchimpfende Ausdrücke von ſolcher Gehäſſigkeit, wie ſie hier täglich gegen das Deutſche Reich, ſeinen Begründer, ſeinen vornehmſten Repräſentanten und gegen Preußen geſchleudert werden, ſucht man ſelbſt in den Organen des galliſchen Chauvinismus vergebens. Der anſtändige Menſch iſt dieſem Preßgeſindel gegenüber machtlos, denn er würde mit beſſerem Erfolg einem wüthenden Stier freundlich zureden, als den Leuten, hinter denen die Mächte der Finſterniß, Dummheit und fanatiſche Verbohrtheit ſtehen. Er muß es ſich ſchließlich gefallen laſſen, daß ſein Schweigen der Verachtung als Schweigen der Schwäche ausgelegt wird.

Allen voran im widerlichen Reigen tanzt Dr. Sigl mit ſeinem „Bayeriſchen Vaterland“. Ich ſtehe nicht an, ihn für den noch am meiſten ſympathiſchen von der Zunft zu halten, denn ſeine Tollheit hat doch Methode, und die Konſequenz, mit der er ſeit 28 Jahren jeden Tag auf's Neue Himmel und Acheron gegen den böſen „Bruder Preuß“ beſchwört, beweiſt eine zwar petrefakte, aber immerhin reſpektable Zähigkeit der Geſinnung. Außerdem entbehren ſelbſt die kraſſeſten Ausbrüche bajuvariſcher Grobheit bei ihm nie eines gewiſſen Humors, mitunter iſt er auch wirklich witzig, und wir verzeihen ja ſo gerne Denen, die uns zum Lachen bringen. Sein Blättchen hat Stil, das will viel ſagen. Zum Glück für Sigl ging ſeine Ueberzeugung ſtets Hand in Hand mit der Wahrnehmung geſchäftlicher Intereſſen, der Mann hat ſich in den 28 Jahren ein hübſches Vermögen zuſammengeſchimpft. Mit ihm ſteht und fällt das „Vaterland“, denn er wird niemals einen kongenialen Nachfolger haben.

Weit gefährlicher als Sigl's kurzweilige Zeitung ſind die vom Geiſt des Ultramontanismus oder einer Pſeude-Liberalität geſättigten Volksblätter, die verſchiedenen Generalanzeiger und illuſtrirten „Bildblätter“. Die Einen mobiliſiren, im Gegenſatz zu dem zentrumsfeindlichen Sigl, die Kutten gegen den ſcharfen Geiſteszahn, der vom Norden dringt, ſie

drapiren sich mit dem Mantel der Loyalität und winden sich byzantinisch vor dem Landesherrn, als dessen Sprachrohr sie gelten wollen, die Anderen bieten einen Schwall verwuchert-liberaler Phrasen gegen die Gespenster im Sonnenschein auf, und stellen den eingebildeten Feind als unersättlichen Militärmoloch, als den Unterdrücker aller freiheitlichen Gedanken hin. Beide Richtungen aber führen die gleiche Devise: Audacter calumniare, semper aliquid haeret. Wenn sie ihrem Publikum täglich erzählen, was für ein Räubergesindel an den Ufern der Elbe und Oder wohnt, und wie das ganze Sinnen und Trachten Preußens darauf gerichtet ist, Bayern mit Füßen zu treten — wenn sie dieses Gericht, mit der pikanten Sauce von politischem Klatsch und persönlicher Verdächtigung, den beschränkten Geistern immer wieder auftischen, so verfehlt das seine Wirkung nicht. Legenden, deren abgeschmackte Erfindung jeden Gebildeten abstößt, setzen sich in gewissen Köpfen unausrottbar fest.

Der Fernstehende sagt vielleicht: das ist die Winkelpresse, was kann sie schließlich bei den Intelligenten ausrichten. Weit gefehlt! Gerade die schlechte Presse macht überall in der Welt „öffentliche Meinung". Es scheint, als ob der Geist einer anständigen Publizistik in Bayern noch auf größere Schwierigkeiten stoße als anderswo. Zwar wenden sich die großen bayerischen Zeitungen, in deren Spalten der Ton gebildeter Menschen herrscht — ich meine vor Allen die „Münchener Neuesten Nachrichten", die „Allgemeine Zeitung" und die „Augsburger Abendzeitung" — mit aller Schärfe gegen die Rohheiten der Hetzpresse, aber von einem praktischen Erfolge ist nicht viel zu bemerken. Die Nutzanwendung hieraus zu ziehen, darf ich wohl dem Leser überlassen.

Bekannte Ereignisse der jüngsten Zeit haben recht augenfällig gezeigt, wohin die Pläne gewinnsüchtiger Demagogen zielen. In wie schmachvoller Weise sind nicht gewisse Vorfälle bei der Münchener Friedensfeier und die prinzlichen Worte in Moskau ausgenützt worden! Daß man im deutschen München die Erinnerung an den Frankfurter Frieden feiert, ohne mit einem einzigen Worte des deutschen Reiches, des deutschen Kaisers und des großen Deutschen im Sachsenwalde zu gedenken, daß Kommissäre herumlaufen und die Leute beschwören, nur bayerische, um Himmelswillen keine deutschen Fahnen auszuhängen, dies und vieles Andere kommt sogar manchem Erzbayer recht — spanisch vor, aber man ist schon an solche „Stückl" gewöhnt. Die wüste Hetze jedoch, die des Prinzen Ludwig Wort entfesselte, die hochverrätherischen Bübereien, die da ganz ungenirt vor aller Welt verübt werden, mögen auch dem nachsichtigsten Beurtheiler gewisser Geisteszustände die Augen geöffnet haben über die wahre Natur dieser Triebe.

Wir wollen gern gerecht sein und zugeben, daß die nationale Empfindlichkeit Bayerns von Preußen nicht immer gebührend geschont wird. Ich schweige von politischen Dingen, aber auch das gesellschaftliche Leben bietet genug Beispiele von preußischer Uebertretung, die von jedem gesitteten Menschen, sei er Bayer oder Preuße, getadelt werden muß. Es kommt an die Ufer der Isar oft eine Sorte Norddeutsche, der man gern auf fünfzig Schritte aus dem Wege geht, Leute, die an Allem zu nörgeln haben, die sich fortwährend in taktlosen Vergleichen mit den — natürlich idealen — heimischen Zuständen gefallen, Leute, die schon aufregend wirken, wenn sie nur drei Worte sprechen, und die so furchtbar „gebildet" oder steifleinen sind, daß ein Mensch von einiger Natürlichkeit am liebsten gleich davonläuft. Diese sind es, die den Norddeutschen so stark in Mißkredit bringen, denn der Bayer liebt das Verallgemeinern und schließt von einem lästigen Exemplar auf den ganzen Stamm.

Er sollte aber trotz solcher unerfreulichen Erscheinungen versuchen, dem norddeutschen Volkscharakter gerecht zu werden, er sollte ein bischen mehr sich jenseits der weiß-blauen Grenzpfähle tummeln, dann wird er sehen, daß allenthalben in deutschen Landen sich wackere Kräfte regen, daß die landläufigen Vorstellungen in Bayern von preußischer Art lächerlich und verschroben sind, und daß es überall liebenswürdige Menschen giebt, wenn auch die unliebenswürdigen überall die Mehrzahl bilden. Er sollte nicht aufhören, sein engeres Vaterland zu lieben, aber er sollte einen helleren Blick für das gewinnen, was alle deutschen Stämme brüderlich verbindet. Er würde dann vielleicht nicht mehr alle Zustände der Heimath so unübertrefflich finden, wie heute, aber dafür würde er sich etwas von jener wohlthätigen Selbstkritik und Selbstironie aneignen, die dem Norddeutschen in hohem Grade eigenthümlich ist und deren jedes rüstig vorwärts strebende Volk dringend bedarf.

Die obskuren Wühler werden eine feindselige Trennung von Weiß-Blau und Schwarz-Weiß sicherlich nicht erleben, sie werden aber zu ihrem Schmerze die Ueberzeugung gewinnen, daß alle partikularistischen Bestrebungen ohnmächtig sind gegenüber der Macht der Farben Schwarz-weiß-roth.

München. Victor Ottmann.

Antisemitismus.*)

Seit mehreren Jahren schon verfolge ich den Verlauf des Feldzuges, den man in Frankreich gegen die Juden zu unternehmen versucht, mit stets wachsendem Erstaunen und immer größerem Widerwillen. Es erscheint mir dies wie etwas Ungeheuerliches, ich möchte sagen wie etwas, das jedem gesundem Verstande Hohn spricht, wie etwas Unsinniges, das uns Jahrhunderte rückwärts führen und den schlimmsten Greueln gleichkommen, wie eine religiöse Verfolgung, die alle Länder mit Blut beflecken würde.

* * *

In erster Linie, was will man eigentlich von den Juden, was wirft man ihnen vor?

Manche Menschen, darunter sogar auch einige von meinen Freunden, behaupten, daß sie sie nicht ausstehen, ihnen nicht die Hand drücken können, ohne einen Schauer des Widerwillens zu empfinden. Das ist der physische Abscheu, die Abneigung der einen Rasse gegen die andere, des Weißen gegen das Gelbe, des Rothen gegen das Schwarze. Ich will hier nicht näher untersuchen ob sich zu dieser Abneigung nicht auch der Groll gesellt, den der Christ gegen den Juden nährt, der seinen Gott gekreuzigt hat, ein ganzer hundertjähriger Atavismus von Verachtung und Rache. Im Großen und Ganzen bietet der physische Abscheu wohl einen guten Grund, den einzigen sogar, denn man kann den Menschen einfach nichts antworten, welche Einem sagen: „Ich hasse sie, weil ich sie hasse, weil der Anblick ihrer Nase allein schon mich aus dem Gleichgewicht bringt, weil mein ganzes Ich sich gegen die Empfindung empört, daß sie anders sind als wir."

Thatsächlich aber ist dieser Grund — die Feindschaft der einen Rasse gegen die andere — keineswegs ausreichend. So laßt uns doch in den Urwald zurückkehren, den wilden Krieg der einen Gattung gegen die andere wieder aufnehmen, uns gegenseitig auffressen, weil wir nicht vollkommen gleich geartet sind. Gerade dahin geht das allgemeine Zivilisationsbestreben, daß dieses wilde Bedürfniß der Menschen, sich auf Ihresgleichen zu stürzen, wenn sie nicht ganz gleich sind, ausgelöscht werde. Durch Jahrtausende hindurch ist die Geschichte der Völker nichts Anderes gewesen, als eine Lehre gegenseitiger Toleranz, und in dem Maße sogar, daß der endliche Traum der sein wird, sie Alle in einer gemeinsamen

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem „Figaro" von Else Otten.

Zärtlichkeit zu ertränken, um sie Alle, so gut als möglich, vor dem gemeinsamen Schmerze zu bewahren. Und sich in unserem Zeitalter hassen und beißen, weil man nicht ganz gleichgeformte Schädel aufzuweisen hat, das, wahrlich, fängt an, die monströseste Verrücktheit zu sein.

Und nun komme ich zu dem eigentlichen Prozeß, der ernsten Anklage, welche hauptsächlich sozialer Natur ist; und ich fasse das Requisitorium zusammen, ich gebe die Hauptzüge an. Man hat den Juden zum Vorwurf gemacht, daß sie eine Nation in der Nation bilden, daß sie abseits ein religiöses Kasteuleben führen, und daß sie so, auch über Grenzen hinaus, eine Art internationaler Sekte bilden, ohne eigentliches Vaterland, eine Sekte, die fähig wäre, eines Tages, wenn sie siegte, die Hand auf die Welt zu legen. Die Juden heirathen meist unter einander, bewahren, auch inmitten der allgemeinen modernen Erschlaffung, stets ein stark ausgeprägtes Gefühl der Familien-Zusammengehörigkeit, unterstützen und ermuthigen sich gegenseitig und legen, in ihrer Absonderung, was Widerstandskraft und langsame Eroberung anbetrifft, eine ganz ungewöhnliche Zähigkeit und Ausdauer an den Tag. Was aber noch ganz besonders hervorzuheben ist: sie sind — und das liegt in der Race — praktisch und schlau, und es ist ihnen das Bedürfniß nach Gewinn, die Liebe zum Gelde und ein ganz hervorragender Geschäftsgeist angeboren; drei Eigenschaften, welche sie innerhalb weniger als hundert Jahren ungeheure Vermögen haben erwerben lassen und welche ihnen das Königthum zu sichern scheinen, in einer Zeit, da das Geld König ist.

Und all Das ist wahr; nur muß man die Thatsache auch erklären, wenn man sie konstatirt. Und man darf nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß die Juden, so wie sie heute existiren, lediglich und allein unser Werk sind, das Werk unserer achtzehn hundert Jahre unsinniger Verfolgung. Man hat sie, gleichwie die Aussätzigen, in scheußliche Gegenden zusammengepfercht, und so ist es wenig erstaunlich, daß sie, als Besiegte, bei Siegern abgesondert gelebt haben, während sie allen ihren Gewohnheiten und Ueberlieferungen treu blieben und die Familienbande stets enger knüpften.

Man hat sie gestoßen, geschmäht, mit Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten überhäuft, und so ist es doch kaum mehr als natürlich, daß sie, wenn auch unbewußt, stets die Hoffnung auf eine einstige Rache, sowie den Wunsch im Herzen tragen, sich zu widersetzen, sich zu erhalten und doch einst als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen. Vor allen Dingen hat man ihnen, indem man sie gesellschaftlich zu Handelsleuten und Wucherern stempelte, geringschätzig die Domäne des Geldes überlassen, welche man verachtete, und so ist es wiederum keineswegs erstaunlich, daß sie, nachdem das System der brutalen Kraft dem System der Intelligenz und der Arbeit Platz gemacht hat, Herren der Kapitale geworden sind, sie, deren Gehirn beweglich und durch Jahrhunderte alte Vererbung geübt ist und die zum Königthum vollständig bereit sind.

Und Leute, die Ihr versteinert seid angesichts dieses durch Eure Verblendung entstandenen Werkes, die Ihr zittert, wenn Ihr seht, was die Sektenwuth des Mittelalters aus den Juden gemacht hat, nun wißt Ihr nichts Besseres zu thun, als zum Jahre Tausend zurückzukehren, die Verfolgung wieder aufzunehmen und von Neuem den heiligen Krieg zu verkünden, damit die Juden verfolgt, beraubt und, mit der Wuth im

Herzen, inmitten eines siegreichen Volkes als besiegtes Volk behandelt werden!

Wahrhaftig, Ihr seid intelligente Spaßvögel und habt schöne soziale Begriffe!

* * *

Was? Ihr seid mehr als zweihundert Millionen Katholiken, man zählt kaum fünf Millionen Juden, und Ihr zittert, Ihr ruft Gendarmen herbei, Ihr macht einen Heidenlärm, gleich als hätten sich ganze Schaaren von Plünderern auf Euer Land geworfen? Das nenne ich Muth!

Mir will es doch scheinen, als wären die Kampfesbedingungen recht annehmbare. Warum in Geschäftsangelegenheiten nicht ebenso intelligent und ebenso mächtig sein wie sie? Mir sagte einmal im Laufe des Monats, da ich die Börse besuchte, um etwas davon verstehen zu lernen, ein katholischer Banquier, indem er von den Juden sprach: „Ah, mein Herr, sie sind stärker als wir, sie werden uns immer schlagen".

Wäre das wahr, so würde es wahrhaft erniedrigend für uns sein. Aber warum sollte es denn wahr sein? Mag die Begabung immerhin existiren, durch Arbeit und Intelligenz läßt sich doch Alles erreichen. Ich kenne schon Christen, welche ausgezeichnete Juden sind. Das Feld ist frei, und wenn sie Jahrhunderte gehabt haben, um das Geld lieben und es verdienen zu lernen, so braucht man, um ihnen auf dieses Gebiet zu folgen, sich nur ihre Eigenschaften anzueignen, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Mein Gott! man muß eben aufhören, sie unnütz zu schmähen und zu schimpfen und statt dessen lieber versuchen, sie durch Ueberlegenheit zu besiegen. Nichts ist einfacher, und es ist sogar das Lebensgesetz.

Welch eine stolze Genugthuung müssen sie empfinden über Euren Schreckensruf! denn es ist keine Kleinigkeit um eine verschwindende Minorität und dennoch die Veranlassung zu einem solchen Kampfe zu sein. Jeden Morgen beschimpft Ihr sie, erlaßt Ihr verzweifelnd einen Aufruf gleich als wäre die Stadt in Gefahr im Sturme genommen zu werden. Wenn es nach Euch ginge, müßte man den „Ghetto" wieder einsetzen, und es würde die Judenstrasse noch existiren, die des Abends mit Ketten verschlossen würde. Und es wäre etwas gar Schönes um diese Quarantäne in unseren freien Städten! Ich begreife recht wohl, daß sie ganz ruhig bleiben und einfach fortfahren auf unseren Geldmärkten zu triumphiren, denn die Beleidigung ist wie der sagenhafte Pfeil, der zurückkehrte, um das Auge des boshaften Schützen zu durchbohren. Wollt Ihr, daß sie weiter Sieger bleiben, so fahrt nur fort sie zu verfolgen!

Die Verfolgung? ah, Ihr steht also noch auf dem Standpunkt? Ihr seid noch in dem Wahne befangen, daß man die Menschen vernichtet, indem man sie verfolgt?

Nein, ganz im Gegentheil: Groß und mächtig ist noch keine Partei geworden, die nicht mit dem Blut ihrer Märtyrer begossen wurde. Daß es noch Juden giebt, daran seid Ihr selbst Schuld. Hättet Ihr sie nicht gezwungen sich zu vertheidigen, sich zusammenzurotten, eigensinnig auf ihrer Race zu bestehen, so wären sie längst schon verschwunden und in Nichts geschmolzen. Und, noch heute, kommt ihnen ihre eigentliche

Macht von Euch, die Ihr sie erst geltend macht, indem Ihr sie überschätzt. Dadurch allein schon schafft man schließlich eine Gefahr, daß man jeden Morgen wieder und wieder ruft, daß sie existirt, und indem man dem Volke ein Schreckensbild vorhält, schafft man erst das wahre Ungeheuer. Sprecht nicht mehr von ihnen und sie werden nicht mehr sein; an dem Tage, an welchem der Jude nur ein Mensch sein wird wie wir, wird er unser Bruder sein.

Und doch erscheint die Taktik ganz entgegengesetzt. Die Arme weit öffnen und im sozialen Leben die vom Gesetz anerkannte Gleichheit verwirklichen; die Juden umarmen, damit sie Eins werden mit uns; uns mit ihren guten Eigenschaften bereichern, deren sie so viele besitzen; durch Vermischung der Racen dem Racenkrieg ein Ende machen; die Kinder in die Ehe treiben und ihnen die Sorge überlassen die Väter zu versöhnen: nur darin besteht das Werk der Vereinigung, das humane und befreiende Werk.

* * *

Der Antisemitismus ist in den Ländern, wo er eine wirkliche Bedeutung hat, immer nur die Waffe irgend einer politischen Partei oder das Resultat einer ernsten wirthschaftlichen Lage.

In Frankreich aber, wo die Juden nicht, wie man uns glauben machen will, die unumschränkten Herren der Macht und des Geldes sind, bleibt der Antisemitismus ein unbestimmter Begriff, der mit dem Volke nichts gemein hat. Es bedurfte, um auch nur den Schein einer Bewegung hervorzurufen, die im Grunde doch nichts Anderes ist, als blinder Lärm, der Leidenschaft einiger Hitzköpfe, in welchen ein trüber scheeler Sekten-Katholizismus tobt, der, die Litteratur schnöde mißbrauchend, sogar bis zu den Rothschilds, die Nachkommen des Judas verfolgt, der seinen Gott verrathen und gekreuzigt hat. Und ich füge hinzu, daß das Bedürfniß nach einem Gebiet des Lärmens, sowie der heiße Wunsch gelesen zu werden, und sich eine maßgebende Stimme zu verschaffen, bei dieser Kriegserklärung ebenso wenig die kleinste Rolle gespielt haben, als bei dem aufdringlichen Schüren der Scheiterhaufen, deren Flammen, Gottlob, doch nichts Anderes sind als Dekorationen.

Welch ein kläglicher Mißerfolg! Wie? während so vieler Monate jeden neuen Tag neue Beleidigungen, neue Verleumdungen, neue Denunziationen von Juden, gleich als wären sie Mörder, selbst Christen werden zu Juden gestempelt, wenn man sie treffen will und alle Juden werden verfolgt und verurtheilt. Und im Uebrigen doch nichts Anderes als blinder Lärm, häßliche Reden, niedrige Leidenschaften, aber keine That; keine Aufwieglergruppe, auch nicht die kleinste, kein gespaltener Schädel, keine eingedrückte Fensterscheibe.

Was für ein gutes, weises und ehrenhaftes Volk müssen doch unsere Franzosen sein, daß sie diesen täglich wiederkehrenden Aufreizungen zum Bürgerkrieg kein Gehör schenken, daß sie vernünftig bleiben inmitten dieser abscheulichen Herausforderungen, dieser täglichen Frage nach dem Blute eines Juden! Nun bildet nicht mehr der Priester das tägliche Frühstück der Zeitungen, sondern der Jude, und zwar der fetteste und blühendste, den man finden kann. Ein ebenso mittelmäßiges Frühstück

wie das andere und zum Mindesten ebenso thöricht. Und von all' Dem bleibt nur die Häßlichkeit des Werkes bestehen, dieses verrücktesten und verabscheuungswürdigsten, zum Glück aber auch des nutzlosesten Werkes, das gemacht werden konnte; denn die Vorübergehenden wenden sich nicht einmal darnach um und lassen die Rasenden sich ruhig austoben, wie Teufel in trüben Weihrauchkesseln. Und das Merkwürdigste dabei ist, daß sie behaupten, ein unerläßliches und heilsames Werk zu thun. Ah, die armen Menschen! Wenn sie aufrichtig sind, beklage ich sie von ganzem Herzen. Welch' ein entsetzliches Zeugniß stellen sie sich selber aus durch diese Unmenge von Irrthümern, von Lügen, von rasender Leidenschaft, von übertriebenem Wahnwitz, die sie tagtäglich anhäufen! Wollte ein Kritiker in diesen Sumpf hinabsteigen, so würde er von der Wahrnehmung, daß hier nur religiöse Leidenschaft und geistige Unzurechnungsfähigkeit herrschen, mit Entsetzen zurückweichen. Und man wird sie an den Pranger der Geschichte stellen, ebenso wie die sozialen Missethäter, deren verbrecherische Anschläge nur deshalb fehlgeschlagen sind, weil sie in einer ganz ungewöhnlichen Verblendung gemacht wurden.

Denn darüber kann ich mich nicht genug wundern, daß diese Rückkehr zum Fanatismus, daß ein solcher Versuch zu einem Religionskriege sich in unserem großen Paris, inmitten unseres guten Volkes hat Bahn brechen können. Und das in einer von demokratischen Gedanken und dem Wunsche nach allgemeiner Toleranz durchtränkten Epoche, in welcher sich ein unbezwinglicher Drang nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geltend macht! Sind wir doch dabei, die Grenzen niederzureißen, von der Einigkeit der Völker zu träumen, die religiösen Congresse zu vereinigen, damit die Priester sämmtlicher Bekenntnisse sich umarmen, uns als Leidensbrüder zu fühlen, uns alle von dem Elend des Lebens retten zu wollen, indem wir dem menschlichen Mitleid einen einzigen großen heiligen Altar errichten! — Und nun seht dort diese Hand voll Wahnsinniger, Dummer oder Geschickter, die uns jeden Morgen zurufen: „Laßt uns die Juden tödten, laßt uns die Juden auffressen, sie massakriren und ausrotten, und zurückkehren zu den Scheiterhaufen und zu den Dragonaden!"

Das nenne ich den Augenblick glücklich wählen! Und es wäre das das Dümmste, wenn es nicht das Abscheulichste wäre!

* * *

Das gewisse Juden eine schmerzliche Reichthumsanhäufung in Händen haben, das ist Thatsache. Aber dieselbe Anhäufung finden wir auch bei Katholiken und bei Protestanten. Alle Diejenigen aber, welche den Aufruhr des Volkes ausbeuten, indem sie ihn in den Dienst eines religiösen Wahnes stellen, namentlich aber die, welche den verzweifelten Forderungen der Enterbten den Juden zum Opfer bringen, unter dem Vorwande den Geldmann zu opfern, machen sich eines falschen und lügnerischen Sozialismus schuldig, den zu brandmarken ein Jeder die unabweisliche Pflicht hat. Wenn sich eines Tages das Arbeitsgesetz so gestaltet, daß der Wahrheit und dem Glücke der schuldige Tribut gezahlt wird, so wird es die ganze Menschheit neu schaffen; und dann wird es sehr unwesentlich

sein, ob man Jude oder Christ ist, denn ein Jeder wird dieselbe Rechenschaft abzulegen haben, und auch die neuen Rechte und die neuen Pflichten werden gleich sein.

Ah! diese menschliche Einigkeit, an die zu glauben wir Alle uns bestreben müssen, wenn wir uns den Lebensmuth und, während des Kampfes, einen Hoffnungsschimmer im Herzen erhalten wollen! Das ist der Ruf, der jetzt noch verworren klingt, der sich aber nach und nach ganz loslösen, immer mehr anschwellen, und schließlich von allen Völkern ausgehen wird, die nach Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden schmachten. Laßt uns unseren Haß beschwichtigen, laßt uns in unseren Städten und auch über die Grenzen derselben hinaus lieben, laßt uns Alle daran arbeiten die Racen zu einer einzigen, endlich glücklichen Familie zu verschmelzen! Nehmen wir an, daß das tausend Jahre in Anspruch nehmen wird, aber glauben wir dennoch an die endgültige Verwirklichung der Liebe, damit wir wenigstens anfangen uns so zu lieben, wie es uns das Elend unserer gegenwärtigen Zeit gestatten wird. Mögen dann die Wahnsinnigen und die Boshaften zum Barbarenthum des Urwaldes zurückkehren, die, welche glauben, mit Messerstichen Gerechtigkeit ausüben zu können!

Und möge doch Jesus seinen erbitterten Getreuen sagen, daß er den Juden verziehen hat und daß sie Menschen sind!*)

Paris. Emile Zola.

---

*) Ich stelle diesen an Anregungen reichen, in einzelnen seiner Ausführungen aber doch sehr anfechtbaren Artikel des berühmten Romanciers zur Diskussion. R. W.

Die transsibirische Eisenbahn.

„Völker Europa's, wahret eure heiligsten Güter!"

Das mächtige Unternehmen, das im fernen Osten vorbereitet wird, der Bau der transsibirischen Eisenbahn, erfordert mehr als traditionelle Bewunderung der Optimisten. Vielleicht ist es das größte Werk des Jahrhunderts, das Werk, das nicht nur zwei Erdtheile einander näher rücken, sondern eine Evolution des ganzen Globus bewirken wird. Ein „Sesam, öffne Dich!" wird uns den unermeßlichen Reichthum der gold- und platinreichen Gebirge Sibiriens offenbaren, wir werden die fleißigen Hände alter Culturvölker bei der Arbeit sehen. . . .

Der Segen des Eisenbahnbaues ist nicht zu verkennen. Andrerseits aber wälzt sich eine düstere Welle der Sorge über die andere. Liegt in diesem Segen nicht auch eine unendliche Gefahr? bringt der Kulturfortschritt der letzten Olympiade dieses Jahrhunderts nicht eine Zukunft, die uns mit bangendem Ernst erfüllen und für die europäische Produktion, den europäischen Handel und vor Allem für den europäischen Arbeiterstand unberechenbare Folgen haben kann? Wir wollen nicht das Echo jenes pessimistisch kleinlichen Seufzers sein, der Furcht ausdrückt vor einer modernen Völkerwanderung, einer Ueberschwemmung Europa's mit unzähligen asiatischen Völkerstämmen. Die östlichsten Völkerschaften werden uns nicht aus unsern festen Wohnungen verbannen mit Feuer und Schwert vergangener Epochen; aber die Fähigkeiten, die Arbeiten der Japaner, Chinesen, Inder werden die unseren beherrschen. Wie die Maschinen Amerikas einst der Schrecken fleißiger, mühsamer Handarbeiter gewesen, so wird die billige Kraft, die billige Kunst der Asiaten die europäischen Arbeiter und ihre Arbeit schädigen. Herr Brandt, unser früherer Minister in China, hatte für die asiatische Arbeit, mit besonderer Antheilnahme für die der kunstgeübten Japaner, den lakonischen, charakterisirenden Ausdruck: „Schlecht, aber billig."

Die Seidenspinnereien und Baumwollenfabriken in Yokohama und Osaka haben ja in den letzten Jahren eine ungewöhnliche Entwickelung durchgemacht. Im Jahre 1893 waren es ungefähr 35 solcher industriellen Unternehmungen, und bis zum vorigen Jahre waren sie auf 50 gestiegen, und was die Ausfuhr der Rohseide betrifft, da wissen wir, daß der Export im Jahre 1887 zwei Millionen Kilogramm betrug und 1892 schon auf 5 Millionen gestiegen war. Der geringe Preis der Handarbeit und die große Zahl der Arbeitsstunden gestatten dem Fabrikbesitzer, 50 Prozent billiger zu arbeiten als die indische Industrie, und die indische

hat schon bedeutend größere Vortheile vor ihren europäischen Konkurrenten. D'Etournelles de Constant sagt in einer Studie, daß die Spinnerei in Kanegafuchi in Japan 5800 Arbeiter beschäftige, die abwechselnd Tag und Nacht arbeiten. Diese Arbeiter sind nicht, wie man sagt, „gewöhnliche Arbeiter", sondern, sie müssen große Fähigkeiten, einen gewissen Kunstsinn besitzen, und werden täglich durchschnittlich mit 40 Centimes bezahlt — hiervon wird ein Pflichttheil für die Krankenkasse abgezogen — etwa 1 Franc monatlich — das ist aber nicht Alles. Die japanischen Fabrikanten finden Mittel und Wege, den Lohn noch zu kürzen, indem sie in der Mehrzahl Frauen anstellen. Unter diesen 5800 Arbeitern sind 3700 Frauen, die für 11—46 Centimes, also durchschnittlich 20—22 Cent., 4 Sous! täglich arbeiten. Der Preis der Waaren regelt sich in Uebereinstimmung mit der Güte nach dem billigsten Angebot und nach den Termen der Formel. Der Preis steigt auf das Niveau des günstigsten Handels. Der ganze Welthandel steht in telegraphischer Verbindung. In Kurzem werden wir also von der Gnade der Concurrenz des asiatischen Proletariats abhängen, und besonders von dem des Orients, dessen Löhne unendlich klein sind, wo unzählige geschickte Arbeiter unter sich und mit den Arbeitern der ganzen Welt kämpfen — eine Concurrenz, die alle Rivalen zerschmettert, denn dort ist das Leben und der Tagelohn elend.

Die Bedeutung der transcaspischen Eisenbahn für Südasien ist uns hinlänglich bekannt. Der Einfluß der transsibirischen wird viel größer sein. Sie erschließt unermeßlich reiche Regionen, die wieder eine unendliche ökonomische Thätigkeit erfordern. Sibirien ist eine nicht gering zu schätzende produzirende Macht, und es produzirt für geringen Preis, zieht die chinesische Kundschaft an für alles das, was sie nicht aus Japan oder Australien holt. Die Einfuhr europäischer Produkte wird voraussichtlich so eingeengt, daß wir uns schließlich auf die — afrikanische beschränken müssen. „Es wird geschehen wie mit Indien und Amerika, die fast alles das produzieren und verkaufen, was England exportirte, bemerkt Sir William Hunter. Die Eisenindustrie, die vorläufig noch in den Windeln liegt, wird mit den britannischen Schmieden rivalisiren, die von den Vereinigten Staaten so bedroht sind. Und die Kohlen, die früher von Europa kamen, werden von Japan bezogen. Japan versteht es, England vortheilhaft Concurrenz zu machen. Es hat ihm die Methode abgesehen und sie noch vervollkommnet. England entdeckte das Geheimniß, billig zu fabriziren; aber Japan kennt seine orientalischen Abnehmer, denen kommt es nicht auf Qualitäten an, sondern auf Billigkeit und bestimmtes Aeußere. Wenn's nur in's Auge fällt."

Die japanischen Baumwollfabriken bedrohen die indischen, so wie die indischen die englischen bedroht haben. Hier ist es interessant, Brenier's Bemerkungen zu hören. Am 30. Juni 1891 hatte Indien seine Baumwollen-Industrie so weit gefördert, daß Bombay 134 Fabriken zählte, die 111 000 Personen Arbeit gaben. Die erste Manufaktur datirt seit 1854; im Jahre 1865 waren es 13. Diese Zahl ward erst zehn Jahre später überschritten, unter dem Einfluß des geringen Silberwerthes. Der Export an indischen Baumwollsachen stieg in fünfzehn Jahren um 400 Prozent. Die Mehrzahl dieser Fabrikanten sind eingeborene Kapi-

talisten, einige unabhängige Fürsten verschmähen es auch nicht, Industrielle zu werden oder sich an Spinnereien zu betheiligen. Die interessirtesten sind die weisen Persen im Bombay. Lavollée erklärt, daß Großbritannien im Jahre 1881 für 47 500 000 Lstrl., im Jahre 1891 nur für 28 000 000 Lstrl. nach China und Japan exportirt, — Indien im Jahre 1881 nach beiden genannten Reichen 28 500 000, und im Jahre 1891 — 165 500 000 Lstrl. exportirt habe. Der englische Export ist also in den zehn Jahren fast um die Hälfte verringert worden. Weiter bemerkt er: „Lange haben wir und unsere Nachbarn das Schicksal des europäischen Arbeiters, das durch die amerikanische Maschine bewirkt wurde, vorhergesehen, dann den Ruin des Einen oder Andern durch die zehn geschickten Finger des gelben Arbeiters, der für einen Hungerlohn arbeitet und sich von einer Prise Reis nährt." Aehnlich drücken sich Norman und Brandt aus und d'Estournelles weist auf die numerische Entwickelung der mit dem kaukasischen Stamm rivalisirenden Rasse hin. Sie wird ernste Folgen für Europa haben. Um noch mal der Japaner zu gedenken, sei erwähnt, daß sie schon vor ihrem siegreichen Kriege mit den Chinesen die Hegemonie im fernen Orient für sich beanspruchten. Und nicht etwa thaten sie das im Geheimen. Im Gegentheil. Sie nahmen sich ein Beispiel an den Vereinigten Staaten. Asien ist für die Asiaten, für europäische Produkte ist Asien verschlossen. Für die Geschichte aller Völker wird der japanisch-chinesische Krieg noch bedeutende Folgen haben. Nicht lange mehr, und Europa sieht seinen Handel im Orient verloren. Der japanische Graf Okuma sagt seinem Lande die ruhmvollste Zukunft vorher und erklärt zugleich, daß Europa alt, gebrechlich, verbraucht sei. „Ja, verbraucht! Es zeigt Symptome der Fäulniß: das künftige Jahrhundert wird seine Einrichtungen zerstückeln und seine Reiche in Trümmer gehen sehen . . ."

Den Ausführungen und Urtheilen der genannten Männer schließt sich nun auch der hervorragende portugiesische Schriftsteller und Socialpolitiker, Wisconde de Ouguella an, dessen Werke: „A lucta Social" und „A questão Social" berechtigtes Aufsehen gemacht haben durch die ruhige objektive Darstellung und den glänzendsten Stil seiner Rede. Er sagt in seiner soeben erscheinenden Studie: „O proletario europeu" u. A.: „Wenn Europa die asiatische und amerikanische Concurrenz argwöhnt, wird ihm nichts weiter übrig bleiben, als der ausschließliche Export in das Innere des schwarzen Continents. Nach kaum vier Jahren wird die transsibirische Bahn fertig sein und macht vor dem Beginn des neuen Jahrhunderts ihren Weg vom Ural zum stillen Ocean. Die enormen Vorräthe an allem Material, das der Bau der ausgedehnten asiatischen Linie fordert, hat in der That schon metallurgische Werkstätten an vielen Orten des weiten Zarenreiches entstehen sehen. Die Stahlfabriken im Gouvernement Perme sind in kürzester Frist auf das Vollkommenste hergestellt und eingerichtet worden. Hierdurch bereitet sich Rußland zu dem handwerklichen Export vor. Die Eisenbahn wird ihm den chinesischen Handel öffnen, den außer Japan keine andre Macht ihm streitig machen kann." In der Aussicht, die reichen Bergwerke Sibiriens zu „erforschen", werden sich die Schmieden längs der Eisenbahnlinie verdoppeln. Diese Officinen werden mit der größten Einschränkung arbeiten

und haben ja nichts weiter zu unterhalten als den Transport. Durch die Eisenbahn wird die Schifffahrt vortheilhafte Frachten verlieren. China wird seine reichsten Produkte, den Thee und die Seide, doch per Bahn expediren. Die Dampfschiffe von Hankow nach London brauchen 45 Tage, während der Transport vermittelst der transsibirischen Bahn nur 15—18 Tage dauert! Bald wird Sibirien große Werkstätten, Etablissements, Hütten und Schmieden haben. Was wird aus den Millionen Menschen werden, welche die arbeitende Bevölkerung Europa's ausmachen? Welches Schicksal erwartet das europäische Proletariat? welche Anstrengungen können die weißen Arbeiter machen mit dem theuren Leben ihrer Länder gegenüber den Hunderten von Millionen Asiaten, die vor allen Dingen nüchtern, geduldig, beharrlich und demüthig sind, für kaum glaubliche Löhne in kaum glaublicher Schnelligkeit arbeiten. Sie werden untergehen müssen, wenn ihnen die Ruhe und die Vernunft, die klare Ueberzeugung fehlen. Die orientalische Concurrenz wird sie überschwemmen, ebenso wie die Fabrikanten, wenn sie nicht den endlosen Kämpfen ein Ende machen, die Capital und Arbeit zersplittern. Ein offenes Bündniß zwischen diesen beiden Agenten der Produktion, zwischen Capital und Arbeit, mit der wohlerwogenen Orientirung gemeinsamer Gefahr, könnte vielleicht den Sturm beseitigen, der uns zu zerstören droht . . .

Und weiter fährt Visconde de Onguella fort, „England ist in Europa das Land, das von seiner Produktion hauptsächlich lebt, es verheimlicht das auch gar nicht, es vergißt gewiß nicht, sich die Frage vorzulegen: wenn Amerika, Australien, Rußland, Indien und der äußerste Osten uns ihre Thore geschlossen haben und uns den Handel mit Afrika noch streitig machen, was bleibt uns da? wenn die weiten Reiche, die Europa nach und nach in seinen Handel hineinzieht, sich selbst versehen können, wenn sie unsere Dienste, unsere Produktion nicht wollen, wenn diese großen Clienten sich in Concurrenten verwandeln, wenn aus einer mächtigen Colonie eine gefürchtete Nebenbuhlerin wird, — können alle diese Ereignisse nicht eine Revolution erzeugen, die durch ihre politischen, ökonomischen und socialen Consequenzen furchtbar werden kann? — In dieser eigenthümlichen Lage ist es natürlich, um sich ausgedehnter Regionen in Afrika zu bemächtigen, daß England auch keinen Krieg in Europa scheuen wird, denn es zieht Alles dem allmählichen Verfall, dem langsamen Absterben vor, und — wer weiß, ob es dem gewachsen ist, angesichts der Erhebung des hungernden und vernichteten Arbeiterstandes.

Die kleinen Länder, meint der Autor, die dem englischen Eingriff und der Eroberung ihrer afrikanischen Colonien sich zu widersetzen trachten, werden zu den Füßen des Kolosses zerschmettert liegen bleiben. Großbritannien, durch die Furcht bedrückt, einem sozialen Kriege auf eigenem Grund und Boden entgegenzugehen, wird alle Hindernisse zu bewältigen suchen, in das Herz des schwarzen Erdtheils einzudringen und vom Kap der guten Hoffnung bis zum Rothen Meere zu gelangen. Es wird ein Kampf ums Dasein in seiner größten Stärke werden, weder Recht noch Ordnung und Moral werden die Handlungen des alten Albion in seinem vorbedachten Gang seiner ökonomischen und industriellen Evolution aufhalten. Aus diesen Gründen scheint es uns gerathener, wenn

ein kleines Land eine Colonie an die Engländer verkaufe, damit sie seinen Finanzen das Gleichgewicht halten und sein ökonomisches Leben vor dem Untergang retten, als wenn sie in ruhigem Schweigen von ganz Europa ihm dieselbe entreißen — denn für große Staaten gibt es immer Compensationen. Wahrscheinlich wird die sofortige Folge der Eröffnung der transsibirischen Eisenbahn sein, daß den Ländern des fernen Ostens das Schiedsrichteramt für die Preise in den großen internationalen Handelsplätzen übergeben wird. Die japanische Produktion genießt heute schon unumschränkte Anerkennung, die hauptsächlich auf die Billigkeit der Arbeit und des Arbeiters und auf die nicht existirende Arbeiterfrage zurückzuführen ist."

Welche Umwälzungen besonders auf landwirthschaftlichem Gebiete entstehen werden, wenn die Bahn ihre volle Thätigkeit ausüben wird, läßt sich kaum übersehen. Der Schlüssel aber zu kampfesbanger Zukunft steckt schon in der Frage des scharfsinnigen Markus Valerius Martialis: „Wer säumt noch, wenn er weiß, was Leben heißt?"

Breslau. H. Wigger.

Die Grundlage der physischen Welt.

Von Dr. Eugen Dreher, weil. Dozenten an der Universität Halle.

Die Frage nach dem räthselhaften Etwas, von dessen Vorhandensein uns die Wahrnehmungen der äußeren Sinne benachrichtigen, die Frage also nach dem Wesen der Materie im weitesten Sinne des Wortes ist uralt und ungelöst und wird auch bei der Natur unseres nur Erscheinungen causalgemäßverknüpfenden Denkens ungelöst bleiben. Immerhin ist es von höchstem Interesse, zu sehen, wie weit der Forschergenius dies Problem in Angriff zu nehmen vermag, um unser Denken mit dem Sein der Dinge in Einklang zu bringen. Hierbei stellt sich heraus, daß man behufs ursächlicher Erklärung der Phänomene in der materiellen Welt zwei Prinzipien annehmen muß, und zwar Materie (Stoff) im engeren Sinne des Wortes und Kraft (Energie). Nach dieser Hypothese von der Doppel-Natur der physischen Welt ist die Materie oder der Stoff das den Sinnen Zugängliche, die Kraft aber das von dem Denken Erschlossene, welches die Materie bewegt und so den bunten Wechsel der Erscheinungen bewirkt. Bewegung der Materie ist mithin der Grund jeder physischen Veränderung, gleichviel ob sich die Bewegung auf die ganzen Körper als solche erstreckt und so sich den Sinnen als ausgesprochener Ortswechsel offenbart, wie dies z. B. bei einer rollenden Billardkugel der Fall ist,

oder ob die Bewegung sich bloß auf die kleinsten Körpertheilchen bezieht und so die Erscheinungen des Lichts, der Wärme, der Elektricität u. s. w. bedingt.

Es kann nicht verkannt werden, daß diese dualistische Betrachtungsweise der materiellen Vorgänge behufs ursächlichen Zusammenhangs der Phänomene durch das Denken geboten und geradezu unentbehrlich ist, wie wir dies später erschöpfend darlegen werden. Und doch dürfen wir es uns andererseits nicht verhehlen, daß die gemachte Unterscheidung hinsichtlich Kraft und Stoff nicht nur unzulänglich ist, sondern auch zu Widersprüchen führt, so daß wir nicht ganz die Ansicht abweisen können, nach der der physischen Welt eine Einheit zu Grunde liegt, welche Einheit wir jedoch, verleitet von der Natur unseres Denkens, unter der „Doppel-Perspective" von Kraft und Stoff betrachten.

Zu dieser Hypothese sind denn auch, wenngleich ganz vereinzelt, Forscher wie v. Helmholtz und du Bois-Reymond gelangt, die sonst, namentlich aber, wo es sich um das Robert Mayer'sche Gesetz von der Erhaltung der Kraft handelt, einem strengen Dualismus hinsichtlich Materie und Kraft huldigen.

Gegen die Annahme aber, daß wir die Unterscheidung von Kraft und Stoff in die physische Welt hineintragen, in der in Wirklichkeit ein Monismus herrscht, spricht entscheidend die Thatsache, daß unser Denken uns zwingt, bei Zugrundelegung der Erscheinungen diesen Dualismus anzunehmen und daß keine Weltanschauung für uns Berechtigung besitzt, die sich nicht unserem Denken anpaßt.

Welches sind dann aber die Gründe, die der Annahme eines strengen Dualismus hinsichtlich von Kraft und Materie widerstreben? Zunächst ist es der trotz seiner Schwere dennoch am wenigsten ins Gewicht fallende Grund, daß der Begriff der Kraft noch keine genügende Klärung erfahren hat und daher auch nicht die Schärfe besitzt, um mit ihm als mit einer feststehenden Größe zu operiren.

So nennt der Physiker z. B. die Wärme, das Licht, die Elektricität u. s. w. Kräfte, einer veralteten Anschauung folgend, obwohl er weiß, daß sie keine Kräfte (Energien) sind, sondern bestimmte Schwingungsformen des Weltäthers, mithin also von Kräften oder Energien bewegte Aetheratome sind. Der Aether ist aber auch eine Materie — wenngleich nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes —, da seine Atome die Merkmale aller Materie kennzeichnen, d. h. Größe und Gestalt, Undurchdringlichkeit und Widerstandsfähigkeit gegen sie bewegen wollende Kräfte besitzen. Der Verlauf der Studie wird uns Gelegenheit bieten, auf die Eigenschaften der Materie im Unterschiede zu denen der Kraft näher einzugehen. Für den Augenblick genüge es, betont zu haben, daß der Weltäther auch zur Materie in der eigentlichen Bedeutung des Wortes gehört und daß er, der unwägbare Stoff, von Kräften bewegt wird, die je nach ihrer Art und Weise seine Bewegung als Licht, Wärme, Elektricität u. s. w. kennzeichnen.

Der Physiker nennt aber auch Eigenschaften der Materie, wenn ich mich so ausdrücken darf, Kräfte oder Energien, die, streng genommen, nur Kraftanlagen sind, d. h. „vitnelle Kräfte", die erst zu den „actuellen Kräften", den Kräften im eigentlichen Sinne des Wortes Anlaß geben.

So spricht der Physiker z. B. allen Atomen, selbst denen des Weltäthers, Schwerkraft (Gravitation) zu, d. h. das Bestreben, sich bis auf sehr kurze Entfernung so zu nähern, wie es ihre Masse und die Entfernung mathematisch verlangt. Dabei ist die Schwerkraft keine an sich bewegende oder bewegen wollende Kraft, sondern nur unter bestimmten Umständen der Gegenseitigkeit eine Quelle lebendiger Energie. Der zuletzt genannten Kraft aber ist allein der Zug der Annäherung der Atome zuzuschreiben.

In ähnlicher Weise rüstet der Chemiker die Atome mit Verwandtschaft (Affinität) aus, um aus ihr die bestimmten Gruppirungen in den chemischen Verbindungen zu erklären. Auch die chemische Verwandtschaftskraft bewegt die Atome nicht unmittelbar, auch sie ist nur die Quelle einer die Atome nach bestimmten Zahlen (Aequivalenten) zusammenfügenden Kraft. Daß diese Kräfte, die wir als Gravitation und chemische Verwandtschaft bezeichnet haben, ihre Wirkung durch den absolut leeren Raum verbreiten sollen, bedarf kaum der Erwähnung, desgl. daß Euler und Secchi es durchaus vergeblich versucht haben, diese „Wirkung in die Ferne", die in der That einen Widerspruch in sich birgt, durch andere Annahmen („Aetherstoßhypothese") zu beseitigen.

Wir kommen jetzt zu einer anderen Eigenschaft der Materie, die gleichfalls als eine Quelle bewegender Energie oder lebendiger Kraft angesehen werden muß. Diese Eigenschaft ist die schon von Descartes aufgestellte und allgemein anerkannte Undurchdringlichkeit der Materie, welche besagt, daß derjenige Raum, den eine Materie einnimmt, nicht gleichzeitig von einem anderen Stoffe (Körper) erfüllt sein kann, während man annimmt, daß Kräfte im Gegensatz hierzu, sich zu durchdringen vermögen. So kann z. B. an derselben Stelle des Raumes Schwerkraft und chemische Verwandtschaft gleichzeitig wirksam sein, während der Raum, den ein Wasserstoffatom beispielsweise ausfüllt, von keiner anderen Materie als gerade diesem Wasserstoffatom zur selben Zeit eingenommen sein kann. Die Undurchdringlichkeit der Materie ist aber insofern eine Kraftquelle, als jede Materie bei dem Versuche von einem Körper durchdrungen zu werden, gerade so viele abstoßende Kraft aus sich erzeugt als hinreicht, ihre Durchdringung zu verhindern. (Euler). Man denke, daß z. B. eine bewegte unelastische Kugel auf eine ruhende (unelastische) gleicher Masse geradelienig stößt. Beide Kugeln werden sich alsdann mit der Hälfte der Geschwindigkeit der stoßenden Kugel fortbewegen. Es hat hier offenbar eine Kraftübertragung stattgefunden, weil die ruhende Kugel in Bewegung geräth, eine unverkennbare Thatsache, die den Dualismus hinsichtlich Kraft und Materie bekundet. Doch ist der Vorgang hierbei keineswegs so einfach, wie es scheint, denn besäßen beide Körper keine Undurchdringlichkeit, so würden sich beide Kugeln wie mathematische Gebilde durchdringen, womit die stoßende Kugel ihre Geschwindigkeit, die angestoßene aber ihre Ruhe beibehalten würde. Damit also eine Kraftübertragung stattfindet, muß die Undurchdringlichkeit der Materie Kraft erzeugen. Es würde hier zu weit führen, den Vorgang eingehend zu erklären. Wir sehen aber hieraus, daß selbst die einfachsten Gesetze der theoretischen Mechanik nicht so leicht erschöpfend zu erklären sind, wie dies fast allgemein angenommen wird. Von Wichtigkeit ist hier für

uns zu wissen, daß die Materie bei dem Versuche von einer anderen Materie durchdrungen zu werden zur „Krafterzeugerin" wird. Hierbei findet aus theoretischen Gründen nicht einmal eine wirkliche Berührung der Körper, (resp. ihrer Atome) statt, indem jedes Atom, noch ehe es thatsächlich berührt wird, abstoßende Kräfte aus sich erzeugt.

Diese nicht abzuweisende Betrachtung von der Undurchdringlichkeit der Materie (im engeren Sinne des Wortes) als eine Krafterzeugerin, ist aber in zweifacher Beziehung von höchster Wichtigkeit. Sie lehrt zunächst im Gegensatz zu dem so viel gepriesenen Robert-Mayer'schen Gesetze von der Erhaltung der Kraft, daß die Kraftgröße des Haushaltes der Natur infolge der Undurchdringlichkeit der Materie eine Vermehrung im Laufe der Zeit erfahren muß.

Da nun ferner die Undurchdringlichkeit der Materie eine Eigenschaft der Materie selbst (im Gegensatz zur Kraft) ist, so folgt auch hieraus, daß ein strenger Dualismus hinsichtlich Kraft und Materie als zwischen zwei besonderen Substanzen oder Prinzipien nicht, durchführbar ist.

Zu demselben Resultat gelangen wir aber auch auf Grund einer anderen Eigenschaft der Materie im engeren Sinne des Wortes. Ich meine die allgemein anerkannte Eigenschaft der Materie: einer sie bewegen wollenden Kraft oder Energie Widerstand entgegenzusetzen.

Dieser Widerstand ist aber dem entsprechend größer, als die zu bewegende Masse größer ist, so daß, um ein Beispiel herauszugreifen, dieselbe Kraft, welche gerade hinreicht, ein Wasserstoffatom zu bewegen, 16 mal so groß sein muß, um ein Sauerstoffatom in gleiche Geschwindigkeit zu versetzen, indem ein Sauerstoffatom genau das Sechszehnfache der Masse eines Wasserstoffatoms besitzt. Dieser Widerstand aber, den ein Körper einer ihn bewegen wollenden Kraft leistet, ist anzusehen als eine Energie, die unter 180 Grad der treibenden Kraft entgegenwirkt. Die Materie als solche ist also auch in diesem Falle eine Krafterzeugerin, was dem Robert Mayer'schen Gesetze von der Erhaltung der Kraft widerstrebt, insofern dieses verlangt, daß die Kraftgröße der Ursache stets gleich der ihrer Wirkung ist.

Gewiß ist es nicht ohne Interesse, auf die Folgerung aufmerksam zu machen, die sich in Betreff des Beharrungsgesetzes als eine Denknothwendigkeit aus der Thatsache ergiebt, daß ein Körper einer ihn treibenden Kraft Widerstand leistet.

Bekanntlich lehrt das von Galilei und Descartes aufgestellte Beharrungsgesetz (Trägheitsgesetz), daß ein sich im völlig leeren Raum bewegender Körper mit beständiger Beibehaltung seiner Geschwindigkeit sich immer (geradlinig) fortbewegen würde. Ziehen wir aber in Betracht, daß der Widerstand, den ein Körper einer ihn treibenden Energie entgegensetzt, eine beständige, d. h. eine in jedem Zeitdifferential wirkende, gleichförmige Kraftquelle ist, weil dieser Widerstand zu den nothwendigen Merkmalen der Materie im engeren Sinne des Wortes gehört, so folgt hieraus, daß die Geschwindigkeit eines sich im völlig leeren Raum bewegenden Körpers allmählich kraft inneren Widerstandes abnehmen muß. Daß diese Abnahme — selbst für lange Zeiträume — nur unendlich klein sein kann, lehrt uns die Betrachtung, daß blos eine unendlich kleine

Kraft dazu gehört, einen Körper im völlig leeren Raum zu bewegen. Die Trägheit eines Körpers ist also sein Bestreben: ruhen zu wollen, nicht aber das Bestreben, wenn er in Bewegung begriffen ist, sich bewegen zu wollen. Es würde aus dem Rahmen der gestellten Themas fallen, diese Auffassung hier eingehender zu begründen, wie ich dies in anderen Schriften gethan habe.*) Es genügt hier, einzusehen, daß selbst ein sich bewegender Körper eine Zweiheit von einem bewegten, Widerstand leistenden Etwas und einer bewegenden Kraft repräsentirt. Wichtig bleibt aber die Thatsache, daß, obwohl uns die Erscheinungen überall nöthigen, einen Dualismus in Bezug auf Kraft und Materie anzunehmen, dieser Dualismus doch keineswegs durchführbar ist, wo sich die Materie als eine Krafterzeugerin erweist.

Diese oder ähnliche Betrachtungen haben daher schon früher darauf geführt, eine Einheit in der materiellen Welt anzunehmen, und da die Eigenschaften der Materie sich als Kräfteerzeugerinnen erweisen, die Kräfte oder die Energie als die einzige Grundlage der materiellen Welt zu erachten. In diesem Sinne erklärt denn auch Kant, daß die Materie Kraft von unendlich großer Energie sei, und Faraday betrachtet die Atome als die Durchschnittspunkte von Kraftlinien u. s. w. Daß diese Anschauungen unhaltbar sind und nicht zur Erklärung der Phänomene dienen, habe ich bereits 1882 in meiner Schrift: „Beiträge zu unserer modernen Atom- und Moleculartheorie auf kritischer Grundlage" Leipzig C. E. M. Pfeffer, nachgewiesen.

Aber der Gedanke von der Einheit der physischen Welt ist namentlich in einer Zeit, die den Monismus in philosophischer Beziehung so gut wie zum Dogma erhoben hat, so bestechend, daß es heute nicht an Versuchen fehlt, den Dualismus hinsichtlich Kraft und Materie aus der Wissenschaft zu beseitigen; und dies um so mehr, als das Gesetz von der Erhaltung der Kraft als Ergänzung zu dem von der Constanz der Materie nicht mehr den ungetheilten Beifall findet, den es noch vor etwa einem Decennium durch Helmholtz's Autorität fand.

Der bedeutendste dieser neueren Versuche, die physische Welt auf Eine Grundlage zurückzuführen, ist ein Vortrag: „Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus" von Herrn Professor Dr. Wilhelm Ostwald (Leipzig. Verlag von Veit u. Comp. 1895), der in der dritten allgemeinen Sitzung der Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte zu Lübeck im verflossenen Jahre gehalten wurde. Wir betonen gleich, daß der Titel dieses Vortrags als verfehlt zu bezeichnen ist, da er sich nicht gegen den wissenschaftlichen Materialismus wendet, der, wie bekannt, darin wurzelt, daß die seelischen Vorgänge ein Ergebniß materieller Prozesse sind, sondern vielmehr die Materie als solche durch den Begriff der (physischen) Kraft zu beseitigen sucht. Daß hiermit aber die physische Welt von anderer Beschaffenheit als die geistige ist, was eben der wissenschaftliche Materialismus bestreitet, ist sachgemäß nicht erwiesen.

Für uns ist es hier auch nur von Wichtigkeit zu erfahren, daß

*) Vergl. „Erweiterungen im Calcül der theoretischen Mechanik" von Dr. Eugen Dreher. „Die Natur" Halle a. S., Nr. 26, 27 und 28. 1886.

Ostwald jede Materie in Kraft aufzulösen sucht und in den sogenannten Körpern bloße Kraftgebilde zu erblicken glaubt.

Dieser Vortrag über die dynamische oder energetische Auffassung der physischen Welt, was dasselbe sagen will, hatte einen gewissen Vorläufer in einem in der zweiten allgemeinen Sitzung derselben Versammlung gehaltenen Vortrage: „Probleme der Atomistik" von Professor Dr. Viktor Meyer (Heidelberg. Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung), in welchem der Verfasser die vermeinte Zukunftslehre der „Energetik" nur andeutet, indem er sich darauf beschränkt, ein kräftiges Wörtchen zu Gunsten des Vorhandenseins eines einzigen Urstoffes zu sprechen. Dieser Vortrag wird bei seiner kleineren Tragweite deswegen für uns von viel geringerem Interesse sein, als der von Professor Dr. Wilhelm Ostwald, da dieser Forscher in der Kraft oder Energie die einzige Grundlage der gesammten physischen Welt zu erkennen meint. Immerhin mag hier Erwähnung finden: daß schon Herr Professor Dr. Viktor Meyer darauf hinsteuert, die Atomistik zu verdrängen und die „Energetik" (früher „Dynamik" genannt) als Zukunftswissenschaft zu verkündigen. So erwähnt er beispielshalber, daß Hermann von Helmholtz einen Vortrag: „Ueber bleibende Bewegungen und scheinbare Substanzen" halten wollte, und bedauert, daß ein gewisses Dunkel auf diesem Titel laste, und daß keine Aufzeichnungen von diesem Vortrage aufgefunden sind. Wir aber meinen — gewiß nicht im schroffen Widerspruche zu Herrn Viktor Meyer — daß der Titel ganz klar ist, daß er nichts Anderes besagen will, als daß den Bewegungen, nicht aber den Substanzen Realität zukomme. Ob aber der Gedanke klar ist, ist eine andere Frage, denn wir können uns nur Bewegungen denken, die von Substanzen ausgeführt werden; eine Bewegung ohne ein Etwas, das sie ausführt, hat für uns keinen Sinn. Nie und nimmer können wir das Axiom aufgeben, daß jeder Thätigkeit ein Etwas zu Grunde liegt, das sie verrichtet.*)

Doch geht der Vortragende nicht so weit, die einheitliche Grundlage der physischen Welt zu proklamiren, sondern er begnügt sich vielmehr, auf den erwähnten Vortrag des Professors Wilhelm Ostwald über „Energetik" hinzuweisen und beschränkt sein Thema, wie gesagt, auf die schon so oft diskutirte Frage, ob nicht allen denjenigen Stoffen, die wir heute als Elemente erachten, weil wir sie nicht in neue Bestandtheile zerlegen können, ein gemeinsamer Urstoff zu Grunde liege.

Hierbei leitet ihn die im Anfange unseres Jahrhunderts von Prout ausgesprochene Idee, daß der Wasserstoff die Urmaterie ist und alle anderen sogenannten Elemente zusammengehörige Gruppen von Wasserstoff-Atomen sind, welche Gruppen den Aequivalentzahlen entsprechen, so daß hiernach z. B. das Kohlenstoffatom aus 12 Wasserstoffatomen, das Stickstoffatom aus 14 Wasserstoffatomen u. s. w. bestehen würde. Da man aber erkannte, daß eine große Zahl von Aequivalentgewichten keine ganzen Zahlen sind, wenn man Wasserstoff als Einheit setzt, so suchte man nach einem Urstoff von geringerem Gewichte als dem des Wasserstoffs. Manche glaubten, diesen Urstoff in dem Weltäther zu erblicken

*) Vergl. „The Casis of dualism." by Dr. Eugen Dreher. „The open coust" Chicago, May 18. 1893.

und nahmen an, daß durch Zusammenfügung von Aetheratomen die sogenannten Elemente entstanden seien.

Der Hauptgrund aber, welcher Dr. Victor Meyer bewegt, an Einen Urstoff zu glauben, der allen bisher nicht zerlegbaren Materien als Unterlage dient, ist das von Lothar Meyer und von Mendelejeff aufgestellte Gesetz, demzufolge die Eigenschaften der Elemente eine Funktion ihrer Atomgewichte sind. Dieses Gesetz will aber im Grunde besagen, daß allein das Gewicht, oder, was in diesem Falle dasselbe ist, daß allein die Größe (Masse) eines Atoms der sogenannte Elemente alle Eigenschaften des Elementes bedingt, wobei man stillschweigend von der Voraussetzung ausgeht, daß Ein Urstoff allen heute noch unzerlegten Materien zu Grunde liegt. Würde man hiernach z. B. alle Eigenschaften des Wasserstoffes kennen, so würde man auch alle die des Sauerstoffes voraussagen können, wenn man nur weiß, daß das Atomgewicht des Sauerstoffs 16 mal so groß ist, als das des Wasserstoffes. Daß dies eine bloße, kühne Hypothese ist, geht schon einleuchtend aus der Thatsache hervor, daß man niemals alle Eigenschaften eines Stoffes, welcher Natur er auch sein mag, kennen wird.

Ferner muß betont werden, daß nicht wenige Thatsachen gegen das Gesetz sprechen, wonach die Eigenschaften der Elemente eine Funktion ihrer Atomgewichte sind. Ich erinnere hier nur an die Thatsache, daß von vielen Elementen wie vom Sauerstoff, Kohlenstoff, Schwefel, Phosphor, Bor verschiedene Modifikationen bekannt sind, die das genannte Gesetz von den Eigenschaften der Elemente als die Funktion ihrer Aequivalent- oder Atomgewichte nicht in Rechnung ziehen kann, da bei anderen Elementen entsprechende Modifikationen nicht bekannt sind, die sonst bei allen Elementen vorkommen müßten. Auch spricht die Spektralanalyse entschieden gegen dieses Gesetz. Man vergleiche z. B. die Spektrallinien von Lithium, Natrium und Kalium in gasförmigen Glühzustande.

Andrerseits bekenne ich offen, daß die Zahl der Erscheinungen, die darauf hinweisen, daß diesem Gesetz ein richtiger Kern zu Grunde liegt, so bedeutend ist, daß ich mir die Frage mehrfach vorlegte, ob man nicht dies Gesetz in eine gewisse Harmonie mit unserer heutigen Ansicht in der Chemie hinsichtlich der Elemente bringen könne.

Die Richtigkeit der nachfolgenden Hypothese, zu der ich auf Grund meiner Spekulationen gelangte, halte ich wenigstens für nicht ausgeschlossen.

Geht man, wie wir es gethan haben, von der Annahme der Zweiheit von Kraft und Materie aus, so kann man bei Berücksichtigung der bekannten Erscheinungen mit einem gewissen Rechte hypothesiren, daß allen unseren heutigen Elementen eine gemeinsame Materie zu Grunde liegt, die jedoch in Bezug auf bestimmte „virtuelle Kräfte" (Kraftanlagen) wie in Bezug auf chemische Verwandtschaft bei den einzelnen Elementen verschieden ist. Hiernach würde nie ein Element in ein anderes überzuführen sein; aus dem billigen Blei würde nie das allgeschätzte Gold werden, wohl aber würden sich hiernach Beziehungen zwischen den Elementen ergeben, die bis zu einem gewissen Grade dem Gesetze Rechnung tragen, daß die Eigenschaften der Elemente die Funktion ihres Atomgewichtes sind. Nach dieser Hypothese würde es verständlich sein, daß

Natrium z. B. in Bezug auf sehr viele seiner Eigenschaften ungefähr in der Mitte zwischen Lithium und Kalium steht, weil das Atomgewicht des Natriums (23) gleich der Hälfte des Atomgewichts von Lithium und Kalium $\left(\frac{7 + 39}{2} = 23\right)$ ist.

Nehmen wir aber an, daß allen unseren Elementen ein völlig gleicher Urstoff zu Grunde liegt, so würden wir nicht einsehen, warum sie sich in so bestimmten Verhältnissen verbinden, d. h. Verbindungen eingehen, die wir gerademit wegen der Constanz ihrer Bestandtheile chemische nennen. Wir würden nicht begreifen, warum das Wasserstoffatom gerade einwerthig, das Sauerstoffatom gerade zweiwerthig, das Kohlenstoffatom gerade vierwerthig u. s. w. ist. Wir müßten vielmehr vermuthen, daß alle Atome, ihrer einheitlichen chemischen Anziehungskraft zufolge, die für gleiche Massen gleich groß ist, wie von einer Art Gravitation getrieben, aufeinanderstürzen würden, wobei von chemischen Verbindungen, die feststehende Verhältnisse in ihren Bestandtheilen als ihr wesentlichstes Merkmal aufweisen, gar keine Rede sein könnte.

Wir dürfen es daher nicht billigen, daß Professor Dr. Victor Meyer am Schluß seines erwähnten Essays sagt: „Die zusammengesetzte Natur der Elemente, wenn auch zur Zeit noch unbewiesen, darf als eine wohlbegründete Annahme gelten, welche wir berechtigt sind zum Ausgangspunkt weiterer Forschungen zu wählen", da, wie bewiesen, für diese Annahme nicht einmal die Wahrscheinlichkeit vorliegt. Selbstverständlich soll der Forscher in die Zukunft blicken und den heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht als ewige Richtschnur erachten; andererseits darf aber auch nicht verkannt werden, daß die Hypothesen zunächst festzuhalten sind, die sich für die Wissenschaft als befruchtend erwiesen haben und die für den Augenblick durch keine besseren zu ersetzen sind. Als eine solcher Hypothesen müssen wir aber, wie gesehen, die Annahme erachten, daß es verschiedenartige Elemente giebt, welche, in bestimmten Gewichtsverhältnissen zusammengetreten, die verschiedenen chemischen Verbindungen bilden. Ein Atom Kohlenstoff verbindet sich so mit einem Atom Sauerstoff zu der (ungesättigten) Verbindung Kohlenoxyd (CO), während es mit zwei Atomen Sauerstoff das (gesättigte) Kolensäureanhydrid (CO_2) liefert.

Die Auffindung der Wahrheit, nicht aber die Verwirklichung unserer Lieblingsideen, muß stets das Ziel jeder Forschung sein. Keine Idee, die zur Zeit noch nicht einmal spruchreif ist, sollte daher mit solchen Feuereifer vertreten werden, wie dies Herr Professor Dr. Victor Meyer hinsichtlich der zusammengesetzten Natur unserer Elemente thut. Diese Ueberlegung beschränkt natürlich den Forscher keineswegs immer neue Experimente anzustellen, welche von der Hypothese Eines Urstoffes ausgehen, und zu versuchen, wie weit die heute noch unzerlegbaren Stoffe sich als zusammengesetzter Natur erweisen.

Einer vermeintlichen Zukunftswissenschaft gehört aber in einem viel höheren Maße das Bild an, welches uns Herr Professor Dr. Ostwald in seinem weiter oben erwähnten Vortrage: „Die Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus" Leipzig, Verlag von Veit & Co. 1895, entrollt!

Der Autor stellt sich hier, wie vorhin gesagt, die Aufgabe, die Materie in Kraft (Energie) aufzulösen, so daß hiernach die Grundlage der gesammten physischen Welt Kraft, oder, was dasselbe sagt, Energie sein würde. Daß diese Kraft nur eine „actuelle" (treibende) und keine „victuelle" (Kraftanlage oder Kraftquelle) sein kann, zu welcher letztgenannten Kraft auch die Eigenschaften der Materie gehören, bedarf kaum der Erwähnung.

Wir haben bereits den Leser auf eine monistische Anschauung hinsichtlich der gesammten materiellen Welt mit den anziehenden und abstoßenden Kräften ihrer Atome vorbereitet, indem wir zeigten, daß der Materie als reinem Stoff nur die Eigenschaften der Größe und der Gestalt, der Undurchdringlichkeit und die der Widerstandsfähigkeit gegen sie bewegenwollende Kraft zukommen. Die beiden zuletzt genannten Eigenschaften der Materie erweisen sich aber, wie oben gezeigt, als Kraftquellen, gleich wie die Gravitation, die chemische Verwandtschaft u. s. w., die nicht nothwendiger Weise zu den Eigenschaften der Materie fürs Denken zu gehören brauchen, insofern wir uns auch ein Atom ohne Gravitation, chemische Verwandtschaft u. s. w. vorstellen können. Ueberdies bekunden sich genannte Kraftanlagen erst in der Wechselwirkung der Körper, so daß z. B. ein Atom Wasserstoff sich deswegen mit einem Atom Chlor zu Chlorwasserstoffsäure verbindet, weil auch dieses Atom Chlor sich mit dem genannten Wasserstoffatom zu Chlorwasserstoffsäure verbinden will, Hypothesen, die vom rein logischen Standpunkt aus als parador bezeichnet werden müssen. Da ferner Größe und Gestalt, die noch fehlenden Eigenschaften der Materie, auch geometrischen Gebilden zukommen, so liegt der Gedanke gewiß nicht fern, die Materie als ein reines Kraftsystem aufzufassen, das statt der Atome unserer Körperwelt Durchschnittspunkte von Kraftstrahlen oder solche von Kraftlinien besitzt.

Wie schon erwähnt, haben einige Forscher den Versuch unternommen, Materie auf Kraft zurückzuführen, der jedoch stets als völlig gescheitert zu erachten ist.

Doch die Wissenschaft schreitet fort — und vielleicht verfügt Herr Professor Ostwald über ein reichhaltigeres Material, diesen Gedanken durchzuführen, als seine Vorgänger.

Die maßgebenden Gründe aber, die der Redner gegen die Atomistik oder, wie er diese Lehre in seinem Essay in wenig bezeichnender Weise auch nennt, gegen die „mechanistische" Weltanschauung ins Feld führt, sind folgende:

Zunächst ist die Annahme unzulässig, daß in einer chemischen Verbindung diejenigen Stoffe noch vorhanden sind, aus denen sie sich bildete, weil „die Behauptung, es sei ein bestimmter Stoff noch vorhanden, hätte aber keine von seinen Eigenschaften mehr, von einem reinen Nonsens nicht sehr weit entfernt ist."

Wir haben hierauf zu erwidern, daß die chemischen Verbindungen keineswegs ganz die Merkmale derjenigen Stoffe verloren haben, aus denen sie hervorgegangen sind, was sowohl physikalische wie chemische Operationen hinreichend bekunden. (Spectral-Analyse, specifisches Gewicht, Wärmeleitungsvermögen, magnetisches und elektrisches Verhalten, chemische Reactionen u. s. w.) Ferner muß man in Erwägung ziehen, daß die

Stoffe nicht als solche (mit ihren Eigenschaften) zusammentreten, sondern deren Atome und daß die Eigenschaften der Atome, nicht die der in die Sinne fallenden Materie, mitbestimmend auf die Merkmale der chemischen Verbindung wirken.

Auch ist von großer Bedeutung, daß in einer chemischen Verbindung die Atome zu so eng geschlossenen Gruppen sich zusammengefügt haben, daß diese Gruppen nunmehr als solche mit für die Sinne maßgebend werden. So können selbst dieselben Körper, je nach der Art und Weise ihrer Gruppirung, einen verschiedenen Eindruck und eine verschiedene Wirkung hervorrufen. Ich erinnere nur an Kugeln gleicher Beschaffenheit, die jedoch, pyramidal oder würfelförmig zusammengefügt, namentlich aus der Ferne gesehen, als verschiedene Körper erscheinen. Dieser Anschauungsweise sich anschließend, hält man denn es auch für erklärlich, daß der Diamant, der Graphit und die schwarze (amorphe) Kohle trotz ihrer erheblich abweichenden Eigenschaften dennoch aus bloßen Kohlenstoffatomen bestehen. — Auch muß man bedenken, daß die „chemischen Molekule" sich nicht als solche den Sinnen offenbaren, sondern daß dies die physikalischen Molekule sind, welche aus ganzen Gruppen chemischer Molekule bestehen, so daß z. B. dem Eise, dem flüssigen Wasser und dem Wasserdampf trotz ihrer großen Verschiedenartigkeit das chemische Molekül Wasser H_2O zu Grunde liegt. Ja sogar bloße Gemenge verrathen nicht selten den Sinnen abweichende Eigenschaften, von denen ihrer Bestandtheile. Mischt man z. B. ein blaues und gelbes Pulver in richtigen Verhältnissen, so erscheint die Mischung von neutraler grüner Farbe, in der weder blau noch gelb zu erkennen ist, obwohl ein gutes Mikroskop noch beide Farbstoffe deutlich als solche percipiren läßt.

Die fremdartigen, oder besser gesagt, die scheinbar neuen Eigenschaften, die chemische Verbindungen aufweisen, lassen sich also in besten Einklang mit der Atomistik bringen, so daß wir in diesem Punkte den Ausführungen des Herrn Professor Dr. Wilhelm Ostwald nicht beistimmen können. Wir freuen uns vielmehr, in den Atomen dasjenige Etwas gefunden zu haben, das behufs Erklärung der chemischen Phänomene allein verwendbar ist.

In Anbetracht der „Wärme, des Lichtes, der Elektricität, des Magnetismus, des Chemismus" bemerkt aber der Vortragende mit vollem Recht: „Es ist in keinem einzigen dieser Fälle gelungen, die thatsächlichen Verhältnisse durch ein entsprechendes mechanisches System so darzustellen, daß kein Rest übrig bleibt."

Wenn aber Professor Ostwald hieraus glaubt, folgern zu müssen, daß die Aethertheorie ohne „Sang und Klang" zu Grabe getragen ist als in ihren „mechanischen Bestandtheilen", in ihren Voraussetzungen unhaltbar, so übersieht er, daß Hypothesen entworfen werden, um Erscheinungen unter der Kategorie von Ursache und Wirkung zu begreifen, und daß keine Hypothese, sie mag zunächst noch so einleuchtend erscheinen, die Feuerprobe des Skepsis aushalten kann. Um dies zu zeigen, mag folgende Betrachtung dienen:

Herr Professor Ostwald wird mit uns gewiß darin übereinstimmen daß es in der Natur Bewegungen giebt, gleichwie was sich bewegen mag, oder was bewegt wird. Und doch kann man auf Grund unangreifbarer

(rein logischer) Raisonnements jede Bewegung in Abrede stellen, wie dies schon der Eleat Zeno an dem bekannten Beispiele mit dem fliegenden Pfeile dargethan hat. Der fliegende Pfeil muß nämlich in jedem Zeitpunkte (Gegenwart) seiner Flugzeit ruhen, da er nur eine Lage im Raume einnehmen kann. Hieraus folgt aber nothwendig, daß der Pfeil während der ganzen Flugzeit ruht, oder was dasselbe sagt, daß der Pfeil sich überhaupt nicht bewegen kann.

Und doch lehrt die Erfahrung das Gegentheil. Wenn sich also gegen die Annahme einer Bewegung überhaupt logisch berechtigte Einwände erheben lassen, so muß dies selbstverständlich auch bei den Bewegungen der Fall sein, die wir als „Aetherschwingungen" bezeichnen, Schwingungen, von denen wir annehmen, daß sie so verlaufen, wie wir sie behufs der Erklärung des Phänomen gebrauchen. (Beim Licht und der Wärme also transversal auf Grund ihrer Polarisation). Auch hat Hertz in letzter Zeit nachgewiesen, daß selbst die Elektricität sich in Schwingungen, und zwar höchst wahrscheinlich in transversalen, verbreitet, so daß die Annahme eines Weltäthers um so mehr an Wahrscheinlichkeit gewonnen hat. Ziehen wir hierzu noch in Rechnung, daß auch die Entdeckung der Röntgen'schen X-Strahlen auf den Weltäther als den Träger dieser noch nicht entzifferten Schwingungen hinweisen, so können wir die Aufgabe des Aetherhypothese mindestens als eine durchaus nicht gerechtfertigte bezeichnen, sondern müssen vielmehr in dem Aether eine Substanz erblicken, die der Träger einer Kraftmetamorphose im Sinne Robert Mayer's in Bezug vieler Schwingungsformen ist. Mit Zuversicht läßt es sich jetzt schon auf Grund der Röntgen'schen Entdeckung und ihrer Vorgeschichte behaupten, daß zwischen Licht- und Wärmestrahlen, zwischen chemischen Strahlen und X-Strahlen, Lenard'schen Strahlen u. s. w. viel innigere Beziehungen obwalten, als unsere „exacte" Naturwissenschaft sie bisher erschlossen hat.*)

Das Angeführte mag jetzt genügen, den Einwand Ostwald's zu entkräftigen, daß die Aetherhypothese hinfällig sei, indem wir uns vorbehalten, am Schlusse dieser Studie von einem neuen Gesichtspunkte aus den Widerspruch darzuthun, den jede naturwissenschaftliche Hypothese sachgemäß in sich birgt.

Um die heutigen wissenschaftlichen Ansichten zu widerlegen, betont ferner der Redner: „Die mechanischen Gleichungen haben alle die Eigenschaft, daß sie die Vertauschung des Zeichens der Zeitgröße gestatten. Das heißt, die theoretisch vollkommenen mechanischen Vorgänge können ebenso gut vorwärts, wie rückwärts verlaufen. In einer rein mechanischen Welt gäbe es daher kein Früher oder Später unserer Welt, es könnte der Baum wieder zum Reis und zum Samenkorn werden, der Schmetterling sich in die Raupe, der Greis in ein Kind verwandeln."

Wir müssen diesen Einwand als völlig verfehlt erachten, weil alle mathematischen Herleitungen in der Physik von der Ursache ausgehen und auf die Wirkung schließen, diese aber immer später eintritt als ihre Ursache. So folgt ein Körper einer Resultirenden, wenn ihn mehrere Kräfte

*) Vergl. „Röntgens Entdeckung" von Dr. R. F. Jordan. „Die Neuzeit" Nr. 81 und 82. 1896.

gleichzeitig zu bewegen suchen, wobei die resultirende Bewegung die Folge der verschiedenen Antriebe ist.

Ferner erwidert Professor Wilhelm Ostwald auf den Einwurf, daß die Energie doch einen Träger haben muß: „Die Materie ist ein Gedankending, das wir uns ziemlich unvollkommen construirt haben, um das Dauernde im Wechsel der Erscheinungen darzustellen," wobei ihn der Gedanke leitet, daß wir nicht Materie, sondern nur Kraft wahrnehmen.

Wir wollen nicht verkennen, daß dieser Einwand gegen das Vorhandensein einer Materie auf den ersten Blick etwas Bestechendes besitzt und so zu einer kritischen Beleuchtung des hier aufgeworfenen Problems herausfordert.

Fragen wir uns aber nach dem, was wir mittels der Sinne wahrnehmen, so können wir nur entgegnen, ruhende und bewegte Materie. Um die Bewegung aber zu erklären, denken wir uns die Materie mit Kräften ausgestattet. — Erst auf dem Wege der Speculation gelangen wir zu der Annahme, daß es Kräfte sind, durch die sich die Materie in jeder Weise, also auch unseren Sinnen gegenüber äußert. Wollte man also die Energie als das allein Reale hinstellen, so würde man nicht nur von einer Hypothese ausgehen, sondern auch aus der Art und Weise wie sich die Materie manifestirt einen — wenigstens zunächst voreiligen Schluß gezogen haben.

Wie wir aber schon wissen, will Professor Ostwald von gar keinen Hypothesen ausgehen, sondern die Dinge so „beschreiben", wie sie eben sind, wobei er freilich übersieht, daß seine energetische Weltauffassung auch eine Hypothese ist. Denn was wissen wir von dem Wesen einer Kraft! Auf Grund seiner unrichtigen Speculationen gelangt denn auch Wilhelm Ostwald zu dem Resultate:

„Somit ist die Materie nichts als eine räumlich zusammengeordnete Gruppe von Energie und Alles, was wir von ihr aussagen wollten, sagen wir nur von diesen Energien aus."

Wir aber fragen: Welche Berechtigung hat eine Energie, wenn sie nicht an einer Materie haftet oder von der Materie ausgeht? Wir kennen keine solchen Energien. Sich schneidende Kräfte würden nie eine resultirende Bewegung im Gefolge haben, sondern würden sich einfach durchdringen. So sehr wir auch in Betreff der materiellen Welt von dem eigentlichen Stoff abstrahiren mögen, so steht doch fest, daß wir behufs der Erklärung der Erscheinungen ein Etwas gebrauchen, das bewegt wird, (Materie im engeren Sinne des Wortes) und ein Etwas, das bewegt, Kraft oder Energie in eigentlicher Bedeutung des Wortes. Hiermit ist aber der Dualismus von Kraft und Materie für unsere Forschung für alle Zeiten verbrieft. Und hierauf kommt es allein an; nicht aber darauf, was das Wesen der Materie und der Kraft ist, was wir auch nie wissen werden. Daß dieser Dualismus für die Erscheinungswelt nicht streng durchführbar ist, haben wir so scharf bewiesen, wie es nur bewiesen werden kann. Unser Denken geräth hier in Widersprüche, die eben in der Natur unseres auf Erscheinungen fußenden Denkens begründet sind und die daher unser Denken auch nie beseitigen kann. Das Wesen der Dinge bleibt uns verschlossen, wie dies Kant schon nachgewiesen hat und wie dies eine wahre Naturwissenschaft und

Erkenntnißtheorie nur zu unwiderleglich darthut. Unsere wissenschaftliche Erkenntniß beschränkt sich somit darauf, Erscheinungen in vollster Bedeutung des Begriffes causalgemäß zu verknüpfen, indem alle Wahrnehmungen der äußeren Sinne nur mehr oder minder zutreffende Symbole oder Zeichen äußerer Vorgänge sind.

Doch brechen wir von diesen erkenntniß-theoretischen Fragen ab und sehen wir, wohin Professor Wilhelm Ostwald mit seinen Beobachtungen will. Die Zukunftswissenschaft aber, die dem Geiste des Autors vorschwebt, schildert dieser selbst mit folgenden Worten:

„Wenn nun aber auch wirklich sich die Gesetze der Naturerscheinungen auf die Gesetze der entsprechenden Energiearten zurückführen lassen, welchen Vortheil haben wir davon? Zunächst den sehr erheblichen, daß eine hypothesenfreie Naturwissenschaft möglich wird."

Wir fragen hier: wie sich Herr Professor Dr. Wilhelm Ostwald eine hypothesenfreie Naturwissenschaft denkt. Jede Naturwissenschaft erfordert sachgemäß Hypothesen, wenn sie die Erscheinungen erklären soll. Oder hält es der Autor für einen Vorzug seiner Zukunftswissenschaft, wenn die'e ganz und gar auf die Ergründung eines ursächlichen Zusammenhanges der Phänomene verzichtet und sich mit einer Beschreibung der Phänomene begnügt?

Dies scheint, so unglaublich es auch klingt, in der That der Fall zu sein, denn Herr Professor Dr. Wilhelm Ostwald erklärt bald nach dem angeführten Citat:

„Die Energetik ist der Weg, auf welchem die so vielfach mißverstandene Forderung Kirchhoff's, die sogenannte Naturerklärung durch die Beschreibung der Erscheinungen zu ersetzen, ihrem richtigen Sinn nach erfüllt werden kann."

So viel sich aber der Autor von der Zukunftswissenschaft der „Energetik" verspricht, von einer Wissenschaft also, für die noch jeder Grundriß fehlt, so erachtet er sie dennoch nicht ausreichend für Dasjenige, was er zu lösen wünscht, denn am Schlusse seiner Abhandlung betont er:

„So immens die Vorzüge sind, welche die energetische Weltauffassung vor der mechanistischen oder materialistischen hat, so lassen sich schon jetzt, wie mir scheint, einige Punkte bezeichnen, welche durch die bekannten Hauptsätze der Energetik nicht gedeckt werden, und welche daher auf das Vorhandensein von Prinzipien hinweisen, die über diese hinausgehen."

Es mag hier genügen, gezeigt zu haben, auf welcher zerbrechlichen Grundlage die ganze Energetik ruht. Die eine Frage aber drängt sich uns noch auf, die einer besonderen Besprechung bedarf: Warum widerlegen wir die Einwände Wilhelm Ostwald's so eingehend, wenn wir von deren Unhaltbarkeit doch durchaus überzeugt sind?

Hierauf haben wir zu erwidern, daß die Einwände des Vortragenden durchaus zeitgemäß sind. Sie sind ein Vorzeichen eines skeptischen oder kritischen Strebens, welches sich in unserer Zeit zu regen beginnt, und den in der Schule nur zu üblichen Dogmatismus zu durchbrechen wünscht.

Wilhelm Ostwald ist, wie gezeigt, nicht blind gegen die Leicht-

gläubigkeit, mit der heute wissenschaftliche Vermuthungen als Wahrheiten erachtet werden. So sieht er z. B., daß das Robert Mayer'sche Gesetz von der Constanz der Kraftgröße im Haushalte der Natur nicht durchführbar ist, wenn man nicht auf den Begriff der Materie verzichtet und nur den der Kraft oder Energie gelten läßt, wovon jedoch weder bei Mohr, noch bei Robert Mayer, noch bei Helmholtz die Rede ist, die alle drei in Bezug auf dieses Gesetz einen strengen Dualismus zwischen Kraft und Materie annehmen. Aber Herr Professor Dr. Wilhelm Ostwald ist auch nicht Derjenige, der uns seine Ansichten aufdrängen will. Zum Lobe sei es ihm nachgesagt, daß er vielmehr nur zur Kritik herausfordert, indem er im Anfange seines Essay's ausdrücklich hervorhebt:

„Ist doch Keiner von Ihnen gehalten, seinen wissenschaftlichen Kurs blos auf meinen Ruf: „Brandung voraus!" zu ändern; Jeder von Ihnen mag prüfen, ob es Wirklichkeit ist, was mir vor Augen steht, oder ob mich ein Scheinbild täuscht."

Nach bester Ueberzeugung glauben wir nun, daß den Herrn Redner ein „Scheinbild täuscht", das, wenn es als Leuchtthurm der Forschung erachtet würde, diese in einen Abgrund führen müßte, aus dem sie schwer zu retten ist, weil ihr jede, unserm Denken conforme Grundlage, wie nachgewiesen, fehlt. Vielleicht verhallt unser Warnungsruf nicht umsonst, da wir schärfer als andere Forscher vor uns dargelegt haben, daß zwar ein strenger Dualismus zwischen Kraft und Materie nicht durchführbar ist, daß dessen ungeachtet doch zwischen Materie und Kraft unterschieden werden muß, wenn wir die Phänomene einem causalgemäßen Durchdenken unterziehen wollen. Hierin aber liegt der ganze Reiz der Wissenschaft, für den „philosophischen Kopf".

Wenn wir nun aber auch nicht einsehen können, wie die Materie als solche zur Krafterzeugerin wird, und hierdurch den Haushalt der Natur mit lebendiger Energie bereichert, so daß gewissermaßen Kraft gewonnen wird, ohne daß nachweisbar etwas verloren geht, so können wir dennoch nicht behaupten, daß dieser Zuwachs von Kraft aus Nichts hervorgegangen ist, weil immer ein Etwas, das Universum, vorhanden war, das ihn erzeugte. Der Vorgang aber: wie Materie Kraft aus sich erzeugt, wird uns immer verschlossen bleiben, da wir, wie gezeigt, zwischen Kraft und Stoff als zwischen besonderen Prinzipien unterscheiden müssen.

Es wird daher unsere Aufgabe sein, so viel wie möglich nach der gleichen Kraftgröße von Ursache und Wirkung zu forschen, indem wir alles Naturgeschehene am besten unter dem Gesichtspunkte des Robert Mayer'schen Gesetzes von der Erhaltung der Kraft begreifen.

Da aber, wie gezeigt, eine durchgreifende Unterscheidung von Kraft und Stoff aus rein naturwissenschaftlichen wie aus erkenntnißtheoretischen Gründen unmöglich ist, so wird ein kausalgemäßes Denken bei allen Erklärungsversuchen der materiellen Vorgänge auf Widerspruch stoßen, die sich um so greller fühlbar machen, je mehr wir schon die Widersprüche zu würdigen wissen, zu denen die Begriffe von Raum und Zeit, in deren Rahmen sich alle stofflichen Prozesse vollziehen, unvermeidlich führen. Die alte Frage: ob wir uns den Raum und die Zeit ununterbrochen (kontinuirlich) oder unterbrochen (diskret) vorzustellen haben, welche beiden Anschauungen, obwohl sie sich gegenseitig ausschließen, vom rein logischen

Standpunkte aus gleich berechtigt sind, muß aber für die Naturwissenschaft dahin beantwortet werden, daß Raum und Zeit diskreter Beschaffenheit sind, da nur mit Zuhülfenahme dieser Hypothese eine Erklärung der Erscheinungen möglich ist.

Für den Unterricht folgt aber aus den angestellten Erörterungen, daß man den Schüler mit den Schwächen der naturwissenschaftlichen Hypothesen vertraut machen muß. Dies würde zur Folge haben, daß einerseits die naturwissenschaftlichen Hypothesen nicht als unumstößliche Dogmen hingenommen werden, so daß ihre Aufgabe, selbst wenn sie nöthig geworden ist, zu schwer fällt, andererseits würde es aber bewirken, daß brauchbare Hypothesen nicht gleich aufgegeben werden, selbst wenn berechtigte Einwände gegen sie geltend gemacht werden. Wenn wir uns daher entschieden für die dualistische Auffassung hinsichtlich Kraft und Stoff aussprechen, so geschieht dies von dem berechtigten (dogmatischen) Standpunkte aus, daß wir die Phänomene erklären wollen, wobei wir am wenigsten es jedoch verkennen, welche schwerwiegenden Einwände sich gegen die Zweiheit von Kraft und Stoff geltend machen lassen.

Schließlich wollen wir noch hervorheben, daß die physische Welt nicht allein für sich besteht, sondern daß sie durch den Willen beeinflußt wird, so daß dieser, obwohl geistiger Natur, den Vorrath an lebendiger Kraft im Haushalte der Natur vermehrt, und sollte diese Vermehrung auch nur darin bestehen, daß der Wille vorhandene physische Kräfte oder deren Wirksamkeit richtet, wozu eben physische Kraft erforderlich ist. Indem aber aus dem Geiste materielle Kraft hervorgehen kann, ist der Dualismus hinsichtlich Geist und Materie ebenso wenig scharf durchführbar, wie der hinsichtlich Materie und Kraft, wenngleich zwischen Geist und Materie behufs Erklärung der Phänomene unterschieden werden muß, wie dies bei Kraft und Stoff geboten ist.*)

Berlin. Dr. phil. Eugen Dreher.

---

*) Vergl. das Newton'sche Prinzip von der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung, der Maupertuische Satz, der kleinsten Wirkung u. s. w." von Dr. Eugen Dreher. „Die Natur" Nr. 21 u. 22. Halle a. S. 1893.

„Die Materie als unerschöpfliche Kraftquelle" von Dr. Eugen Dreher. „Die Natur". Halle a. S. Nr. 28. 1893.

„Ueber das Causalitätsprinzip in den Naturerscheinungen u. s. w." von Dr. Eugen Dreher.

Sonder-Abdruck aus der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift." Berlin 1890. Ferd. Dümmler's Verlag.

Das Ende der Sphinx.

Die Sphinx, — ich meine nicht die uralte, egyptische, auch nicht die neuerdings von Stuck gemalte, — sondern die von Dr. Hübbe-Schleiden unter diesem Namen begründete Monatsschrift, ist also „eingegangen". Es ist nicht etwa ein Oedipus erschienen, der ihr Räthsel gelöst und sie so nach ihren antiken Vorbilde genöthigt hätte, in einen Abgrund zu stürzen; sie ist, nachdem sie das für eine Monatsschrift in unserer raschlebigen Zeit hohe Greisenalter von 11 Jahrgängen erzielt hat, an marasmus senilis, an Altersschwäche eingegangen.

Diese Krankheit, wenn man es eine Krankheit nennen darf, was nur ein langsames Erlöschen eines von Anfang an auf ein nicht sehr ölhaltiges Baisin beschränkten Dochtes war, konnte man allerdings schon länger als ein Jahrzehnt bei ihr bemerken, und es wäre zu wünschen gewesen, man hätte ihr das Lebenslicht längst ausgeblasen. Denn offen gesagt, zuletzt begann selbiges nachgerade entsetzlich zu qualmen.

Worin mag die Ursache liegen, daß ungeachtet des trüben Scheines und des vielen Qualms man sich nicht entschließen konnte, den sparsamen Brenner dieses trüben Geisteslämpchens rechtzeitig abzuschrauben? Augenscheinlich in der pechschwarzen Dunkelheit des Problems, dessen Beleuchtung bezweckt war. Dieses Problem ist das Menschenräthsel. Der Mensch möchte nun einmal absolut wissen, was er ist, ob ein bloßes Aggregat von Atomen, ein rein chemisches Problem, bloß das „was er ißt" oder eine und natürlich noch dazu unsterbliche „Seele". Die Gründung der Sphinx fiel in eine Zeit, wo der Materialismus im Zenith stand, wo abgesehen von wenigen Philosophen, wie M. Carriere und Lotze, der metaphysische Individualismus kaum einen nennenswerthen Vertreter besaß, und wo die Masse der sogenannten Gebildeten, d. h. der philosophisch-ungebildeten, aber doch dilettantisch-philosophelnden, in Ermangelung des religiösen Glaubens nach einer Metaphysik, nach einem Religionsersatz suchenden Zeitgenossen von den leicht zu fassenden Resultaten der materialistischen Naturphilosophie durchsäuert war. Man empfand in diesen Kreisen schmerzlich das Unzulängliche dieser Anschauung. Unfähig den Kampf mit dem Materialismus auf das Gebiet überzuspielen, wo er allein siegreich durchgekämpft werden kann, nämlich unfähig zur Erkenntniß-Kritik, hoffte man ihn mit seinen eigenen Waffen angreifen zu können, nämlich mit empirischen Thatsachen; und so suchte man nach Thatsachen, die, wie man meinte, für den Materialismus unverdaulich seien, insbesondere nach seelischen Phänomenen, die durch keine

Hirnphysiologie erklärt werden könnten, und man war erstaunt, als einige Kenner der mystischen Literatur, wie du Prel und Kiesewetter, auf den unglaublichen Vorrath von Berichten vom graueſten Alterthum bis in die neueſte Zeit, von den Akkadern bis auf Justinus Kerner hinwieſen, die ſo geartet ſind, daß die gewöhnliche Redeweiſe ſie allgemein nur in dem großen Schubfach „des Wunderbaren und Geheimnißvollen“ unterzubringen weiß.

In dem geiſtvollen Münchener Philoſophen Carl du Prel war nun plötzlich Jemand erſchienen, der in dieſes kunterbunt vereinzelt ganz unverdaulicher Erſcheinungen nicht nur eine oberflächliche Ordnung, ſondern geradezu Syſtem zu bringen verſtand, ein wirklich logiſcher Kopf, der überdies über einen anmuthigen, vielleicht auf franzöſiſche Blutmiſchung zurückzuführenden Styl verfügte, über esprit, eine zumal dem deutſchen Publikum gegenüber, wo leider dieſe unüberſetzbare Fähigkeit ſehr ſelten iſt, beſtechend wirkende Gabe; -- du Prel, der durch ſein Buch: „Die Entwicklungsgeſchichte des Weltalls“ ſich durchaus als moderner Denker legitimirt hatte, der zugleich tief genug dachte, um den abſtrakten Monismus, der in ſeiner modernen realiſtiſchen Form immer nur eine vornehm ſcheinende Maskirung des Materialismus iſt, als ſeicht und unbefriedigend zu empfinden, verfiel auf die Idee, denſelben individualiſtiſch zu vertiefen. Dies war auf deduktivem Wege unſchwer zu erreichen. Aber ganz neu und originell war der Einfall, nunmehr in geſchickteſter Weiſe, anknüpfend an häufige und nicht gleich allzuſehr chokirende Phänomene des Seelenlebens, beſonders des Traumlebens, Hypnotismus u. ſ. w., jenes der Wiſſenſchaft bis dahin als noli me tangere erſchienene Gebiet der Myſtik induktiv zu verwerthen Und ſiehe da, es gelang, — nicht nur die Gedankenübertragung, gerade damals, zur Zeit der Geburt der Sphinx, ein der Myſtik geneigt machendes durch Virtuoſen, wie Cumberland, beliebt gewordenes Modeſalonſpiel, ſogar Doppelſängerei und ſchließlich Materialiſation von Geiſtern mußte ſich vom Standpunkte du Prels aus als begreiflich, als möglich darſtellen. Bislang hatte man Berichte über ſolche Dinge einfach als unmöglich abgethan. Du Prel wußte unermüdlich das Vorurtheil gegen die Möglichkeit auch der wunderbarſten Geſchehniſſe nicht nur negativ durch die Bekämpfung des gelehrten Apriorismus, ſondern auch poſitiv durch eine geradezu einſchmeichelnde, von weniger auffälligen, zum wunderlichſten vorſchreitende Analogie mürbe zu machen. Aber dennoch war auch er der ſcheinbar ſo ſchneidige Bekämpfer des Apriorismus, ein wenig Apriorift. Denn, wenn auch aus der Unmöglichkeit die Unglaublichkeit eines Berichtes folgt, ſo ergiebt ſich doch aus der Möglichkeit, zumal aus der bloßen Möglichkeit innerhalb eines beſtimmten Gedankenſyſtems, noch lange nicht die Glaublichkeit.

Nach Beſeitigung der praesumtio juris bleibt die praesumtio facti beſtehen. Um dieſen Satz, den wohl nur die Juriſten verſtehen werden, auch anderen Leſern einigermaßen fühlbar zu machen, möge es mir geſtattet ſein, die für alle myſtiſchen Ereigniſſe typiſche Geſchichte vom goldenen Zahn wieder auszugraben.

Im Jahre 1593 entſtand das Gerücht von einem Kinde in Schleſien, dem

in seinem siebenten Lebensjahre die Zähne ausgefallen, und an Stelle eines Backenzahns ein neuer goldener gewachsen sein sollte. Schon im Jahre 1595 schrieb Horst, wie Professor der Medizin zu Helmstedt, eine Abhandlung über diesen Zahn, in der er zu dem Schlusse kam, daß es zum Theil natürlich, zum Theil übernatürlich damit zugegangen sein sollte; wahrscheinlich habe Gott ihn deshalb wachsen lassen, damit die von den Türken bedrängte Christenheit dadurch getröstet werde. Diese Schrift gab zu einer ganzen gelehrten Controversenliteratur über den goldenen Zahn den Anstoß, in der sämmtliche Autoren von der unbedingten Richtigkeit der Thatsache ausgingen. Erst 15 Jahre später fiel es einem Breslauer Gelehrten ein, der Sache auf den Grund zu gehen, und den besagten Zahn selber in Augenschein zu nehmen. Das mit dem Wunder begnadigten Individuum war glücklicherweise noch am Leben und konnte sogar den Zahn noch vorzeigen. Der Augenschein ergab, daß der Zahn ein natürlicher war, den aber ein geschickter Zahnarzt, da er hohl zu werden begonnen hatte, mit einer Goldplombe gefüllt hatte. Man vermuthet, daß von dieser viel Aufsehen in der deutschen Gelehrtenwelt erregt habenden Geschichte die Wendung entstanden ist, einer Sache auf den Zahn fühlen.

Was man nun bei du Prel vermissen darf, ist eben dieses auf den Zahn fühlen. Ich fürchte, von seinen Induktionsbeweisen für die monistische Seelenlehre würde wenig übrig bleiben, wenn man jeder einzelnen der von ihm unter erstaunlicher Belesenheit in der mystischen Literatur aller Zeiten zitirten Geschichten mit historischer Kritik nachgehen könnte. Das ist freilich unmöglich, und so bleibt du Prel, falls nicht die Beweisregel gelten soll, actori incumbit probatio, unwiderlegbar.

So lange übrigens du Prel ein bevorzugter Mitarbeiter der Sphinx war, war die neue Monatsschrift immerhin interessant.

Weniger interessant waren, vielmehr den Beginn des schließlich immer unerträglicher gewordenen Qualms bildeten die Beiträge Karl Kiesewetters, der durch sein ganz neues Spezialfach der Gelehrsamkeit, — von Wissenschaft hier zu reden, wäre ein schlimmerer Wortmissbrauch wie bei der Heraldik — die Zahl der -ismusse um den Okkultismus bereicherte.

Was dieser aus den ältesten Schatteken der mystischen und kabbalistischen Winkelliteratur den Lesern aufzutischen wagte, ging über die allerhöchsten Pappelbäume, so z. B. die Geschichte von den homunculi des Grafen Kurfstein. Aber er ging schließlich gar von der „okkultistischen" Theorie zur Praxis über. Nicht nur daß er auf dem Umschlag der Sphinx sich zur Anfertigung oder Mittheilung von Rezepten gegen alle möglichen Leiden empfahl und so in Konkurrenz trat mit den bekannten allheilenden aus Draht geflochtenen Sonnen-Aetherstrahl-Apparaten des Professor (!) Korschelt, empfohlen durch Herrn Dr. Hübbe-Schleiden (sic); er ging sogar zur astrologischen Wahrsagung über und machte sich berühmt durch seine drei Kaiserhoroskope, von denen die beiden ersten exponst gestellten merkwürdiger Weise einigermaßen klappten, das mit wahrhaft unverfrorener Charlatanerie für Kaiser Wilhelm II. gestellte sich aber glücklicher Weise nach allen Richtungen hin bislang blamirt hat. Kiesewetter

bestätigte durch sein Verhalten die Berechtigung der Warnung des von ihm selber in seiner Geschichte des neueren Okkultismus (S. 269) gefeierten Thomasius, welcher beim Studium dieser Dinge besorgt, daß unser Geist „beileibe nicht auf den allgemeinen Geist dieser Welt und auf dessen allzu fürwitzige Untersuchung falle, weil er sonst ganz leicht zu seinem großen Verderben von dem Geiste, der in der Luft herrscht, auf verbotene Superstition und schädliche Künste kann verleitet werden."

Mit diesem „allgemeinen Geist, der in der Luft herrscht", sollte wohl der Zeitgeist gemeint sein, d. h. der Herren eigener Geist. In der That der „Zeitgeist" hat in unseren Tagen eine auffällige Hinneigung zu den okkultistischen Dingen bekundet. «C'est un malheur des hommes, de se degoûter enfin de la raison même et de s'ennuyer de la lumière. Les chimeres commencent à revenir et plaisent parce qu'elles ont quelque chose de merveilleux» schrieb bereits Leibniz im 17. Jahrhundert. Es scheint, daß jedes Jahrhundert gegen Ende einer ähnlichen fin de siècle-Stimmung anheimfällt. Im Jahrhundert der Aufklärung konnte Lichtenberg (Schriften II, S. 125 ff. S. 169 ff) einen satirischen Aufsatz über „Die Schwärmerei unserer Zeiten" schreiben, der auch in unseren Tagen, gerade wieder ein Jahrhundert später, recht den Nagel auf den Kopf trifft, so daß ich mir nicht versagen kann, einige Sätze daraus anzuführen;

„Vielleicht wissen es die wenigsten unserer Leser, daß es in Deutschland und in Frankreich, und warum nicht auch in anderen Ländern, eine unglaubliche Menge von Menschen, und darunter auch Gelehrte, ja sogar Naturforscher giebt, die in Stunden, die sie ihrem Dienste abmüßigen können, und zuweilen auch mitunter in denen, worin sie etwas Besseres thun sollten, das Bächlein der Erkenntniß suchen, welches ehemals als ein unerschöpflicher Rio de la Plata im Paradiese voll und gemeinschaftlich strömte. Sie glauben nämlich, Adam habe beim Sündenfalle nicht alle physikalischen und metaphysischen Kenntnisse eingebüßt, sondern noch einige zerstreute Sätze daraus auf seine Kinder gebracht, diese hätten sie wieder den ihrigen mitgetheilt, und so erstrecke sich nun, über den Lehren Euklids und Aristoteles parallel, aber unendlich erhabener und feiner, eine Kette von Kenntnissen über den Köpfen von Tausenden weg, von denen man aber noch die Spuren in den göttlichen Werken weniger Auserwählten, als des Raimundus Lullus, Jakob Böhms, Hermann Fictulds, des Johannes de Monte Snyders, des Alberto Alonso Barba, in der catena aurea Homeri, im doppelten Schlangenstab oder dem kurzen und langen Weg zur Universaltinktur, worin besonders die dunkle Lehre vom trockenen Wasser in eigenes Licht gesetzt wird, anzutreffen sein."

„Die Finsterniß voriger Jahrhunderte wird wieder zurückgerufen: der Chiromantie sind wir bereits ziemlich nahe; es fehlt nur, daß auch die Astrologie wieder statt der Mathematik in Flor gebracht werde, welches vermuthlich die Nachfolger unseres Ziehen (eines hannöverschen Superintendenten, der damals aus dem Stande der Capella eine Revolution oder Erdbeben weissagte), wenn sie das theure Buch Chevila gefunden haben, bestens befördern werden."

Digitized by Google

„Den Buchhändlern, welche sehen, daß sie mit der Ausgabe solcher Schriften jetzt ihr Glück machen können, und deshalb alles dahin Gehörige wieder hervorsuchen, wollte ich einen leichten Rath geben. Sie dürfen nur einen Laboranten dingen, dem durch das mißlungene Goldsuchen, nebst verschwendetem Vermögen, der Verstand verrückt worden. Dieser muß ihnen dann allerlei theosophische Redensarten mit chemischen Ausdrücken und Zeichen untereinander mischen: so haben sie eine Schrift, mittels welcher sie als Verleger wirklich Gold machen können. Daß kein Verstand darin ist, schadet gar nicht: je toller, desto besser, weil man desto mehr Tiefsinn darin zu wittern glaubt."

* * *

Inzwischen wurde es immer durchsichtiger, daß der Herausgeber, Herr Dr. Hübbe-Schleiden, ein Mitglied der unter den Auspicien des Amerikaners Olcott und der berü—hmten Blavatsky gegründeten theosophischen Gesellschaft diesen ganzen sogenannten „übersinnlichen Phänomenalismus" nur in derselben Absicht mit sich führte, in der bekanntlich Napoleon III. als Kronprätendent Speck unterm Hut hatte. Die Leute sollten durch den Nachweis, daß es mehr Dinge im Himmel gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, z. B. sogenannte Mâhatmas, okkultistische Uebermenschen, die ihren Astralleib von Tibets Klöstern aus beliebig in die Ferne entsenden können, „weiser und besser" gemacht werden. Für den Herausgeber handelte es sich lediglich um einen modernen Religions-Ersatz in Gestalt des sogenannten esoterischen Buddhismus, eines von englischem Spleen in Indien mit dem wirklichen Buddhismus erzeugten Bastards.

So wurde schließlich die Sphinx aus einem Organ für übersinnliche Seelenforschung in das Organ der Theosophischen Vereinigung umgewandelt. Von diesem Augenblicke an hörten die Beiträge du Prels, die doch, welches auch ihr Inhalt sein mochte, einen philosophisch-wissenschaftlichen Typus darstellten, auf; offenbar wurde ihm die „Gesellschaft" zu unbehaglich. Die Uebersetzungen der Predigten der an sogenannter Logorrhoe anscheinend ernstlich erkrankten sonderbaren Engländerin Annie Besant, die in die Fußtapfen der Blavatsky getreten, die vielseitigen theosophischen Gedanken Dr. Franz Hartmanns, echte Lotosblüthen, untermischt mit Psalmen von Hans von Mosch und Heinrich Evers, seltsam verrenkte Zeichnungen von „Fidus", — kurzum, ein oft süßlich-sinnlicher Weihrauchsqualm ließ den Leser der alternden Sphinx ahnen, was Mysticismus fin de siècle unter „Wahrheit" versteht. Denn, „Kein Gesetz über die Wahrheit! Wahlspruch der Maharadjahs von Benares" (!), kaum traute man seinen Augen, stand als Devise über jeder Nummer der Sphinx. In Wahrheit wurde man versucht, mit dem vornehm mitleidigen Lächeln eines Pilatus-Nietzsche zu fragen: „Was ist Wahrheit?" „Wahrheit", wie das Wort jeder Prophet, jeder Sectirer, jeder Freigeist, jeder Sozialist, jeder Kirchenmann versteht, ist ein vollkommener Beweis dafür, daß auch noch nicht einmal der Anfang mit jener Zucht des Geistes und Selbstüberwindung

gemacht ist, die zum Finden irgend einer kleinen, noch so kleinen Wahrheit noth thut." (Siehe Nietzsche, Antichrist. S. 292).

Wohl um die „Wahrheit" der Maharadjahs an den Quellen selbst zu trinken, reiste der Herausgeber Dr. Hübbe-Schleiden nach Indien. Seine Reisebriefe waren seitdem die einzig lesbaren, auch wohl für den Nicht-Theosophen Wahrheit bietenden Piecen der Sphinx. Die Leitung der letzteren aber war in die Hände des Herrn Dr. H. Goering übergegangen, der damit gewiß eine sehr undankbare Rolle übernommen hatte. Denn, sagt Gracian im Orakel der Lebensklugheit: „Eine große Lücke auszufüllen, ist schwer. Thut man es dennoch, so sei man sicher, den Vorgänger zu übertreffen." Jetzt wurde uns unter dem Motto: „Kein Gesetz über der Wahrheit" sogar der „letzte Besuch, Erlebniß einer jungen Frau", als Beitrag zur Lehre des Astralkörpers geboten. Hier tanzt ein materialisirter Geist in Frack und weißer Binde bei hellster Gasbeleuchtung einen Walzer. In der vorletzten Nummer gab die Sphinx eine praktische Probe der Schrift- und Handliniendeutung vom Institut für Graphologie und Chiromantie in Erfurt. Wir erfahren, daß dieses Institut eine einzelne ältere Dame ist; — „hohes Formgefühl, künstlerische Fähigkeiten, hohe Intelligenz, reeller Charakter, mit klarem Blick, scharfsinnigem Urtheil, frei von Egoismus und Falschheit, weltgewandt und aristokratisch, dabei ideal, keiner Härte fähig, harmonisch klarer Geist und gutes Herz, praktisch, logisch, wahrhaftig, weichmüthig, schmerzvoll, beglückende Weisheit, Selbstbeherrschung, diplomatische Fähigkeiten, Gunst hochgestellter, wohl fürstlicher Personen, ihm muß Alles gehorchen!", das sind nach dieser Charakteristik die Prädikate eines gewissen Herrn Dr. H. G. Sollte dieser hochbedeutende Mann, dessen Adresse doch gewiß beim graphologischen Institut zu erfahren ist, nicht noch zu bedeutenden Dingen berufen sein? Wir empfehlen ihn als den „kommenden Mann". Difficile est, satiram non scribere. Doch genug davon, zumal wir leider nicht über die Feder Lichtenbergs verfügen.

* * *

Wir hören, daß die Sphinx, zu deren wichtigsten Glaubenssätzen ja die Wiederverkörperung gehörte, sich reinkarniren soll, und zwar als „Metaphysische Rundschau". Daran möchten wir einige fromme Wünsche knüpfen. Das „erweiterte Programm" der Sphinx (März 1892) enthielt den Satz: „Wir kämpfen für die Wahrheit, daß jedem Individuum ein eigenes ursächlich fortwirkendes Wesen zu Grunde liegt." Gegen diesen Satz, der also den metaphysischen Individualismus auf das Programm setzte, möchten wir durchaus keine Einwendungen erheben. Wir glauben, daß viele ernstlich nach einer vertieften Weltanschauung strebende Zeitgenossen sich auf ein solches Programm verpflichten möchten. In der That stehen die Chancen für eine solche Weltanschauung nicht ungünstig. Daß auch gewisse sehr respektable sachlogische Erwägungen zu einer individualistischen Metaphysik führen können, dafür bietet uns den besten Beweis das Buch eines unserer modernsten, auf „phantasmenfreie Naturergründung" gerichteten Denkers, die „Wirklichkeits-Philosophie" Eugen Dührings, der gewiß Niemand den Vorwurf ungeregelter Phantasie wird machen können.

S. 115 dieser cat' exochen positivistischen Philosophie heißt es: „Nach der Vergangenheit und dem Ursprung hin wurzelt er (der Mensch) gleich tief in der Gesammtnatur; ja er ist den Ursein gleichsam ebenbürtig; denn bis zu diesem kann er sozusagen seinen Stammbaum zurückführen. Warum sollte er sich ohne Weite es das Abschneiden jener Kette gefallen, d. h. behagen lassen, während die leblose Natur anscheinend eine Art Unzerstörlichkeit voraus hat." An einer anderen Stelle dieses in gewissem Sinne die positivistische Bilanz des Jahrhunderts ziehenden Buches (Wirklichkeitsphilosophie) sieht Dühring sich am Leitfaden seines mir sehr einleuchtenden logischen Grundgesetzes (der bestimmten Anzahl) genöthigt, zur Erklärung des individuellen Lebens eine letzte individuelle Uranlage vorauszusetzen, die er sogar dem Pflanzenleben vindizirt. Seine hierauf bezüglichen Aeußerungen sind zu bedeutsam, als daß ich sie übergehen möchte: „Für jede eigentliche Lebensregung, also schon für die pflanzliche, müssen wir ein besonderes Anlageschema als Grund voraussetzen. Die leblosen Elemente an sich reichen thatsächlich nicht zu, solche organische, in Stoffwechsel, Wachsthum und Fortpflanzung sich ergehende Thätigkeitsgruppen hervorzubringen. Auch wer die Urentstehung des Lebens aus dem Zusammenwirken lebloser Elemente als zulässige oder gar nothwendige Hypothese ansehen wollte, würde doch kein beliebiges Zusammenwirken voraussetzen müssen. Alsdann läge aber in dem Prinzip oder Grunde dieser Ordnung eben die schematische Anlage. Der Gestaltungsgrund wäre das Mehr, was als spezifisches Vereinigungsprinzip der leblosen Elemente zum bloßen Dasein der letzteren noch hinzukommen müßte, um pflanzliches Leben in Gang zu bringen. Ein Typus, ein Schema, oder wie man den Inbegriff der besonderen Gestaltungsumstände sonst nennen möge, ist im sachlogischen Denken unumgänglich. Die Frage nach einem besonderen Grunde läßt sich hier, entsprechend den für uns maßgebenden Gesichtspunkten, deutlich ableiten. Wir haben nämlich einer Differenz zwischen zwei Zuständen Rechnung zu tragen; den einen Zustand bilden die Elemente in ihrem einzelnen und unlebendigen Dasein, den anderen das um das lebendige Vorgangsspiel vermehrte Beisammensein eben jener Elemente. Für diesen Unterschied muß es nun irgend einen Grund geben; denn der Verschiedenheit der Thatsachen hat auch eine Verschiedenheit der Gründe zu entsprechen." (Dühring a. a. O. S. 256.)

Ganz gewiß! Denn aus Nichts wird Nichts, und also auch kein individueller Typus; wenn das Gesetz der bestimmten Anzahl ein sachlogisch unentbehrliches ist, um uns vor dem Abgrund der falschen Kausalitäts-Unendlichkeit zu wahren, so muß das Individuum selber ein letztes Seinselement sein, es muß im Ewigen wurzeln.

Und was gar vom Pflanzen-Individuum gilt, gilt tausendfach mehr vom Menschen. Die Individualisten können daher den bislang merkwürdiger Weise sich selber zu den Materialisten zählenden Dühring zu den Ihrigen rechnen, und dies mit einem gewissen Stolze; denn zweifellos ist er einer der universellsten und schärfsten Denker der Gegenwart und jedenfalls so frei von „Phantasmen", wie nur Einer, ein höchst nüchterner, vermeintlich metaphysik-

reiner Wirklichkeitsphilosoph. — Wenn nun aber ungeachtet dieser Proben fachlogischer Denkweise derselbe Dühring sich scheut, jene Uranlage des Individuums als „Seele“ zu bezeichnen und sich lieber mit schwerfälligen Umschreibungen abmüht, auch den Unsterblichkeitsgedanken, wenn auch jetzt anscheinend in weit milderer Form als früher, für einen Wahn erklärt, so muß ich das aus einer „wissenschaftlichen“ Prüderie erklären, der ich keine Berechtigung zuerkenne, obwohl ich sie individuell sehr begreiflich finde, ebenso begreiflich, wie seine Antipathie gegen das so viel mißbrauchte Wort „Gott“, das dennoch die treffendste Bezeichnung für Dührings „Charakter des Weltfundamentes“ bleiben dürfte. — In der That trägt der maßlose Mißbrauch, der mit Gottes Namen von jeher getrieben worden ist, ebenso viel Schuld an dem Atheismus, wie der okkultistische Mißbrauch der „Seele“ am modernen Materialismus. „Gott behüte mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden werde ich schon selber fertig werden“. Dies kann der Gottesbegriff, wie der Seelenbegriff in erster Linie sagen. Daß beide Begriffe der Menschheit unentbehrlich sind, lehrt die Geschichte, der Philosophie zumal, auf jeder Seite.

Was insbesondere die Seele betrifft, so lehrt es auch das Wiederauftauchen des Neovitalismus auf dem Gebiete der Physiologie in der Gegenwart. Warum sie aber gleichwohl manchmal gerade von nüchternen und wahrheitsliebenden Denkern über Bord geworfen ist, das macht uns die Geschichte des Occultismus verständlich.

Vielleicht nur, um sich Occultisten und Spiritisten möglichst weit vom Leibe zu halten, zieht es Dühring vor, die Seele als ein Phantasma zu bezeichnen. Das ist im Interesse des Individualismus und einer allein auf ihn zu gründenden „heroischen“ Weltanschauung höchst bedauerlich. Allein man werfe einen Blick in die mystische „Rumpelkammer des menschlichen Geistes“, in das Ronconcomon mißlungener geistiger Schöpfungen, um es entschuldbar zu finden.

Dennoch liegt zweifellos selbst vielen sog. occultistischen und möglicherweise einigen spiritistischen „Phänomenen“ ein beachtenswerther thatsächlicher Kern zu Grunde. Allein der Versuch, diesen Kern herauszuschälen, ist bislang jedem reinlich denkenden Menschen verekelt worden durch die Gefahr, mit den unsaubersten Elementen, mit mystischen Charlatanen, Betrügern, und besten Falls Geisteskranken in Reih und Glied gedrängt zu werden.

Wann wird dies anders werden? — Für den „Occultismus,“ wenn man darunter nicht etwas anderes verstehen will, als die Aufklärung über das Wesen der Seele unter Berücksichtigung abnormer psychischer Erscheinungen erst dann, wenn die trüben Fluthen der „Schwärmerei“ sich wieder völlig verlaufen haben werden.

Mit diesem Vorbehalt wünschen wir der neuangekündigten „Metaphysischen Rundschau“ zahlreiche Mitarbeiter und Abonnenten und ein besseres „Karma“.

Jena. Dr. jur. L. Kuhlenbeck.

Unser Preisausschreiben.

Der äußere Erfolg unseres Preisausschreibens kann wohl als ein recht befriedigender bezeichnet werden; denn es ist zu berücksichtigen, daß es sich erst um ein junges Kunstgewerbe bei den Plakatentwürfen handelt, daß viele Künstler und Solche, die sich dafür halten, ostentativ die Bewerbung meiden; ferner war die Aufgabe, eine allegorische Darstellung der Kritik oder des Journalismus zu geben, wenn sie nicht schablonenmäßig gelöst werden, wenn wirklich etwas Originelles geschaffen werden sollte, gar nicht so leicht; eine abstrakte Idee zu verkörpern ist zweifellos schwerer als eine Zeichnung für eine Bierbrauerei zu entwerfen. So können wir denn mit der Zahl der Eingänge, 62, wohl zufrieden sein. Unter den eingesandten Entwürfen sind nun zwar einige minderwerthige Stückchen enthalten, aber die weit überwiegende Mehrzahl verräth echt künstlerisches Streben mit dem Blick für die praktischen Anforderungen, die an ein Plakat zu stellen sind. Wohl 5 bis 6 Entwürfe erscheinen uns fast gleichwerthig, indeß, wem der Preis zuzuerkennen, das zu finden ist ja Sache des kundigen Preisrichterkollegiums. Wir hoffen, entgegen dem sonstigen Mißgebrauch, die Entscheidung des Kollegiums von Woche zu Woche hinauszuschieben, dieselbe sogar vor dem angesetzten Termin veröffentlichen zu können.

Um unseren werthen Lesern, die an dem Preisausschreiben ein reges Interesse genommen haben, die Möglichkeit einer Besichtigung der Entwürfe zu geben, haben wir dieselben in unseren Geschäftsräumen, Hedemannstraße 9, ausgestellt, und laden zur gefälligen Besichtigung ein. Zeit: Wochentags 11—3 Uhr.

Kritik-Verlag.

G. m. b. H.

Dr. Richard Wrede. Hofbuchhändler R. Jacoby.

Druck von F. Cynamon in Berlin. Für Redaktion und Verlag: Dr. Richard Wrede in Berlin.

Im Bad. Schwarzwald.

Naturheilanstalt Glotterbad.

Stat. Freiburg und Denzlingen

Dirig. Arzt: **Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz**

Das ganze Jahr, Sommer und Winter, geöffnet

Prospecte frei durch die Badeverwaltung.

Celler Victoria-Zwieback,

garantirt ohne Margarine, delicat im Geschmack, ist der beste

Butter-Zwieback

ter Welt, feinstes, Monate lang haltbares **Kaffeegebäck**, überall höchst prämiirt. Eleg. Blechkasten mit 200 St. **M. 3,60**, franco gegen Nachn. Prospecte, Analysen, Atteste u. Muster gratis.

HARRY TRÜLLER, Dampfzwieback-Fabrik,

Celle 6. Provinz Hannover.

Schutzmarke „Victoria". Export n. all. Welttheil.

Altbewährtes Mittel gegen Gicht- u. Rheumatismus ist **Russische Einreibung**, à Fl. 1 M., 6 Fl. 5 Mk. in der **Apotheke Schwedt a. O.**

Preis per Stück 10 Mark

für 1 Cyl.-Rem.-**Uhr** in Silber, 0,800 gest. gen. Goldrand. 6 St. vergold. Zeiger u. inner. Deckel 2 Jahre schriftl. Garantie Alleins.-Fabr. d. vorzügl. Rem.-Uhr **„Secunde"**, höchst. regul., Prima-Werk in Sub.-Gehäuse. Goldr. ff. gnau. Deckel 2c. 3 Jahre schriftl. Gar. 20 M. — versendet

Gustav Staat, Düsseldorf,

Fabrik u. Lager in Uhren u. Goldwaaren.

Umtausch gestattet oder Geld zurück. Preisl. gr. u. fr.

Pianinos

vorzügl. u. preisw., Franko-Zusend., auch auf Probe. Teilzahlung. Kataloge gratis. Gebrauchte, zeitweise am Lager, billigst **Pianofabr. Casper**, Berlin W., Linkstr. 1.

Was ist Feraxolin?

Feraxolin ist ein großartig wirksames Fleckputzmittel wie es die Welt bisher noch nicht kannte. Nicht nur Wein-, Kaffee-, Harz- und Oelfarben-Flecken, sondern selbst Flecken von Wagenfett verschwinden mit verblüffender Schnelligkeit, auch aus den heikelsten Stoffen.

Preis **35** und **60** Pfg.

In allen **Galanterie-, Parfumerie-, Droguenhandlungen** und **Apotheken** käuflich. En gros bei

Joh. Grolich,

Engeldroguerie

in **Brünn** (Mähren).

Für Blutarme und Reconvalescenten

FERRATIN

Die Eisenverbindung der Nahrungsmittel

In allen Apotheken.

Geg. Eins. v. M. 30 versende incl. Fass 50 Liter selbstgebauten weissen

Rheinwein.

Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.

Zahlr. Anerkennungen treuer Kunden. Probeflaschen von 25 Liter zu Mark 15.—.

126000 Artikel.

16 Bände geb. à 10 M.

16550 Seiten Text.

Brockhaus' Konversations-Lexikon liegt vollständig vor.

10000 Abbildungen

Jubiläums-Ausgabe.

300 Karten. 130 Chromos.

980 Tafeln.

Der gute Ruf

meiner Fabrikate in dourablen Damen- und Herrenstoffen bietet

jeder Dame

die Gewißheit, bei

Franz Riemann, Gotha

anerkannt reelle Waaren zu erhalten.

Reste und Waaren mit unbedeutenden Fehlern unter Selbstkostenpreis.

Tüchtige Vertreter gesucht.

Bei Zugabe aller Wollsachen **extra Vergünstigungen.**

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Kompareillezeile.

Hochfeine Fahrräder

in moderner solider Bauart, leichtester Gang zu **Fabrikpreisen unter Garantie.**
Vertreter gesucht. ⇔ Preislisten gratis.

H. F. Ohnesorge, Einbeck,
Fabrik und Versandhaus.

---

250 Briefmarken

echte **verschiedene**, worunter Costarica, Mexico, Türk., Aeg., Lux., Arg., Brasilien, Cap, Griechenl., Japan, Spanien liefert für nur **1 Mark**
Casse voraus. — Rückporto 20 ₰.

Hugo Siegert, Altona b. Hamburg

Photographische Vergrösserungen nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Greiz, Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

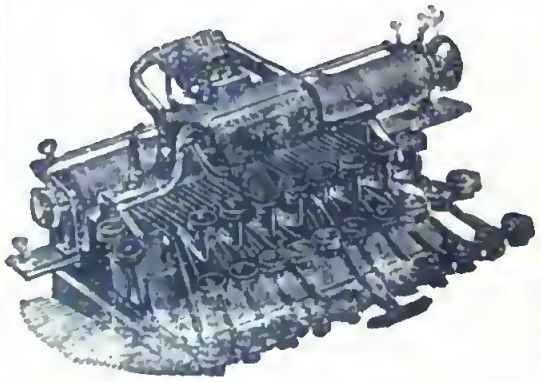
Holländ. Tabak. Unübertroffen und seit 1880 bewährt! **10** Pfd. lose im Beutel fco. **acht** Mk.
B. Becker in **Seesen** a. H.

Tenderings preisgekrönte Cigarren.

Maatschappij	100 St.	3 M.	90 M.	500 Stück frko, aus rein überseeischen Tabaken hergestellt.
La Palma	100 „	4 „	— „	
Aphrodite	100 „	4 „	50 „	
Wilhelm t.	100 „	4 „	30 „	
Exquisitas	100 „	4 „	60 „	
Musterkiste je 20 Stck. enthaltend	. . .	4 „	30 „	

erhielten im vergangenen Jahre tausende Anerkennungen.

Tenderings Rauchtabak, 9 Pfund = 9 Mark, in unübertroffen in Qualität
Allein zu beziehen von
Tenderings Cigarren- und Tabak-Fabrik, Oejoy a. d. holländ. Grenze A



„Blickensderfer".

Beste und billigste
Claviatur-Schreibmaschine.
Preisgekrönt Chicago 1893
Patentirt in allen Staaten.
Neueste und grossartigste Erfindung auf d. Gebiete d. Schreibmaschinen.

84 Buchstaben, Zahlen und Zeichen. Preis 160 Mk. Prospekt franko

GROYEN & RICHTMANN, SOLINGEN.

Prima Harzkäse

1 Postkoll frei ins Haus 2,70 Mk. gegen Nachnahme, sowie Camembert-, Romadour, Limbuerger-, Tilsiter- und Sahnenkäse, vollfett, billigst. Bahnsendungen entsprechend billiger.

Central-Molkerei Einbeck,
in Hann. am Harz.

Feinste Tafelbutter
liefert billigst im Postkoll
C. H Petersen-Eggebek
b Schleswig.

Apfelwein beste Qualität, Liter 28 Pf.
Mousseux Flasche 1,30 unter Nachnahme.
G. Fritz, Hachheim a. M.

Danziger Spezialität

1 Fl. Goldwasser
1 Fl. Kurfuerstl. Magen,
1 Fl. weiß Pomeranzen
} in feinster Qualität

incl. Kiste und Porto Mk. 6,—
offeriert die **Dampf-Liqueur-Fabrik**
Julius v. Götzen, Danzig.

Feinste Flaschen- und Fass-Weine

liefert in vorzüglicher Qualität
J. Gross, Weinhandlung,
Landau-Rheinpfalz.
— Versand nach dem In- und Auslande. —
Man verlange Preisliste.

Emser Pastillen der Königl. **Brunnenverwaltung in Ems.** Vorzügl. bewährt bei allen Katarrhen der Schleimhäute, des Rachens und Halses als lösendes, den Hustenreiz milderndes Mittel. Zu haben in allen Apotheken, Drogen und engr. in der Hauptniederlage von **H. Barkowski**, Berlin NO., Weinstrasse 20a. Fabrik u. Versand-Geschäft medizinischer Spezereien.

Naturheilanstalt Sommerstein

Die Anstalt ist besonders bei Unterleibs-, Nerven- und Frauenleiden, namentlich bei Circulations-Störungen zu empfehlen. — **Blut-Regenerationskuren** u. s. w. Erläuternde Prospect-Broschüre frei.
Die Kurleitung: **Ferd. Liskow.**

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgeber: Richard Wrede.

III. Jahrgang | Nr. 94 | 18. Juli 1896

Der Atheistenklub.
Der Kampf um Gott. Von Prediger Otto Petrenz.
Der Kongostaat und seine Beamten. Von Rath F. Martin.
Die Emancipation in der Ehe des 20. Jahrhunderts. Von Gustav Seibt.
Gedanken eines jungen Mannes. Von Carlos.
Das Buch der Frauen. Von E. Platzhoff.
Beiwörter-Mißbrauch. Von F. v. Salpius.
Reichsbankpolitik. Von Dr. J. Minoprio.
Das große Schweigen.
Büchersaal.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag
Berlin S.W. 46, Hedemannstraße Nr. 9
Fernsprecher: VI, 1429.

Digitized by Google

Bücher-Rundschau

und

Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels

Berlin, den 18. Juli 1896.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig. **Bilanz des Jahrhunderts.** Von **D. Norden.** Groß-Oktav. Preis 2 Mark. Allen empfohlen, die eine klare Einsicht in die sozialen Verhältnisse gewinnen wollen.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig. **Julius Duboc. Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland,** gr. 8. Preis: M. 2,50. Die einzige eine vollständige Uebersicht gewährende Schrift.

Musikalien für Violine und Piano. Lieblingsmärsche des Kaisers für Violine bearbeitet von Franz Biehl. Preis für Violine 1,20, für Pianino M. 1,20, Musikverlag von Carl Sacke in Breslau.

Gemsen-Eier. Alpin-Humoristisches in Wort u. Bild. Herausgegeben von Dr. E. Baybeeger. Erste Poetlan. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten. M. 1,20, eleg. gebd. M. 1,80.

Begriff der unzüchtigen Schrift und ihrer Verbreitung. (Str.-G.-B. § 184) von Dr. jur. Nikolaus Hazipetros. Preis 1,20 Mk. Verlag von Herm. Bahe's Buchhdl. (K. Hoffmann), Berlin.

Wichtige interessante Neuigkeit.

Kehrt zur Natur zurück!

Das naturgemäße Bad, Licht u. Luft, Erdkraft, Naturgem. Ernährung von **Ad. Just.** Br. geh. M 3,—. Eleg. geb. M. 4,—. In allen Buchhandlungen sowie portofrei von der Verlagsbuchhandlung.

Braunschweig. **A. Graff.**

Groß-Berlin. Bilder aus der Ausstellungsstadt, herausgegeben von Albert Kühnemann, literarische und künstlerische Leitung: Richard Schott, Verlag von W. Pauli's Nachf. (H. Jerosch) Berlin. Lfg. 2 u. 3 sind erschienen. Preis à 50 Pf.

Zu beziehen durch **Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin SW. 46, Hedemannstr. 9:**

Schneidt, Kellnerinnen-Elend. 1 Mk.

Schulz, Woher kommen die kleinen Kinder? 80 Pf.

Grobe Keile auf grobe Klötze. (Von Konrad Albert) 1,— Mk.

Buhr, Der Sozialismus in der Armee. 50 Pf.

Dan. Sanders, Sein Leben und s. Werke nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage. Herausgeb. v. Fr. Düsel 2. Aufl. Mit Photogr. 1,60 Mk. — **Pohl,** Pastor, Dr. D. Verhältniß d. Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon. 1,— Mk. — **Haberland,** Metamorphasen der Pflanzen. 50 Pf. — Wie unterscheidet sich die Methode der Mathematik von der der Philosophie? 80 Pf.

Grundzüge der Wissenschaft und technischen Ethik von Dr. Fred. Van. Preis 4 M. Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Universal-Malvorlagen! Soeben erschienen und allen Interessenten bestens empfohlen! Mappe I. Rasen und Feldblumen (8 Blatt) Preis 2,80 M. Mappe II. Amaretten (Die vier Jahreszeiten), (4 Blatt) Preis 2 M. Mappe III Vögel auf Blüthenzweigen (4 Blatt) Preis 1,50 M. Verlag von Walter Möschke in Leipzig.

Gewerbeordnung f. d. Deutsche Reich in der Fassung des Gesetzes von 1896. Nebst dem Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes v. 27. Mai u. dem Gesetz zum Schutze der Warenbezeichnungen. Mit Erläuterungen von R. Häingbaus, 11. Aufl. Preis 1 M. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandl. in Berlin.

Hausmusik. Blätter für musikalische Anregung und Unterhaltung. Vierteljährlich 6 Hefte zum Bezugspreis von Mk. 1,50 Pf. Einz. Hefte 30 Pf. Verlag von Hans Lustenader, Berlin W 30.

LE MAGAZINE INTERNATIONAL

Organe de la Société Internationale Artistique

11, Avenue Niel, PARIS.

Erscheint alle zwei Monat. Jährlich 8 Mark.

Metaphysische Rundschau.

Monatsschrift zum Studium der praktischen Metaphysik, Psychologie, orient. Philosophie und des gesammten Okkultismus. Herausgeber Paul Zillmann. Metaphysischer Verlag in Berlin-Zehlendorf, Parkstr. 8. Halbjähriges Abonnement 9 Mark. Einzelne Nummern 1 M. 70 Pf.

1. Heft, Juli 1896 enthält: **Physik, Metaphysik und Theosophie** von Dr. med. Franz Hartmann. **Suggestion und das Unbewußtsein** von Prof. P. Braun. **An den Thoren des Absoluten** von Prof. C. H. A. Bjerregaard. **Psychologie als Wissenschaft** von Dr. med. Alexander Wilder. **Die Zukunft des Okkultismus im Westen** von Dr. med. J. D. Buck. **Briefe, die mir geholfen haben** I von Jasper Niemand. **Die theoretische Grundlage der Astrologie** I von Alan Leo. **Metaphysische Rundschau,** redigirt vom Herausgeber. **Bücherschau.**

2. Heft, August 1896, enthält: **Okkulte Chemie** von Annie Besant. **Sitze des Bewußtseins im Körper** von Dr. med. A. W. Coryn. **Die Astralebene** von C. W. Leadbeater. **Der okkulte Weg** von C. S. **Eine Vision des Absoluten** von Prof. C. H. A. Bjerregaard. **Briefe, die mir geholfen haben** II von Jasper Niemand. **Die theoretische Grundlage der Astrologie** II von Alan Leo. **Metaphysische Rundschau,** redigirt vom Herausgeber. **Bücherschau.**

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 18. Juli 1896

III. Jahrgang | Nr. 94 | Jahrgang III

Provinzialbriefe.

III.

Der Atheistenklub.

Vor ein paar Jahren wurden die Vorgänge an einem pommerischen Gymnasium viel besprochen. Ein Schüler, der sich offen zur Sozialdemokratie bekannte, wurde relegirt, und seine vornehmen, hochbetitelten Verwandten suchten das Entmündigungsverfahren gegen den jungen Mann, dessen Vater gestorben war, anzuwenden, freilich erfolglos. Trauriger war ein zweiter Fall, der mit diesem zusammenhing. Der einzige Sohn blutarmer Krämersleute hatte sich bis zur Prima hinaufgearbeitet, auch er schloß sich jener sozialistischen Geheimvereinigung an; da er aber wohl keine Führerrolle spielte, blieb er von der Relegation verschont. Dagegen wurde er von dem Abiturientenexamen das erste Mal ausgeschlossen, weil er noch nicht die nöthige sittliche Reife besäße, und das zweite Mal fiel er durch. Da mochte er an seiner Zukunft verzweifeln und schied freiwillig aus dem Leben. Ein Inserat im Kreisblatt, durch das die um all ihr Glück auf einmal betrogenen bejahrten Eltern den Verkauf ihres Kramgeschäfts wegen Wegzugs vom Ort ausboten, schloß diese Gymnasiastentragödie von mangelnder sittlicher Reife.

Nur selten dringen solche Coulissengeschichten aus den Civilkadettenanstalten unserer auserwählten Kaste in die größere Oeffent-

lichkeit. Und doch wäre so der Niedergang der geistigen Cultur der höheren Stände leichter zu erklären, wenn man nicht nur die akademischen Zustände, sondern auch die Verhältnisse in den gymnasialen Jugendzuchthäusern mehr im Lichte der Oeffentlichkeit hielte. Der Reservelieutenant treibt seine Culturthätigkeit nicht nur als Richter und Staatsanwalt, sondern auch als Gymnasiallehrer, und das Direktorenkapitel nimmt eine hervorragende Stelle im Buch der modernen Dunkelmännlein ein. Trotzdem bekümmert man sich wenig darum, und wenn man jetzt in den Zeitungen die kurze Notiz liest, daß eine Anzahl Schüler der beiden oberen Klassen des Gymnasiums zu Zweibrücken das consilium abeundi erhalten haben, weil sie sich zu einem „Atheistenklub" vereinigt hatten, so lassen höchstens die Finsterlinge für einige Augenblicke das Gespenst der zunehmenden sittlichen Verwahrlosung der heranwachsenden Jugend erscheinen. Die übrige Welt aber bleibt gleichgiltig. Nirgends rührt sich das Bedürfniß, den vergewaltigten Jünglingen ritterlich beizustehen, geschweige denn, daß man den Fall für wichtg genug hielte, um ihn zum Gegenstand einer parlamentarischen Interpellation zu machen. So behalten das letzte Wort katholische Muckerorgane, die bei dieser Gelegenheit mit deutlicher Bezeichnung schuldige Lehrer denunziren, die noch immer nicht beseitigt seien, obwohl sie während des Unterrichts offen erklärt haben, der Glaube an Gott sei ein Unsinn und die Erzählungen aus der Bibel seien Märchen.

Es ist sicher anzunehmen, daß als Grund für jene Maßregelung intellektuell befreiter Gymnasiasten wiederum die mangelnde sittliche Reife angegeben wurde, spielt doch diese Zensur in der Welt, in der man sich am meisten langweilt, zugleich die Rolle des Ketzerrichters und Henkers. Sittlich unreif ist alles, was geistig reifer ist. Denn man hat schwerlich daran Anstoß genommen, daß jene verirrten Jünglinge durch die Lektüre der banausen materialistischen Schriften zu Verächtern der altjüdischen Mythologie geworden sind. Auch wenn sie statt durch den wissenschaftlich längst überwundenen Materialismus durch den Kantischen Idealismus von den atavistischen Zwangsvorstellungen befreit worden wären, hätte sie die rächende Gymnasialobrigkeit erreicht. Nicht um Klärung des wissenschaftlichen Bewußtseins und damit um ethische Festigung war es den

Kerkerrichtern der sittlichen Reife zu thun, sondern um die gewaltsame Festhaltung in protegirten Idiosynkrasien und damit um ihre geistige Niederdrückung und sittliche Zermorschung. Gewiß ist der heute ein lächerlicher smiles gloriosus des Geistes, der noch eine ernsthafte, ein Leben ausfüllende Aufgabe darin sieht, hitzig zu beweisen, daß Mythologie Mythologie ist und Pfaffen Pfaffen sind. Im Gegentheil sind diese am Mythologischen noch haftenden Elemente, sofern sie keine Heuchler sind, in der Fundamentalaufgabe unserer Zeit, im sozialen Freiheits- und Einheitskampf als werthvolle Bundesgenossen wohl zu schätzen, wie denn die platte Aufklärungssucht ein niedriges, und wo sie mit Verfolgungswahn verknüpft ist, ein verächtliches Gewerbe ist. Aber darin sollte man einig zusammenstehen, wo die Vertreter der Mythologie zu den Verfolgern und Unterdrückern der andern werden. Spürt man wohl etwas davon? Ueber allen Gipfeln ist Ruh, und die Zweibrückener Gymnasiasten kommen wahrhaftig in die Lage, sich noch anno 1896 als Giordano Bruno und Galilei zu fühlen, weil sie an die großartigen biblischen Märchenfiguren ebenso wenig glauben wie an Jupiter, Aphrodite, Priapus, Wodan, Loki oder an die Pagoden der momentan vielgeliebten gelben Rasse, und dies trotz all der glänzenden Heilerfolge, welche die moderne Psychiatrie erzielt hat.

Der Kulturkampf gegen die Mythologie im Geiste der Wissenschaft und Toleranz war die eigentliche Aufgabe des Liberalismus. Auch auf seinem Krongut ist er erfolglos geblieben. Er hat nicht die Menschheit zu der Ueberzeugung zu erheben vermocht, daß das Mittel gegen skeptische Zersetzung und Auflösung nicht der Aberglaube, sondern das wissenschaftliche Bewußtsein ist, das alle Bedürfnisse des Denkens, Wollens und Fühlens gleichermaßen erfüllt. Ja, auf seine alten Tage ist er gar selber wieder fromm geworden, zum Mindestens hält er es für profitabel, wenn die abscheulichste, die eigentliche Gottlosigkeit, der Unglaube an geistige Freiheit und Wissenskraft dem Volke erhalten bleibt, wenn nöthig, mit der Peitsche. Der mit allen Lastern der Senilität behaftete Liberalismus bekommt höchstens noch Erektionsanwandlungen, wenn in einem Volksschulgesetz thatsächliche Zustände legitimirt werden sollen, während er gegen das illegitime Fortwuchern nicht das Mindeste

einzuwenden hat. Er kitzelt seine Schlaffheit noch allenfalls mit blutrünstigem Jesuitenwahn, aber er tauft seine Kinder, segnet sie komfortabel ein und fährt in gleißender Brautkutsche zur Kirche, deren Geistliche er allerdings bitter haßt, sofern sie es wagen, mit dem Christenthum Ernst zu machen. Dann ist er sogar fähig, einem Atheistenklub beizutreten; denn der liebe Gott darf nie und nimmer das Recht haben, seine zweckmäßigste Einrichtung, die Scheidung zwischen Arm und Reich, zwischen Sklaven und Herren aufzuheben, und ebensowenig dürfen die Stellvertreter Gottes in diesem Sinne sein Reich predigen, dieweil sie das erstlich nichts angeht, und zweitens den liberalen Charakterkopf verdrießt und ärgert. Den jungen Märtyrern des Zweibrückener Atheistenklubs aber zu helfen, das fällt ihm nicht ein. Das ist kein liberales Geschäft und bringt nichts ein.

So steigt der Liberalismus in's Grab, ohne den Sieg der liberalen Weltanschauung erlebt zu haben, ja ohne sich redlich um ihn zu mühen, eine lächerliche Gestalt, die nichts mehr von dem Flitterglanz ihrer Jugend erhalten hat als den verführerischen Namen, wie die invalide Veteranin des Horizontalen noch immer genau so lockend Nelli oder Anni heißt, wie dazumal in ihrer vorhistorischen Zeit, als sie den ersten Kuß empfing oder gab. Kein Geschick ist so gerecht und verdient, wie das des bürgerlichen Liberalismus. In Deutschland bedeutet jede neue Wahl eine neue Niederlage des Liberalismus. In Oesterreich ist er jämmerlich in der schmutzigen Hochfluth des Antisemitismus ersoffen, und man kann nicht sagen, daß er selbst ein solches Bad nicht nöthig gehabt hätte. Sogar England berauscht sich nicht mehr an der liberalen Phrase, sondern beugt sich lieber konservativem Regiment, und das Mutterland des Liberalismus, Frankreich, gönnt ihm nur noch eine Gnadenfrist, indem es ihm radikale Injektionen macht. Am kläglichsten aber ist wohl das Ende des Liberalismus in Belgien. In den letzten belgischen Wahlen ist der Liberalismus einfach zermalmt worden, und es bleibt ihm nichts des Jämmerlichen mehr zu thun übrig, als durch ein Wahlbündniß mit seinem schwarzen Todfeind den rothen Drachen zu besiegen. Vielleicht reizt gerade eine solche Pikanterie seinen pervers stumpfen Geschmack. Jedenfalls ist der liberale Gedanke in Belgien am gründlichsten gestorben. Der Kampf um die

Digitized by Google

Macht wird nur noch zwischen der klerikalen und radikal-sozialistischen Demokratie, zwischen dem Reich Gottes im Himmel und dem Reich Gottes auf Erden ausgefochten. Auch hier ist der Liberalismus in seiner Lebensaufgabe, der Ueberwindung des Mittelalters, erfolglos geblieben, in dem Zukunftskriegen gegen den rothen Feind wird er gar nur noch als Landsturm ohne Waffe requirirt. Es scheint, als ob die klerikale Demokratie in Belgien mit letzten Entscheidungen rechnet. Ihre Wahlmanifeste athmen prophetische Leidenschaft und ihre aufgeregte Phantasie lodert in dämonischen Traumgesichten. Man fürchtet, nach dem letzten gewaltigen Wahlerfolg der Sozialisten, daß Belgien bestimmt sei, das Probeland des zur politischen Macht gelangten Sozialismus zu sein, der weder mit den bankerotten Kongostaat-Spekulanten noch mit den glänzend gestellten Rentnern des Mittelalters, dem Klerus sonderlich sanft umgehen werde. Was Wunder, daß sich das durch die Schreckbilder moderner Hunnengefahr verstörte Gemüth selbst an der Phantasie einer ausländischen Intervention im Fall eines sozialistischen Wahlsieges erbaut, ohne die verhängnißvolle Erinnerung an die große Revolution zu fürchten. Dem rothen Atheistenklub die heilige Allianz! . . .

Der faulende Liberalismus hat nicht nur seine negative Aufgabe, die Beseitigung der mythologischen Weltknechtschaft, nicht erfüllt, noch weniger ist es ihm gelungen, die erhabene Entdeckung der großen Geister des Liberalismus, die Humanitätsidee, zum Siege zu führen. In der Sphäre deutscher liberaler Akademiker ist jener Irrgeist aufgewachsen, der das tiefste Erzeugniß des menschlichen Bewußtseins, die humane Sittlichkeitsidee zu vernichten wähnte, indem er es leugnete. Die moderne Sittlichkeitsidee hat dasselbe Existenzrecht und denselben Existenzwerth wie irgend eine andere Entdeckung des Menschengeistes, etwa in dem Gebiet der Naturwissenschaften. Genau so, wie man die ethische Fundamentalentdeckung der Menschlichkeit zu widerlegen wähnt, widerlegt der bornirte Handwerker die Maschine, die er haßt, indem er ihre Zerstörung predigt. Da die moderne Ethik eine Entdeckung des Menschen ist wie die Eisenbahn und die Elektrizität, so kann man sie nicht anders bekämpfen wie die naturwissenschaftlich technischen Errungenschaften. Wie vor dem modernen Sittengesetz, graut schwärmernder Romantik vor der herrlichsten Staffage der modernen Landschaft, dem rollenden Zug. Das ist

die romantische Widerlegung der modernen Kultur, die freilich unendlich höher steht als die gewaltsame Unterdrückung durch den Egoismus reaktionärer Selbsterhaltung. Es stünde noch gut um den Liberalismus, wenn er zur Preisgebung seines köstlichsten Erzeugnisses nur durch den Schattentanz der Romantik verführt worden wäre, der das moderne Sittengesetz nüchtern erscheint, weil sie selbst im Grunde nüchtern ist und darum nach stärckeren Sensationen giert. Nein, der Liberalismus hat sein stolzestes Gut anstandslos an die sittliche Entartung ausgeliefert, welche in der Leugnung des Humanitätsgedanken — in der wüstesten Orgie reaktionärer Schamlosigkeit wurde die verbale Spottgeburt der „Humanitätsduselei" erzeugt! — eine Beschönigung der eigenen Gemeinheit sucht. So hat der Liberalismus nicht nur geduldet, sondern auch gefördert jene Colonialwirthschaft, die in den Fällen Leist, Peters und Wehlan die verpestenden Gase ausströmte, die man erst abwehrte, indem man sich die Nase zuhielt und ein bischen schimpfte, während man bei allem Tadel der Auswüchse daß sittliche Grundprinzip der humanen Menschengleichheit selbst aufgab. Der Liberalismus hat nicht einmal begriffen, was er that, indem er Ausnahmen von dem Humanitätsgedanken zuließ, und der naiven wunderschönen Ueberschwänglichkeit des 18. Jahrhunderts von den besseren Wilden das Dogma von der schwarzen Bestie entgegensetzte, obgleich die Wissenschaft, welche sich auf Sprache und Litteratur stützt, den Begriff des Wilden gar nicht mehr kennt und so die Humanitätshypothese, die Grundlage der modernen Kultur, nachträglich durch die Empirie bekräftigt.

Man muß gerührt und ein wenig interessirt lächeln über die romantischen Versuche, die Ethik zu atomisiren, indem man die Hallucinationen des großen Ichs kultivirt. Eine allerschwerste Kulturgefahr aber ist die grundsätzliche Preisgabe der Humanitätsidee zu Gunsten spekulativer Brutalität. Gewiß, auch der Liberalismus hat sich entrüstet über die in der Form einer Verurtheilung zu 500 Mark erfolgte Freisprechung des korrekten preußischen Assessors Wehlan, obwohl er mindestens ein Dutzend Mal zum Tode verurtheilt worden wäre, wenn er die Kulturthätigkeit, die er der schwarzen Bestie hat zu Theil werden lassen, an den weißen Mitbrüdern in Berlin exekutirt hätte. Aber diese Entrüstung

ſtammte nicht daher, weil das größte Verbrechen wider den modernen Geiſt, der Frevel an der Humanität, ungeahndet blieb, ſondern weil der allzu kraſſe Fall die geliebte Brutalitätsidee ſelbſt kompromittirte. Ein bischen Verſündigung an der Humanität, an dem Prinzip der Menſchengleichheit, hätte nicht nur nichts geſchadet, das hätte im Gegentheil dem Ideal des Zeitalters korrekter Schneidigkeit entſprochen.

Es iſt ſtets widerwärtig, nach härterer Beſtrafung eines Sünders zu ſchreien. So mag man auch dem Aſſeſſor Wehlau, dem ſentimentalen Scheuſal ſein Glück gönnen. Es iſt ja fraglich, ob nicht überhaupt das ganze Strafrecht entbehrlich iſt, und ob Zuchthaus und Gefängniß auch nur ein einziges Verbrechen verhindert haben. Aber es iſt ungemein bezeichnend, daß gerade über die weiße weinende Aſſeſſorbeſtie jener ideale Richter zu Gericht geſeſſen hat, der nie zu finden iſt, wo er nothwendig iſt, wo über Meineide, Diebſtähle, politiſche Vergehen abgeurtheilt wird, jener Richter Comprendre, der milde verzeiht, weil ihm nichts Menſchliches fremd iſt. Es gibt kein Kapitalverbrechen, wo Richter Comprendre nicht an ſeinem Platz wäre. Und dennoch fehlt er faſt immer. Dafür iſt er aber plötzlich aufgetaucht, wo man ihn miſſen möchte, weil ihm das Unmenſchliche fremd bleiben könnte, dort wo es ſich um die unverzeihlichſte Todſünde, die Schändung der Humanitätsidee handelte. Man hat den Einfluß der Tropen begriffen, der in derartigen Prozeſſen die Rolle des bekannten großen Unbekannten bei Diebſtählen ſpielt, man hat den Charakter der ſchwarzen Kolonialbeſtie begriffen, man hat die hohen Pflichten und ſchwere Verantwortlichkeit eines ſchneidigen Aſſeſſors in den Kolonien begriffen, und ſo iſt der Mann, der ein Menſch zu ſein glaubt, weil er nach den Lehrbüchern zwar nicht der Zoologie, aber der Theologie, ein Un-Thier iſt, mit einer Strafe davon gekommen, für die man ſich noch nicht eine allzu ſtarke Nachtwächterbeleidigung leiſten kann. Was Richter Comprendre eben eigentlich begreift, war der Geiſt der liberalen Endherrlichkeit, der Verrath an dem Tugendideal und der Tugendſchöpfung des Humanitätsprinzips.

Nicht überall gibt der Liberalismus allerdings ſeine Tugendüberzeugungen ſo ſchmählich auf. Hier und da zeigt ſich eine Renaiſſance. Man möchte wieder gut machen, wieder zurücknehmen,

wieder beleben. Ein Menschenalter hindurch hat der Liberalismus den Internationalismus abgeschworen. Wie er das abscheuliche Märchen gläubig nachgebetet hat, daß Deutschland nur durch Blut und Eisen hat einig werden können, während überhaupt nur ein größeres Preußen aus dem Blutmeer entstanden ist, nachdem deutsche Fürstenverblendung damals den einigenden Federstrich verhindert hatte, als nach den Freiheitskriegen der rechte Augenblick zu organischer nationaler Einigung sich darbot, wie er am blindesten der Bismarcklegende gefröhnt hat, der übrigens vom Standpunkt der herrschenden Klassen viel weniger klug war als der verachtete und verspottete Metternich, so hat der Liberalismus auch jenen Nationalkultus und die daraus erzeugte Nationalitätenzerklüftung getrieben, deren Folgen jetzt ihn abschrecken, jetzt, wo es zu spät ist. Man hat gemeint, daß sich durch nationale Erhitzung die Volksmassen von ihren Interessen ablenken ließen. Nachdem man nun gesehen, daß diese Politik der Ablenkung vergeblich gewesen, erkennt man die große Dummheit, daß man nicht der rothen Internationale die geschlossene, internationale Phalanx des Besitzes entgegen stellte. Der deutsch-französische Krieg hat diese Möglichkeit wohl für immer vereitelt. Aber man erschöpft sich jetzt in Liebenswürdigkeiten gegen die ein Vierteljahrhundert lang unter dem Titel Erbfeind traktirten Franzosen, und während noch 1889 Begas, der Hoflieferant für Kunstsachen, ein zur Pariser Weltausstellung gesandtes Werk wieder bei Seite schaffen ließ, um oben nicht als Landesverräther zu gelten, wird heuer die Einladung zur Pariser Jahrhundert-Weltmesse mit stürmischem Dank angenommen und unverzüglich, in dem Scherzo-Prestissimo, das bei uns als höchste energischste Regierungskunst gilt, ein Commissar ernannt und nach Paris geschickt. Es ist viel Wesens von einem freundlichen Figaro-Artikel gemacht worden, welcher den deutschen Kaiser wegen der Annahme der Einladung rühmte und den französischen Chauvins den Text las. Man sollte derlei Stimmungsprodukte nicht überschätzen. Derselbe Figaro hat bei der ersten Nachricht von dem Besuch der Kaiserin Friedrich diese als Sendbotin des Völkerfriedens gefeiert, um zwei Tage darauf sie höhnisch darauf aufmerksam zu machen, daß es sich für einen ungeladenen Gast nicht schicke, so lange das Gastrecht zu mißbrauchen. Damals schloß dieses Völker-

friedensfest damit, daß der deutsche Kaiser in den Ministerrath mit den Worten trat: Einen Pfiff und — wir marschieren! So wird man vielleicht alsbald mit hoher Genugthuung in der rue Droûot die eigens erfundene Meldung begrüßen, der deutsche Kaiser habe bereits zugesagt, die Weltausstellung von 1900 zu besuchen, um, bei übler Laune und wenn der Boulevard es so will, ein paar Tage später zu schreiben, es sei ja erklärlich, daß Wilhelm II., der die ganze Welt bereise, es peinlich empfinde, daß ihm gerade das Herz der Welt verschlossen bleibe, indessen Paris sei nicht in der Lage, den Enkel Wilhelms I. anderswo zu empfangen als in — Berlin.

Immerhin sind Artikel, wie der des Figaro, ein Zeichen dafür, daß man auch drüben den Instinkt der bedrohten Bourgeoisie für die Zweckmäßigkeit internationaler Verständigung hat, und so kommt ein liberales Ideal doch noch zu Ehren, nachdem es zum Dogma der proletarischen Religion geworden ist, ohne daß man sich über die liberale Zeugungskraft Illusionen zu machen braucht. Es wäre aber in der That kein übler Gedanke, dies zur leitenden Grundidee der Pariser Jahrhundertfeier zu machen, der ja bis jetzt außer dem Kalendergedanken ein solches geistiges Band fehlt: den Versöhnungstag zu feiern der herrschenden Klassen aller Völker und unter dem Segen des schon jetzt nicht mehr allzu sehr befremdenden klerikalliberalen Bundes die Bismärckische verhängnißvolle Kriegspolitik zu begraben und auf ihrem Grabe im Geiste des großen Metternich die heilige Alliance weiter zusammenzuschließen gegen den wilden Atheistenklub der internationalen Sozialdemokratie. Dann könnte die internationale Lebewelt geruhsam und angstfrei sich in dem Vergnügungsparke tummeln, der angelehnt ist an die gewaltige Weltschau über die Schöpfungen geistiger und körperlicher Arbeit.

Tat-Twam.

Der Kampf um Gott.

In einer Zeit, wie die unsere, in der die Wogen der Opposition und Kritik nicht bloß gegen einzelnes Veraltete und Thörichte sich wenden, sondern geradezu gegen alles anstürmen, was bisher für heilig, gut und recht gegolten hat; in einer Zeit, in welcher die Neuerer auf allen Gebieten wohl in dem Einen einig sind, daß das Alte sterben muß, aber in den Vorschlägen eines neuen Besseren auf's Weiteste von einander abweichen, und in welcher andererseits auch die Vertheidiger des Alten sich gar wesentlich von einander unterscheiden, wo es nur darauf ankommt, zu sagen, wieviel denn von dem Bestehenden aufzugeben und wieviel unbedingt festzuhalten sei — in solch' einer Zeit der Gegensätze, der Fülle von Parteimeinungen und Einzelmeinungen, der allgemeinen Unsicherheit und Ungewißheit — da ist es für einen urtheilenden, selbstdenkenden Menschen, der nicht ohne weiteres auf diejenigen Ueberzeugungen schwört, welche ihm durch Erziehung und Umgebung aufgedrängt sind, kein leichtes Ding, in allen brennenden Fragen der Gegenwart sich ein sicheres und wohlbegründetes Urtheil zu bilden.

Ganz besonders schwer ist das aber gerade in den Fragen der Religion, einmal deswegen, weil vor allem in diesem Stück die Einflüsse der Kindheit und die Macht der Gewohnheit sich am stärksten zeigen und jede Abweichung vom Hergebrachten als gottlos und ruchlos zu brandmarken pflegen, und dann auch, weil gerade deswegen der Widerspruch gegen das bisher Geglaubte zu leicht und leider nur zu oft in die extremste Läugnung von allem gedrängt wird, was irgendwie mit Religion, Gott und ähnlichen Begriffen zu thun hat. Auf der einen Seite eine blindgläubige Orthodoxie, die jeden Zweifel, jedes Denken verpönt, das sich auch nur gegen die nebensächliche Kirchenlehre richtet — auf der andern ein haßerfüllter, religionsfeindlicher Radikalismus, der von einer gerechten Würdigung der religiösen Bedürfnisse des Menschenherzens nichts weiß.

So ist es nun auch im Besondern in betreff der Gottesfrage, die uns im Folgenden beschäftigen soll. Bei den einen die Forderung eines zweifellosen Glaubens: „Es giebt einen Gott" — bei den andern die selbstbewußt und sicher ausgesprochene Behauptung: „Es giebt keinen". Sollte die Frage wirklich so ganz einfach und selbstverständlich zu beantworten sein, wie Rechtgläubige und Atheisten einmüthig behaupten? Sollte man bei eingehender Prüfung nicht doch vielleicht noch zu andern Resultaten kommen? Sollte es in dem „Kampf um Gott", der in der Gegenwart geführt wird, den jeder Denkende in seiner eignen Brust zu führen hat, — sollte es da keine Vermittelung der Gegensätze geben,

keinen Friedensschluß, der Verstand wie Herz und Gemüth befriedigt? Suchen wir vom Standpunkte des von jeder Voreingenommenheit möglichst freien Denkens uns hierüber klar zu werden!

Wir fragen uns zunächst: Wie entsteht heutzutage in dem Menschen der Glaube an Gott? Die Antwort ist leicht und kurz: durch die Erziehung in Kirche, Schule und vielfach auch im Hause. Weiter: Als was für ein Wesen ist uns Gott beschrieben worden? Als ein Geist, der zwar einerseits allgegenwärtig in der Welt vorhanden ist, aber doch wieder andrerseits an einem besondern Ort, im Himmel, wo man sich diesen auch im fernen Weltenraum denken mag, in besonders hervorragender Weise anwesend ist — als ein Geist nach Art des menschlichen Geistes, ein denkendes, empfindendes, wollendes Wesen, nur durchaus vollkommen, ohne Irrthum und daher allwissend und allweise, ohne Schmerzgefühl und daher allselig — obgleich doch auch wieder Gefühle des Mitleids, des Erbarmens, des Unwillens und Zornes über die Sünden, also mit Unlust gemischte Empfindungen ihm zugeschrieben werden — endlich ein Geist ohne Sünde und Unvollkommenheit, d. h. ein heiliger, gerechter, allliebender Geist.

Sind uns für das Dasein dieses Gottes schlagende Beweise gegeben worden? Nein. Wenn das der Fall gewesen wäre, wenn das Dasein dieses Gottes sich beweisen ließe, würde wohl keiner daran zweifeln. Wohl wurde uns auch der eine oder andere gegen. Vernunftsbeweis dafür vorgetragen — und wir werden die wichtigsten derselben späterhin noch besprechen — aber diese Beweise müssen doch wohl nicht beweisend genug gewesen sein, sonst würden sie ja allen Zweifel besiegt haben. Es wurde uns ferner gezeigt, welchen Trost der Glaube gewähre — aber dieser Trost muß doch wohl nicht alle getröstet haben, sonst würden nicht so viele ihn verwerfen. Es wurde mit dem Gottesglauben das ganze sittliche Leben auf's engste verknüpft und uns gelehrt, daß wer an Gott nicht mehr glaube, auch in moralischer Beziehung ein schlechter, ein ruchloser Mensch sei. Sobald wir aber erkannten, daß die Sittlichkeit auch ohne jenen Glauben hoch und edel sein kann, daß gottlos und ruchlos nicht dasselbe bedeutet, fiel auch diese Stütze des alten Gottesglaubens. Vor allem aber wurde uns Gott bewiesen aus dem Bibelbuch, dessen unbedingte Autorität uns immer und immer wieder von allen Seiten als selbstverständlich hingestellt wurde. Aber sobald wir in der heiligen Schrift neben dem Göttlichen, Schönen und Edlen auch menschlichen Irrthum und menschliche Schwäche entdeckten, wurde auch diese Voraussetzung des Gottesglaubens für uns hinfällig.

Auf diese Weise geschah es und geschieht es fort und fort, daß Unzählige den Glauben an den Gott der Bibel und der Kirche verloren haben und, weil sie von einem andern Gott nichts hörten, nun theils offen, theils im Geheimen bekennen: „Es giebt keinen Gott".

Schreiber dieser Zeilen theilt diesen Standpunkt nicht. Ihm ist das Dasein Gottes so gewiß, wie sein eigenes. Nicht zur Gottesleugnung führt ein tieferes Nachdenken, sondern nur zu einer andern Auffassung und Vorstellung von dem Wesen und Wirken Gottes, als es bisher fast durchweg die große Masse der Menschen beherrscht hat. Wie können wir zu einer richtigen, vernünftigen Erkenntniß Gottes kommen? Nicht auf

dem Wege des Glaubens, sondern auf dem des Denkens. Nicht durch Bibelbeweise, sondern durch Vernunft und Wissenschaft. Nicht durch einfaches beweisloses Behaupten, sondern durch logisches Schließen.

Um Unbekanntes zu erfassen, muß man vom Bekannten ausgehen; um zum Begriff Gottes zu kommen, muß man von der Welt seinen Ausgang nehmen. Das haben auch viele Theologen und Philosophen gethan, um ihren Gott zu beweisen. Sie sagten — und diese Beweisführung hört man auch heute noch vielfach im Munde des Volkes, während die Gelehrten sie schon seit Kant aufgegeben haben —: Jedes Ding hat seine Ursache — wo eine Wirkung ist, da muß auch eine Ursache sein — so kann denn auch die Welt nicht ohne solche Ursache sein, sie muß irgend woher gekommen sein, von irgend einem X geschaffen sein, und dieses X, dieser Grund alles Seins, sei eben Gott. — Selbst wenn nun jene Voraussetzung, daß alles Vorhandene eine Ursache haben muß, richtig wäre, so käme man damit doch nicht zu dem erwünschten Ziele — denn dann müßte nicht bloß die Welt einen Schöpfer haben, sondern dieser Schöpfer wieder eine Ursache, einen andern Schöpfer, und so fort, so daß unser Denken doch schließlich nie zur Ruhe käme. Aber jene Voraussetzung ist auch eine falsche. Das Gesetz der Kausalität, das Gesetz von Ursache und Wirkung, lautet nicht: alles, was vorhanden ist, hat eine Ursache — sondern alles, was entstanden ist, hat eine Ursache. Und da lehrt uns denn nun nicht bloß die Erfahrung, sondern vor allem die Wissenschaft, daß nicht alles in der Welt entstanden ist, daß es auch etwas Ewiges, Unvergängliches in ihr giebt. Alle Einzelwesen freilich entstehen und vergehen. Wir sehen es z. B. mit eigenen Augen, wie aus dem Samenkorn die Pflanze sich entwickelt, blüht, Früchte trägt, und schließlich, wenn ihre Lebenszeit erfüllt ist, verdorrt, abstirbt und in ihre Bestandtheile sich auflöst. Wir wissen, daß Thier wie Mensch endliche Wesen sind, die Anfang und Ende haben; wie selbst die unorganische Natur, die scheinbar ewigen Steine und Erden einer beständigen Veränderung unterworfen sind, wie auch sie, wenn auch nach längeren Zeiträumen, dem Untergang verfallen. Die Wissenschaft kündet uns vom Werden und Vergehen selbst der Erde, der Planeten, der Sonnen und Himmelskörper. Von keinem Einzelding können wir sagen: Es ist immer gewesen und wird immer sein. Wenn wir die Welt oberflächlich betrachten, so scheint es wahr zu sein: Nichts ist beständig, als nur der Wechsel. Gehen wir aber an der Hand der wissenschaftlichen Forschung dem Weltwesen näher auf den Grund, so lernen wir das Beständige in allem Wechsel kennen, das Ewige im Vergänglichen.

Die Chemie, die Wissenschaft von dem Wesen der Stoffe, hat unwiderleglich nachgewiesen, daß die Körper sämmtlicher Naturwesen, vom Menschen bis zum Stein, ja bis zur scheinbar körperlosen Luft herab, zusammengesetzt sind aus nicht mehr als circa 70 Grundstoffen oder Elementen, welche allein durch ihre verschiedenartige Zusammensetzung oder Verbindung die ungeheure Mannigfaltigkeit der Myriaden von Naturerscheinungen bewirken. Sie hat mit Wage und Retorte es als sicheres Ergebniß dargethan, daß alle Veränderungen, welche wir im Leben der Natur wahrnehmen, in nichts anderem bestehen als in einer Trennung

der bisher verbundenen Elemente und in einer neuen Verbindung derselben in anderer Mischung, und daß bei dieser Trennung und neuen Verbindung auch nicht das kleinste Stofftheilchen verloren geht oder hinzukommt, wenn es dem oberflächlichen Betrachten auch anders erscheint. Dieses Gesetz von der Erhaltung des Stoffes, von der Ewigkeit der Materie, das zuerst von dem berühmten französischen Chemiker Lavoisier aufgestellt worden ist, bildet heute die unbestrittene Grundlage aller chemischen Forschung. Von dem Stoff können wir heute nicht mehr sagen: er ist entstanden — sondern wir müssen ihn ewig nennen, ewig nach Vergangenheit und Zukunft.

Ganz dasselbe gilt von den Ursachen aller Bewegung dieser Stofftheilchen, von den sogen. Kräften oder Naturkräften. Die Wissenschaft der Physik oder der Lehre von den Kräften, welche in der Natur wirksam sind, nennt uns verschiedene Arten derselben: Schwerkraft, Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus, chemische Verwandtschaft u. a. und hat in ganz derselben Weise, wie die Chemie für den Stoff, auf ihrem Gebiet für die Kraft den Lehrsatz aufgestellt, daß die im Weltall vorhandene Menge von Kraft oder Energie wohl verschiedene Formen annehme, bald als Wärme, bald als Licht, bald als Elektrizität u. s. w. erscheine, aber doch immer, was das Quantum anbetrifft, dieselbe bleibe, daß auch nicht die geringste Kraft verloren gehe, vielmehr die in der Natur vorhandene Kraftmenge immer dieselbe bleibe. Dieses Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das durch die Forschungen Robert Mayer's und Helmholtz' zum unveräußerlichen Hauptsatz der physikalischen Wissenschaft erhoben worden ist, lehrt uns die Ewigkeit und Unvergänglichkeit der Kraft.

Wir haben mithin in dem Wechsel der Erscheinungen etwas Festes und Unzerstörbares, etwas Gleichbleibendes und Ewiges — es sind die in dem Universum vorhandenen Stoffe und Kräfte. Diese bilden das Wesen, den Grundstock der Welt. Alles Einzelne ist nur Erscheinungsform dieses ewigen Seins. Sind Stoff und Kraft aber ewig, so fällt die Frage nach ihrem Ursprung in ein Nichts zusammen, und das Gesetz der Kausalität bezieht sich nur auf die vergänglichen Erscheinungsformen dieses einen Urwesens. Wenn ich hier von „einem Urwesen" rede, so ist das eigentlich eine Hypothese. Wir kennen bis jetzt nur eine Vielheit von Stoffen und eine Vielheit von Kräften. Aber nicht bloß ist es eine Annahme der Naturwissenschaft, daß die einzelnen Stoffe und Kräfte auf einen Urstoff und eine Urkraft zurückzuführen sind, und daß Stoff und Kraft wieder so auf's engste mit einander verbunden sind, daß sie im Grunde eins sind — sondern es ist auch eine in der Natur unseres Denkens begründete Nöthigung, alles Einzelne in ein einiges Ganzes zusammenzufassen und es als eine solche Einheit unserm einigen Selbstbewußtsein gegenüberzustellen. Diese Einheit von Stoff und Kraft, dieses ewige Grundwesen der Welt, das sich in der Welt der Erscheinungen offenbart, das ist der Gott des modernen Denkens. Ueber diesen Gott führt unser Denken uns nicht hinaus. Es ist das nicht ein Gott, der außerhalb der Welt ist und als ein Einzelwesen der Welt als einem zweiten Einzelwesen gegenübersteht, auf das er wirkt, das er leitet, wie ein König sein Land regiert.

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Es ist das nicht ein Gott, an den man glauben muß und nur glauben kann — nein, es ist ein Gott, an den man nicht nur glauben kann, an den man glauben muß — ein Gott, von dem man auf das festeste überzeugt ist, von dem man weiß, deswegen weiß, weil man sein Wirken und Walten täglich vor Augen hat.

Freilich ist es auch nicht ein solcher Gott, der uns in seinem ganzen Sein und Wesen klar und verständlich und faßlich ist, den wir ergründen und begreifen können — im Gegentheil, von ihm heißt es:

„der seinem Wesen nach blieb immer unbekannt".

Mit dem vorhin Gesagten von Kraft und Stoff ist das Räthsel der Welt nicht gelöst, es bleibt ein dunkler und wohl für immer unfaßbarer Rest. Auch wir können auf den Altar unseres Gottes schließlich keine bessere Inschrift setzen als die, welche Paulus in Athen gefunden hat, die Inschrift: „Dem unbekannten Gott".

Aber begnügen wir uns auch mit diesem Ignoramus, mit dem Eingeständniß: wir wissen nichts näheres über das Geheimniß des höchsten Weltwesens. Versuchen wir es nicht, uns Gott menschlich näher zu bringen, indem wir ihn nach unserm Bilde gestalten, ihm menschliche Eigenschaften beilegen.

Die ganze Geschichte des Gottbegriffs ist eine fortgesetzte Läuterung und Reinigung desselben von niedrigen, menschenartigen Vorstellungen. Wie der Mensch, so war sein Gott. Auf der untersten Kulturstufe erscheint Gott bezw. die Götter — auf Ein- oder Mehrzahl kommt es hier nicht an — als nichts weiter, denn ein ins Große und Uebermenschliche gesteigertes Menschenwesen. Daß es einen menschlichen Körper besitzt und menschliche Bedürfnisse hat, gilt als selbstverständlich. Ich erinnere nicht bloß an die grobsinnliche Auffassung der griechischen Götterwelt, nein, auch sogar in den ältesten Sagen des jüdischen Volkes spukt noch diese Körperhaftigkeit Gottes herum: Nachdem Gott in 6 Tagen die Welt geschaffen hat, ruht er am 7. Tage aus von seiner Arbeit — ist das göttlich oder menschlich? Wie ganz anders ist Jesu Gottesauffassung von dem Vater, der bis hieher d. h. immerfort wirket! Im Garten Eden ergeht sich Gott in der Kühle des Abends — der gläubigste Christ wird solche Erzählung nicht mehr wörtlich nehmen können. Der Gott Moses, der übrigens die Gesetzestafeln eigenhändig mit seinen Fingern schreibt, ist noch des Volkes Israel Privatgott, neben dem die Götter der andern Völker noch eine gewisse Selbständigkeit behaupten, ein Gott, der Opfer und Ceremoniendienst verlangt und die grausamste Ausrottung der Feinde mit Feuer und Schwert gebietet. Erst bei den Propheten und dann bei Jesus erhebt sich die Gottesidee über alles Körperliche, Sittlich-Niedrige und Engherzig-Nationale zu dem die ganze Welt lenkenden Gottesgeiste. Bei ihnen ist Gott reiner Geist und vollkommen sittlicher

Geist. Sein Wesen ist vor allem Geist und Liebe. Und diese Gottesvorstellung ist bis heute die herrschende geblieben. Können wir dieselbe theilen? oder werden wir auch diese Auffassung als eine Vermenschlichung Gottes ansehen müssen, die zu überwinden ist?

Zunächst ist der Satz richtig: „Gott ist Geist"? Ich will hier nicht weiter davon reden, was ich schon am Anfang dieser Abhandlung gestreift habe, daß, wenn Gott ein reiner Geist ist, er nothwendig nicht an einem besonderen Orte, im Himmel, seinen Aufenthalt haben kann, sondern vielmehr in der ganzen Welt gegenwärtig sein muß — daß demnach zwischen der Lehre von der Allgegenwart Gottes und der von seinem besonderen Wohnsitz im Himmel ein Widerspruch vorhanden ist, der freilich den meisten nicht klar zum Bewußtsein kommt, ganz abgesehen davon, daß die Schwierigkeit, im Weltenraum ein solches Allerheiligstes zu konstruiren, immer größer wird — ich will nur fragen: Können wir uns Gott als ein Geisteswesen denken, das in der Welt allenthalben vorhanden ist, als einen, wie man es genannt hat, Weltgeist oder Weltseele? Es kommt darauf an, was man unter diesem Ausdruck versteht. Wenn man damit weiter nichts ausdrücken will, als daß Gott das Leben in der Welt ist, das Bewegende, die Lebenskraft des Universums, so läßt sich nichts dagegen sagen. Aber mir scheint, daß der Ausdruck „Geist" hier etwas Unbestimmtes, Unklares und leicht Irreführendes an sich hat. Was nennen wir sonst Geist? Doch vor Allem und fast allein das räthselhafte innere Sein des Menschen, welches Gedanken, Gefühle und Willensentschlüsse hervorbringt. Etwas ähnliches finden wir nur noch in den Thieren, denen wir Geist und Seele in beschränktem Maße nicht werden aberkennen dürfen. Die übrigen Naturwesen erscheinen uns als geistlos, nur in übertragenem Sinne können wir auch sie als beseelt bezeichnen. Haben wir nun ein Recht, Gott, dem höchsten Wesen dieselbe Geisteseigenschaft zuzuschreiben, die wir selber haben? ihn uns vorzustellen als einen Gott, der fühlt, der denkt, der will? — denn das ist doch das Merkmal eines Geistes, wenn man überhaupt damit noch einen klaren Begriff verbindet und nicht nach dem Wort handelt: „Wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein." Dürfen wir Gott einen solchen menschlichen Geist beilegen, wenn auch einen zur höchsten Vollkommenheit erhabenen menschlichen Geist? Mir scheint auch darin ein Herabziehen Gottes in das Gebiet des Endlichen und Vergänglichen zu liegen. Der menschliche Geist ist an das Gehirn gebunden, ohne Gehirn kann der Menschengeist nicht thätig sein. Kann man annehmen, daß der Weltseele auch ein ähnliches stoffliches Organ zu Grunde liegt? — Man schätze den Geist des Menschen doch nicht so hoch, daß man ihn unbedingt auch dem Ewigen beizulegen sich gedrungen fühlt. Der Geist ist das höchste Produkt der Natur, das wir kennen — ist es aber etwas so Hohes, daß für Gott nichts Höheres mehr übrig bleibt? Ist es nicht schließlich ebenso menschlich von Gott gedacht, wenn wir ihm einen vollkommenen Geist als wenn wir ihm einen vollkommenen Leib zuschreiben?

Man hat gesagt: Woher kommt denn die Ordnung in der Natur, daß alles im Großen wie im Kleinen nach unveränderlichen und unwandelbaren Gesetzen vor sich geht? Kann es denn Gesetze geben ohne Gesetzgeber, eine Ordnung ohne Ordner? Sind wir nicht genöthigt,

einen Geist anzunehmen, der die Welt so vernünftig angelegt hat? Ich meine, wir sind durchaus nicht dazu gezwungen. Wir können uns ebensogut eine Ordnung, eine Gesetzmäßigkeit denken, die ewig ist und darum keines ordnenden Geistes bedarf, wie wir uns eine Materie vorstellen, die von Ewigkeit her und darum ungeschaffen ist. Wir würden auch mit der Annahme eines Gesetzgebers garnicht weiter kommen und die Sache erklären — denn dann müßte unser Denken wieder weiter fragen: „Wo ist der denkende Gottesgeist hergekommen?" Es ist nur die Mangelhaftigkeit unserer sprachlichen Ausdrücke: Gesetz und Ordnung, welche so leicht dazu verleitet, einen ordnenden, gesetzgebenden Geist dem Weltall unterzulegen.

Man hat hingewiesen auf die Schönheit in der Natur, die wir ausgegossen sehen über Himmel und Erde, über Berg und Thal, über Wald und Strom und Feld und Blume. Gewiß, herrlich und schön sind die Werke der Natur, wenngleich man auch die Kehrseite: das Häßliche nicht übersehen darf, von dem sich doch auch nicht wenig findet. Wird aber die Pracht der Natur erklärt durch die Annahme eines über die Welt erhabenen Geistes? Ist es nicht einfacher, sich mit dem einen Unerklärlichen, nämlich der Welt, wie sie ist, zu begnügen, als dieses eine Unbekannte erklären zu wollen durch ein anderes Unbekanntes? Jeder, der die Anfangsgründe der Algebra kennt, weiß, daß man dadurch keine Gleichung löst, daß man für das X ein Y einsetzt.

Woher, so hat man weiter gesagt, kommt die Zweckmäßigkeit in der Welt? Man hat erinnert an den kunstvollen Bau der Pflanzen, Thiere und Menschen. Aber wie kann man von Zweckmäßigkeit reden, wenn man den Zweck der Welt garnicht kennt? Oder ist das Ziel alles Seins etwa der Mensch und sein Glück? O, wie vieles ist dem Menschen unerreichbar, wie vieles ist ihm feindlich und verderblich! Oder ist der Zweck der Welt die Entfaltung und Entwicklung aller Einzelwesen, ist jedes Wesen um seiner selbst willen da? O, wie oft werden die Individuen in dieser Entfaltung gehindert, wie viel feindliche Gewalten setzen sich der Erfüllung dieses Zweckes, der in jedem Geschöpf selbst liegen soll, entgegen! Wir kennen den Weltzweck garnicht und können im Grunde weder von Zweckmäßigkeit noch von Zwecklosigkeit reden. Wir können nur sagen: der Zweck der Welt ist, daß sie da ist und nach ihren Gesetzen sich regt und bewegt. Wir kennen keinen Zweck außerhalb der Welt.

Will man die Ordnung und Gesetzmäßigkeit in der Natur in bildlicher Weise als Weisheit, Vernunft oder Geist bezeichnen, so mag man es thun, bleibe sich dessen aber bewußt, daß diese Weisheit, dieser Geist etwas ganz anderes ist als Menschenweisheit oder Menschengeist — für den irreligiösen Menschen weniger, für den religiösen Menschen aber, der sich nicht in thörichtem Hochmuthe als Topf gegen seinen Töpfer erhebt, unendlich mehr — wie die Schrift in ihrer Ausdrucksweise sagt: „Meine Gedanken sind höher als eure Gedanken." Will man mit der Bezeichnung: „Gott ist Geist" nur ausdrücken, daß Gott eben das in jeder Beziehung Höchste ist, daß er auch über dem Menschengeiste steht, so ist dem inhaltlich durchaus beizustimmen, jedoch hinzuzufügen, daß der Ausdruck: „Geist" dafür übel gewählt ist und leicht zu Mißverständnissen

Digitized by Google

fährt und darum lieber nicht von Gott gebraucht werden sollte. Man begnüge sich mit der Bezeichnung: Gesetzmäßigkeit und Ordnung; höchstens wäre „Vernunft und Weisheit“ zulässig, das Wort „Geist“ aber erinnert zu stark an menschliche Eigenschaften.

Dasselbe gilt von dem Ausdruck „persönlicher Gott“. Ein persönlicher Gott ist eben ein Gott, der Geist ist. Ein „unpersönlicher“ ein solcher, dem diese Eigenschaft nicht beigelegt wird. Da man aber bei der letzteren Bezeichnung nur zu leicht in die Versuchung kommt, sich Gott untermenschlich vorzustellen, wie man wohl sagt als „blinde Naturkraft“, wodurch alle Religion aufgehoben würde, so wäre vielleicht das Wort „unpersönlich“ am besten geeignet, um zugleich das religiöse und das Verstandes-Interesse zu wahren.

Von hier aus regelt sich dann auch die Stellung, welche wir einzunehmen haben gegenüber den sogen. Eigenschaften Gottes. Soweit dieselben physische sind, werden sie auch auf unsern Gottesbegriff zutreffen. Auch unser Gott ist ewig. „Du hast die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hände Werk. Sie werden vergehen, aber du bleibest. Sie werden alle veralten, wie ein Gewand; sie werden verwandelt wie ein Kleid, wenn du sie verwandeln wirst. Du aber bleibest, wie du bist, und deine Jahre nehmen kein Ende“ — so können cum grano salis auch „Neugläubige“ sprechen. Auch unser Gott ist allmächtig, nicht zwar in dem Sinne, als könnte er so und auch wieder anders handeln, nicht als schaltete er willkürlich nach seinem Belieben — aber er ist die Macht, durch die alles geschieht, nichts geschieht ohne ihn; sein Wirken ist ein fest bestimmtes und geregeltes, nicht Laune eines Tyrannen, sondern Gleichmäßigkeit eines Charakters; sein Wille sind die festen, unabänderlichen Gesetze der Natur. Auch unser Gott ist allgegenwärtig: es giebt nichts, wo er nicht ist: „Mein Gott ist überall! Wo der Strom blaut, wo der Himmel thaut, wo die Wolken sich jagen, wo die Nachtigallen schlagen, wo die Erde schweigend in Schnee sich hüllt, wo der Lenz aus Millionen Knospen quillt. Er ist mir nah! Er ist überall da! Im freien Geist ist er am herrlichsten da!“

Die andern herkömmlichen Eigenschaften Gottes jedoch: seine Allwissenheit, Allweisheit, Heiligkeit und Liebe, welche mit der Geistigkeit Gottes zusammenhängt, werden wir nur mit einer gewissen Einschränkung übernehmen können, mit der nämlich, daß sie nur im bildlichen Sinne zu verstehen sind. Die Allwissenheit Gottes, so könnte man sagen, ist nur ein anderer Ausdruck für das Bewußtsein des Menschen, daß auch das Verborgenste und Geheimste sich der Herrscherhand Gottes nicht entziehen kann. Seine Allweisheit bedeutet, daß es keine höhere Weisheit giebt als die, welche in der Gottesoffenbarung der Natur zu finden ist, und daß alle menschliche Weisheit nur darin besteht, die großen Gedanken der Schöpfung nachzudenken. Gottes Heiligkeit liegt in der unbedingten Verpflichtung der Menschen, die Gesetze des Alls gewissenhaft zu beachten und in der Ahndung jeder Uebertretung derselben. Seine Liebe endlich ist ein Sinnbild für die Wahrheit, daß uns zwar nicht alles wirklich zum Heile dient, wohl aber, daß wir uns alles zum Heile dienen lassen sollen.

Auch hier werden wir, wie bei der Bezeichnung Gottes alles eines

Geistes, der Klarheit halber lieber auf Worte Verzicht leisten, welche nur unter wesentlicher Umdeutung für uns Werth haben können. Es ist redlicher und wahrheitsliebender, seine Unkenntniß in göttlichen Dingen einzugestehen, als Gott Eigenschaften beizulegen, die doch nicht im Stande sind, sein unerforschliches Wesen auch nur annähernd zu bezeichnen.

Schon aus dem bisher Gesagten geht zum Theil hervor, welche Stellung der Mensch dem Urwesen der Welt oder Gott gegenüber einzunehmen hat. Der Verstand des Menschen soll die Tiefen der Gott-Natur erforschen und ergründen, soweit es ihm gegeben ist, im übrigen aber sich vor Phantastereien hüten, die ihn nicht weiter führen. Der Wille soll die Gesetze des Universums beachten und sich nach ihnen richten, um sein Ziel, die Selbsterhaltung und Selbstbeglückung möglichst durchzusetzen. Das Gemüth des Menschen aber: wie soll das sich dem von Gott durchwalteten Weltall gegenüber stellen? Die ausgesprochenen Atheisten behaupten: „Der moderne Mensch fühlt sich auch dem Universum gegenüber nicht als Unterthan, sondern als freier Herr. Er wirft sich vor der Welt nicht in den Staub, sondern steht aufrecht.“ Mir scheint doch, daß dieses Gefühl stolzer Erhebung über die Welt nicht das Rechte ist. Es erinnert mich eine solche Denkweise nur zu sehr an ein undankbares Kind, das, vielleicht klug und reich geworden, seine Mutter verachtet. Aus dem Schooße des ewigen Alllebens sind wir alle hervorgegangen, in ihn kehren wir wieder zurück; alles was wir sind und was wir haben, von ihm haben wir's zum Leben — alles, worauf du stolz bist, deinen Geist, dein sittliches Empfinden, du hast es dir nicht selber gegeben, es ist alles Gabe, Geschenk des einen Ewigen und Unveränderlichen — und selbst das, was dir dein eigenstes Werk erscheint, deine That, dein Schaffen und Wirken, ist's nicht zum größten Theil Gnade? — hast du dir deine Energie, deine Thatkraft, dein Wollen selber geschaffen? hast du selber den Segen gesprochen zu deinen Werken? Und da willst du aufstehen und sprechen: „Ich bin der Herr, ich bin der Gott, und mag mich nicht beugen, vor niemand?“

Freilich man sagt: Es ist doch die Aufgabe des Menschen, die Natur zu beherrschen, sie seinen Zwecken dienen zu lassen. Schon bei der Schöpfung heiße es: „Machet euch die Erde unterthan!“ Aber diese „Herrschaft über die Natur“ erstreckt sich doch immer nur auf Einzeldinge und Einzelkräfte, nicht auf die Welt als Ganzes. Trotz aller Fortschritte der Kultur bleibt die Macht des Menschen doch gar sehr beschränkt, und feste Grenzen sind ihr gesetzt, die sie nicht überschreiten kann. Was ist größer: die Macht oder die Ohnmacht des Menschen? Wenn der Besitzer eines umfangreichen Gutes seinem kleinen Kinde ein Stücklein Garten übergiebt, damit es dort sich tummle als auf seinem Eigenthum, grabe, pflanze, gieße und sich seiner Thätigkeit erfreue — da wäre es doch eine Narrheit, wollte das Kind nun wähnen, es sei Herr über des Vaters ganzen Besitz, ja über den Vater selbst. Was ist der Mensch mit all seiner Weisheit, Kraft und Stärke gegenüber der All-Natur anderes als solch ein spielendes Kind.

Man mag über die menschliche Willensfreiheit denken, wie man will, im günstigsten Falle ist es doch nur ein kleiner Spielraum, welcher dem Menschen gegönnt ist zu eigner Selbstbestimmung; der Hauptsache nach

ist der Mensch ein Produkt der Natur, nicht seiner selbst. Diese Abhängigkeit von dem Gottwesen in der Welt ist der Kern aller Religion. Schleiermacher nennt darum die Religion „das Gefühl der Abhängigkeit von Gott." Wir empfinden dem Allwesen gegenüber unsere eigne Kleinheit und Unzulänglichkeit und beugen uns darum in Demuth vor dem Unendlichen. Das ist das Gefühl eines jeden, der sich der Natur mit reinem Sinn hingiebt. So empfand Goethe, der fern von allem Forscherdünkel und Wissenshochmuth, erklärte: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren."

Und diese Ehrfurcht vor dem Ewigen, aus dem auch unser Leben quillt und in das es mündet, dieser eigentliche Herzschlag aller Religion — so führt der scharf und besonnen denkende Prof. Paulsen in seinem System der Ethik aus — wird keineswegs gemindert durch die fortschreitende Erkenntniß. Denn je mehr der Menschengeist Neues erforscht, deste mehr Unerforschliches erhebt sich vor seinem Blick, um so reichere und höhere Wunder und Probleme bieten sich ihm dar. So ist denn auch durch den erstaunlichen Gewinn an neuen Erkenntnissen, welche die Wissenschaft in den letzten Zeiten gehabt hat, das Räthsel des Daseins keineswegs gelöst worden. In welche Abgründe der Unendlichkeit und des Undenkbaren hat uns die Astronomie geführt, welche ungeahnten Wunder und Geheimnisse hat uns das Mikroskop zur Lösung aufgegeben, wie haben sich die Aufgaben aller Wissenschaften je mehr und mehr ins Unendliche vermehrt! Die Wirklichkeit war uns und ist und wird uns immer sein ein erstaunliches Wunder, dessen abgrundtiefes Wesen auch die tiefsten Gedanken der Menschen nicht erreichen.

Doch mancher meint, wohl könne man die Unergründlichkeit und die psysische Uebermacht der Natur leugnen, aber Ehrfurcht, Achtung, Demuth ihr gegenüber fühlen, sich vor ihr beugen — das sei unmöglich für einen „moralischen Menschen." In der Natur, so sagt man, walten blinde Gesetze, die sich nicht kümmern um des Menschen Wohl und Wehe, die ohne Wahl den Guten wie den Bösen schädigen und verderben; die Natur habe kein Herz für den Menschen, sie verhalte sich gleichgültig gegen das Moralische. O die unausrottbare Eitelkeit der Menschen! Auch der Aufgeklärteste kann es nicht lassen, sich selbst anzusehen als den Mittelpunkt des Alls. Da muß alles *ihm* zum besten dienen, und wo das nicht geschieht, wo ihm einmal der kleine Finger weh thut, da ist gleich die ganze Natur nichts werth. Als ob das Glück des Menschen der Zweck der Welt wäre und wir nun ein Recht hätten, sie ichlecht zu nennen, weil uns manches in ihr nicht gefällt. Nein, du Mensch bist der Natur ganz gleichgiltig; ihr kommt es nur darauf an, daß ihre ewigen Gesetze sich erfüllen. Ob du dabei zu Grunde gehst oder nicht, das interessirt allein dich! Die Welt kann auch ohne dich bestehen. Willst du daher das Weh' meiden und dein Wohl suchen, so passe dich dem großen Ganzen an, richte dich nach ihm und verlange nicht, daß sich Gott und das Universum um deine wichtige Person drehen soll. Und wenn du die „Moral" ins Treffen führst und dich als großes moralisches Wesen dem „rohen, unmoralischen Universum gegenüber stellst, so sage doch einmal: „Wo hast du deine Moral her? Etwa aus einer anderen

Welt? — Daran glaubst du ja nicht mehr — oder nicht vielleicht auch aus dem Universum? Ist die sittliche Welt des Menschen nicht auch hervorgegangen aus dem einen Urwesen, aus der einen Gott-Natur? Da solltest du die Welt doch nicht so verächtlich behandeln, eine Welt, die dich, du „hohes, sittliches Wesen" hervorgebracht hat.

Und was ist denn deine Moral? Ist sie etwa das oberste Gesetz, nach dem alles gerichtet werden muß, ist sie etwa so über alles Irdische erhaben, daß du sagen kannst: Ich als moralisches Wesen stehe über der Natur? Ach, deine ganze Moral ist ja doch nur für dich da, für die Menschheit; sie ist nichts anderes als die Summe der Vorschriften für menschliches Leben, welche die menschliche Gesellschaft bisher für die besten gehalten hat — womit noch gar nicht gesagt ist, daß sie auch wirklich alle die besten sind — sie ist nichts weiter als versuchte Anpassung an die große Natur, an Gott. Was ist gut? Das, was dieser Natur, was Gott gemäß ist. Was ist böse? Das, was wieder die Natur ist, wider Gott. Nicht in dem Menschen liegt schließlich der letzte Maaßstab für gut und böse, sondern in der Gott-Natur selbst. Wer Gottes Willen thut, d. h. in unsere heutige Sprache übersetzt, wer in seinem Leben die Naturgesetze beachtet und respektirt, der ist gut, und der ist auch glücklich. Die Gottheit selbst ist das wahrhaft Gute. Es giebt nichts Gutes außer ihr. Was sonst gut genannt wird, ist es nur deshalb, weil es mit ihr übereinstimmt. All unser menschliches Gute, all unsere Moral ist nur dann etwas werth, wenn sie immer von neuem an der Natur kontrollirt und verbessert werden. Wo uns die Natur noch unmoralisch erscheint, da sind wir unmoralisch. Wo uns Unheil widerfährt, da tragen wir die Schuld. Wir besitzen noch nicht die Fähigkeit oder noch nicht den guten Willen, uns nach Gott zu richten, sondern verlangen, daß er sich nach uns richte.

„O mein Geist," so sagt ein tiefreligiöser Denker, „überlege doch, was es heißen sollte, wenn du sprächest: Das Ganze ist unvollkommen und Gott wirkt unvollkommen; ich aber weiß, wie es sein sollte. Erschrickst du nicht vor der Thorheit dieses Gedankens?" Ehrfurcht, Demuth, Ergebung und Gehorsam — das ist die richtige Stellung des Menschen der Gottheit gegenüber. Gott ist Alles, der Mensch Nichts. Des Menschen ganze Aufgabe besteht darin, daß er „die Wege des Höchsten lernt."

Odhin spricht: „Die Götter vergehen: sie dämmern! Aber unvergänglich ist der ewige Gott: Das Allgesetz. Traurige Thoren, welche da wähnen, Gott zu entgehen! Nichts ist ohne Gott, Niemand und Nirgend! Alles athmet und ist in Gott. Und ich, aller Einzelgötter oberster Gott, ich ehre in Ehrfurcht diesen Gott. Und mein Gott ist mein Trost!" (Dahn, Odhins Trost).

Dresden. Otto Petrenz, Prediger
an der deutsch-katholischen Gemeinde.

Der Kongostaat und seine Beamten.

Als ich im vorigen Jahre meine „Afrikanischen Skizzen“*) der Oeffentlichkeit übergab, wurde mir von berufenen und unberufenen Kritikern vor allem der Vorwurf gemacht, daß ich in dem letzten Abschnitt des genannten Werkes ein zu hartes Urtheil über den Kongostaat und seine inneren Verhältnisse gefällt habe. Ich ließ mich damals auf eine weitere Controverse nicht ein, im Vertrauen auf die Zukunft, die wohl noch entscheiden würde, ob ich in meinem Urtheil zu weit gegangen sei oder nicht. Ist doch noch selten das objektive Urtheil eines parteilosen Sachverständigen durch die späteren Ereignisse widerlegt worden. Die Affaire Stockes ist es, die plötzlich das internationale Interesse an dem Kongostaate und seinen Verhältnissen wachgerufen und Ansichten über denselben zu Tage gefördert, welche die meinigen an Schärfe gar weit übertreffen. Da sich vor einiger Zeit in einzelnen Zeitungen leise Andeutungen fanden, Belgien könne, falls Frankreich als Erstberechtigter, ihm den großen Lastposten, genannt „Kongostaat“, nicht abnähme, ein derartiges Anerbieten auch dem Deutschen Reiche machen, halte ich es für die Pflicht eines jeden, der die Verhältnisse kennt, mit seinem Urtheil nicht zurückzuhalten. Zu den letzteren glaube auch ich mich zählen zu dürfen, nachdem ich auf zwei Reisen innerhalb acht Monaten in den Jahren 1892 und 1893 das Gebiet des Kongostaates von Nord nach Süd (von Boma bis in den französischen Kongo) und von West nach Ost (von Banana bis Stanleyfall) durchzogen habe. Da ich zu jener Zeit schon acht Jahre angestrengter Thätigkeit in anderen tropischen Kolonien aufzuweisen hatte, glaube ich mit den nöthigen Erfahrungen ausgerüstet an die Ufer des afrikanischen Stromriesen gekommen zu sein, um in der verhältnißmäßig kurzen Zeit, während deren ich mich allerdings fast stets auf dem Marsche befand, ein schärferes Urtheil und einen genaueren Einblick in die Verhältnisse mir zu erwerben, als manch' Anderer in bedeutend längerer Zeit. Was ich daher in meinen „Afrikanischen Skizzen“ sagte, kann ich heute nur aufrecht erhalten und finde es zum großen Theile durch neue Berichte bestätigt.

Heute möchte ich nur die Qualität der Beamten und die administrativen Verhältnisse im Kongostaate etwas beleuchten, welche die Ermordung des Händlers Stockes möglich machten. Mit wenig Ausnahmen entstammen die Beamten des Kongostaates alle der belgischen Armee.

*) „Afrikanische Skizzen“ von Friedr. Martin, w. k. bayr. Rath. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schipping), 1895.

Es sind Unteroffiziere und Subalternoffiziere, die zumeist getrieben durch die Hoffnung auf hohe Gehälter und rasches Avancement sich für drei Jahre dem Staate verpflichten. Ein Urtheil über den Gehalt der belgischen Armee im Allgemeinen muß ich einer berufeneren Feder überlassen, das aber kann ich ruhig behaupten, daß sich die Unteroffiziere, die ich in Afrika kennen lernte, und es ist dies keine kleine Zahl, zum größten Theile als völlig rohe und ungebildete Menschen entpuppten, und daß leider auch die Offiziere nach meiner Ansicht weit unter dem Niveau standen, auf welchem sich die unserer deutschen Armee befinden. Daß ich natürlich auch rühmliche Ausnahmen kennen lernte, die aber eben leider nur die Regel bestätigten, will ich nicht verschweigen. — Verläßt man nun die Centralpunkte wie Boma, Matadi und Leopoldville, an welchen Orten sich naturgemäß auch Civilbeamte finden, trifft man nur noch Militärstationen, die je nach ihrer Wichtigkeit mit einem oder mehreren Europäern besetzt sind. Häufig sind Unteroffiziere ganz allein Kommandanten solcher Stationen, und dieselben haben ziemlich unabhängig über Hab und Gut, Leben und Tod der in ihrem Bezirk gehörigen Schwarzen zu entscheiden, soweit sie wenigstens die Macht in der Hand haben, mit den Waffen ihrem Urtheilsspruche Geltung zu verschaffen. Je weiter entfernt von einem der Hauptplätze eine solche Station liegt, desto ausgebreiteter und unumschränkter ist natürlich die Machtbefugniß und desto ungenirter kann dieselbe überschritten werden. Meine persönlichen Erfahrungen in dieser Hinsicht waren, obwohl ich unter speciellem Schutze der Regierung reiste, nicht die angenehmsten, doch will ich dieselben als längst überstandene und daher vergessene Leiden nicht weiter berühren.

Zu welchen Ausschreitungen aber wenig oder garnicht gebildete Menschen, die bisher unter militärischer Disciplin standen, gelangen können, wenn sie plötzlich gänzlich selbstständig als unumschränkte Gebieter in Territorien auftreten, die fast so groß sind als ihr Vaterland, läßt sich leicht denken.

Die Urwälder des centralen Afrikas verbergen wohl manche Blutthat, welche nie ihren Richter und ihre verdiente Strafe finden wird. Wenn man nun die Verhältnisse betrachtet, unter welchen die Beamten des Staates im Innern leben, kann man sich nicht wundern, daß dieselben so sind, wie sie heute in der Presse geschildert werden. Es ist eine unleugbare Thatsache, daß die Macht der Regierung am oberen Kongo nicht weiter geht als ihre Gewehre tragen und daß dieselbe durch fortwährende Kämpfe aufrecht erhalten werden muß. Die Stämme, die abseits von den großen Verkehrsadern der schiffbaren Flüssen liegen, erkennen eine Oberherrschaft der Regierung keineswegs an. Sie werden sich wohl, soweit sie nicht durch die Araber verhetzt sind, zum Handel mit den Weißen herbeilassen, aber nie sich als deren Unterthanen betrachten, vielmehr jede derartige Zumuthung mit den Waffen zurück weisen. Aber nicht nur die Gefahr für Leib und Leben zwingt die Beamten zum steten Kampfe, auch der Mangel an Lebensmitteln für die Neger, Arbeiter und Soldaten kann gar häufig der Grund hierzu sein. Die schwierigen Transportverhältnisse von der Küste, sowie die Armuth des Binnenlandes selbst an Lebensmitteln, verbunden mit der Faulheit und Indolenz seiner Bewohner macht es nämlich sehr schwierig, größere

Menschenmassen gut zu verproviantiren. So gilt also hier das Recht des Stärkeren, und der Befehlshaber einer Station muß gar oft in den umliegenden Dörfern sich mit Gewalt Lebensmittel beschaffen, nachdem er sie für Geld und gute Worte nicht bekommen konnte. Und doch konnte diesem Uebel leicht abgeholfen werden, wenn die einzelnen Stationsvorsteher Fleiß und Erfahrung genug hätten, durch Anpflanzung von Reis, Mais ꝛc. die Bedürfnisse ihrer eigenen Leute zu decken. Der Boden Central-Afrikas gehört zwar nicht zu jenen, welche in tropischer Ueppigkeit die Anstrengungen seiner Bebauer hundertfältig belohnen, aber das Nöthige zum Unterhalt seiner Bewohner könnte ihm doch abgerungen werden. Auf dem Papier existirten schon zu meiner Zeit eine ganze Anzahl derartiger Pflanzungen und dem Königsverein wurden die schönsten diesbezüglichen Rapporte unterbreitet, zu finden waren sie aber, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, fast nie. Der Herr Lieutenant oder Unteroffizier ist ja nicht nach Afrika gekommen, um zu kultiviren und zu civilisiren, nein, Geld und Ehre will er verdienen, ob dabei einige Hundert Neger mehr oder weniger drauf gehen, ja ob er selbst einige Landsleute dabei opfert, ist ihm ziemlich einerlei. Handelt er doch hiermit nach einem berühmten Muster! Die Regierung, stets in Geldverlegenheiten, unterstützt ihm dabei auf's Kräftigste, da dieselbe selbst als Concurrentin der Factoristen auftritt und mit Elfenbein und Kautschuk handelt. Da sie außerdem ihren Beamten einen größeren Antheil an dem daraus erzielten Gewinn zusichert, sind selbstverständlich der Habsucht Thür und Thor geöffnet! Ja die Regierung geht noch weiter, indem sie selbst unter großen Kosten förmliche Raubzüge in das Innere unternimmt, um Elfenbein zu gewinnen. Der gravirendste Fall ist wohl die Expedition von Kerkhoven. Ich begegnete auf meinem Marsche fast täglich von Matadi nach Leopoldville im Jahre 1892 Karawanen, die nur mit Elfenbein beladen waren, das die gesammte Expedition erworben hatte. Nach Aussagen Eingeweihter wäre van Kerkhoven, hätte ihn nicht das Geschick ereilt, allein durch die ihm zufallenden Prozente ein reicher Mann geworden. Wenn aber die Regierung sich nicht scheut, im Großen zu rauben, ist es doch klar, daß deren Untergebene alles aufbieten, um Geld zu erwerben. Warum sollte man sich scheuen, einen gefährlichen Konkurrenten auf dem glatten Wege eines Kriegsgerichtes für immer unschädlich zu machen! Mich wundert nur, daß Kommandant Lothain, den ich persönlich in Bangola kennen gelernt, und der mir noch zu den obenerwähnten besseren Ausnahmen zu gehören schien, diesen Weg gewählt hat. Afrika's Urwälder haben doch schon manche Missethat gesehen, wovon die Kunde für ewig in ihrem geheimnißvollen Dunkel verborgen bleiben wird. Anscheinend war Stockes ihnen hierzu zu mächtig und zu sehr bekannt bei den Negern, so daß die Nachricht über eine feige Ermordung desselben doch auch der civilisirten Welt zu Ohren gekommen wäre. Bei Erörterung der ganzen Sachlage dürfte meiner Ansicht nach aber auch einmal die Frage zu erörtern sein: Was hat denn die Regierung des Kongostaates bisher gethan, um alle die schönen Versprechungen zu halten, die sie den vereinigten Mächten auf dem Kongresse zu Berlin im Jahre 1884 und auf dem Antisklavereikongreß zu Brüssel 1889 und 1890 gegeben? Ihre erste Handlung war, daß sie sich auf dem

letztgenannten Kongresse unter Umwerfung der diesbezüglichen Beschlüsse der Berliner Konferenz das Recht, Importzölle zu erheben, durch die dort vertretenen europäischen Staaten genehmigen ließ! Und doch hatte man die Handelsfreiheit im Kongostaate und an der Mündung dieses Stromes zu einem der drei Hauptpunkte die Berathungen in Berlin gemacht, Daß hiedurch der bis dahin schon nicht allzu glänzende Handel beinahe zu Grunde gerichtet wurde, spricht von selbst. So kommt es, daß die belgische Handelsunternehmungen, die alle auf mehr oder minder unsoliden Grundlagen ruhen, bisher nur Mißerfolge aufzuweisen haben und sich die holländischen Nieuwe afrikaansche Handelsveneotschapp nur in Folge ihrer ausgezeichneten Leitung und des großen Fleißes ihrer Faktoristen über Wasser erhalten kann. Aber die Regierung konnte mit Hilfe der Zölle und der Subsidien ihres Königssouverain und des belgischen Staates Kosten, die durch unregelmäßige Geschäftsführung und kleinere Expeditionen sehr groß sein müssen, noch stets nicht decken. Da trat der Staat auch selbst als Händler in Elfenbein und Kautschuk auf. Die Beamten wurden angewiesen, möglichst große Massen beider Artikel zu erwerben und erhielten Tauschgüter zu diesem Zweck auf Lager; der Staat selbst gab ihnen das beste Beispiel, wie man Elfenbein am billigsten erwerben könne. Daß durch Raubzüge, wie die Expedition van Kerkhoven, die Erbitterung der Araber und Neger auf's Höchste gesteigert und die Sicherheit der europäischen Faktoristen bedeutend vermindert wurde, versteht sich von selbst. Die Ermordung Hadister's und seiner Genossen war die erste Folge davon und auch unser berühmter Emin Pascha dürfte mehr oder minder ein Opfer dieser Politik geworden sein.

Was die Kongostaatregierung unter Sklavenbefreiung versteht, habe ich schon an anderer Stelle geschildert. Sie befreit eben die Sklaven nur, um sie zu ihren eigenen Sklaven zu machen; muß doch jeder befreite Sklave (und dies sind stets nur arbeitsfähige Männer und Frauen) sofort einen 7jährigen Kontrakt mit dem Staat abschließen, um ihm als Arbeiter oder Soldat zu dienen. Nach Ablauf dieser Zeit ist der Befreite frei aber gewöhnlich auch köperlich ruinirt, so daß die meisten davon am Mangel an jeglichen Subsistenzmitteln elend zu Grunde gehen. Man muß nur die abgehärmten Gestalten jener Unglücklichen gesehen haben, die auf dem Marsche nach der Küste, ihrer letzten Hoffnung, vom Hunger gemartert und durch Krankheiten aller Art geschwächt, am Wege liegend, in stummer Verzweiflung ihr erlösungbringendes Ende erwarten. Europäer und Schwarze ziehen ruhig an ihnen vorbei, hat doch jeder für sich selbst zu sorgen. Man ist ja auch durch zahlreiche Erlebnisse dieser Art schon gegen dieselben abgestumpft. Ist der Befreite aber, wenn er seine 7 Jahre ausgedient hat, noch kräftig genug, so bleibt ihm aus demselben Grunde nichts anderes übrig, als sich abermals zu verdingen. Daß die unglücklichen Befreiten dabei ihren Befreiern fluchen, und wenn möglich, lieber zu ihren alten Herren zurückfliehen, ist wohl leicht verständlich und eine oft vorkommende Thatsache.

Selbst die primitivsten Anfänge zu einer ersprießlichen Erschließung des Landes sind bisher vernachlässigt, da noch keine einzige bessere Straße errichtet worden, und auch die berüchtigste Kongobahn noch lange nicht vollendet ist. Noch heut zu Tage muß, wer nach Leopoldville kommen

will, zum größten Theil auf dem alten Karawanenwege der Neger bergauf bergab im Zick-Zack durch die Bergwüsten des afrikanischen Randgebirges marschiren.

Man kann also mit gutem Rechte sagen, daß die Kongostaatregierung die von ihr übernommenen humanitären und civilisatorischen Verpflichtungen auf's Gröblichste vernachlässigt.

Sache der europäischen Mächte ist es, diesem Treiben ein Ende zu machen, damit die Principien der wahren Humanität nicht länger durch ein Häuflein demoralisirter und gewinnsüchtiger Menschen mit Füßen getreten und vor aller Welt verhöhnt werden.

München. F. Martin,
W. K. Bayr. Rath.

Die Emancipation in der Ehe des 20. Jahrhunderts.

Immer höher gehen die Wogen der Frauenbewegung. Mehr als tausend deutsche Frauen hatten sich kürzlich in einem großen Saale in Berlin versammelt, um Einspruch zu erheben gegen die jüngsten Reichstagsbeschlüsse. Mehr als tausend gebildete deutsche Frauen aus allen Gauen des Vaterlands haben eingestimmt in den Ruf: „Fort mit dem Männerrecht!", und von einer großen Anzahl von Rednerinnen sind die Beschlüsse des Reichstags in seiner zweiten Lesung des bürgerlichen Gesetzbuches einer durchaus mißbilligenden Kritik unterworfen worden. Wir möchten uns einen kleinen Nachtrag zu den gepflogenen Erörterungen erlauben. Denn wir sind der Meinung, daß man sehr Wesentliches zu besprechen vergessen hat. Vielleicht hat man es auch unterlassen, weil man hierin mit der Regierung und dem bösen Reichstag doch nicht so ganz unzufrieden wird sein können. Unsere Eitelkeit freilich ist der Meinung, daß man in die Geheimnisse des Gesetzes nicht so ganz einzudringen vermocht hat. Wir hoffen, daß unsere liebenswürdige Kollegin Frl. cand. jur. Anita Augspurg, eine der beredtesten Rednerinnen des Tages, uns diese freimüthige Bemerkung nicht allzu schwer anrechnen wird.

Die tausendköpfige Versammlung setzte sich fast ausschließlich zusammen aus Damen besserer Stände, wie die Frauenbewegung überhaupt fast ausschließlich ihren Nährboden in der gebildeten Frauenwelt gefunden hat. Ihren letzten Grund findet diese Bewegung in der von Jahr zu Jahr krasser hervortretenden Erscheinung, daß Mädchen und Frauen gebildeter Stände genöthigt

werden, selbstthätig in den Kampf um's Dasein einzutreten, daß sie aber hierbei fast niemals im Stande sind, eine ihrem Stande angemessene Lebensstellung zu erlangen. Wir hätten deshalb erwartet, daß man die Frage erörterte: Wie stellt sich das bürgerliche Gesetzbuch zu dem Kampfe der gebildeten Frau um eine selbstständige Lebensstellung? Diese Frage ist kaum gestreift worden. Eine Prüfung dieser Frage dürfte von weitgehendem Interesse sein.

Wir sprechen hierbei nur von der verheiratheten Frau. Dem unverheiratheten Mädchen stellt schon heute das bürgerliche Recht keinerlei Hindernisse in den Weg, nach erlangter Großjährigkeit jederlei Thätigkeit auszuüben. Das bürgerliche Gesetzbuch hat hieran nichts geändert. — Wie aber steht es mit der Ehefrau? Wird die junge Gelehrtin, die Künstlerin, die Beamtin, die Besitzerin eines Handelsgeschäfts oder einer Fabrik ihrem Beruf auch nach eingegangener Ehe noch nachgehen können? Wird ein emancipirtes Mädchen des zwanzigsten Jahrhunderts es wagen dürfen, sich mit einem Manne auf ewig zu verbinden?

Nach heutigem Recht, insbesondere nach unserem preußischen Landrecht, ist die Frau ganz in die Hand des Mannes gegeben. Ohne den Willen des Herrn, der über sie befiehlt, darf sie keinerlei Beruf selbstständig nachgehen (cfr. § 195 A. L.-R. II, 1). Dies widerstrebt nach Ansicht des Landrechts dem Wesen der Ehe und dem Hauptzweck derselben, als welchen es die Erzeugung und Erziehung der Kinder bezeichnet (cfr. § 1 A. L.-R. II, 1). Selbst wenn der Ehemann seine Einwilligung gegeben hat, kann er dieselbe zu jeder Zeit ganz willkürlich zurückziehen. Es nutzt auch nichts, daß die junge Braut vor Eingehung der Ehe, und sei es auch in einem gerichtlichen der notariellen Verträge, sich das Recht auf Ausübung ihres Berufs vorbehalten hat, ein solcher Vorbehalt verpflichtet den Mann zu nichts. Gegen diese Willkür des Mannes hat die Frau gar kein Rechtsmittel. Aber nicht bloß aus ihrem Berufe vermag der Mann seine Frau zu verdrängen, selbst aus ihrer Stellung an der Spitze des Hauswesens kann er sie bei Seite schieben. Denn die Frau hat zwar die Pflicht, nicht aber ein Recht darauf, dem Hauswesen vorzustehen. Der Mann hat das Recht, jederzeit eine fremde Person an die Spitze seines Hauses zu stellen. Nur auf standesgemäßen Unterhalt und ausschließliches eheliches Leben hat die Frau einen Anspruch. Kraft eigenen Rechts ist die preußische Ehefrau nichts mehr als die anständig zu kleidende und zu ernährende Genossin des Schlafraums, die Stand und Namen des Mannes theilt. Was darüber hinausgeht, wird ihr gewährt durch die Gnade ihres Mannes.

Ein jedes Mädchen, das etwas erlernt hat, das Lust und Liebe zu ihrem Berufe hat, würde heute das gewagteste Spiel treiben, wollte es eine Ehe eingehen.

Wir Deutschen sehen es als etwas Auffälliges an, wenn eine gebildete Frau einem selbstständigen Berufe nachgeht. Das Mädchen, das heirathet, verzichtet daher regelmäßig auf eine eigene Bethätigung, und das Mädchen, das eine besondere und umfangreichere Ausbildung erstrebt, spricht schon damit vor Jedermann den Verzicht auf eine künftige Ehe aus. Sie nimmt eine ge-

sonderte Stellung ein in der Welt. Sie ist eine „Emancipirte". In der Ehe ist kein Platz für sie ohne Aufgabe ihres eigenen Selbst. Denn eine Emancipation in der Ehe des neunzehnten Jahrhunderts kraft Rechtens giebt es nicht, nur ausnahmsweise findet sie sich durch die Gnade des Mannes geduldet.

Das bürgerliche Gesetzbuch wird zwar nicht alle Hoffnungen der Freunde weiblicher Emancipation erfüllen. Eine rechtliche Gleichstellung beider Geschlechter, wie sie auch jüngst wiederum gefordert ist, ist undurchführbar. Wo zwei Willen gemeinsame Angelegenheiten zu führen haben, muß einer von beiden die Leitung haben, oder aber man muß in allen, auch den geringfügigsten Streitfällen eine dritte Macht als die entscheidende über sich anerkennen. Die Verwirklichung dieses Gedankens würde zu einer unerträglichen Bevormundung des Familienlebens durch dritte Personen führen.

Das System des bürgerlichen Gesetzbuches scheint uns nun, wie in den meisten übrigen Materien, so auch in der Regelung des Verhältnisses der Ehegatten zu einander den richtigen Weg gefunden zu haben. Zwar steht dem Manne die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu (cfr. § 1337 B. G.-B.). Auch verpflichtet das Gesetz die Frau grundsätzlich das gemeinsame Hauswesen zu leiten. Und zwar hat die Frau, anders wie nach dem Landrecht, nicht bloß die Pflicht, sondern auch ein Recht auf die Führung der Hauswirthschaft. Aber das Gesetz sieht doch die Möglichkeit vor, daß die Frau hinaustreten kann aus dem engen Kreis des häuslichen Lebens. Es will dem Anspruch der emancipirten Ehefrau auf eine eigene Thätigkeitssphäre, überall da, wo er berechtigt ist, Raum geben. Aber wann betrachtet das Gesetz diesen Anspruch als einen gerechtfertigten? Wir erhalten auf unsere Frage nur eine sehr allgemein gehaltene und daher unbestimmte Antwort. Der Gesetzgeber ist nämlich nicht in der Lage, alle die einzelnen Fälle aufzuzählen, in denen man mit gutem Grund ein Recht der Frau auf ihren eigenen Beruf wird anerkennen können. Eine nähergehende Regelung wäre doch lückenhaft gewesen und hätte somit zu Härten geführt; denn die Bestimmungen, die für die Gegenwart noch paßten, würden vielleicht für die nächste Zukunft schon unvollkommen sei. Denn vieles liegt noch in der Zukunft Schooße. Die Emancipation der Frauen hat in Deutschland sehr erhebliche Erfolge noch nicht gehabt. Die weitere Entwicklung wird erst das zwanzigste Jahrhundert bringen. Wie nun jede neue wirthschaftliche Entwicklung, so wird sich auch die Emancipationsbewegung ihr neues Recht schaffen müssen. Vorausahnen läßt sich diese Entwicklung nicht und darum auch ihr Zukunftsrecht nicht.

Allen diesen Erwägungen entsprechend, hat das bürgerliche Gesetzbuch das richtige Prinzip aufgestellt. Darnach wird grundsätzlich der Mann, wie in allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten, so auch hinsichtlich der Ausübung eines besonderen Berufes durch die Frau die Entscheidung zu fällen haben. Aber — dies ist der wichtige neue Grundsatz — die Frau ist nicht verpflichtet, der Entscheidung des Mannes Folge zu leisten, wenn sich die Entscheidung als

ein Mißbrauch seines Rechtes darstellt. In dem Nährboden dieses Satzes keimt ein neues Recht, das sich frei durch die Uebung der Gerichte entfalten wird. Denn gegen jeden Mißbrauch der eheherrlichen Machtvollkommenheit wird hier die Frau den Schiedsspruch des Vormundschaftsrichters einholen können. Der Richter wird die Einzelheiten des Falles in's Auge fassen und wird erwägen: Ist es mit der ehelichen Gemeinschaft und dem Wohle der gesammten Familie verträglich, daß die Frau ihrem Berufe nachgeht oder nicht? Darnach wird er sich schlüssig machen, wem er Recht zu geben hat, dem Manne oder der Frau. Sehr gesichert ist freilich die Stellung der Frau hierbei nicht, weil sich die Entscheidung nicht immer wird leicht voraussehen lassen. Aber der Gerichtsgebrauch wird fortschreitend mit der Entwicklung unserer Kultur allmählich feste Grundsätze entwickeln und der Gestaltung der Lebensverhältnisse damit größere Sicherheit gewähren. Zwar nicht kraft eigenen Rechtes, aber doch kraft der billigen Erwägung des Gerichts wird sich die emancipirte Ehefrau in ihren berechtigten Interessen geschützt sehen.

Bisher gab es in der Ehe nur eine Emancipation kraft der Gnade des Mannes, in der Ehe des zwanzigsten Jahrhunderts wird sie eine Emancipation kraft des Ansehens des Gerichtes sein.

Alt-Landsberg. Gustav Seibt.

Gedanken eines junges Mannes.

Keinem Menschen, der sich mit der geistigen Entwicklung in unsern Tagen b schäftigt, kann es entgehen, daß die letzten Generationen in ihrer Allgemeinheit einen fast unglaublichen Fortschritt — wenn wir die Aenderung, die Weiterbildung des innern Wesens überhaupt so nennen dürfen — gegen die erzeugenden gemacht haben. Das Kind kann nicht mehr in der Richtung denken, welche die Eltern verfolgen; die Gehirnentwicklung hat einen gewaltigen, schnellen Schritt, mit dem der Vorstellungskreis, die Reflexionen über äußere Verhältnisse und unser eigenes Wesen gänzlich gegen früher geändert sind, gethan. Weil in dem Aufsatze „Gedanken eines alten Mannes*)" ein nahezu unentstelltes Bild eines geistigen Lebens aus vergangenen Tagen vorliegt, möchte ich an einigen Punkten desselben zu zeigen versuchen, wie fern die dort niedergeschriebenenen Auffassungen einem Menschen liegen, an dem sich die oben erwähnte Wandlung vollzog — Unverständlich, fast eine Ironie scheint dem jungen Manne die doch ehrlich ausgesprochene Ueberzeugung seines Genossen aus alten Tagen von gewonnener Freiheit, von „Freiheit in nie geahnter Fülle" von „Freiheit in größerm Maße, als man je zu hoffen wagte" Die Männer vor unserer Zeit sahen hohe Träume

*) Nr. 37 der „Zukunft", von Valentin.

ſich verwirklichen, große Dinge entſtehen; jedes einzelne machte mehr ſtolz auf die Erfolge und gab ſchließlich das volle Gefühl des wahren Reichthums. Wir fanden, als wir zu denken begannen, die letzten Neuerungen als unſer Erbtheil vor, wir fühlten nicht, daß es anders ſein konnte. Mit dem Fortſchritt des Denkens erſtarkte das Sehnen nach höherer Freiheit, und zwar beherrſcht uns ein mächtiges Bedürfniß nach individueller Freiheit. Gerade dieſes Verlangen geht Hand in Hand mit der mehr wuchernden Geiſtesanlage, über ſich ſelbſt, über ſeine ſeeliſchen Funktionen zu reflektiren. Die Selbſtbetrachtungen der Menſchen führen zum Glauben an Anrecht auf individuelle Freiheit Eine ſolche exiſtirt für das Empfinden eines jungen Menſchen jetzt abſolut nicht; beſonders treten ihr manche Staatseinrichtungen in beklagenswerther, empörender Weiſe entgegen. Das „junge" Volk wird ſie zu beſeitigen wiſſen; ſolange dieſes nicht glückt, klingt uns das ſchöne, verlockende Wort „Freiheit in ungeahnter Fülle" wie eine bittre Ironie auf gegenwärtige Zuſtände.

Sobald der Menſch fähig iſt, einmal zu überblicken, wie die Verhältniſſe um ihn liegen, arbeitet er geiſtig gleichſam einen Plan aus für deren weitere Erhaltung; er ſchaut zurück, vergleicht, combinirt, und mit mehr oder weniger Phantaſie liegt in ſeiner Zukunft das Gebäude, das auf der Baſis der gegebenen Bedingungen ſich vor ſeinen Augen aufrichten ſoll. Nun iſt eine hochintereſſante Thatſache, daß es, ſobald der Bau, natürlich ſtets mit Abweichungen vom vorſchwebenden Plane, einmal zur Vollendung gekommen iſt, für den Beobachter nichts Neues mehr zu beobachten giebt. Die Phantaſie — dieſe ſo viel Elend bedingende Seite des menſchlichen Geiſteslebens — hatte ſich das Werk ſchöner ausgemalt; der Menſch fühlt ſich über das Reſultat enttäuſcht. Unvorhergeſehene Schäden traten auf, ſie müſſen beſeitigt werden. Der erſte Beobachter kann faſt nur noch in ſeinem Rahmen, ſeinem erſten Plane getreu, denken; er ſteht hilflos vor den vorzunehmenden Aenderungen, und daß läßt ihn beinahe verzweifeln an einer guten Wendung — In der vorliegenden Arbeit geht der Herr Verfaſſer des nähern auf die religiöſe und ſoziale Frage ein; er faßt die gegenwärtige Lage mit ſcharfer Beobachtungsgabe auf, iſt aber, wie aus dem oben Bemerkten zu verſtehen, in ihrer Beurtheilung dauernd auf einer Fährte, die wir einfach nicht finden können. Er hat empfunden, daß der ſo überraſchende, hocherfreuliche Fortſchritt der Wiſſenſchaften vom „Gottesbegriff der Väter" abgewandt hat, wie weit er empfindet, daß er ſich ſo abwenden mußte, kann ich nicht beurtheilen. In dem Geiſterleben der vergangenen Zeiten war das rege Bedürfniß nach Poſitivem vorhanden; in dieſem Sinne entbehrt nun der Herr Verfaſſer den Erſatz für das, was die Wiſſenſchaft genommen hat, was ſie nicht geben kann und nie geben können wird. Daß ſie nicht geben will, daß wir von ihr in dem Punkte garnichts Poſitives verlangen, iſt dem verehrten Vorgänger nothwendig unverſtändlich. Wir freuen uns befriedigt in der Errungenſchaft, die in der Erkenntniß liegt, daß Langgewähntes großer Irrthum iſt, gewiß auch ein ſchöner Beitrag zur allgemeinen wahren Auffaſſung. Das Schwinden des Bedürfniſſes nach Illuſionen hält im großen und ganzen gleichen Schritt mit den weiteren Erkenntniſſen, und dieſe

Harmonie macht nach unſern herrſchenden Anſchauungen exaktwiſſenſchaftliche Fortſchritte erſtrebenswerth.

In einer für unſer Urtheil geradezu verblendeten Weiſe wird in dem Aufſatze, nachdem die religiöſe Wandlung betont war, die Frage nach dem Ausgleich für die Ungleichheiten des Diesſeits" behandelt. Wo in aller Welt ſucht ein naturwiſſenſchaftlich denkender Menſch das Recht zu verlangen, daß ein Ausgleich zu Stande kommt? Lehrt nicht das ganze organiſche Sein, daß die Exiſtenzbedingungen überall verſchieden ſind, verſchieden ſein müſſen, daß in allem, was Leben heißt, eine Gleichſtellung undenkbar iſt, das Klima Nahrungsverhältniſſe, hier beſonders individuelle Anlagen den jeweiligen Grad der Lebensleichtigkeit beſtimmen? — Die weitere Verfolgung dieſes Punktes führt in der Abhandlung zur Kritik der ſozialen Verhältniſſe, wobei ein leider heute noch ſo viel begangener Irrthum ſich wiederholt. Es wird leichthin der Schluß gezogen: „Giebt es keinen Gott (als Lenker und Vergelter), ſo ſind wir ſelbſt die Beſtimmenden, und uns allein fällt die Verantwortung zu." Hier ſpeziell ſollen wir dafür „verantwortlich" ſein, daß die ungleiche Vertheilung äußerer (— warum auch nicht innerer? —) Güter ohne Verdienſt und Schuld ein herrſchendes Uebel iſt. Es wird ausgegangen von der unbegreiflich engen Auffaſſung, daß die Menſchen „frei" die ſozialen Verhältniſſe ſich ſchaffen, ſich zurechtſchneiden ganz nach ihrem guten und ſchlechten Willen! Dieſer Fehler erklärt auch die ſeltſame am Ende des Aufſatzes ſich findende Verirrung in der Beurtheilung der Schwierigkeit unſerer eminent complicirten ſocialen Lage, daß allen Ernſtes geglaubt werden kann, „es gehöre verhältnißmäßig wenig dazu", Abhilfe all der großen Uebelſtände zu ſchaffen. Hier kann jetzt nicht der Ort ſein, näher einzugehen auf die Beſprechung der großen Probleme, welche mit der ſozialen Entwicklung in Zuſammenhang ſtehen; nur ſei betont, laut betont und zwar für viele, daß ſich der rieſige Organismus der Menſchheit mit Kräften bewegt, die er unerbittlich, zwingend von uns fordert. Illuſionen über eine exakt vorgezeichnete ſoziale Reform bleiben Illuſionen, von denen ſich ein denkender Menſch frei machen ſollte! — Kurz zu berühren bliebe noch die höchſt ſubjektive Beurtheilung menſchlichen Glückes, welche in weitem Umfange des Aufſatzes beobachtet wird; hierzu ſei nur erwähnt, daß nicht da, wo „Ueberfluß, Güter, Coupons, Theater, Luxus" ſich finden, das Glück wohnt, ſo wenig, wie Unglück in kleinen Hütten oder gar unter Lumpen. Faſt iſt man verſucht, hier den Stab umzukehren; Verzweiflung und Selbſtmord fahren nur zu oft in ſeinen Equipagen ſpazieren *)

Die richtige Erkenntniß der ſchweren augenblicklichen Nothlage und die dem Verfaſſer fehlende Ausſicht auf Rettung zaubern ihm Schreckgeſpenſter vor die Seele; er entſetzt ſich ſchon vor einem „Bürgerkriege, indem ſich die Söhne des Vaterlandes unter einander verderben und zerfleiſchen." Nach unſerer Anſicht wird der Verlauf nicht gerade ſo ſchlimm; wir glauben, ſchon würdigere Streitmittel zu ſehen. Der Kampf der Parteien wird gewiß auf allen Seiten mit

*) Eine auf alle dieſe Punkte Bezug nehmende größere Arbeit werde vielleicht an dieſer Stelle folgen laſſen.

vieler Erbitterung weiter geführt; Blut wird nicht in Massen fließen, auf geistigem Gebiete kommt es zur Entscheidung. Der Kathedersozialismus schafft trotz der kläglichen Rolle, die er spielt, endlos viel Gutes.

Zum Schlusse wende ich mich an den Herrn Verfasser der „Gedanken eines alten Mannes"; ich möchte ihm versichern, daß er in den wahren Mitleid, welches er mit der leidenden Menschheit, mit dem gedrückten Volke fühlt, ferner in der würdigen Auffassung von einem echten Patriotismus genau das wiedergiebt, was mich selbst tief bewegt; ich möchte ihn bitten, überzeugt zu sein von der Ehrlichkeit in den Darlegungen eines jungen Mannes, dem das Beharren auf seine Ueberzeugung schwere Jugendkämpfe gekostet hat.

Carlos.

Das Buch der Frauen.

Läßt sich nicht die ganze Entwicklungsgeschichte der Kulturmenschheit als ein Fortschritt vom Unbewußten zum Bewußten, vom Ahnen zum Denken, vom Willen zur That bezeichnen? Der Mensch fühlt sich als denkendes Wesen in einer Sonderstellung; er wird sich seiner Macht bewußt, seiner Fähigkeiten und seiner Neigungen; er geht ihnen nach bis er das Recht des Nächsten verletzt. Aus diesem Konflikt entstehen die Kriege der Völker und im Schoße des einzelnen Volksganzen der Kampf der Stände. Recht und Pflicht lassen sich nicht auf die zwei feindlichen Heerlager des Unterdrückers und Unterdrückten vertheilen, sie müssen im Individuum zur Harmonie kommen, eine Einsicht, die stets beim Amboß eher erwacht als beim Hammer. Sie schuf die Selbstständigkeitsbewegung des vierten Standes an dessen Wiege die französische Revolution ihre Freiheits- und Menschenrechtslieder sang, sie schob auch die viel ältere Frauenfrage in den Vordergrund des Kampfgewühls, die ebenso dringend nach ihrer Lösung verlangt und nur deshalb in ihrer Gefährlichkeit noch nicht erkannt wurde, weil sie noch keinen Führer fand, dem Alle folgen wollen, weil sie noch kein Brevier hat, das Alle verehren. Sie befindet sich noch in dem schmerzlichem Stadium stillen Duldens, das der Empörung vorherzugehen pflegt, in der vorbereitenden Periode, die den Zündstoff anhäuft, den der noch mangelnde Führer ihrer Sache anzünden wird. In der That bedarf jede neue Geistesbewegung eines solchen Anwalts, einer aristokratischen Persönlichkeit, die mit mehr oder minder Kompetenz, durch Wort oder That, ihre Lehre oder ihr Leben, typisch ihre Forderungen zusammenfaßt. Erst dieser Typus giebt einer Bewegung den Schwung der Thatkraft und verschafft ihr das Ansehen der beobachtenden und subjektiv unbetheiligten Mitwelt. Die Ehre, die Macht und die Ge-

fahren einer solchen Führerstellung werden von vielen begehrt und es dauert oft geraume Zeit, bis der Sieger über alle Nebenbuhler endgiltig triumphirt hat, bis Keiner ihm seine Kompetenz streitig zu machen wagt. — Wird Laura Marholms „Buch der Frauen“*) sein, was es verspricht?

Aus sechs Typen, deren Verwandtschaft trotz aller Willkürlichkeit, die solcher Auswahl anzuhaften pflegt, nicht ganz zu verkennen ist, zeigt uns die Verfasserin die „Manifestationen ihres Weibempfindens“ und diese Tendenz konzentrirt die durch das Prisma individuellen Lebens gebrochenen Strahlen brennglasartig zu einem intensiven Licht. Dieser Doppelcharakter des Buches zwingt auch den denkenden Betrachter zu einer doppelten Behandlung. Er versucht zuerst eine möglichst adäquate Nachzeichnung jener sechs Lebensskizzen, deren Verschiedenheit von der Marholm'schen Vorlage durch Geschlecht, Individualität und abweichenden Standpunkt bedingt sein wird; er bestrebt sich zweitens, das Gemeinsame, Typische herauszufinden und mit der ihm möglichen Gerechtigkeit Kritik an den Resultaten des Kritikers zu üben.

I.

Der Gesammteindruck nach kursorischer Lektion des Buches ist in seiner Komplizirtheit verwirrend. Die oberflächliche Betrachtung fühlt sich geblendet von einer Fülle feiner und neuer Beobachtungen deren imponirende Sicherheit besticht und von denen ein Bruchtheil von reiferem Denken als irreführend und nach dem Abschieben alles Pathetisch-Phrasenhaften als wenig werthvoll und klar erkannt wird. Daneben fällt dem mehr ästhetischen Leser der ungewöhnliche Stil auf, dessen gelegentliche Rustizität gegen die subtile Natur der behandelten Materie seltsam absticht. Bei aller Anerkennung des Menschenrechts, für den adäquaten Ausdruck seiner Gedanken ohne Rücksicht auf jeden Patriotismus des Stils zu Neologismen seine Zuflucht zu nehmen, wird man doch ernstlich bezweifeln, ob Ausdrücke wie Gummifratz, Dutzendbengel, Schubs ꝛc. ꝛc. sich durch ein dringendes Bedürfniß rechtfertigen laßen und des Beifalls einer noch zu gründenden académie allemande sicher wären. Man hat sich außerdem — wie die Erfahrung lehrt, nicht ohne Grund — daran gewöhnt, einen männlichen und einen weiblichen Stil zu unterscheiden und geglaubt, es gäbe in der schreibenden Welt höchstens noch eine Synthese dieser Epitheta. Frau Marholm versucht umsonst den sozusagen ungeschlechtlichen Standpunkt jenseits von männlich und weiblich einzunehmen, womit noch nicht gesagt sein soll, daß sie sachlich wäre. Dieser im Gegentheil manchmal recht fühlbare Mangel an Unparteilichkeit wird einen an Extravaganzen ungewöhnten Leser ebenso abstoßen, wie die Stillosigkeit ein ästhetisches Gemüth. Aber der Mensch erträgt Vieles um guter, neuer Gedanken willen.

Von Marie Baschkirtseff, dem ersten Porträt unseres Frauenbuches, besitzen wir einige Bilder im musée du Luxembourg, ihre, wie es scheint, wohlgelungene Photographie und ein 1000seitiges Tagebuch nebst einem Band Briefen. Ihre Bilder verrathen von ihrem Wesen nur den kecken

*) Leipzig bei Langen

Zug nach ungeschminkter Wahrheit und reiner Natur, der ihr angeboren schien und nach ihrer Meinung das Daseinsrecht der Kunst ausmacht. Die Photographie sagt schon mehr. Die tiefen Augen reden von Trauer, der Mund von Energie, die feinen lebendigen Nasenflügel von Leidenschaft, die auf den Tisch gestützten Arme von Resignation. Den Inhalt zu diesen Formen ihres Wesens erzählt uns erst das Tagebuch, dieses document humain, das uns Alles, Alles sagen will in einem Wahrheitsstreben, das bei Selbstbekenntnissen von Wahrheitsziel doch noch unterschieden zu sein pflegt. — Das glühende Verlangen nach Liebe war es, das dem zwölfjährigen Kinde zu den ersten Aufzeichnungen die Feder in die Hand drückte; nicht im Sinne platonischen Verstandenseins, nicht in sinnlichem Verlangen nach Genuß, sondern in dem frühreifen Streben nach Bewunderung und Ruhm — eine Dosis Ehrgeiz und eine Dosis Eitelkeit — bestand ihr dieses Liebesideal. Stets ohne gleichaltrigen Verkehr mit seinem nivellirenden Einfluß, umgeben von treuem Unverstand, spann sie wie alle Frühreifen aus sich selbst heraus eine Ideenwelt, deren stete Inkongruenz mit der langsam sich abwickelnden Kette großer Ereignisse, die jedes Leben bringt, die Quelle ihrer Todestraurigkeit wurde. Die Selbstüberschätzung, die die Welt kampflos zu ihren Füßen sieht, erweist sich als Trug. Der Erste hatte sie übersehen, der Zweite nur mit ihr gespielt; die kleinen Rachetriumphe über zahllose spätere Anbeter ihrer Schönheit genügen nicht als Ersatz für das nie besessene Verlorene. Die große Liebe kommt nicht und mit gleich verzehrender Intensität sucht sie den großen Ruhm. Ihre Hast — wieder ein Merkmal des eiligen Frühreifen mit dem Todeskeim im Herzen — kennt kein langsames Wachsen, keinen allmählichen Fortschritt, nur aufreibende Arbeit, plötzlichen Anlauf, schmähliche Niederlage, glänzenden Triumph und — Tod. Die übermäßige Arbeitslast hat ihren Körper zu Grunde gerichtet, die Last andrängender Fragen, unverarbeitender Gedanken und seelischen Leidens ihren Geist. Nur im Gedächtniß der Nachwelt sucht sie noch Befriedigung, die sie nicht mehr genießt.

Das Schicksal Frau Edgren-Lefflers scheint weniger tragisch. Wieviel Selbsterlebtes, Durchlittenes in ihren zahlreichen Novellen, die sämmtlich das Frauenproblem in irgend einer Form zum Gegenstand haben, steckt und wieviel Abstraktionen und anempfundene Situationen sie enthalten, läßt sich wohl kaum mit der kategorischen Unfehlbarkeit Frau Marholms feststellen. Das Eigenthümliche, vielleicht auch das Typische, der Edgrenschen Persönlichkeit liegt, wie es scheint, in dem Schwanken zwischen den Extremen üppig wuchernder Sittlichkeit und weiblichem Asketenthum, den beiden Gegensätzen, die nach dem Reaktionsgesetz sich stets neu erzeugen. Zu dem Einen zog sie ihre Natur, zu dem Andern ihr Verstand. Die Mitte fand sie nicht. Aus der Darstellung von Konflikten des Frauenrechts mit dem Absolutismus des Mannes, aus der Schilderung des Zwiespalts zwischen der Kunstbegabung einer Frau, die gepflegt und der Mutterpflicht, die erfüllt werden muß, riß sie Björnsons „Handschuh" auf, und die mächtige Bewegung, die sich um den Apostel der Mannesreinheit schaarte. Frau Leffler wurde Verstand; Liebestheorie und -Praxis wurde vergessen, Eigenthumsrecht und Erbrecht der Frauen stehen auf der Tagesordnung, und derselbe Mund, der die Liebe als die Seele des Weibes

bezeichnet hatte, kräuselt spöttisch seine Lippen bei dem Gedanken an das Institut der Ehe, das für mindere Geister immer noch ein erstrebenswerthes Ziel ist. — Die Natur rächte sich: der weiblich-natürliche Zug, im dunklen Drange, aller Theorie zum Trotz, das Rechte zu wählen, gebietet ihr dem Manne, den sie liebt, zu folgen. Als glückliche Mutter stirbt Frau Edgern im Lande der blühenden Citronen.

Die Grundgedanken, die das Buch der Frauen an verschiedenen und noch untereinander stark abweichenden Typen illustriren möchte, sind am sinnenfälligsten, reinsten und einfachsten zum Ausdruck gebracht in Eleonora Duses Spiel, das die Verfasserin lebendig und glaubwürdig zu schildern versteht, wenn auch der Leser wieder viel Ueberraschendes zu hören bekommt, dessen Wesen zu erforschen nicht immer rathsam ist. Diesem Grundgedanken nachzugehen wird erst Aufgabe unserer zusammenfassenden Betrachtung sein; der Einzelfall soll wieder nur die Zubereitung des Materials für diese veranlassen. Das Große, Neue an Frau Duse ist eben, daß sie keine Schauspielerin ist, sondern die wunderbare Gabe besitzt, in jedem Augenblick und ungeschwächt durch zahllose Wiederholungen ganz und nur die Person zu sein, die ihre Kolleginnen nur „darstellen". Welch' ungeheuren Aufwand von Geistes-, Seelen- und Leibeskraft, fünf bis zehn Leben mit den Gipfeln ihrer Freude und den Abgründen ihres Schmerzes in steter Wiederholung zu verkörpern, erfordert, können wir uns gar nicht vorstellen. Das Unmögliche wird überhaupt nur dadurch möglich gemacht, daß die Künstlerin nicht mit dem Wesen ihrer Rollen verschmilzt, sondern diese sich assimilirt; der zu verkörpernde Charakter ist ihr nur ein Anlaß, Seiten des eigenen Wesens hervorzukehren, nur ein Thema, dessen Variationen sie spielt. Damit verläßt sie die Reihen der Schauspieler und ignorirt die Forderungen der Dichter, denn sie spielt sich selbst und für sich selbst, genügt ihrem Bedürfniß, sich auszuleben und auszufühlen in einer Weise, die anderen Menschen — auf die sie keine Rücksicht nimmt — das Zusehen gestattet. Sie wiederholt im Spiel, in ungeschwächter Nachbildung, was sie erlebte und erlitt, eben jenes Typische, das den rothen Faden unseres Frauenbuches ausmacht und das wir erst am Ende unserer Wanderung festzuhalten versuchen möchten.

Die zwei der Oeffentlichkeit bekannten Porträts der pseudonymen George Egerton entsprachen ziemlich genau den beiden Grundstimmungen, die ihr kleines Buch „Grundtöne" (Keynotes), unseren einzigen Schlüssel für ihre Persönlichkeit*) durchziehen. Auch sie erzählt nur Erlebtes und schafft sich dazu die entsprechende Form in Stimmungsbildern, die je nach Zweck oder Neigung des Malers kürz oder lang sind und hie und da so detaillirt werden, daß man einen Augenblick sie für Selbstzweck zu halten versucht sein könnte, wäre die innere Vibration nicht so stark. Die modernen literarischen Selbstbekenntnisse sind autoritätslos: von feststehenden Formen, in die sie gegossen werden sollten, wissen sie nichts mehr, sie sind zufrieden, in irgend einer Form die Last der inneren Erlebnisse abwerfen zu können. In träumendem Verlangen blicken fragende, traurige Augen aus einem jungen, müden, feinen Gesichtchen in die

*) Inzwischen sind die „Dissonanzen" erschienen.

Ferne. Sie suchen ein Herz, das mit dem ihren fühlt, ein Wesen, dem sie sich hingeben können mit den tausend Fragen, die sie bewegen, den wirren Empfindungen, die sie beseelen, dem ungestillten Verlangen nach feinfühlender Liebe und mächtigem Schutz. Der Mann aber, der allein dieses Ideal verkörpern könnte, behandelt sein Weib in täppischem Scherzen als Neraspielzeug, er macht sie zum Gegenstand seiner Lüste, zur Zielscheibe seiner Brutalität, oder geht mit verächtlicher Gleichgültigkeit an ihr vorüber. Diese Behandlung giebt dem eben noch hülfesuchenden Blick den Ausdruck der Sicherheit, um den Mund stellt sich ein energischer Zug inneren Ueberlegenseins und heimlichen Spottes ein: der Mann ist trotz seiner Siegesgewißheit der Ueberwundene und spöttisch betrachten ihn die lächelnden Augnren.

Die anonyme Verfasserin der „dilettantes" hat von ähnlichen Erfahrungen zu berichten, nur kann sie sich von der furchtbaren Enttäuschung, die der Mann ihr bereitete, nicht zur humoristischen Satyre aufschwingen, sondern geht an ihr zu Grunde. War bei Mrs. Egerton die feine Kleinmalerei ein mühelofer Ausfluß ihres reichen Talents, so giebt sich „dilettantes" nicht die Mühe, diese ihr fehlende Gabe durch Arbeit zu ersetzen. Ist das Nöthige gesagt, haben die verwandten Mittel ihre Schuldigkeit gethan, so ist das Buch zu Ende. Und was wurde uns gesagt? Daß nach langem Schlaf die Frau erwachte, daß sie verlangend die Hände ausstreckte nach dem Glück, das ihr Recht schien, und daß der enttäuschte Verzicht tiefer schmerzte als das ahnende Verlangen der Erwachenden.

Amalie Skram ist die einzige Gestalt des Frauenbuches, die Nichts von sich zu erzählen hat; der Grundzug ihrer Romane, objektiv zu erzählen, was sie sah, ist urgesund. Als stramme Vertreterin der photographischen Schule — die erste und letzte in Norwegen — ist sie bei aller Exaktheit ebensowenig wie ihre Gesinnungsgenossen von dem Subjektivismus frei, nur bestimmten Ausschnitten aus dem Naturleben ihr ausschließliches Interesse zuzuwenden, dem Derbsinnlichen, das mit gutem Humor und fast erschreckender Lebenswahrheit vorgetragen wird, das, ohne Selbstzweck zu sein, doch auf einer guten Photographie nicht fehlen darf. Amalie Skram verdient das in zehn Fällen neunmal mißbrauchte Prädikat der Emanzipirten, die sicher und fröhlich jedes Hinderniß mit dem Ellbogen beseitigend, unbekümmert um die Entrüstung Derer, die sie anstieß, ihre Straße wandert. Eine üppig auf fettem Boden wachsende Pflanze, bedarf sie keiner ängstlichen Pflege zu weiterem Gedeihen, sondern eines kräftigen Messerschnittes in die wildwuchernden Triebe. Aber dann wäre sie nicht mehr die freie Naturalistin, sondern ein Nachkomme von George Elliot.

Sonya Kavalewsky läßt es den Mann wieder einmal recht schmerzlich empfinden, daß er ein fremdes Gefühlsleben nur zu verstehen vermag, wenn es sich in Gedanken übersetzt hat; zu dieser Verwandlung, die übrigens von dem werthvollen Stoff viel verloren gehen läßt, hat der Mann das lebhafteste, die Frau nicht das geringste Bedürfniß. Frau Kovalewsky, die viel Männliches in sich hatte, weist hie und da Ansätze dazu auf, ohne konsequent zu verfahren. Ihre Autobiographie reicht nur bis zu dem Alter, wo das Denken erst beginnt; für den weiteren

Verlauf ihres Lebens verfügen wir nur über Mittheilungen aus zweiter Hand, zu denen ich auch ihre Novellen rechnen muß, denn das objektive Moment fehlt auch in der subjektivsten Dichtung nicht, und Beides zu scheiden gelingt oft nicht einmal dem Dichter, geschweige seinen Lesern. Warme Liebe zu erfahren war der einzige Wunsch des einsamen Kindes, das sehnende Verlangen des jungen Mädchens, das letzte ungestillte Bedürfniß der ruhmbedeckten Frau. Was aus ihr hätte werden können, wenn die vernachlässigende Zurücksetzung der Eltern und die Prokrustes-Erziehung einer wohlmeinenden, aber von der Unfehlbarkeit ihres sehr fehlbaren aprioristischen Erziehungssystems nur zu sehr überzeugten Gouvernante nicht dem zarten Keim die Sonne entzogen hätten, läßt sich gar nicht sagen. Es dauert so lange, bis Sonja's Rankennatur an der älteren Schwester einen Halt fand, den ihr jedoch bald die Verhältnisse raubten. Gerade jetzt liefert sie ein Beispiel der erstaunlichen Kraft, die in ihr wohnt; sie verbrannte ihre Schiffe und studirt jahrelang Mathematik mit demselben wahnsinnigen Eifer, derselben hartnäckigen Einseitigkeit, die Marie Baschkirtseff's Malstudien auszeichneten. Als die Stockholmer Mathematikprofessur erobert war und die Spannung nachließ, verlangt das Gefühlsleben die lange verenthaltene Pflege und offenbart so zum ersten Mal deutlich den schroffen Dualismus in Sonja's Wesen. Verstand und Gefühl sind ihr zwei Herren, denen sie zugleich aktiv und passiv dienen soll; denn Sonja war auch Dichterin. Hätte sie der Mathematik entsagt, ihr Schicksal wäre um ein Weniges erträglicher geworden; so aber suchte sie das fordernde Herz zum Schweigen zu bringen und verlieh dadurch seinen Ansprüchen nur neue Kraft. Volle Hingabe forderte sie von dem Geliebten, und wollte, konnte sie nicht selbst geben. Ihr inneres Leben war so unendlich reich, daß sie in einem Manne immer nur die Ergänzung zu einer Seite ihres Wesens fand; dem Glück solcher Liebe mußte die Ernüchterung und neues Suchen nothwendig folgen. Sie bietet das seltene Beispiel einer Gelehrten, die Weib geblieben ist, und erduldet alle Leiden dieses Doppellebens. Hin und her geschleudert von der Mannichfaltigkeit ihrer Gaben und der Intensität ihrer Bedürfnisse löste sie gestern eine mathematische Preisaufgabe, arbeitet heute ein Drama aus und reist morgen mit einem Manne, dessen Liebe ihr zu genügen scheint. Verlassen von glücklich gewordenen Freundinnen, ohne Familie, ohne Vaterland, stirbt sie in der Einsamkeit des Nordens. Auf ihrer Bahre liegt der Lohn ihrer Verdienste um die Wissenschaft, ein kalter Lorbeerkranz, und zu ihren Häupten liest der Kundige das Motto ihres Lebens: Steine statt Brot!

II.

Die Tendenz des „Buches der Frauen", daß nämlich das Weib ohne den Mann nicht leben kann, ist in unseren Tagen, wo man mit allen Mitteln das Weib vom Manne zu lösen trachtet, jedenfalls nicht zeitgemäß; oder sollten wir hier schon die Reaktion zu dieser Gedankenströmung vor uns haben? — Wer möchte auch bestreiten, daß die ideale Einheit des Menschengeschlechtes erst in der Verbindung beider erreicht wird? Die verwiegende Pflege des Gefühlslebens beim Weibe und die

ausschlaggebende Priorität des Denkens beim Manne ergänzen sich auf's Beste. Das aus dieser Anlage des Weibes sich ergebende konservative Streben nach Fühlung mit der Vergangenheit, nach Kontinuität mit dem wahrhaft Menschlichen aller Zeiten schafft die Grundlage zu dem vorwärtsgewandten Fortschrittsbedürfniß des Mannes und seiner Einsicht in die Nothwendigkeit der Entwickelung. Jedes Menschenwesen, das seine Unvollkommenheit fühlt, wird diese Einheit zu erreichen suchen; der Mann hat sie genau so nöthig, wie die Frau. Nur hat der heiße Kampf um Leben und Brot in unseren Tagen Bedürfnisse und Ziele in den Vordergrund geschoben, die zwar weniger erhaben sind, aber um so gebieterischer die Kraft Vieler ausschließlich in Anspruch nehmen und die Verwirklichung des einheitlichen Menschheitsideals etwas in den Schatten drängen; schließlich kann auch die Frau ohne den Mann, der Mann ohne die Frau durch die Welt kommen. Frau Marholm ist zu einer Abrechnung mit diesen Realitäten nicht geneigt. Zu der Frauenfrage z. B. im Sinne der rechtlichen Gleichstellung von Mann und Weib weiß sie nichts zu sagen; Kindererziehung, Familienleben sind Begriffe, die man vergeblich bei ihr sucht: selbst das Wort Gattin kommt nicht über ihre Lippen. Die Frau ist ihr entweder die Geliebte des Mannes oder sie ist gar nichts. Weckt der Herr der Schöpfung Dornröschen nicht aus seinem Schlummer, so schläft es sich in den Tod. „Des Weibes Inhalt ist der Mann; im Mann beginnt das Leben des Weibes und in ihm beschließt es sich. Einerlei, wen das Weib liebt, wenn es nur liebt! In solchen Sätzen ließe sich wohl nach Abstreifung alles Hyperbolischen eine Verständigung mit der Verfasserin suchen und finden, wäre ihre wahre Meinung nicht in ebenso unmißverständlicher, als bedeutlicher Weise an anderer Stelle des Buches ausgedrückt. Bei den Beziehungen zwischen Mann und Weib überwiegt auf dem Marholm'schen Standpunkt das sinnliche Moment in sehr wenig wohlthuender Weise. Daß dieses unter den verschiedensten — harmlosesten und harmvollsten — Formen den Reiz des Verkehrs der Geschlechter mit ausmacht, ist unleugbar. Aber von Frau Marholm zu erfahren, daß neben den seelischen „die sinnlichen Schauder des Genießens" in ihrem Geschlecht den gleichen, wenn nicht höheren Rang einnehmen, zu hören, daß die Hingabe des Weibes „durchseelt und durchsinnlicht" sein müsse berührt ebenso seltsam und unangenehm, wie ihr Achselzucken über die „Reinheit der Frau" und ihre Seitenhiebe auf die platonische Liebe, die ja nun wohl mit der Zeit den Todesstößen, die beide Geschlechter ihr neuerdings im Wetteifer versetzen, erlegen sein wird. Sollen die Rätsel des „Weibempfindens", die dem harmlosen Leser in geheimnißvollen Worten vorgetragen werden, auf diesem Wege ihre Lösung finden, so wäre einer solchen Enttäuschung die glückliche Unwissenheit über ihre wahre Natur fast vorzuziehen.

Nach einer anderen Seite hin wird das Buch der Frauen bei dem Unparteiischen mehr Vertrauen und wärmere Zustimmung finden, ich meine in Bezug auf den vielvariirten und exemplifizirten Gedanken Frau Marholms von dem Mangel beider Geschlechter an gegenseitigem Verständniß. Die Geschichte der letzten Jahrzehnte weiß von einer entgegengesetzten Entwickelung des Mannes und der Frau zu erzählen: er hat sich verflacht, sie hat sich vertieft. Die zunehmende Ausdünnigkeit

des Mannes — ich denke natürlich nur an den Durchschnittstypus — die Politik am Biertisch, die Kellnerinnen im Café, im besten Falle noch der exklusive Sport oder ein geisttödtender Beruf haben auf sein Innenleben abstumpfend, oft verrohend gewirkt und seinen wenigen Interessen eine einseitige Richtung gegeben. Die Frau, vor Allem die kinderlose, hat inzwischen die Einsamkeit der stillen Wohnstube zum Grübeln und Studiren benutzt; aber sie hielt ihren Erwerb geheim, wie einen Schatz, und wenn der Herr und Meister nach Hause kam, kehrte sie nur die kokette Eitelkeit oder die müde Langeweile heraus. Der Mann dagegen hielt es nur in größerer Damengesellschaft für nöthig die Hypertrophie seines Selbstbewußtseins zu verhüllen und den Galanten, Sittenstrengen und Grundsatzfesten zu spielen, in der naiven Meinung, so verkleidet vor scharfen Frauenaugen sicher zu sein. — So entstand die Kluft, die einstweilen nur größer zu werden verspricht.

Diese nicht eben neuen Gedanken so entschieden ausgesprochen und so deutlich am typischen Beispielen illustrirt zu haben, ist das größte Verdienst des Frauenbuches. Ein Bedenken über die Wahl dieser Typen bleibt jedoch bestehen. Mit der englischen Kritik eine Egerton als ausnahmsweise zu bezeichnen und demgemäß zu ignoriren, kann uns nicht einfallen. Zwar werden kaum viele Frauen die geschilderten Konflikte mit gleicher Intensität erlitten, wenige nur mit solcher Virtuosität ausgesprochen oder dargestellt haben, wie die Marholmschen „Zeittypen", daß aber hinter ihnen eine starke Gruppe steht, die eine Baschkirtseff, Duse, Kowalewsky, jubelnd das verkünden hörten, was sie selbst oft dunkel empfanden und schweigend ertrugen, läßt sich sicher annehmen.

Und doch giebt es eine Masse Frauen — sie bilden die Mehrheit und deshalb noch nicht die Minderwerthigkeit, — die keinen einzigen von den Tönen, die Laura Marholm anschlägt, auf ihren Seiten mitklingen lassen, keinen einzigen der hier vorgetragenen Gedanken auch nur geahnt hätten. Die Frauenkritiken im Frauenbuch bilden nur ein verschwindendes Jngredienz des für diese Behauptung möglichen Beweises. Es ist also leider wahr, daß Frau Marholm ein Buch der Frauen geschrieben hat; das Buch der Frauen aber sähe wohl anders aus, — falls nämlich Jemand den Muth hätte, es zu schreiben.

Cherbres. E. Platzhoff.

Beiwörter-Mißbrauch.

Wer in Berlin den erfreulichen guten Stil der geleſenſten Blätter, vornehmlich die treffliche Auswahl der Beiworte, muſtert, hiermit die Redeweiſe vieler Gebildeten an öffentlichen Orten vergleicht, der kann ſich des Eindrucks nicht erwehren, daß ein großer Unterſchied zwiſchen beiden im Gegenſatz zu Paris und London vorhanden iſt. Das zeigt ſich vor Allem in der anwidernden Art, auf welche die Eigenſchaftswörter „rieſig“ und „furchtbar“ als Adverbien von Damen und Herren gemißbraucht werden, hingegen „direkt“ ihnen als bloßes Flickwort dient. Gebildete Frauen haben ſicherlich in weit höherem Maße, als die vielgeſchäftigen Männer, unſeren Sprachſchatz, unſeren reichen Vorrath an Beiworten zu hüten, zu pflegen, und doch tragen gar manche unter ihnen die Schuld an einer Verkümmerung des letzteren in der Umgangsſprache, indem ſie bald ſelbſt modiſche Eigenſchaftsworte (unter Vernachläſſigung treffenderer Ausdrücke) übermäßig oft gebrauchen, bald ſich ſolche von Geſprächsgenoſſen gefallen laſſen. Wir wollen im Nachſtehenden hierauf — unter Heranziehung noch anderer abgedroſchener Eigenſchaftswörter — näher eingehen und die aufmerkſame Lektüre einiger meiſterlicher Stiliſten empfehlen, indem wir kleine Proben aus ihren Schriften wiedergeben.

In dem ſchaurigen, mit Mord und Todtſchlag gewürzten Nordhauſenſchen Roman „Die rothe Tinktur“, (welcher neuerlich vom Verein der Bücherfreunde herausgegeben) läßt ſich der Held, ein der Goldmacherkunſt befliſſener Berliner, im Theater anläßlich der Unterhaltung mit ſeiner ſchönen Nachbarin bei der Empfindung, minder ſchwungvoll, als ſonſt zu ſprechen, dahin aus: „Fräulein Hilda, ich muß ſie um eins fragen; ich bin ſo'n ungeſchickter Menſch; nicht wahr, heimlich lachen Sie über mich und ich komme Ihnen rieſig komiſch vor?“ Dem läßt ſich Aehnliches aus anderen Kreiſen nach unſeren Erfahrungen an die Seite ſetzen: Eine Offiziersfrau verſicherte einer Freundin in einer nahe dem Potsdamer Thor belegenen Konditorei, daß die Geſellſchaft, von welcher Beide ſprachen, rieſig nett geweſen ſei. In einem waldumſäumten Oſtſeebade wurde eine junge Arztgattin von einem älteren Berliner auf ihre Kinderchen angeredet und bemerkte nunmehr, das Buddeln im Sande mache Ihnen ſo rieſigen Spaß. Es ſoll in Spree-Athen ſogar vorgekommen ſein, daß eine Dame einer anderen geſprächsweiſe einen Herrn als „rieſig klein“ bezeichnete — das ſind zwei Eigenſchaftsworte, die ſich anſchreien und eigentlich nicht in demſelben Athem ausgeſprochen werden ſollten. Gleiches gilt von „furchtbar angenehm“

wofür eine Berlinerin einmal ein brüderliches Geburtstags-Geldgeschenk erklärte. Auch die Anwendung „furchtbar nett“ — einst durch eine weibliche Possenfigur in den Volksmund gebracht — kommt im vertraulichen Gespräch von Dämchen nicht selten vor.

Für den Mißbrauch desjenigen Beiworts, welches Sprachreiniger durch „unmittelbar“ verdrängt wissen wollen, seien hier zwei Beispiele angeführt. Eine gebildete Klavierlehrerin äußerte zu ihrem Schüler während des Unterrichts gelegentlich: „Nun spielen Sie mir einmal das Stück direkt vor“. Als sich eine junge Berlinerin bei einer Dampferfahrt gen Potsdam hinter Charlottenburg der Festung mit dem Juliusthurm näherte, sagte sie zu ihrer Nachbarin: „Das ist also hier direkt Spandau“. Wenn die „Fliegenden Blätter“ einen Lieutenant vor dem Kölner Dom „scheidiges Lokal“ ausrufen lassen, so stimmt das einigermaßen zu der Thatsache, daß der Angestellte eines Goldgeschäfts einer bei ihm erscheinenden eleganten Verwandten erklärte, sie sehe recht schneidig aus. In Berliner diplomatischen Kreisen und den ihnen angrenzenden höfischen hat die deutsche Damenwelt eine übertriebene Vorliebe für „charmant“ und „eigenthümlich“. Der greise, kleine Reichskanzler mit seinem gedankenvollen vorgebeugten Haupt ist charmant, den Abgeordnete Bebel (in weiten Kreisen bekannt als Verfasser des Buches über die Frau) eigenthümlich.

Bei der Empfehlung ausgezeichneter Stilisten setzen wir mit dem Altmeister ein. In „Wahrheit und Dichtung“ wird Karl Friedrich v. Moser als ein „vorzüglicher“ Mann bezeichnet — wir Heutigen wenden dieses gute Beiwort kaum noch in jenem allgemeinen Sinne an — und ihm nachgerühmt, daß er einen „gründlich-sittlichen“ Charakter hatte. Der „Königslieutenant“ Graf Thorane zeigte sich in Göthes Geburtsstadt von einem würdigen „zusammengezogenen“ Betragen. Ebenso ansprechend wie dieses adjektivisch gebrauchte Partizip ist bei Schiller „aufgethan“ im Gedicht „Die berühmte Frau“, wo letztere uns von ihrem Gatten durch eine Beiwörter-Auslese veranschaulicht wird:

Ein Weib, wie keines ist und keines war,
Mir von des Reiges Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geist und aufgethanem Sinn
Und weichen, leicht beweglichen Gefühlen.

Unser bedeutendster Historiker, L. v. Ranke, zeichnet sich gleichfalls in sorgfältiger Wahl der Beiworte aus, z. B. bei der Kennzeichnung U. v. Huttens. „Seine Feindseligkeiten“, heißt es hier u. A. „sind nicht von verstimmend gehässiger Art; sie sind immer mit ebenso warmer Hingebung nach einer anderen Seite verbunden; er macht den Eindruck der Wahrhaftigkeit, der rücksichtslosen Offenheit und Ehrlichkeit; vor Allem hat er immer große, einfache, die allgemeine Theilnahme fortreißende Bestrebungen, eine ernste Gesinnung“.

Unter den lebenden Schriftstellern thut sich Hermann Grimm durch schlagende Beiworte hervor, so in seinem neuerlichen Aufsatz „Bettinas letzter Besuch bei Goethe“, in einer hiesigen Wochenschrift. „Der Senator v. Schweitzer“

heißt es dort, gehörte zu den eindringendsten Goethekennern — statt des gewöhnlichen „besten" — „sein Sohn Rudolf sei einer der hingebendsten Mitglieder des Steidel'schen Museums zu Frankfurt am Main gewesen". In Beiworten schwelgte jüngst Friedrich Fuchs bei Beurtheilung einer Schulteschen Ausstellung von Bildnissen Fritz Kaulbachs, den er mit P. Heyse verglich. „Unter den Frauen lieben sie Beide dasselbe Genre, die biegsamen, schlanken Brünetten mit der süßen heiligen Blässe schmerzlich-träumerischer Sehnsucht nach dem unbestimmten Etwas, das nicht kommen will. Und wenn Kaulbach solchem Modell gegenübersitzt, hängt sein Auge mit ritterlicher Ehrfurcht und diskreter Bewunderung an dieser Gestalt, gleitet über die zarten Formen und hinab an den fließenden Linien und liefert in dem langen Blick die weiche Schwermuth der zitternden Seele."

Wenn seitens unserer Schriftstellerwelt selbst in der Tagespresse solcher Art stets das bezeichnende Beiwort gewählt, von der „schönen Welt" hingegen ein längst verblaßtes hartnäckig immer wieder angebracht wird, so erweist das eine Kluft zwischen Schrift und Umgangssprache. Unsere schöne Welt zeigt Gedankenträgheit in der Festhaltung vermeintlicher Kraftausdrücke und Schlagworte, scheint den Reiz kurtzer angemessener Einkleidung des Gedankens in Worte nicht zu kennen. Gewährt indeß das geistige Innen, bei schneller Auskügelung passender Adjektiva, das glückliche Finden solcher, die Treffsicherheit nicht eine gewisse innere Genugthuung und zugleich ein anstandsfreies Vergnügen? Wir Berliner stehen in Bezug auf den Besitz äußerer Glücksgüter bekanntlich hinter den Londonern und Parisern zurück — der kleine, für den Herbst vorauszusehende finanzielle Krach der glänzenden Gewerbeausstellung wird das wieder nur zu klar darthun — desto mehr sollten wir aus der Gesprächs-Führung den hohen Genuß, welchen Engländer und Franzosen leicht gewinnen, zu ziehen suchen.

Berlin. F. v. Salpius.

Reichsbankpolitik.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Börse durchaus keine vollkommene Einrichtung ist. Täglich werden dort von sehr geschäftsklugen Leuten ganz bedeutende Rechenfehler gemacht, und mit sehr ansehnlichen Geldbußen, d. h. Verlusten oder entgangenen Gewinnen gesühnt. Wie man in diesen Tagen wieder aus den Berichten über den Prozeß des verkrachten Bankdirektors Hermann Friedmann erfahren konnte, gelingt es zuweilen auch Leuten von sehr bescheidenen Geistesgaben und Fähigkeiten an der Börse zeitweise eine recht denkwürdige Rolle zum Nachtheil ihrer Mitmenschen zu spielen. Eigenthümlicher Weise werden von vielen Leuten alle Missethaten, welche sich derartige gefährliche Personen zu Schulden kommen lassen, einfach als Verbrechen der Börse selber angerechnet. In der That heißt das der Börse zuviel zugemuthet, wenn sie sich im einzelnen Falle besonders über die Beweggründe jedes Besuchers zu seinen geschäftlichen Maßnahmen unterrichten sollte. Gerade so wenig wie irgend ein Ladenbesitzer danach fragt, ob ein Einkäufer bei ihm sein Geld auch mit Recht erworben habe, ebenso wenig kann sich die Börse um die Praktiken kümmern, durch welche manche problematische Existenzen sich die Mittel verschaffen, um zeitweise an der Börse eine Rolle zu spielen. Uebrigens war besagter Hermann Friedmann an der Börse immer als verdächtiger Compan angesehen, und solidere Geschäftsleute haben sich nie mit ihm eingelassen. In Börsenkreisen ist man froh, daß einem faulen Kopf das Handwerk für immer gelegt ist, und daß andere gefährliche Brüder durch die harte aber gerechte Strafe eine heilsame Lehre empfangen haben.

Man thut übrigens Unrecht, wenn man heutzutage der Börse insbesondere den Vorwurf macht, daß dort verständniß- und gewissenlose Macher zum Nachtheil der Allgemeinheit ihr Wesen treiben. Denn, wenn wir uns heutzutage umsehen, was für Leute in den verschiedensten Zweigen des öffentlichen Lebens mit sehr wenig Witz und viel Behagen zeitweilig einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Verwaltung der öffentlichen Interessen ausüben und sogar kommenden Geschlechtern ihre beschränkten Ansichten über wichtige Fragen des staatlichen und wirthschaftlichen Lebens in Gesetzesform als Richtschnur für die fernere Entwicklung aufzwingen, so können wir uns nicht wundern, daß auch im Geschäftsleben vielfach Talentlosigkeit gepaart mit Unverschämtheit zeitweise immerhin gewisse Erfolge zu erringen versteht.

Ueber andere Einrichtungen des wirthschaftlichen Lebens könnten bei uns die gesetzlichen Grundlagen und Geschäftsmaximen, nach denen die Reichsbank verwaltet wird, sehr wohl eine Auffrischung nach weiteren, die allgemeinen Interessen mehr berücksichtigenden Gesichtspunkten vertragen. Das Reichsbankgesetz von 1874 wurde s. Z. eigentlich beinahe ausschließlich auf die Autorität des Herrn Bamberger hin angenommen, und dieser Herr ist bisher auch der hauptsächlichste Verfechter der darin niedergelegten gesetzgeberischen Weisheit gewesen.

Von Bambergerischer Seite ist bei der Beurtheilung der Reichsbank immer das Hauptgewicht darauf gelegt worden, daß die Reichsbank zum Schutze der Goldwährung bei uns eingeführt sei. Herr Bankpräsident Koch pflegt sich bei seinen Ausführungen über die von ihm vertretene Bankpolitik ebenfalls mit Vorliebe auf diesen Standpunkt zu stellen. Die Goldwährung ist nun an sich eine gute, für die heutigen wirthschaftlichen Verhältnisse passende Sache. Auch uns scheint die Doppelwährung nur in dem Lichte eines Hirngespinstes. Aber die Deutsche Reichsbank hat viel mehr und Wichtigeres zu thun, als die deutsche Goldwährung zu schützen. Die Reichsbank hatte es auch gar nie nöthig, den Goldvorrath in Deutschland vor der Gefahr der Ausfuhr zu schützen, und wenn gelegentlich Goldausfuhr aus Deutschland vorgekommen ist, so hat die Reichsbank in der That so gut wie nichts dagegen thun können. Die Goldwährung konnte nach dem Krieg mit Frankreich leicht bei uns eingeführt werden, weil aus der französischen Kriegscontribution bedeutende Mengen Gold zu den erforderlichen Ausprägungen zugeführt wurden. Von diesem Golde konnte das meiste leicht im Inlande gehalten werden, d. h. ein erheblicher Goldexport war ausgeschlossen, weil Deutschland durch seine stetig steigende Ausfuhr von Industrieerzeugnissen immer mehr von dem Auslande zu fordern hatte, als nach dem Auslande für bezogene Waaren zu zahlen war.

Daß der Reichsbank durch das Gesetz von 1874 eine ziemlich enge Grenze gezogen wurde, war eine an sich ganz verkehrte und zwecklose Vorschrift. Denn einmal bringt die Steuer von dem um eine gewisse Summe den Baarvorrath übersteigenden Notenumlauf der Reichskasse so gut wie nichts ein; außerdem veranlaßt diese Steuer, d. h. das Bestreben dieselbe zu vermeiden, die Reichsbank zu Einschränkungen des Credits, wodurch gar nichts genutzt, sondern nur der soliden Geschäftswelt Schaden zugefügt wird. Wenn einmal nach dem Stand der internationalen Handelsbeziehungen die Ausgleichung der Handelsbilanz mit Gold erfolgen muß, dann hilft das übliche Universalmittel der Bankpolitik, die Diskontoerhöhung, so gut wie nichts, um dieser Nothwendigkeit vorzubeugen.

Thatsache ist, daß die Reichsbankverwaltung, um der in dem Gesetz von 1874 gegebenen Richtschnur zu entsprechen, eine viel rigorosere Praxis in ihrem Geschäftsverkehr in Bezug auf Creditgewährung eingeführt hat, als s. Z. bei der Preußischen Bank und den anderen Privatbanken üblich war. Man war aber im Jahre 1874 bei uns in Reichstagskreisen ungeheuer auf-

gebracht über die Ausschreitungen in den Gründerjahren 1871—73. Die rein juristisch geschulten Köpfe konnten sich gar nicht genug gegen den Gebrauch von Papiergeld ereifern, deshalb wurden Vorschriften gegen die übermäßige Ausgabe von Banknoten und Papiergeld der Einzelstaaten erlassen.

Das Reichsbankgesetz und die engherzige Geschäftspraxis der Reichsbank trugen nun in nicht geringerem Grad dazu bei, daß in den letzten zwei Jahrzehnten gerade in Deutschland ganz besonders schwierige und ungünstige Umstände für die Geschäftswelt zu überwinden waren. Daß sich die deutschen Kaufleute und Gewerbetreibenden trotz dieser mißlichen Zustände durch rastlose Anstrengung und kluge Benutzung sich darbietender Gelegenheiten zur Anknüpfung neuer Handelsbeziehungen in den letzten Jahrzehnten mächtig emporgearbeitet haben, kann sich die Reichsbank durchaus nicht als ihr Verdienst anrechnen.

Wann wäre wirklich einmal seitens der Reichsbankverwaltung davon die Rede gewesen, dem legitimen Creditbedürfniß der Geschäftswelt entgegen zu kommen. Herr von Dechend hat sich in dieser Hinsicht immer auf den päpstlichen Standpunkt des „Non possumus" gestellt. Herr Koch ist als trockener Jurist bis ins Mark hinein gleichfalls aus diesem Rahmen nie herausgetreten.

Wir greifen z. B. eine geradezu gedankenlos aus alten Bankvorschriften in das Reichsbankgesetz übernommene Bestimmung heraus. Nach derselben soll die Bank nur Wechsel diskontiren, die höchstens 3 Monate zu laufen haben. Hiernach kann die Reichsbank so gut wie nichts zur Förderung der überseeischen Handelsbeziehungen thun. Zur richtigen Pflege dieses Handelsverkehrs ist es unbedingt nöthig, daß die betheiligten Geschäftsleute über längeren als 3-Monat-Credit verfügen können.

Von Seiten der Reichsbank wurde nun in den letzten zwei Jahrzehnten oft genug über mangelnde Verwendung für ihre Mittel geklagt. Daß aber die Bankleitung daran gedacht, hätte, die ganz veraltete Vorschrift der Bankakte aufheben zu lassen, davon hat man nichts gehört. Die deutschen Exporteure müssen noch langsichtige Wechsel in London zu verwerthen suchen oder mit sehr knappem Verdienst an englische Zwischenhändler verkaufen, die sich den zu überseeischen Geschäften nöthigen langsichtigen Credit bei ihren Banken leicht verschaffen können.

Was das sonstige Entgegenkommen der Reichsbank gegen den Creditbedarf des soliden Mittelstandes betrifft, so existirt dasselbe bloß in Redensarten, in Wirklichkeit ist es nicht vorhanden. Wir haben wiederholt den Nachweis erbracht, daß die Bank von Frankreich dem geschäftlichen Mittelstand viel mehr entgegenkommt als die Reichsbank. Dies geht unter Anderem daraus hervor, daß der Durchschnittsbetrag der von der Bank von Frankreich diskontirten Wechsel noch nicht halb so groß ist als der der Reichsbank-Wechsel. Ueberdies geht aus den Geschäftsberichten der Bank von Frankreich hervor, daß $^1/_4$ aller von der Bank discontirten Wechsel auf weniger als 100 Francs lauten.

Die Leitung der Reichsbank scheint gar keine Ahnung davon zu haben, welchen gewaltigen sozial-wirthschaftlichen Segen sie schaffen und welchen schönen,

ſicheren Gewinn ſie ziehen könnte, wenn ſie dem Creditbedarf des kleinen Mannes ihre Aufmerkſamkeit zuwenden wollte. Jede Erleichterung und Verbilligung des Abzahlungsverkehrs, welche dem kleinen Mann die beſſere und hübſchere Ausſtattung ſeines Heims ermöglicht, iſt als ein großartig wirkſames, wohlthätiges Mittel zur Förderung erſprießlicher wirthſchaftlicher Zuſtände und zur Anregung des legitimen Geſchäftsverkehrs zu betrachten. Wenn die Leute ſich gar nicht, oder nur unter entſetzlichen Wucherzinſen ihre häuslichen und perſönlichen Bedürfniſſe auf Credit beſchaffen können, ſo leidet darunter fortwährend die Moral der Einzelnen, ebenſo wie der Geſchäftsverkehr an geſunder Entfaltung verhindert wird. Wenn die großen Finanziers es nicht der Mühe werth erachten, ſich über die wohlthätigen Folgen der vernünftigen Ausdehnung des Credits zu unterrichten und dafür geeignete Einrichtungen in's Leben zu rufen, ſo iſt dies eben als ein bedauerliches Zeichen des mangelnden Verſtändniſſes wirthſchaftlicher Fragen und des guten Willens der kleinen Leuten gegenüber zu erklären. Es unterliegt dabei durchaus keinem Zweifel, daß die in die Milliarden gehenden Creditgewährungen an kleine Leute bei einem etwas mehr als bankmäßigen Zinsfuß im Ganzen ſicherer und viel einträglicher ſein würden, als die Credite in viel höheren Beträgen, welche von der Bank an ſogenannte notoriſch zahlungsfähige Leute gewährt werden.

Wenn wir uns nach dieſen allgemeinen, unſere derzeitigen Bankzuſtände betreffenden Betrachtungen ſchließlich noch etwas der augenblicklichen Lage des Börſengeſchäfts zuwenden, ſo finden wir bei der zur Zeit herrſchenden Geſchäftsſtille allerdings nur ſehr mageren Stoff zur Berichterſtattung. Im Ganzen und Großen bleibt die Meinung über die nächſte Zukunft des Börſenverkehrs günſtig. So bedenklich auch die Zuſtände in der Türkei ausſehen mögen und offenbar auch wirklich ſind, ſo glaubt doch augenblicklich Niemand daran, daß der Zeitpunkt des völligen Zerfalles der morſchen Karikatur eines Staates im Orient ſchon gekommen ſei. Demgemäß halten ſich in erſter Linie Bankaktien auf ihrem hohen Kursſtande, weil man glaubt, daß der im Ganzen günſtige Geſchäftsgang auch durch ernſtliche Zwiſchenfälle nur unterbrochen werden dürfte. Uebrigens ſehen vorſichtige Beurtheiler der Lage auch eine Berechtigung eines weiteren Steigens der Bankaktien und entſchließen ſich in Folge deſſen lieber zum Verkauf dieſer Gattung von Papieren. Von Staatspapieren ſind einheimiſche ſehr feſt, da die anhaltend ſehr ſtarke Anlagebegehr den vorhandenen Vorrath an Werthen raſch aufzehrt. Ebenſo halten ſich Oeſterreichiſch-Ungariſche und Ruſſiſche Renten feſt. Für letztere insbeſondere wird die Vorbereitung neuer großer Finanzgeſchäfte geltend gemacht. Italiener gehen nur langſam vorwärts, können aber ſchließlich bei weiterem friedlichen Fortgang der Dinge nicht zurückbleiben. Sehr in Mode ſind zur Zeit Chineſen, an deren Zahlungsfähigkeit jetzt niemand zweifelt, beſſer und billiger ſind aber entſchieden Mexikaner. Ferner verdienen noch immer Beachtung Argentiniſche Papiere, da der offenbar gewaltige Fortſchritt dieſes Landes, der ſich u. A. aus dem ſtarken Rückgang des Goldagios in Buenos-Aires erkennen läßt, noch weitere Beſſerung der Finanzlage in Ausſicht ſtellt. Nicht ganz unbedenklich ſind Rumänier wegen der drohenden Nähe

des orientalischen Hexenkessels. Entschieden zu warnen ist vor Serben, Griechen, Portugiesen, sowie vor türkischen Papieren. Die Zustände in der Türkei sind so oberfaul, daß auf die besondere Administration verschiedener Einnahmen auf die Dauer nichts zu geben ist. Schleunigster Verkauf dieser Papiere ist das Einzige, was Kapitalisten zu empfehlen ist. Der Verkehr in Bergwerkspapieren ist neuerdings sehr beschränkt. Trotz der günstigen Geschäftslage für Kohlen und Eisen bieten viele von diesen Aktien bei dem derzeitigen Stande wenig Aussicht auf Steigerung. Der Markt für einheimische Bahnen verliert durch die Verstaatlichung der hessischen Ludwigsbahn wieder ein beliebtes Spekulationspapier. Hiernach glaubt man, daß die noch übrigen Papiere noch mehr Aussicht auf Steigerung ihres Sicherheitswerthes erlangen. Man nimmt auch an, daß österreichische Eisenbahn-Aktien hierdurch noch weiter gewinnen dürften, obwohl dagegen der, im Vergleich mit den wirklichen Erträgnissen verhältnißmäßig hohe, Kurs spricht. Dagegen erscheinen Schweizerische Bahnen noch als solide Anlagewerthe weitere Berücksichtigung zu verdienen. Günstig werden auch noch die Aussichten für Italienische Bahnen beurtheilt. Ebenso halten sich Luxemburgische Prinz Heinrich, trotz zeitweiliger Schwankungen in ziemlich gutem Ansehen, und man glaubt, daß die weiteren Einnahmen der günstigsten Meinung wieder mehr Vorschub leisten dürften. Beachtung scheinen auch noch Canada Pacific-Aktien zu verdienen, da dieses große Unternehmen auf die Dauer doch eine lohnende Aufgabe in der Erschließung des gewaltigen und ertragsfähigen Landes finden muß. Schifffahrts-Aktien finden fortgesetzt Abnehmer in kapitalistischen Kreisen, da die Einnahmen der tonangebenden Unternehmen sich sehr günstig gestalten.

Berlin. Dr. J. Minoprio.

Das große Schweigen.

Ein Pſalm von Richard Wrede.

Stumm ſitzen wir oft bei einander; ganz ſtumm und ſtill und wir ſprechen doch zuſammen, ſprechen inniger als Andere.

Ein großes Schweigen ringsum, nur ganz von Ferne hört man die Brandung der Großſtadt wogen.

Wir ſind allein und unſagbar glücklich.

Oft haſſe ich die Sprache und dann bemitleide ich ſie wieder in ihrer Wehrloſigkeit.

Viele gemeine Worte ſind ihr aufgezwungen, und von Jedem muß ſie ſich mißbrauchen laſſen.

Wenn ich ein mächtiger Fürſt wäre, ich würde das Sprechen verbieten; nur guten und edlen Menſchen würde ich zu reden geſtatten.

Ein großes Schweigen würde ſein, und doch ein lautes Reden.

Im Herzen würden neue Wörter gebildet werden, innerliche und reine.

Wegen arger Thaten würde ich dem Thäter verzeihen, denn Thaten ſind weder böſe noch gut.

Worte ſind die Wühler, Worte deuten und täuſchen.

Und um ein Heiligthum müßte urtiefſtes Schweigen herrſchen, um den hohen, hehren, wolkeneinragenden Tempel der Liebe.

Niemand ſoll nur mit dem Hauch eines Lautes zu reden beginnen; grauſame Strafe würde ihn treffen.

Keiner ſoll reden, weder wer den Tempel betritt, noch wer ihn verläßt.

Und alle Fremden ſollen ſchweigen und ſollen nicht reden vom dreimal heiligen Opfer der Eingeweihten;

Und Bruder und Schweſter ſollen ſchweigen und das Heiligthum nicht entweihen;

Und Vater und Mutter ſollen nicht belehren, denn die Natur iſt eine mächtige Göttin der Offenbarung.

Ueber allen Lauden ſei Stille und über den heiligen Tempeln des menſchlichſten Gottesdienſtes ſchwebe der Engel des großen Schweigens des Verſtehens.

Büchersaal.

Kehrt zur Natur zurück. Die naturgemäße Lebensweise als einziges Mittel zur Heilung aller Krankheiten und Leiden des Leibes, des Geistes und der Seele von Ad. Just. Braunschweig. A. Graff. 1896.

Der Verfasser ist infolge eines langen Nervenleidens tief in die Ideen der Naturheilkunde eingedrungen und bietet nun in seinem Buche „Kehrt zur Natur zurück!" seine Erfahrungen und Lehren. Er hält neben Wasser und Luft auch die Kraft der Erde für segenbringend. Das Buch ist eine schätzenswerthe Bereicherung der Litteratur über Naturheilkunde und dürfte vielen willkommen sein. Just, dem es nun die Sache zu thun ist, bringt seine Meinung ungekünstelt vor, er sagt „nackend" und nicht „in adamitischem Kostüm," schlägt manchmal einen frischen und derben Ton an und versteht es, das Interesse des denkenden Lesers zu fesseln. Sehr interessant und allein schon die Anschaffung des Buches lohnend sind die Ausführungen des Verfassers über „Jesus, den großen Naturarzt," sein Leben und Wirken, über das neue Testament und über die heutige christliche Kirche. Die in dem Buche zu Tage tretende tiefe Religiosität des Verfassers, seine gerade Sinnesart und sein ernsthaftes Bestreben, zu seinem Theil an der so nöthigen Besserung mitzuhelfen, werden ihm viel Freunde zuführen.

Braunschweig. Dr. jur. Bracke.

Zu den Bayreuther Festspielen kommt noch rechtzeitig ein Buch heraus, das den Besuchern derselben als Wagner-Vademecum warm empfohlen werden kann. Ein fachmännisches und zugleich populär geschriebenes erschöpfendes Buch über Richard Wagner und seine Werke fehlte bisher. Diese Lücke wird nun ausgefüllt durch das von dem deutsch-amerikanischen Schriftsteller Heinrich T. Finck verfaßte Werk: „Wagner und seine Werke. Die Geschichte seines Lebens mit kritischen Erläuterungen." (deutsch von Georg von Skal), dessen erster, mit einem Portrait Wagner's geschmückter Band soeben erschienen ist und dessen zweiter Band noch rechtzeitig vor Beginn der Bayreuther Festspiele herauskommen soll. Finck unterzog sich der Aufgabe, 20 Jahre hindurch alle erreichbaren Documente über Wagner zu sammeln und unter Hinzufügung von bisher noch nicht veröffentlichtem handschriftlichen Material, wie es die Mittheilungen von Anton Seidl und Heinrich Vogl, „Oesterleins Wagner-Museum" und besonders „Wagner's Briefe an Theodor Thomas" boten, das gesammte kolossale Material zu einem Werke zu verarbeiten, welches ein vollständiges Wagner-Vademecum bildet, da es alle Opern und Dramen der Reihe nach in erschöpfender Weise beschreibt und bespricht. Das handliche Format des Werkes gestattet, die Bändchen zur Orientirung in's Opernhaus mitzunehmen; der billige Preis von 3,00 Mk. bezw. 3,75 Mk. für den Band wird dazu beitragen, dem neuen Werke Eingang in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes zu verschaffen. F. D. B.

Druck von F. Gyssarow in Berlin. Für Redaktion und Verlag: Dr. Richard Wrede in Berlin.

Ostende.

Schönstes und besuchtestes Seebad

auf dem Continent, Sommer-Residenz
I. I. M. M. des Königs und der Königin der Belgier.
„Jährlich 250,000 Badegäste."

Bade-Saison vom 1 Mai bis November. Künstlerisch zu geschmückter Kursaal, herrlicher Meer-Damm. Theater. Täglich 2 Concerte, Orchester von 80 Mann Soirées dansantes im Kursaal. Häufig Concerte berühmter Sänger und Sängerinnen. Ferner Orgel-Aufführungen, Bälle im Casino, Regattas auf dem Meere Pferderennen an 10 Tagen Elegante Dampfer zu Lustfahrten. Feste aller Art Fischsport. Seewasser-Heilanstalt. Fahrradbahn Privat-Spiel-Club. Wintersaison. Directe Bahnverbindung mit allen Hauptstädten Europas. 3 Dampfer täglich nach Dower. Ueberfahrt in 3 Stunden.

Gegen Schweissfuss

und seine Folgen bewähren sich **vorzüglich** und allein

Beckstroems

Moos-Sohlen

Zu haben in allen **Schuhwaaren-Geschäften**
En gros bei

G. Beckstroem, Neustrelitz.

Für Blutarme und Reconvalescenten.

FERRATIN

Die Eisenverbindung der Nahrungsmittel

In allen Apotheken

Geg. Eins. v. M. 30 versende incl. Fass 50 Liter selbstgebauten weissen

Rheinwein.

Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.
Zahlr. Anerkennungen treuer Kunden.
Probefässchen von 25 Liter zu Mark 15.—.

Amateur-Photograph.

Illustr. Prospekt gratis

Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Eine praktische Patentbose mit Brutto 10 Pfd.

hochfeinster Delikateß-Senfgurken.

Eine Kiste ca.

100 echter großer Harzkäse

je Mark 3,50 mit Verpackung franko Nachnahme

Gust. Mackenrodt, Quedlinburg.

Was ist Feraxolin?

Feraxolin ist ein großartig wirksames Fleckputzmittel wie es die Welt bisher noch nicht kannte Nicht nur Wein-, Kaffee-, Harz- und Oelfarben-Flecken, sondern selbst Flecken von Wagenfett verschwinden mit verblüffender Schnelligkeit, auch aus den heikelsten Stoffen.

Preis **35** und **60** Pfg.

In allen **Galanterie-, Parfumerie-, Droguenhandlungen** und **Apotheken** käuflich. En gros bei

Joh. Grolich,

Engeldroguerie
in **Brünn** (Mähren).

Preis per Stück 10 Mark

für 1 Cyl.-Rem.-**Uhr** in Silber, 0,800 ges. gest. Goldrand. 6 St. vergold. Zeiger u. inner. Deckel 2 Jahre schriftl. Garantie Allein-Fabr. d vorzügl Rem.-Uhr **„Secunde"**, hochf. regul., Prima-Werk in Silb.-Gehäuse. Goldr. ff. grau Deckel ꝛc 3 Jahre schriftl. Gar. 20 M. — versendet

Gustav Staat, Düsseldorf,
Fabrik u. Lager in Uhren u. Goldwaaren.
Umtausch gestattet oder Geld zurück Preisl gr. u. fr.

Pianinos

vorzügl. u. preisw., Franko-Zusend., auch auf Probe, Teilzahlung Kataloge gratis. Gebrauchte, zeitweise am Lager, billigst. **Pianofabr. Casper,** Berlin W., Linkstr. 1.

Altbewährtes Mittel gegen
Gicht- u. Rheumatismus
ist **Russische Einreibung,**
à Fl 1 M., 6 Fl 5 Mk.
in der **Apotheke Schwedt a. O.**

Adler-Fahrradwerke

vorm. Heinrich Kleyer, Frankfurt a. M.

Lieferanten von Kaiserl. Königl. Behörden etc.

„Adler"-Fahrräder.

Erstklassige Fahrräder mit **wunderbar** leichtem Lauf. **Höchste Auszeichnungen.**
Illustr. Kataloge gegen 10 Pfg.-Portomarke

Baden-Baden

Weltberühmtes Bad, in gesunder, herrlicher Lage, durch dichtbewaldete Berge vor rauhen Winden geschützt.

Prospecte u. s. w. durch das Städtische Curcomité.

Digitized by Google

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

HAMMONIA-
FAHRRÄDER

sind die feinsten, beliebtesten u billigsten. Preislisten gratis.

Hammonia-Fahrrad-Fabrik
A. H. Veltzen-Hamburg.

Hochfeine Fahrräder

in modernster solider Bauart, leichtester Gang zu Fabrikpreisen unter Garantie.
Vertreter gesucht. ☞ Preislisten gratis.

H. F. Ohnesorge, Einbeck,
Fabrik und Versandthaus.

---

250 Briefmarken echte verschiedene, worunt. Costarica, Mexico, Türk., Aeg, Lux., Arg, Brasilien, Cxp, Griechenl, Japan, Spanien liefert für nur **1 Mark** Casse voraus. — Rückporto 20 ₰.

Hugo Siegert, Altona b. Hamburg.

Photographische Vergrösserungen nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Greiz, Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

Tenderings
preisgekrönte Cigarren

Maatschappij	100 St.	3 M.	90 M.	500 Stück frko., aus rein überseeischen Tabaken hergestellt
La Palma	100 „	4 „	— „	
Aphrodite	100 „	4 „	50 „	
Wilhelm I.	100 „	4 „	80 „	
Exquisitos	100 „	4 „	60 „	
Musterkiste je 20 Stck. entheltend	. . .	4 „	30 „	

erhielten im vergangenen Jahre tausende Anerkennungen.

Tenderings Nachtabak, 9 Pfund = 9 Mark, ist unübertroffen in Qualität

Allein zu beziehen von

Tenderings Cigarren- und Tabak-Fabrik, Orsoy a. d. holländ. Grenze A.

S. E. Mammen.

See-Fischhandlung, Räucherei u. Versandtgeschäft,
Brake an der Weser in Oldenburg,
versendet auch an Private gegen Postnachnahme franko jede Poststation:

1 Postkoll netto 9 Pfd.	frische Schellfische	3,00 Mk.
1 „	ieb. frische Butten od. Schollen	3,50 „
1 „	Stinte, Quappen oder Heeinge	2,10 „
1 „	feinste geeicherte Aale . . .	9,60 „
1 „	geräucheete Schellfische, fein . .	3,00 „
1 „	feinste Lachsheringe	3,00 „
1 „	Fettheringe ohne Bü linge . .	2,10 „
1 „	f. Sprotten, 2 Kisten 8 Pfd. .	3,50 „
1 ½ Ltr. Postdose ca 35-40 St.	Rollmöpse	2,85 „
1 ½ Ltr. Postdose f. Bismarck-Heringe . .		2,85 „
1 ½ Ltr. Postdose feinste Bratheringe .		2,50 „

Für Abnehmer per Bahn Extra-Preisliste.

Rauchfleisch Nagelholz

hochfeine zarte Waare 100 Pf pee Pfund fr. Nachn. Garantie: Zurücknahme.

H. Kemper, Nortrup.

Holländ. Tabak. Unübertroffen und seit 1880 bewährt! 10 Pfd. lose im Beutel fco. acht Mk. B. Becker in Seesen a. H.

Feinste Flaschen- und Fass-Weine

liefert in vorzüglicher Qualität

J. Gross, Weinhandlung, **Landau-Rheinpfalz.**

Versand nach dem In- und Auslande.
Man verlange Preisliste.

Feinste Tafelbutter

liefert billigst im Postkoll

C. H. Petersen-Eggebek
b Schleswig.

Apfelwein beste Qualität, Liter 28 Pf. **Mousseux** Flasche 1,20 unter Nachnahme.

G. Fritz, Hochheim a. M.

Danziger Spezialität

1 Fl. Goldwasser
1 Fl. Kurfürstl. Magen,
1 Fl. weiß Pomeranzen
} in feinster Qualität

incl. Kiste und Porto Mk. 5,—
offerirt die **Dampf-Liqueur-Fabrik**
Julius v. Götzen, Danzig.

Man trägt

allerorts meinen „Reise-Cheviot" zum gediegenen Anzug mit Vorliebe; tägliche Anerkennungen beweisen es. 140 cm breit 3 Meter = 9,90 Mark. Neueste helle und dunkle **Muster** an Jedermann sofort frei.

Rheinisches Tuchhaus
Hoetzkes in Düren A. Rheinland.

Naturheilanstalt
Sommerstein

Die Anstalt ist besonders bei Unterleibs-, Nerven- und Frauenleiden, namentlich bei Circulations-Störungen zu empfehlen. — **Blut-Regenerationskuren** u. s. w. Erläuternde Prospect-Brochüre frei.

Die Kurleitung: **Ferd. Liskow.**

Emser Pastillen der Königl. **Brunnenverwaltung in Ems.** Vorzügl bewährt bei alten Katarrhen der Schleimhäute, des Rachens und Halses als lösendes, den Hustenreiz milderndes Mittel. Zu haben in allen Apotheken, Droguen und engr. in der Hauptniederlage von **H. Barkowski.** Berlin NO., Weinstrasse 20 a. Fabrik u. Versand-Geschäft medicinischer Spezialitäten.

Prima Harzkäse

1 Postkoll frei ins Haus 2,70 Mk. gegen Nachnahme, sowie Camembert-, Ramadoue, Limburger-, Tilsiter- und Sahnenkäse, vollfett, billigst.
Bahnsendungen entsprechend billiger.

Central-Molkerei Einbeck,
in **Hann.** am **Harz.**

Druck von H. Cynamon in Berlin. — Für Inserate: Robert Jacoby in Berlin W.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgeber: Richard Wrede

III. Jahrgang | **Nr. 95** | 25. Juli 1896

Das gefällige Gespenst.

Die Aufgabe der Philosophie.
Von Dr. phil. Rudolf Eisler.

Hygieneministerien. Von Dr. med. E. Below.

Eine Frauenfrage. Von Eugen Isolani.

Karl Böttticher's Tektonik der Hellenen.
Von Dr. Richard Streiter.

Die Bedeutung des Nibelungenliedes.
Von Carl Bleibtreu.

C. 1264. Stettin. Von Hans von Reinfels.

Sprechsaal (Ferienkolonien — Olympiatheater — An Frl. Dr. Schirrmacher).

Büchersaal.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag

Berlin S.W. 46, Hedemannstraße Nr. 9

Fernsprecher: VI, 1429.

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels

Berlin, den 25. Juli 1896.

Baron Mikosch's Erlebnisse auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Herausgegeben von Fidelio. Mit 5 Orig.-Vollbildern und Vignetten von Herrmann. 1 M. Verlag von Oskar Haebringer in Berlin.

Enterbte des Glücks. Berliner Roman von Hermann Dupont. Preis 2 M. 50 Pf. Verlag von Max Rockenstein in Berlin.

Das Ende der Welt von Camilla Flammarion. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Karl Weuzel. Preis brosch M 8, geb. M. 4. Verl von Ernst Haug in Pforzheim

Herm. Faulhaber. Das goldene Zeitalter d. Zukunft. Erzählung aus den Jahren 2000—2030. Geb. 6 M, brosch 5 M Buchhandlung für innere Mission, Schw. Hall.

Anleitung zu wissenschaftl. Beobachtungen auf Reisen. Herausgegeben von Dr. G Neumayer. 2 Bde. Grb. M. 20, geb. M. 23. Robert Oppenheim, Verlag, Berlin SW. 46.

Neue Lieder f. 1 Singstimme m. Pfteegl. Verlag von Ant. Böhm u. Sohn in Augsburg Bestens empfohlen! Karl Weinbergrr, op. 12, ein kleiner Liederstrauß. 7 Liedrr. Preis 1,50 M Kammerlandrr, 3 humoristische Lieder für Barriton, op. 93. Preis 1,50 M. —„— 6 Lieder, op. 102, 2 M. —„— 6 Kinderlieder (dem Kindern vorzusingen), op. 143, M. 1,50. Johann Stunjeko, op. 14, drei Liedrr. Preis 1,50.

Grundriß einer exacten Schöpfungs-Geschichte von Hermann Hadenicht Mit 7 Karten-Beilagen u. 2 Text-Illustr. Preis 4 M. A. Hartleben's Vrlag in Wien.

Das Räthsel des Lebens. Von Dr. Josef Klinger. Inhalt: Das Räthsel des Lebens nach Naturwissenschaft u Okkultismus. Die räthselhafte Erscheinung des Doppelbewußtseins. Der Okkultismus als Vorstufe der Theosophie. Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig.

Die jüdische Moderne. Vortag gehalten im akademischen Verein „Kadimah" in Wien von Mathias Acher Preis 80 Pf. Verlag der Literarischen Anstalt (August Schulze), Leipzig.

Sehr empfehlenswerthe Musikstücke für Klavirr zu 2 u. 4 Hände. Durch alle Musikhandlungen zu beziehen Nikolai v. Wilm. op 143, sechs leichte Charakterstücke f. P 2 4 Händen. Nr. I 1,20 M., II 1 M., III 1,20 M, IV 1 M, V 1 M., VI 1,50 M Alexander von Fielitz, op. 50. Albumblätter f. d. P. 4 Hefte, Nr. I u. II à 80 Pf., Nr. III u. IV à 1 M Heinrichshofen's Verlag in Magdeburg.

Groß-Berlin. Bilder aus der Ausstellungsstadt, herausgegeben von Albert Kuhnemann, literarische und künstlerische Leitung: Richard Schott, Verlag von W. Pauli's Nachf. (H. Jerosch) Berlin. Lfg. 2 u. 3 soeben erschienen. Preis à 50 Pf.

Albert Gruhn. Aus der Werdezeit. Gedichte Verlag von Karl Georg Wigandt in Berlin

La revue blanche

bi-mensuelle se rédige et s'administre
à PARIS,
Rue Laffite 1 et s'édite chez
Charpentier & Fasquelle.
60 cent. le numéro.
Abonnements France 12 fcs., Exterieur 15 fcs

MERCURE DE FRANCE

RECUEIL MENSUEL DE LITTÉRATURE ET D'ART
15, *rue de l'Échaudé, Paris.*
Le n°: 1 fr. 25 (France); 1 fr. 50 (Union)
ABONNEMENTS

FRANCE Un an. . 12 fr.	UNION Un an. . 15 fr.
Six mois. 7 fr.	Six mois 8 fr 50

Gemsen-Eier. Alpin-Humoristisches in Wort u. Bild. Herausgegeben von Dr E. Bayberger. Erste Portion. Vrrlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten. M 1,20, eleg. gebb. M. 1,80.

Begriff der unzüchtigen Schrift und ihrer Verbreitung. (Str.-G.-B. § 184) von Dr. jur. Nikolaus Hatzipetros. Preis 1,20 Mk. Verlag von Herm. Bahr's Buchhdl. (K. Hoffmann), Berlin.

Wichtige interessante Neuigkeit.

Kehrt zur Natur zurück!

Das **naturgemäße** Bad, Licht u. Luft, Erdkraft, Naturgem. Ernährung von **Rd. Just.** Brosch M. 3,—. Eleg. geb M. 4,—. In allen Buchhandlungen sowie portofrei von der Verlagsbuchhandlung.

Braunschweig. **A. Graff.**

Grundzüge der Wissenschaft und technischen Ethik von Dr. Freb. Bon Preis 4 M. Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Universal-Malvorlagen! Soeben erschienen und allen Interessenten bestens empfohlen! Mappe I. Rosen und Feldblumen (8 Blatt) Preis 2,80 M Mappe II. Amoretten (Die vier Jahreszeiten), (4 Blatt) Preis 2 M. Mappe III. Vögel auf Blüthenzweigen (4 Blatt) Preis 1,50 M. Verlag von Walter Woschke in Leipzig.

Gewerbeordnung f. d. Deutsche Reich in der Fassung des Gesetzes von 1896. Nebst dem Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs v. 27. Mai u. dem Gesetz zum Schutze der Waarenbezeichnungen. Mit Erläuterungen von A Hoingbaus, 11. Aufl. Preis 1 M. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandl. in Berlin.

650,000 LECTEURS.

LE JOURNAL

106, Rue de Richelieu, Paris.

LE PLUS LITTÉRAIRE ET LE MIEUX RENSEIGNÉ

CINQ CENTIMES LE NUMÉRO dans la France et les Colonies.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 25. Juli 1896

III. Jahrgang | Nr. 95 | Jahrgang III

Provinzialbriefe.

VI.

Das gefällige Gespenst.

Der französische Nationalfeiertag war dieses Jahr durch zwei Sensationen ausgezeichnet: eine unechte und eine echte. Die unechte war ein blindes, die echte ein wirkliches Attentat. Ersteres verübte ein Narr, letzteres der Verruchteste aller Runden, Li Hung Tschang. Ueber jenes regt man sich in Deutschland auf, über dieses in Frankreich. Beider Attentate Zielpunkt war Herr Faure, der Präsident von Frankreich. Das Sonderbare ist nur, daß zu dem Pseudoattentat dem französischen Oberhaupt die Botschafter und Souveräne gratulirt haben, während niemand es der Mühe für werth gehalten hat, ihm ob des geglückten Attentats eine tröstende Beileidskundgebung zu widmen. Sind die blinden Schüsse eines Verrückten, der, wie Henry Fouquier schreibt, von seinem Petitionsrecht in amerikanischer Manier Gebrauch gemacht hat, wirklich ernsthafter als die „Erstürmung der Bastille", die Li Hung Tschang, wie alle Ohren- und Nasenzeugen der Pariser Truppenrevue vom 14. Juli beschwören, hinter dem Rücken des Präsidenten meuchlings auf chinesische Manier unternommen hat? Und doch veranlaßten die prächtigen Reklameschüsse den Präsidenten zu strahlender Heiterkeit, während Li Hung Tschangs der chinesischen Sprache gemäßes einsilbiges Attentat selbst dem durch sein früheres Gerber-

handwerk abgehärteten Präsidenten den Schmerzensschrei abgerungen haben soll: Nachbarin Euer Fläschchen!

All die lösende Ausgelassenheit des deutschen Volksschwanks scheint sich zu den Franzosen geflüchtet zu haben. Wir liefern höchstens in unserem eigenen Thun Material für groteske Farcen, der Franzose tollt mit souveränem Lachen in ihnen. Was wäre aus dem Farcenstoff geworden in deutscher Bearbeitung? Herr François hätte bei uns große, wahrscheinlich vergebliche Mühe gehabt, seine Narrheit zu beweisen. Denn als man im Jahre 1870 das große nationale Werk — desgleichen gab es schon vor dem gewaltigen Kriege! — norddeutscher Rechtseinheit schuf, als man das Strafgesetzbuch im Reichstag berieth, da verzichteten unsere Patrioten im Interesse des Zustandekommens eben dieses großen nationalen Werkes auf die zu jener Zeit noch als Humanitätsprinzip bürgerlicher Bildung allgemein geltende Forderung der Abschaffung der Todesstrafe, und es gelang der herrliche Fortschritt auf dem Wege des Compromisses die früher üblichen 14 Arten eines gesetzlichen unnatürlichen Todes auf zwei zu reduziren. Einmal stand auf dem mit Ueberlegung ausgeführten Mord die Todesstrafe, und zweitens wurde – ein Antrag des Herrn v. Kardorff — jene einzige Ausnahmebestimmung in unser Strafrecht eingeführt, bei der die versuchte und vollendete Handlung mit gleicher Schwere geahndet wird: der Mord oder der Versuch eines Mordes, verübt an dem Kaiser oder einem Bundesfürsten wurde mit der Todesstrafe belegt, und zwar ohne die Forderung der Ausführung mit Ueberlegung. Deshalb hätte der Fall François in Deutschland ohne Zweifel als eine Schoffottragödie geendigt, und eine in gesträubten Ausdrücken schaudernden Entsetzens delirirende Presse hätte ein durchgreifendes Ausnahmegesetz gegen die Umstürzler und Genossen verlangt und erreicht. François wäre für offiziell-deutsche Begriffe kein Narr gewesen, und ebensowenig hätte man im Zeitalter Stumms Glauben mit der Behauptung blinder Schüsse gefunden. Bei uns giebt es weder närrische Attentäter noch blinde Schüsse, hat man doch sogar allen Ernstes versucht, selbst den höchst fidelen Leichnam Faures für die Zwecke der deutschen Zerschmetterungspolitik auszuweiden.

Umgekehrt aber wäre man verfahren, wenn der große Chinese

bei uns ein entsprechendes Attentat zu gleicher Zeit ausgeführt hätte. Man würde den Mißton schonend überhört haben, nicht die kleinste Notiz wäre in die Oeffentlichkeit gelangt, und der § 95 des Strafgesetzbuchs hätte jeglich unehrerbietiges Lachen drohend verhindert. Ei welch' trauriges Land, dieses herrliche Deutsche Reich am Ende des 19. Jahrhunderts, wo es höchstens gestattet ist, mit geschlossenen Lippen und starrer Miene unhörbar innerlich zu grunzen, welche Enghaft erstickender Luft und trister schamloser Heuchelei. Narrenstreiche zum Anlaß schicksalsschwerer Knechtung des Volks auszubeuten, das ist nicht verwehrt, das ist im Gegentheil der Gipfel moderner Staatsweisheit, über Lustiges aber herzhaft zu lachen, das ist ein crimen laesae majestatis. So schafft uns Frankreich täglich ein Sedan des Geistes, und während wir als dupirte Gimpelfänger hinter dem chinesischen Millionär mit gestreckten Händen brünstig herliefen, zog der Franzose klug und überlegen die Sicherheit eines guten Witzes der zweifelhaften Spekulation eines möglichen Profits vor und nahm den schlauen Li von jener scherzhaften Seite, die Till Eulenspiegels strotzende Stärke war.

Auch bei uns konnte man einst noch lachen und politische Attentate als das nehmen was sie sind, als unvermeidliche Uebel, wie jedes andere Verbrechen, oder als zugkräftige Anreißer für bankerotte Politiker oder als mehr oder minder harmlose Unternehmungen ernster, tragikomischer und komischer Narren. Als im Jahre 1866 der Student Cohen-Blind eines der wunderbarsten Attentate der Weltgeschichte ausführte, insofern als er den Grafen Bismarck nicht verwundete, obwohl er ihm die Pistole unmittelbar auf den Mantel gesetzt hatte, da suchte man dieses Wunder dadurch zu erklären, daß die Luft in dem Lauf durch den Mantel eingeschlossen war, und die Energie der Kugel in Folge dessen paralysirt wurde. Weil man damals aber noch lachen konnte und weil das aufrechte Bürgerthum keine Neigung besaß, die verruchte spekulative Verwerthung von Attentaten zu betreiben, erfand die lustige Bosheit eine andere Erklärung des Wunders in einem Scherztelegramm, das Napoleon III. an den glücklichen Bismarck gerichtet haben sollte, und in dem er sich theilnahmsvoll erkundigte, von welchem Schlosser der preußische Ministerpräsident seine Hemden bezöge. Damals hatte man freilich auch noch nicht den hohen Respekt vor den offi-

ziellen Größen, der heute kleinen Schelmen als Heroenkult gar herrlich und erhaben scheint, und wohl geeignet, die eigene Winzigkeit stattlich und fast imposant zu blähen, damals besaß man noch den guten, gesunden Geschmack, offizielle Größen vielmehr ein bischen komisch zu finden. Man begeisterte sich lieber an Dichtern, Gelehrten, Musikern oder Schauspielern, weil hier persönliches Verdienst klar und unzweifelhaft zu Tage lag, während man das richtige Gefühl hatte, man könne nicht ehrlich bewundern und lieben, bei dem man nie genau wissen kann, wo der Selbstherrliche eigener Kraft aufhört und der Prokurist fremden Verdienstes, der Ausbeuter anderer Leistungen beginnt. Und wenn 1866 „ein Mann, der für seinen Anspruch der Verherrlichung nichts weiter für sich hatte, als daß er einen Unbewaffneten von hinten anschlich und meuchlings auf ihn schoß, in seinem Leichnam noch der Gegenstand von Ovationen wurde von seiten von Frauen, die ihrer äußeren Stellung nach den gebildeten Ständen angehörten", so beweist dieser Ueberschwang zwar nicht, wie Bismarck durch jene Schilderung zu beweisen suchte, die Nothwendigkeit der Todesstrafe für politische Verbrecher, wohl aber jenen krankhaften, sich an Märtyrerthaten und politischen Morden berauschenden Idealismus, der das Kennzeichen jeder bürgerlichen Revolutionsbewegung war, der aber mit dem Siege des proletarischen allgemeinen Stimmrechts jegliche Existenzberechtigung verloren hat und nur noch in der Parodie des bürgerlich-revolutionären Liberalismus, im Anarchismus, vielleicht hier und da einige Sympathie findet. Daß aber selbst diese Verirrung des Idealismus bei Weitem nicht so unsittlich und abscheulich ist wie die Raspolitik unserer Realisten, welche mit politischen Verbrechen spekuliren, politischen Leichenschacher treiben und im Nothfall Attentate fabriziren, wenn sie nicht freiwillig dargeboten werden.

Im Gefängniß zu Ham hat Napoleon III. 1841 jenes Wort über die Anarchie geschrieben, „Das gefällige Gespenst, das stets der Tyrannei als Entschuldigung dient". Dieser Satz ist jetzt das taktische Dogma aller fortschrittlich-revolutionären Parteien. Die Propaganda der That wird ebenso ehrlich von den wirklichen, d. h. den evolutionistischen Revolutionären verschmäht und gehaßt, wie sie von der Reaktion heimlich ersehnt und begünstigt wird. Damit aber schwindet jeder gerechte Anlaß, Attentate anders zu beurtheilen

als irgend ein elementares Ereigniß. Verhindert können sie nicht werden, und ihre politische Fruktifizirung ist ein größeres Verbrechen als die That selbst. Mag man jedes Mittel im politischen Kampf anwenden, nur dieses nicht, das schließlich daraus hinausläuft, mit den Gruselphantasmen der Spinnstuben den freien Gedanken und die helle Wahrheit gewaltsam zu ersticken. Selbst jenes konträre liberal-klerikale Bündniß, das uns in Deutschland das bürgerliche Gesetzbuch, in Belgien den klerikalen Stichwahlsieg verschafft hat, ist ein Vorbild moralischer Staatsweisheit gegenüber der schamlosen Unzucht der Attentatsspekulanten. Dieser eine Machiavellismus wenigstens sollte an der allgemeinen Verachtung zu Grunde gehen und für immer aus dem Arsenal der politischen Kampfmittel entfernt werden.

Freilich scheint es, als ob wir von diesem Ziel uns eher entfernen, als daß wir uns ihm nähern. Wenn man selbst das Narrenattentat François, von dem man jetzt mißtrauisch behauptet, es sei auf Bestellung gearbeitet, wenigstens in der Stummpresse für die Zwangsvorstellung eines neuen Ausnahmegesetzes ausbeutet, wenn man hier mit erhobenem Zeigefinger auf die Ermordung eines Werkmeisters wegen Lohnstreitigkeiten, dort warnend und mahnend auf den Ueberfall eines Betriebsdirektors durch Arbeiter hinweist, wenn bei der Leiche eines einem Racheakt zum Opfer gefallenen Industriellen das gefällige Gespenst die Todtenrede halten muß, wenn vor Wahlen plötzlich Dynamitexplosionen panischen Schrecken verbreiten, um die sich nach dem Wahltag niemand mehr kümmert, dann stehen wir allerdings jeden Augenblick vor der furchtbaren Gefahr einer Uebertrumpelung der ruhigen steten Kulturentwicklung durch die Heerschaaren des gefälligen Gespenstes, welche die entsetzlichste Gewissenlosigkeit mobilisirt, dann drohen thatsächlich stets die Garden, die kürzlich in Berlin einen nächtlichen Kampf gegen einander offenbar in der Fiction eines inneren Feindes manöverirt haben — sie wurden unerklärlicher Weise für diese ersprießliche Uebung bestraft! — dann kann ein tückisches Ungefähr den Bürgerkrieg entfesseln, der zwar nicht gar so sinn- und grundlos ist, wie ein Völkerkrieg, nichtsdestoweniger aber in seinen Wirkungen noch gräßlicher sein würde als jener. Es ist ein unerträglicher Zustand, daß unser Geschick von der Kugel eines Narren oder eines ver-

blendeten Schwärmers abhängen soll, wie etwa die Juden unter der fortwährenden Gefahr leben, daß ein durch die Ritualmordmärchen entzündeter geisteskranker Jude nun wirklich ausführt, wessen der Aberglaube dies Volk beschuldigt; es ist ja wie ein Wunder, daß dieser Fall noch nicht eingetreten.

Die Möglichkeit eines Attentats ist trotz der wachsenden Schulung und Einsicht des Volks so lange nicht ausgeschlossen, als der Gedanke eines Mordes nicht zu den Krankheiten gehört, die nicht mehr vorkommen, als er zur unvollziehbaren Vorstellung des menschlichen Bewußtseins geworden ist. Die heutigen Zustände aber drängen eher zum Gegentheil. Es ist keineswegs erstaunlich, daß politische Verbrechen begangen werden, es ist vielmehr kaum zu begreifen, daß sie so selten sich ereignen. Niemand schützt den Einzelnen vor den Explosionen wirthschaftlicher Katastrophen, Niemand bewahrt ihn vor dem Giftmord verwüstender Arbeit, vor den langsam zerrenden Schlingen des Hungers. Die Verachtung des Lebens, welche die Gesellschaft gegenüber der Masse übt, die Verachtung des Lebens, welche die Kriegsfanatiker predigen — sie düngt den Boden für die verbrecherischen Irren, welche mit der Heiligkeit des Daseins ihr blutiges Spiel treiben. Aus dem Bestehenden raffen sie die Elemente ihres Wahns. Und die Gesellschaft steht prüfend vor den Exzessen ihrer Bastarde statt zu erstaunen, daß solche Exzesse so selten sind, ergreifen doch anarchistische Stimmungen in dunklen Augenblicken der Verzweiflung selbst den Ruhigsten und Nüchternsten, wenn er die brutale Unvernunft triumphiren und das Recht als tödtliches Werkzeug des Unrechts kraft der Willkür des Stärkeren ausgeliefert sieht. Oder glaubt man, daß das Wunder durch das Strafgesetzbuch erklärt wird?

Wie viel Hunderttausende von Menschen haben nichts zu verlieren! Wo jeder Tag zahlreiche Selbstmorde bringt, warum sollten die nicht Einzelnen, um ihrem armseligen lästigen Sein wenigstens den Schein eines Inhalts zu geben, den heroischen Umweg über das Schaffot wählen! Und überdies ist die Todesstrafe durch die Geschichte geheiligt worden. Sie ist nicht nur die schwerste Ahndung, sondern auch das höchste Martyrium gewesen. Sie hat nicht nur die gemeinsten, sondern auch die edelsten Menschen getroffen. Hat nicht eine Hinrichtung das Gemüth einer ganzen Menschheitsepoche entscheidend beeinflußt?

Die Furcht erklärt also nicht die Seltenheit politischer Verbrechen. Die Erscheinung läßt sich, sofern man nicht an ein wunderbares gnädiges Ungefähr glauben will, nur dadurch erklären, daß die Einsicht in die Verwerflichkeit und Zweckwidrigkeit politischer Morde größer ist, als man es nach den Verhältnissen annehmen sollte. Um so berechtigter aber ist die Forderung, nun die paar Ausnahmefälle ohne politische Sentiments und Tendenz nach den werktäglichen Paragraphen des Strafgesetzes zu behandeln. Daß die Opfer kranker Fanatiker gerade die Spitzen des Staates sind, das wird so lange ein Naturgesetz sein, als solche auffälligen ragenden Angriffspunkte für politische Blitzgefahr als nothwendig erachtet werden. Fehlen sie, dann giebt es überhaupt keine Attentate mehr, sondern nur noch Morde und Mordversuche. Dann wird auch das schmutzige Attentats-Jobberthum der Umsturzpolitiker verschwinden.

Indessen es ist eine kulturelle Lebensfrage, daß man schon jetzt die wirren Delirien gewaltsamer Selbsthilfe ohne Exaltation als politisch neutrale Ereignisse betrachtet und behandelt. Wir müssen eingestehen, daß es verachtungswürdig ist, mit den trübsten Colportage-Roman-Vorstellungen ängstlicher Philister unter den unaufgeklärten Massen zu operiren. Wir müssen auf die Mitwirkung des gefälligen Gespenstes endlich verzichten. Ist aber gar das gefällige Gespenst überhaupt kein ernsthaftes Gespenst, sondern nur die Produktion eines harmlosen Idioten oder eines politischen Schmierendirektors, in dessen Kasse Ebbe herrscht, dann müssen wir das unheiligste Lachen zu Hilfe rufen, und die explosive Geste eines an Verdauungsbeschwerden leidenden chinesischen Vicekönigs wichtiger nehmen als den Schein einer explosiven Geste, zu der ein armer Narr seine Kräfte stachelt. Gewöhnen wir uns an Gleichgültigkeit und an Gelächter, die Grundforderungen politischer Hygiene!

Tat-Twam.

Die Aufgabe der Philosophie.

Vor ca. 130 Jahren herrschte in Deutschland ein ganz eigenthümlicher Geist. Da hatte der berühmte Christian Wolf eine Art des Philosophirens aufgebracht, die eine durch und durch teleologische Richtung hatte, nicht minder auch eine utilistische. Es war die Zeit der Aufklärung, wo die verständigen Köpfe sich das Ziel steckten, das Volk zu bilden, damit es durch die Erlangung eines weiteren Horizontes geistig frei würde und es statt der todten, stumpfen Masse lebendige Individuen gäbe. Das Wissen ward nicht rein theoretisch, um seiner selbst willen, angestrebt, sondern man hielt sich an Bacons Ausspruch: Wissen ist Macht. Die Philosophie besonders, die Weltweisheit, galt als dasjenige Geisteserzeugniß, das den Menschen in Stand setzen sollte, über sich, das Weltganze und sein Verhältniß zu demselben Klarheit zu erlangen. Man fragte nicht bloß: was und wie ist das? sondern stets auch: wozu, zu welchem Zwecke und Nutzen ist das? Man wollte die Stellung eines jeden Viehes auf der Erde, im All, begreifen. So darf es denn heute nicht Wunder nehmen, wenn man bei Chr. Wolf die famose Bemerkung in seiner Aesthetik trifft, ein Fenster müsse so gebaut sein, daß zwei Personen sich bequem hinauslehnen können, oder anderwärts: das Sonnenlicht sei nützlich, denn es ermögliche uns, Arbeiten vorzunehmen, die wir sonst nur bei künstlicher Beleuchtung und nicht ohne beträchtliche Kosten (sic!) ausführen könnten. Solche Bemerkungen gehörten nach Wolf und Anderen zur Philosophie, denn diese wird ja als die Wissenschaft von allen Möglichen, d. h. von allen Dingen überhaupt, definirt, von menschlichen, kosmischen und göttlichen.

Auf die Periode des Kantianismus, da man an der Erkennbarkeit der Wirklichkeit, des „An sich" der Dinge verzweifelte, auf die der großen idealistischen Philosophen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, welche mittelst einer Art philosophischer Offenbarung oder „intellektueller Anschauung" die reine Wahrheit unverhüllt erfassen zu können glaubten, und daher, besonders Hegel, unabhängig von aller Erfahrung, durch rein begriffliche Konstruktionen das Wesen aller Dinge zu bestimmen versuchten, auf die kurze Zeit des Interregnums des nun ausgelebten Materialismus ist das Jetzt gefolgt, eine Zeit des Ueberganges. Die Einzelwissenschaften haben ein gewaltiges Material von Daten aufgespeichert, die Technik arbeitet Tag für Tag in rastlosem Streben an der Ausnützung dieses Materials, die Menschen aller Klassen setzen Alles daran, des Genusses all' der schönen, von der Kultur gezeitigten Dinge theilhaftig zu werden.

Digitized by Google

Wir gleichen in so manchem dem Geschlechte, das in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts lebte, denn auch wir fragen nicht nach dem Was und Wie, sondern, und das ist nicht in letzter Linie, nach dem Wozu. Kaum ist es einem Gelehrten geglückt, eine neue Seite der Kultur aufzudecken — man denke nur an die X-Strahlen — so hascht man schon begierig nach der praktischen Anwendung der Entdeckung.

Dieser Utilitarismus unserer Zeit hat eine gute und eine schlechte Seite. Die gute ist, daß wir gegenüber der stolzen Abkehr der romantischen Dichtung und Philosophie von dem wirklichen Leben verlangen, daß das geistige Schaffen jeder Art sich nicht isolire und in schroffem Gegensatz zu allem Uebrigen trete, sondern ein organisches Moment in der allgemeinen kulturellen Entwicklung bilde, aus der es ja herauswächst. Die schlechte Seite ist, daß wir zu mißtrauisch geworden sind; während doch die Naturwissenschaft den Zweckgedanken möglichst zu verdrängen sucht, dominirt er thatsächlich in unserem ganzen Leben. Wir sind leicht geneigt, eine Wissenschaft, eine Geistesbethätigung überhaupt für „Unsinn" zu erklären, wenn wir nicht mit der Nase auf einen „Zweck", einen „Nutzen" stoßen. Das gilt ganz besonders der Philosophie gegenüber, von der sehr viele selbst unter den „Gebildeten" nicht einsehen können, was für einen Werth sie denn eigentlich besitzt. Das Urtheil ist schnell fertig: ein Philosoph ist ein Phantast, ein zu allen Geschäften unbrauchbares Subjekt, ja es fehlt nicht viel, daß man ihn für ein minderwerthiges Glied der menschlichen Gesellschaft hält. Natürlich alles nur innerlich, in Gedanken, manchmal freilich auch mit Worten. Andere wieder, und es gibt ihrer doch noch, möchten gern den Werth der Philosophie würdigen, würden sie nur die Aufgabe der Philosophie richtig verstehen.

Die Philosophie, wie sie heute im Werden begriffen ist, hat eine zweifache Aufgabe, eine theoretische und eine praktische. Wie jede Geistesbethätigung, hat zunächst die Philosophie ihren Werth in sich selber, indem die intensive Beschäftigung des Denkens mit den höchsten und schwierigsten Problemen den ganzen Menschen fördert und beglückt. Nun ihre theoretische Aufgabe. Die einzelne Wissenschaft, die Botanik, Geschichte, Chemie ꝛc. hat es mit einem bestimmten, begrenzten Gebiete von Thatsachen zu thun, und sucht die auf denselben waltenden Gesetze, den Zusammenhang der Thatsachen, zu erforschen. So wird ein einseitiger Standpunkt eingenommen, ein Standpunkt, von dem aus das Weltgeschehen zwar korrekt, aber unvollständig, außerhalb des allgemeinsten Zusammenhanges, betrachtet wird. Der einzelne Mensch wieder sieht sich zwar in einem größeren Kreise um, aber sein Auge ist nicht geschärft genug, um in die Tiefe zu blicken, es bleibt an der Oberfläche der Dinge haften, nimmt die Verschiedenheiten wahr ohne das Einheitliche, Gesetzmäßige des Geschehens zu erfassen. Ferner: weder der einzelne Mensch als solcher, noch die Einzelwissenschaft geben sich Rechenschaft über die Art und Weise dessen, wie sie erkennen, sie fragen nicht nach der Möglichkeit, nicht nach den Grenzen, nicht nach der Gültigkeit der Erkenntniß. Die Psychologie, die nur eine Disziplin neben den anderen und nicht schon Philosophie ist, gibt nur Aufschluß über die Vorbedingungen des Erkennens. Darum ist die Philosophie in erster Linie Erkenntnißkritik, die Untersuchung der Gesetzmäßigkeit des Erkennens, wie sie sich im naiven

Bewußtsein und in der wissenschaftlichen Erfahrung zeigt, ist ihre erste Aufgabe. Sie begreift in sich die Darlegung der Natur unserer Sinneswahrnehmung, des Werthes der Begriffe, der Funktion des Urtheilens und Denkens, die Frage nach der Entstehung der Zeit- und Raumanschauung, nach der Giltigkeit des Causalitätsbegriffes, des Begriffes der Substanz ꝛc. Indem die Erkenntnißlehre die allgemeine Methodik des Erkennens klarlegt, wirkt sie befruchtend auf die Methoden der Einzelwissenschaften zurück, von denen sie zum Theil ausgegangen ist.

Bis jetzt rechnet man zur Philosophie auch die Ethik, Aesthetik und Religionsphilosophie. Es ist aber nicht zu zweifeln, daß diese Disziplinen Einzelwissenschaften sind, die sich, wie es bei der Psychologie der Fall war, von dem Urstamme, der Philosophie ablösen, um selbständig vorzugehen. Das Wachsthum des Materials in jedem der genannten Gebiete drängt gebieterisch dazu. Nichtsdestoweniger wird die Philosophie nach wie vor die Thatsachen des ästhetischen, sittlichen und religiösen Lebens zu untersuchen haben, nämlich ihrer inneren Gesetzmäßigkeit und ihrem Zusammenhange mit dem Uebrigen nach, sowie sie ja auch die Ergebnisse der Naturwissenschaft, der Geschichte und Sozialwissenschaft, die sich längst von der Philosophie emanzipirt haben, berücksichtigen muß. Dies bringt uns auf die zweite theoretische Aufgabe der Philosophie, die nämlich, eine Weltanschauung zu schaffen. Insofern sie dies thut, kann man den alten Namen der Metaphysik beibehalten. Nur muß man sich dessen bewußt bleiben, daß unter Metaphysik nicht etwa eine Art „Begriffsdichtung", ein Versuch durch „reines Denken" die „letzten Gründe" des Seienden zu erreichen verstanden werden darf. Nicht was „hinter den Dingen", „jenseits der Erfahrung" liegt, nicht das Transcendente bildet den Gegenstand der modernen Philosophie. Insoweit sie auf dem Wege ihres Forschens etwa zu einem quantitativ Transcendenten, zu einem Unendlichen, Göttlichen gelangen mag, ist dieses als ein Grenzbegriff zu betrachten, der wohl den Abschluß, nicht aber den Ausgangspunkt des Philosophirens darstellen kann und darf; die Aufgabe der Philosophie als Metaphysik, d. h. als Weltanschauung, besteht in der gedanklichen Verarbeitung und einheitlichen Zusammenfassung der allgemeinen Ergebnisse aller Wissenschaften zu einem möglichst widerspruchslosen, in sich geschlossenen, durch seinen Wahrheitsgehalt Geist und Gemüth gleicherweise befriedigenden Ganzen. So hat besonders W. Wundt das Wesen der Philosophie bestimmt, und in diesem Sinne entwickelt sie sich fort. Die Philosophie soll und will uns die Welt begreiflich machen, uns darüber belehren, welche Stellung ein jedes Ding, wir selbst und unsere Geschichte in einem höheren Zusammenhang, im All, einnehmen, indem sie uns zeigt, was die Welt ist, was wir selbst sind. Das kann die Philosophie aber nur auf Grund der äußeren und der inneren Erfahrung, welch' letztere uns in unserem eigenen seelischen Leben eine nach festen Gesetzen sich entwickelnde Wirklichkeit ohne allen Schein zeigt und uns erst in Stand setzt, den Mechanismus alles Geschehens als die Aeußerung lebendiger Kräfte in vollstem Sinne des Wortes aufzufassen.

Die praktische Aufgabe der Philosophie wird sich nun leicht ergeben. Insofern die Philosophie Erkenntnißkritik ist, haben wir dieselbe schon berührt: sie besteht in der Rückwirkung auf die tiefere Ausbildung der

Methoden, des Forschungsverfahrens der Einzelwissenschaften. Zu dieser mehr formalen Anmerkung gesellt sich nun die materiale. Gerade unsere Zeit bedarf in hohem Maße einer in sich gefestigten Weltanschauung, weil alte Dogmen und Normen sich überlebt und ihre Geltungskraft in den Gemüthern eingebüßt haben. Ueberall herrscht Verwirrung und Unsicherheit, man weiß nicht mehr, was man glauben, wie man handeln soll, und der Zersetzungsprozeß ist noch nicht im Abnehmen begriffen. Es fehlt an Positivem, nachdem die „positive Religion" für viele nichts mehr bedeutet, und doch sehnen sich so viele nach dem Besitz eines solchen, einer Weltanschauung, die objektiv ist, die für alle, Heiden oder Juden oder Christen, Herren und Knechte, Frau und Mann einerlei Giltigkeit besitzt. Indem es das edle Ziel der Philosophie ist, eine solche harmonische Weltanschauung zu verschaffen, wird sie wieder und jetzt erst recht eigentlich das, was sie sein soll, die Befreierin der Geister von dem Drucke vermoderter Satzungen und beschränkter Ansichten. Indem die Philosophie den Menschen als ein Glied des Weltganzen erkennen läßt, als dessen geringes und doch auch hochwerthiges entwickeltes Produkt, erzeugt sie Bescheidenheit und doch auch ein Gefühl der Würde, das wohl geeignet ist, für den Lebenskampf zu stärken und zu ermuthigen. Indem diese Weltanschauung die Einheit alles Geschehens, die Zusammengehörigkeit aller Menschen zu einem innigen Gesammtbunde erkennt, wird sie bestimmend für das Handeln des Einzelnen sowohl, wie der Gesellschaft, kann sie, ohne daß es idealistischer Utopien bedürfte, den ewigen Fortschritt der Menschheit fördern helfen. Das ist die höchste Aufgabe der Philosophie — der „Königin" der Wissenschaften.

Prag. Dr. phil. Rudolf Eisler.

Hygieneministerien.

Schon seit zehn Jahren ergiebt die von der Deutschen Kolonial-Gesellschaft unter den Auspicien des Fürsten Hohenlohe-Langenburg begonnene tropenhygienische Fragebogenforschung, daß die einseitige Bacillenjagd nicht zum Ziele der Ergründung der Tropenseuchen, der Seuchenursachen und der Krankheiten überhaupt führt, wenn wir nicht alle anderen gegebenen Faktoren mit zu Rathe ziehen; sie führt nur auf Abwege, auf Selbsttäuschung der wissenschaftlichen Welt und des Publikums im Großen.

Wir werden nach wie vor durch allerhand neue Seuchen und Epidemien, die meist vom Aequatorialgürtel her sich über die gemäßigte Zone durch den Weltverkehr verbreiten, fast Jahr für Jahr überrascht, unsere Kolonialbeamten werden nach wie vor von den Tropenseuchen decimirt und der Ursprung und die Entstehung von Seuchen und Krankheiten bleibt in das alte Dunkel gehüllt, so lange man sich nicht entschließt, dem Winke zu folgen, der aus den Ergebnissen der tropenhygienischen Fragebogen hervorgeht.*)

Dieser besteht darin, daß wir durch die Wandlungen und Veränderungen der Organismen in den verschiedenen Zonen auf ein Umwandlungsgesetz der Keime pflanzlicher wie thierischer Art, auf eine Artenumwandlung durch die Lokalität je nach dem Resistenzgrade der wandernden und werdenden neuen Species aufmerksam gemacht werden, die ich schon 1893*) in die Formel zusammenfaßte: $x \times L =$, oder — als $r \times R$, d. h. wenn x der Bacillus, der Krankheitskeim, L die Lokalität, r die Widerstandskraft des Individuums und R die der Art bedeutet, so verhält sich der Bacillus in Verbindung mit der gegebenen Lokalität, der Zone (siehe Pettenkofer's Lokalisationslehre), gleich stark oder stärker oder schwächer gegenüber der Widerstandskraft des Individuums, multiplizirt mit der Resistenzfähigkeit der mehr oder weniger angepaßten Rasse oder Art.

Wir haben, das lehrt uns das Fragebogen-Material der tropenhygienischen zehnjährigen Forschung, nicht nur auf den einen Faktor, den Bacillus, sondern auf alle vier bei der Krankheits- und Seuchen- und Acclimatisationsforschung in Frage kommenden Faktoren zu achten.

Was zu diesem von mir seit Jahren aufgestellten Grundsatze, den

*) Siehe darüber meine Broschüre, im Verlage von H. Thieme, Leipzig 1892, erschienen: Die Ergebnisse der tropenhygienischen Fragebogen von Dr. E. Below.

ich als „das Aequatorialgesetz der Artenbildung durch Zonenwechsel" beschrieb,*) in jahrelanger Forschungsarbeit geführt hat, das war das veränderte Auftreten der Seuchen bei verschiedenen Rassen, in Verbindung mit den physiologischen Normveränderungen bei den dem Zonenwechsel unterworfenen Organismen (Kreiswanderungen analog den Passatwinden). So spärlich und fraglich auch die Anfangsresultate dieser Art sind, es war nothwendig, auf eine Nachprüfung derselben im größeren Stil und auf breitester Basis aufmerksam zu machen durch Beobachtungsstationen rings um den Aequatorialgürtel herum, die sich mit zonen- und rassenvergleichenden physiologischen, pathologischen und bakteriologischen Untersuchungen zu befassen und sich nicht mit der einen bakterioskopischen Untersuchung allein zufrieden zu geben hätten. Auf den Naturforscher- und Aerzte-Versammlungen in den letzten zehn Jahren, wo ich als Referent der Deutschen Kolonial-Gesellschaft über die Tropenhygiene-Forschung die Sache der Aequatorial-Forschung vertrat, machte ich wiederholt auf die nothwendige Erweiterung unseres europäocentrischen Gesichtskreises den neuen Weltverkehrsverhältnissen gegenüber aufmerksam, gestützt auf meine mehr als 13jährigen Erfahrungen als Tropenarzt, und es stellte sich als nothwendig heraus, daß wenn wir der Seuchenentstehung und den dabei zu Grunde liegenden Naturgesetzen auf die Spur kommen wollen, wir ohne Voreingenommenheit für schulgemäße, mitteleuropäische Normen und Anschauungsweisen unsere Forschung von unserer gemäßigten Zone über die andern Zonen, von unserer Rasse über die anderen Rassen statistisch vergleichend auszudehnen haben. Erst so können wir dem Begriff „Krankheit" auf den Grund kommen, erst durch Ermittelung des Entstehungsgesetzes der Arten und Krankheiten, die meist nur Begleiterscheinungen des Acclimatisations- und Anpassungs-Prozesses sind, können wir hoffen, der Seuchen Herr zu werden und den von uns nach und nach zu occupirenden Aequatorialgürtel, den Heerd der meisten Seuchenkeime, zu assaniren, so daß der Weiße auf die Dauer dort Fuß fassen kann und der Weiße in Europa vor neuen Seuchenüberraschungen in Folge des Weltverkehrs geschützt ist.

Dies führte dazu, daß auf der Naturforscher- und Aerzte-Versammlung in Wien 1894 mein Antrag auf Gründung eines Netzes von tropenhygienischen Laboratorien unter centraler Leitung (in Berlin) einstimmig angenommen wurde. Von Wien aus wurde an die deutsche Regierung der ehrende Antrag gestellt, in dieser Sache den Vortritt zu übernehmen, Deutschland solle vorangehen in dieser Forschung, die sich über die verschiedenen Zonen und Generationen unseres Planeten erstrecken sollte und an der alle civilisirte Nationen durch ähnliche Observationsposten, durch Sanatorien und Centralstellen theilnehmen sollten in dem von mir vorgeschlagenen welthygienischen Sinne.**) Auf Anregung im deutschen Reichstage durch Dr. Hammacher am 20. März 1895 wurde die Sache dem Auswärtigen Amt und von da dem Reichsgesundheitsamt über-

*) Siehe Artenbildung durch Zonenwechsel von Dr. E. Below. Verlag von Jäger, Frankfurt a. M.

**) Siehe Verhandlungen auf dem internationalen medicinischen Congreß zu Berlin 1890. Bd. I, pg. 171, Antrag Below: Welthygiene.

wiesen. Ich wurde auch von dieser Seite in einem ehrenden Schreiben um meinen Rath in der Sache angegangen und nachdem jede Beihülfe zugesichert war, stockte plötzlich seit Jahr und Tag die Fragebogenbewegung. Die 83 gewonnenen Mitarbeiter, die weitere Zusendung von Material aus allen Welttheilen versprochen hatten, bekamen keine Antworten, über welche Punkte sie ihre weiteren Arbeiten ausdehnen und wohin sie sie schicken sollten — denn — man bearbeitete nun die Sache — bureaumäßig: sie war einem „Oberbegutachter" übergeben worden, welcher mit den Mitarbeitern weder spanisch noch portugiesisch korrespondiren konnte, überhaupt von dem Grundgedanken der ganzen tropenhygienischen Fragebogenagitation nichts Näheres kannte, und so wartet man denn immer noch geduldig seit Jahr und Tag auf — den Vorantritt Deutschlands in dieser so nothwendigen Sache.

Man zögert aus Respekt vor dem ehrwürdigen wissenschaftlichen Dogma von der „mitteleuropäischen stabilen Norm" in der Medicin, man zögert aus Pietät gegen die wankend gewordenen europäocentrischen Schulansichten, an den Normen zu rütteln, und unterdessen sieht die für solche Fragen gleichgültige Bureaukratie in der Sache eine neue Ressort-Angelegenheit, nichts weiter! — — —

Angesichts der zweifelhaften Erfolge unserer bisherigen einseitigen Bacterienforschung, die die mitteleuropäische Norm für stabil und für alle Zonen geltend annimmt und deshalb den Tropenseuchen gegenüber nichts ausrichtet, angesichts der zwingenden Daten von Artenveränderung in den Tropen, die auf eine labile, in den anderen Zonen sich verändernde physiologische und pathologische Norm verweisen, sehen wir uns vor die Alternative gestellt, Ernst zu machen mit der von Wien aus uns vorgeschlagenen Naturforschung auf breitester Basis mit vereinten Kräften oder fortzufahren mit unserer kurzsichtigen Eintags-Forschung und anderen Nationen den Vortritt bei dem großen Werk, das doch über kurz oder lang in Angriff genommen werden muß, zu überlassen.

Der bei uns heutzutage Alles beherrschende Opportunismus macht trotz besserer Einsicht Halt und Front vor der ministeriellen Staatsmedicin, wo, wie jüngst sehr treffend aus Anlaß des „Giftserum-Falles" gesagt wurde: „jede wissenschaftliche Bestrebung, falls sie nur die Billigung und Zustimmung der zuständigen Behörde findet, sofort als staatlich concessionirtes Dogma verkündet wird," wo aber ein behördlich noch nicht genügend sanktionirter Gedanke lange warten kann, ehe er zur That wird,

denn, soll der Fortschritt recht gedeih'n,
so muß er nicht zu merken sein.

Berlin. Dr. med. E. Below.

Eine Frauenfrage.

In allen Raisonnements der Anhänger des Frauenstudiums hört man immer wieder und wieder das Argument: Wir brauchen weibliche Ärzte, denn Tausende Frauen gehen unter, weil sie aus berechtigtem Schamgefühl sich bei Frauenleiden nicht männlichen Aerzten offenbaren wollen.

Ich will nun keineswegs das Schamgefühl deutscher Frauen gering schätzen und wage daher auch nicht die Stichhaltigkeit jenes Argumentes anzutasten. Immerhin glaube ich aber, daß das Schamgefühl in diesem Punkte durch eine ganze Portion Furcht, und zwar berechtigte Furcht, genährt und unterstützt wird. Zahlreiche Frauen gehen deshalb heut zu Tage zu spät oder auch gar nicht zum Arzt, weil man niemals so viel von schweren Frauenleiden gehört hat, als in unserer Zeit. Jede Frau, die sich mit ihrem Leiden einem Frauenarzte anvertraut, geht in das Ordinationszimmer des Arztes in dem Bewußtsein, daß sie sich auf eine operative Behandlung ihres Leidens gefaßt zu machen hat. Die Frauenkliniken waren niemals so gefüllt, als in unseren Tagen.

Diese Thatsache verschiebt in nicht unwesentlicher Weise jenes Argument für das Frauenstudium. Denn selbst die radikalsten Befürworter des Frauenstudiums, insbesondere der Zulassung von Frauen zum medizinischen Studium, werden niemals die Einschränkung hervorzuheben unterlassen, daß die Frau sich freilich für die Chirurgie nicht eigne, ein Mangel, der aber durch das sich immer mehr geltend machende Spezialitätenwesen in der medizinischen Wissenschaft mehr und mehr gehoben würde.

Gehören nun aber die Frauenleiden zum weitaus größten Theile in das Gebiet der chirurgischen Medizin, wie das nach der augenblicklichen Operationswuth der Frauenärzte den Anschein haben muß, so ist das Argument: „Wir brauchen weibliche Aerzte wegen der Frauenleiden" völlig illusorisch.

Unter diesen Gesichtspunkten gewinnt nun eine kürzlich erschienene kleine Schrift, die zwar ursprünglich wohl nur für die medizinisch-wissenschaftlichen Kreise bestimmt war, eine allgemeine soziale Bedeutung, die sie übrigens auch noch aus anderen Gründen hat.*)

Wer als Laie die Schrift liest, hat am Schlusse das Gefühl, als sei

*) „Ueber die Operationswuth in der Gynaekologie". Von Sir William O. Priestley M. D. L. L. D. e.c. Autorisirte Uebersetzung von Dr. A. Berthold in Dresden. Berlin S. Karger.

ihm ein Alp von der Brust genommen. Und auch der Laie soll die Schrift lesen, damit er sich überzeugt, daß die jetzt beliebte Operationswuth der Frauenärzte von angesehenen ärztlichen Autoritäten als eine Verirrung betrachtet wird.

Mir ist der folgende Fall bekannt geworden: Eine Dame kommt zu einem Frauenarzt, einer Capacität in der Gynaekologie. Nach kurzer Untersuchung erklärt der Arzt die Nothwendigkeit eines operativen Eingriffs.

„Aber ist die Operation auch nicht gefährlich?" fragte angstvoll die Patientin.

„Na, mehr als sterben kann man eben nicht!" lautet die Antwort des vielbeschäftigten und über die Frage nervösen Arztes.

Die Patientin wendet sich, erschreckt durch diese Antwort an eine andere Capacität, und dieser Arzt, ein Anhänger der konservativen Behandlungsweise, heilt das Leiden ohne Operation.

Ein halbes Jahr, ehe Priestley in London in so Aufsehen erregender Weise gegen diese Operationswuth der Gynaekologen zu Felde zog, hielt Dr. A. Berthold, der Uebersetzer des Priestleyschen Buches, einen Vortrag in Dresden „über die Indikation einiger gynaekologischer Operationen vom Standpunkt des praktischen Arztes aus betrachtet". Auch dieser Vortrag liegt in einer Druckschrift vor, sein Ideengang ist fast ein identischer mit dem Priestley's.

Dr. Berthold leugnet keinesfalls, daß die operative Thätigkeit der Gynaekologen, im Vergleich zu früheren Zeiten, ein großes und dankbares Feld gefunden hat; daß zahlreiche Frauen jetzt in Folge geschickt ausgeführter Operationen am Leben erhalten bleiben, ist eine Errungenschaft, auf die die Gynaekologen stolz sein können.

Nur dagegen hauptsächlich eifern Priestley und Berthold, daß die geringfügigsten Anomalien in den weiblichen Becken-Organen, die ehedem mit bestem Erfolge einer internen Behandlung wichen, jetzt gleich in die Domäne des chirurgischen Gynaekologen gehören.

Es weht ein warmer Hauch echter Humanität durch die Ausführungen Priestley's, die manchmal von epigrammatischer Schärfe sind. So heißt es zum Beispiel an einer Stelle: „Man sollte aber keinen Augenblick das Moment außer Acht lassen, daß der ärztliche Stand für das Wohl der Menschheit, nicht aber die Menschheit für den ärztlichen Stand geschaffen ist. Der Geist der wahren Ethik lehrt uns, daß wir in allererster Linie das Wohl des Kranken und erst in zweiter Linie das Ansehen der Chirurgie berücksichtigen müssen. Das große Feld der Kranken gleicht nicht einem Walde oder einer Prairie, wo der Verwegenste oder derjenige, der die größte Anzahl Operationen aufweisen kann, den höchsten Ruhm verdient. Die Aufzählung von 1000 Operationen hat an und für sich keinen inneren Werth, wenn man nicht den Beweis führen kann, daß diese Operationen wirklich nothwendig waren, und die Thatsache endlich, daß Genesung erfolgt, rechtfertigt die Operationen selbst keineswegs. Der erste Gedanke soll immer der sein, zu versuchen, ob die Operation nicht zu umgehen sei, nicht nach Gründen zu suchen, dieselbe auszuführen. Ich meine, daß der Hauptzweck derer, die sich der Chirurgie widmen, doch nur der sein soll, Gutes zu thun. Leider besteht man aber einmal eine große Versuchung, sich einen großen Namen dadurch zu

machen, möglichst große Statistiken über Operationen zu veröffentlichen, und sollte man dieser Neigung sich auch fernerhin zu sehr hingeben, so würde dieses Verfahren bald einem Hazardspiel gleichen, nur mit dem Unterschied, daß in diesem Falle um die Freiheit und das Leben von Menschen gespielt wird."

Priestley berührt hier in diesen Worten gleichzeitig das Thema von dem Konkurrenzkampf um's Krankenbett, der sicherlich in England nicht ärger toben kann, als zur Zeit auch in Deutschland und der in einer ebenfalls jüngst erschienenen Broschüre, die hier nur nebenbei erwähnt sein möge, aus der Feder eines Laien einer Betrachtung unterzogen wurde.*)

Daß gerade unter solchen Verhältnissen, zumal bei den horrenden Honoraren, welche man tüchtigen Operateuren ja sicherlich gern und mit Recht zahlt, dieses Gebiet der Medizin leicht medizinischen Charlatanen anheimfällt, Leuten, die Patienten überreden, nutzlosen Operationen sich zu unterwerfen, nur des schönen Verdienstes halber, liegt nahe genug, und Priestley selbst, der natürlich dies aufs Tiefste perhorrescirt, muß die Möglichkeit solcher Vorkommnisse eingestehen.

Für den Befürworter des Frauenstudiums wird diese scharfe Beleuchtung der modernen Operationswuth ein neuer Antrieb sein zum Kampfe für die Zulassung weiblicher Studirenden zur medizinischen Wissenschaft. Denn es läßt sich wohl nicht leugnen, daß die Behandlung der Frauenleiden durch weibliche Aerzte, die ja im eigenen Interesse mehr zur konservativen Behandlung neigen würden, der Operationswuth Einhalt thun würde, schon um nicht zahlreiche Fälle an ihre männlichen Kollegen, die Chirurgen, abgeben zu müssen.

Den Gegnern des Frauenstudiums aber würde die Priestley'sche Schrift zunächst zeigen, welche hohe Bedeutung dieser schärfste Gegner der Operationswuth trotzdem der Chirurgie auf dem Gebiete der Gynaekologie zuweist, und sie würden daraus ersehen, wie klein doch immerhin der Wirkungskreis weiblicher Aerzte selbst auf dem Gebiete sein würde, für welches vornehmlich das Verlangen nach weiblichen Aerzten vorherrscht.

Dann aber auch darf der Gegner des Frauenstudiums aus dieser Schrift die Hoffnung entnehmen, daß die Scheu der Frauen sich bei Frauenleiden männlichen Aerzten anzuvertrauen, mehr und mehr schwinden muß, wenn Anschauungen, wie die Priestley's oder seines deutschen Uebersetzers und Anhängers, in den Kreisen der deutschen Aerzte mehr und mehr Raum gewinnen; ob nun meine Annahme, daß die Scheu mehr aus Furcht als vom Schamgefühl eingegeben werde, begründet ist oder nicht, denn auch das Schamgefühl wird demgegenüber ein intensiveres sein, der operationswüthig mit dem Messer in der Hand auf sein Opfer wartet, als demjenigen Arzte, der von echter männlicher Ritterlichkeit erfüllt, dem zarten Geschlecht als ein humaner Berather in seinen intimsten Leiden gegenübersteht.

Dresden. Eugen Isolani.

*) „Das Elend des ärztlichen Geschäfts. Ein Beitrag zu der Frage: Wie kann dem ärztlichen Proletariat gesteuert werden?" Von Albert Frick. Dresden, Weller's Verlag.

Karl Böttticher's Tektonik der Hellenen.*)

Der Grundcharakter von Böttticher's „Tektonik der Hellenen" ist der einer architektur-ästhetischen Theorie, wie sehr auch dieser Eindruck durch das äußerst reiche zur Beweisführung angesammelte kunstgeschichtliche und archäologische Material oft verwischt werden mag.

Für die Aesthetik der Architektur muß Böttticher's Hauptwerk als ein sehr bedeutendes, ja als ein grundlegendes Buch bezeichnet werden. Denn wenn auch die darin aufgestellte Theorie von ästhetischem und kunstgeschichtlichem Standpunkt aus vielfach angefochten worden ist und sich bei eingehender Prüfung in doppelter Hinsicht als unhaltbar erweist, so muß doch gerade der Umstand, daß fast alle praktischen und theoretischen Aesthetiker von Bedeutung nach dem Erscheinen der „Tektonik" sich mehr oder weniger zustimmend mit dem Werke befaßt haben, als ein Beweis für die Bedeutung desselben gelten; und es muß anerkannt werden, daß oft gerade durch den Widerspruch, zu welchem die von Böttticher mit einer gewissen Schroffheit und Eigensinnigkeit vertretene Lehre herausforderte, zu einem tieferen Eindringen in die Probleme der Architektur-Aesthetik Veranlassung gegeben wurde. Jedenfalls bleibt Böttticher neben seinen hervorragenden Leistungen als Archäologe und seiner für die damalige Zeit höchst achtenswerthen, wenn auch durchaus nicht immer heilsamen Einwirkung auf Kunst und Kunstgewerbe das unvergängliche Verdienst, als der erste eine systematisch klar angelegte, bis auf die kleinsten Einzelheiten sich erstreckende Analyse eines Baustils gegeben zu haben. Wenn auch die mit außerordentlichem Aufwand von Zeit und Mühe ausgearbeitete, durch überreiches archäologisches Material gestützte Theorie der neueren kritischen Forschung nicht Stand zu halten

*) Mit Genehmigung der Herren Verfasser und Verleger bringen wir hier das III. Kapitel; Historische Stellung des Werkes, aus dem äußerst interessanten Buche: Karl Böttticher's Tektonik der Hellenen als ästhetische und kunstgeschichtliche Theorie. Eine Kritik von Dr. Richard Streiter, Architekt. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß, 1896.

vermag: der leitende Gedanke des Werkes, die innige Beziehung zwischen dem Zweckdienlichen und der Kunstform tektonischer Gebilde nachzuweisen, und die fachmännische Sachlichkeit, womit dieser Nachweis im Großen und Ganzen durchgeführt ist, genügen allein, um die „Tektonik" als ein bahnbrechendes Buch erscheinen zu lassen.

Um diese Bedeutung des Werkes für die Entwickelung der Architektur-Aesthetik kenntlich zu machen, um die historische Stellung der „Tektonik" in's rechte Licht zu setzen, ist es nothwendig, die ästhetischen Betrachtungsweisen der Architektur vor Böttticher einer kurzen Musterung zu unterziehen. Es empfiehlt sich dies um so mehr, als dabei die mannigfachen Bemühungen sich darstellen, über ein Grundproblem der Architektur-Aesthetik in's Klare zu kommen, worüber heutzutage noch Zweifel herrschen, über die Frage nämlich: Wie wird die Architektur, aus dem Handwerk hervorgehend und zunächst dem Bedürfniß dienend zur Kunst? Aus den verschiedenartigen Versuchen, diese Frage zu lösen, ergiebt sich im Grunde genommen das wesentlich Unterscheidende aller ästhetischen Architekturbetrachtungsweisen.

Zum Vergleiche sollen nur jene Kunstphilosophen herangezogen werden, deren Lehren zur Zeit, als Böttticher in's Leben trat und seine Wirksamkeit begann, die herrschenden waren, also möglicherweise Einfluß auf seine Denkweise ausgeübt haben könnten. Es kommen hier in Betracht der Aesthetiker Solger, die Philosophen Hegel, Schelling, Weiße und der Architektur-Aesthetiker J. H. Wolff.

Solger stand Schinkel persönlich nahe, und es wird behauptet, daß der große Architekt, der in seinen Jugendjahren für die mittelalterliche Romantik begeistert war und Fichte zu Füßen saß, durch den Aesthetiker für die Antike gewonnen worden sei. Da mag es nahe liegen, anzunehmen, daß durch Schinkel, den hochverehrten Gönner Böttticher's, den indirekten Anreger der „Tektonik", manches von Solger's Anschauungen auf Böttticher übergegangen sein könnte. Doch ist dem nicht so. Wir erfahren durch Böttticher selbst,*) daß er nur einmal mit Schinkel über seine kunstphilosophischen Arbeiten gesprochen hat und zwar erst dann, als die Einleitung der „Tektonik", die die Grundgedanken der Theorie enthält, als „Vorläufer" des großen Werkes in Förster's „Allgemeiner Bauzeitung" erschien (1840). Bald darauf befiel Schinkel die schwere zum Tode führende Krankheit. Uebrigens findet sich in Solger's Schriften**) kaum ein Gedanke, der mit den Anschauungen Böttticher's

*) Tkt. (2), Vorwort.

**) Erwin. Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst. Berlin, 1815. — Vorlesungen über Aesthetik, hrg. v. K. W. L. Heyse. Leipzig, 1829.

Verwandtschaft zeigt, es sei denn, daß man die in der „Tektonik“ breit ausgeführte unterscheidende Charakteristik der dorischen und jonischen Bauweise in nuce in folgenden Sätzen enthalten sehen will:

„Die dorische Säulenordnung zeigt in ihrer ganzen Konstruktion, daß es nur darum zu thun ist, das Ganze in seine Bestandtheile einzutheilen. Darauf beruht auch die gleichmäßige Eintheilung des dorischen Gebälks. Der ganze Charakter dieser vom reinen Begriff ausgehenden einfachen Säulenordnung ist rhythmisch und steht der rein symbolischen Kunst am nächsten.

Das Extrem ist die jonische Säule, die am meisten in den Zweck übergeht, die besonderen Bestandtheile für sich als lebendiges Ganzes aufzufassen. Sie hängt nicht so eng mit dem Ganzen zusammen und hat eine selbstständigere, mehr organisch runde Form. . . . Es äußert sich in der Wiederholung dieser Säulenform ein volles, in sich abgeschlossenes Leben, vermöge dessen die einzelnen Bestandtheile für sich als lebendige ausgebildet werden sollen.“ *)

Der Gedanke von der größeren Gebundenheit des Einzelnen im Ganzen beim dorischen, von der selbstständigeren Ausbildung der Theile im jonischen Stil ist auch anderweitig ausgesprochen worden, also kaum von Solger auf Böttticher übergegangen. Die übrigen in die rein theosophische Aesthetik Solger's eingegliederten Gedanken über die Baukunst sind ziemlich dürftig und verschwommen und haben mit Böttticher's Auffassung gar nichts gemein.

Als im Jahre 1827 Böttticher nach Berlin kam, beherrschten Hegel und seine Schule das gesammte geistige Leben. Man wird deshalb geneigt sein, einen Zusammenhang der „Tektonik“ mit der Hegel'schen Philosophie zu vermuthen, zumal bei oberflächlicher Kenntniß von Böttticher's Wert, dessen streng konstruirte Systematik und manches in der Ausdrucksweise an die künstlichen Gedankengebäude des großen Dialektikers erinnern mag. Aber wenn auch eine gewisse allgemeine Grundstimmung, ein gewisses Zeitkolorit, der „Tektonik“ mit der „Hegelei“ gemeinsam ist, so stellen sich bei näherem Zusehen die leitenden Gedanken Böttticher's in einen sehr wesentlichen Gegensatz zur Hegel'schen Aesthetik. Diese macht die künstlerischen Qualitäten der Werke der Baukunst im letzten Grunde nur von der Beziehung abhängig, in welcher sie zu der „in die Erscheinung tretenden göttlichen Idee“ stehen. Hegel spricht ausdrücklich von einer „schönen Architektur“ (im Gegensatz zu einer solchen, die nicht Kunst ist), und sagt von ihr: „Da in diesem Material und Formen das Ideal

*) Vorles. ü. Aesth., S. 337.

als konkrete Geistigkeit sich nicht realisiren läßt und die dargestellte Realität somit der Idee als Aeußeres undurchdrungen oder nur zu abstrakter Beziehung gegenüberbleibt, so ist der Grundtypus der Baukunst die symbolische Kunstform. Denn die Architektur bahnt der adäquaten Wirklichkeit des Gottes erst den Weg und müht sich in seinem Dienst mit der objektiven Natur ab, um sie aus dem Gestrüppe der Endlichkeit und Mißgestalt des Zufalls herauszuarbeiten. Dadurch ebnet sie den Platz für den Gott, formt seine äußere Umgebung und baut seinen Tempel als den Raum für die innere Sammlung und Richtung auf die absoluten Gegenstände des Geistes." *) Die Stelle ist bezeichnend für alles Folgende. Zwar werden durch interessante historische Vergleiche eigenartige und anregende Gesichtspunkte gegeben; aber, wie Hegel's Aesthetik überhaupt auf eine Entwickelungsgeschichte der Mythologien hinausläuft, so ist die Aesthetik der Baukunst im besonderen nicht viel mehr als eine Uebersicht über die wechselnden Formen der Kultbauten bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeiten. Die Frage, ob und warum die Formen der Baukunst allein als solche, d. h. ohne metaphysische Hintergedanken betrachtet schön sein können, wird bei Hegel gar nicht aufgeworfen.

Anders bei Schelling! Er sucht vor allem jene Kardinalfrage zu lösen, wie die Architektur über die Befriedigung des Bedürfnisses hinaus zur „freien" Kunst sich erhebt. Dabei zielt er nicht von vornherein so einseitig auf Bauwerke, die „den Platz für den Gott ebnen und formen", also auf Kultbauten hin, sondern geht von baulicher Bethätigung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse aus. Er kommt dabei zu folgendem Ergebniß: „So lang Architektur dem bloßen Bedürfniß fröhnt und nur nutzlich ist, ist sie auch nur dieses und kann nicht zugleich schön sein. Dies wird sie nur, wenn sie davon unabhängig wird, und weil sie dies doch nicht absolut sein kann, indem sie durch ihre letzte Beziehung immer wieder an das Bedürniß grenzt, so wird sie schön nur, indem sie zugleich von sich selbst unabhängig, gleichsam die Potenz und die freie Nachahmung von sich selbst wird. Alsdann, indem sie mit dem Schein zugleich die Realität und den Nutzen erreicht, ohne sie doch als Nutzen und als Realität zu beabsichtigen, wird sie freie und unabhängige Kunst, und indem sie das schon mit dem Zweckbegriff verbundene Objekt, also den Zweckbegriff selbst mit dem Objekt zugleich zum Gegenstand macht, ist dieses für sie als höhere Kunst eine objektive Identität des Subjektiven und Objektiven, des Begriffs und des Dings, und demnach etwas, das

*) Aesthetik, hsg. v. Hotho. Berlin, 1835. S. 108.

an sich Realität hat. . . . Objektive Zweckmäßigkeit oder objektive Identität des Objektiven und Subjektiven ist ursprünglich, d. h. unabhängig von der Kunst, nur im Organismus.' Die Architektur als schöne Kunst hat also den Organismus als das Wesen des Anorgischen (Anorganischen) und demnach die organischen Formen als präformirt im Anorgischen darzustellen. . . . Die Architektur, um schöne Kunst zu sein, muß von sich selbst als Kunst des Bedürfnisses die Potenz oder Nachahmung sein."*)

Das ist gewiß echtester Schelling! Wie man sich die zunächst jedenfalls recht merkwürdig erscheinende „Nachahmung von sich selbst" vorzustellen habe, wird dann — allerdings nur für den antiken Stützenbau — folgendermaßen angedeutet: „Es sind alle scheinbar freien Formen der Architektur, von denen niemand leuguet, daß ihnen eine Schönheit an sich zukomme, nach dieser Ansicht Nachahmungen der Formen der roheren Baukunst und insbesondere der Baukunst mit Holz als der einfachsten, und die am wenigsten Bearbeitung erfordert, z. B. die Säulen der schönen Baukunst**) Baumstämmen nachgebildet, die auf die Erde gestellt wurden, um das Dach der ersten Wohnungen zu tragen. Beim ersten Entstehen war diese Form Sache des Bedürfnisses; nachher, da sie durch freie Kunst und Bearbeitung nachgeahmt wurde, erhob sie sich zu einer Kunstform. Die Triglyphen der dorischen Säulenordnung, sagt man, waren ursprünglich die hervorstehenden Köpfe der Querbalken, nachher wurde der Schein davon ohne die Realität beibehalten, wodurch also diese Form gleichfalls zu einer freien Kunstform wurde."***)

Der Gedankengang ist nicht so wunderlich, als er anfänglich scheint. Dagegen wird man nicht ohne Lächeln Schelling's Privatmeinung über die Triglyphen lesen. Der Philosoph, der die Architektur als „erstarrte Musik" definirt, glaubt nämlich annehmen zu dürfen, daß die alten Griechen von dieser Vorstellung schon eine Ahnung gehabt hätten; es sei deshalb in den Triglyphen eine Anspielung auf die altgriechische Lever, das Tetrachord, zu erblicken. Aber nicht genug: Es sollen — man höre und staune! — die sechs „Tropfen" unter den Triglyphen, deren vier Schlitze die vier Saiten der Lever vorstellen sollen, „die in dem System von vier Tönen allein möglichen sechs Konsonanzen" veranschaulichen. Ebenso naiv und willkürlich ist die Auslegung der dorischen Ordnung als der „rhythmischen", der jonischen als der „harmonischen", der korin-

*) Philosophie der Kunst in Schelling's sämmtl. Werken (Cotta, 1859) 1. Abt. V. Bd., S. 578 ff.

**) Womit wohl die antike gemeint ist.

***) A. a. O. S. 579.

thiſchen als der „melodiſchen“, und völlig haltlos iſt die Behandlung der Gothik, die als „ganz naturaliſtiſch, roh, bloß unmittelbare Nachahmung der Natur“ hingeſtellt wird, „in der nichts an abſichtliche und freie Kunſt erinnert.“ (!)

Solche „durch Sachkenntniß nicht getrübte“ Anſchauungsweiſen der Architektur ſind bezeichnend für die Aeſthetik der damaligen Zeit. Sie laſſen es begreiflich erſcheinen, daß Böttticher's „Tektonik“ bei ihrem Erſcheinen wie eine Offenbarung wirken mußte. Wie ſehr dies der Fall war, läßt der Umſtand erkennen, daß das Werk bei Schelling, der 1841 nach Berlin kam und mit Böttticher in perſönlichen Verkehr trat, die vollſte Anerkennung fand, obwohl die Grundgedanken der „Tektonik“ in ſcharfem Gegenſatz zu Schelling's vorbezeichneten Anſchauungen über Architektur ſtehen.*)

Der Zeit nach konnte auch Chriſtian Hermann Weiße's „Syſtem der Aeſthetik“, das 1830 herausgegeben wurde, Böttticher bekannt ſein. Bei dieſem Philoſophen zeigt die äſthetiſche Betrachtung der Architektur einen erheblichen Fortſchritt. Auch Weiße beſchäftigt ſich mit dem Grundproblem, wie die Architektur zur „freien Kunſt“ ſich erhebt, und kommt dabei zu dem Schluß, „daß jener Einwurf, den man häufig gegen die künſtleriſche Würde der Architektur machen hört, daß ſie vielmehr eine verſchönernde als eine ſchöne, nämlich eine wegen ihrer Dienſtbarkeit für äußere Zwecke unſelbſtſtändige und unfreie ſei, ein durchaus ungehöriger und unkräftiger iſt. Denn auch wenn die architektoniſche Schönheit ſich auf die Umgebungen oder den Schauplatz des gewöhnlichen Lebens herabläßt, bleibt ſie doch Schönheit im vollen Sinn dieſes Wortes, ungetrübt durch dieſe Beziehung auf das Endliche, und nicht etwa dem endlich nützlichen, durch mechaniſche Kunſt gezimmerten Werk als eine äußerliche Verzierung theil- und ſtückweiſe anhängend, ſondern umgekehrt die endliche Zweckmäßigkeit als ihr eigenes geiſtig bekräftigtes Moment in ſich ſcheinen laſſend. Es iſt nämlich ſozuſagen das eigene Intereſſe der Baukunſt, daß ſie auch dieſe endliche Zweckmäßigkeit in ihr Bereich hineinzieht und ausdrücklich als das freilich nicht an ſich Schöne, wohl aber durch ſie zum Schönen Erhobene ſetze: — weil ſie nämlich nur ſo ihren

*) Die „Philoſophie der Kunſt“, aus dem handſchriftlichen Nachlaß in der Geſammtausgabe zuerſt veröffentlicht, iſt während des Philoſophen Lehrthätigkeit in Jena (1798—1803) entſtanden. Der Herausgeber (M. F. A. Schelling) iſt der Meinung, daß Schelling von manchen der dort niedergelegten eigenſten Ideen ſpäter abgekommen ſein mochte, daß er auch „über einzelnes Hiſtoriſche, wie z. B. über den Urſprung der gothiſchen Baukunſt, nach wenigen Jahren vielleicht anderer Anſicht geworden ſei.“

Beruf, den Gesammtbegriff des räumlichen Daseins als Schöpfung des idealen Geistes darzustellen, zu bewähren und zu erhärten vermag, wenn sie die Bestimmung, die das Räumliche für den Geist überhaupt schon hat, dessen Wohnstätte und Schauplatz seiner Thätigkeit zu sein, in jener ihrer Schöpfung ausdrücklich als enthalten zeigt. Daher denn die oft gemachte Bemerkung, daß jene Zweckmäßigkeit auch selbst für das gewöhnliche Leben stets mit der wahren Schönheit zu harmoniren pflegt."*)

Hat hiermit der Denker des „modernen Ideals" die „endliche Zweckmäßigkeit als das eigene, geistig bekräftigte Moment" der Architektur anerkannt und ästhetisch zu vollem Rechte kommen lassen, so ist doch von dieser allgemeinen theoretischen Einsicht bis zu der in's Einzelne eindringenden konkreten Methode, mit der Böttticher diesen Grundgedanken in breitester Weise bei der Analyse der hellenischen Tektonik durchführte, noch ein gewaltiger Schritt. Dieser Schritt aber konnte damals nur von einem Sachverständigen gemacht werden, der ausgerüstet mit den Hülfsmitteln technischen und archäologischen Wissens, sowie praktischer künstlerischer Erfahrung es unternahm, das schwierige Problem der architektonischen Schönheit zu erforschen. Daß die ästhetischen Betrachtungen eines Schelling und Hegel so wenig in die Tiefe drangen, lag wohl in erster Linie daran, daß es diesen Denkern mehr darauf ankam, der Kunst in ihrem auf abstraktem Wege konstruirten Systemen eine schickliche Stelle anzuweisen, sie als ein Glied in der Beweiskette ihres Weltplanes zu behandeln und die Einzelerscheinungen unter die üblichen Schlagworte „Symbolisch", „Klassisch", „Romantisch" einzuordnen, als das Wesen des Schönen „an sich" zu ergründen. Es lag aber für die Architektur-Aesthetik im Besonderen noch daran, daß die nothwendige Ergänzung zur philosophischen Spekulation, daß reiches, zuverlässiges kunstgeschichtliches und archäologisches Material damals fast völlig fehlte. Werke, die sichere Ergebnisse fachmännischer Forschungen und Studien zu allgemeinem Verständniß bringen konnten, waren fast nicht vorhanden. Die vereinzelten Versuche auf kunstgeschichtlichem Gebiete wirkten mehr schöngeistig anregend als wissenschaftlich aufklärend und erstreckten sich, soweit sie sich mit dem Alterthume befaßten, wie die Schriften Winkelmann's, meist nur auf die antike Skulptur. Für die Erforschung der historischen und technischen Entwickelung der Baustile lieferten die Arbeiten von Hirt und Stieglitz nur dürftiges, wenig zuverlässiges Material.

Auf diese Verhältnisse ist in einem Buche hingewiesen, das in gewissem Sinn als Vorläufer von Böttticher's „Tektonik" betrachtet werden

*) System der Aesthetik. II. Th. 2. B. S. 134.

kann. Es ist dies ein kleines Werkchen, das unter dem Titel: „Beiträge zur Aesthetik der Baukunst, oder die Grundgesetze der plastischen Form, nachgewiesen an den Haupttheilen der griechischen Architektur von J. H. Wolff, Professor in Kassel" im Jahre 1834 erschienen ist. Der Verfasser, wie Böttticher Architekt, hebt in der Einleitung des Buches hervor, daß mit dem Wiederaufleben eines besseren Geschmackes die Architektur sich immer mehr die Werke des klassischen Alterthums zum Vorbild nehme; daß die architektonischen Formen der Römer nur eine unvollkommene und gewöhnlich unverstandene Uebertragung griechischer Muster seien; daß auch bei den Griechen selbst die wahre Vollendung nur in wenigen der uns erhaltenen Werke erreicht worden sei. Zu einer vollständigen Entwickelung dieses Gedankens aber, zu einer solchen Durchführung desselben, welche sowohl ein tieferes Eindringen in die Theorie der Baukunst möglich machen, als auch zu einer fruchtbaren praktischen Anwendung dienen könnte, fehlten die nöthigen kunstgeschichtlichen und archäologischen Vorarbeiten. „Indessen — heißt es dann weiter — geht doch aus dem, was wir als Resultat betrachten können, ein Hauptgrundsatz hervor, welcher uns sowohl für das Verständniß der alten Architekturformen, wie für die Anwendung überhaupt von großer Wichtigkeit scheint: daß nämlich in allen Bildungen, so wie sie in den besten Werken erscheinen, eine Art von Nothwendigkeit zu erkennen und die Willkür bei ihnen völlig ausgeschlossen ist. Jeder Theil, jedes Glied und Ornament bis auf fast verschwindende Einzelheiten herab, rechtfertigt sich dabei in doppelter Weise: einmal aus konstruktionellem Grunde, seiner äußeren Bestimmung nach, zugleich aber auch und in völlig harmonischer Verbindung damit durch den ästhetischen Zweck, wodurch alles auf die Verschönerung der Form hinwirkt."

„Die bisherigen Erklärungen alter Architekturwerke haben nun bei aller Verdienstlichkeit deshalb immer noch nicht zu einem befriedigenden Resultat und zu einer Uebereinstimmung der Ansichten führen können, weil es noch nicht gelungen ist, die Nothwendigkeit in der Formgebung des Ganzen, wie bei allen einzelnen Ornamenten darzuthun, und nur in dem Grade, in dem wir die Gesetzmäßigkeit, wonach die Künstler verfahren sind, sowohl in Hinsicht der konstruktionellen als der ästhetischen Motive nachzuweisen vermögen, werden wir einen ebenso festen als fruchtbaren Boden für die Auslegung derselben gewinnen."

„Damit aber hiervon vor allem der oft gehegte und ausgesprochene Zweifel gehoben werde, ob überhaupt ästhetische Absichten nicht bloß instinktartig empfunden, sondern auch klar erkannt werden könnten, wird

es zuerst nothwendig sein, den Weg und die Weise anzugeben, auf welchem die Entwickelung allgemein gültiger Gesetze für die schöne Form, sowohl in den bildenden Künsten überhaupt, als in der Architektur insbesondere möglich erscheint."

Soweit die Einleitung zu Wolff's Büchlein. Es ist darin offenbar die Aufgabe, die Böttticher in seiner „Tektonik" zu lösen versuchte, bereits klar und deutlich formulirt. Das Buch selbst beginnt mit folgenden Sätzen:

„Alle sichtbaren Gegenstände haben miteinander die Eigenschaft gemein, daß sie im Raume erscheinen, ihn ausfüllen und begrenzen. Sollte es nun für die Ausfüllung des Raumes an sich Gesetze der schönen Form geben, ganz unabhängig von der Bestimmung und dem inneren Wesen der Gegenstände, so müßten diese in allen Bildungen, welche auf Schönheit Anspruch machen, wiederkehren. Die einzelnen Künste, sowie die Naturgestalten selbst werden dann die Aufgabe lösen, wie jene allgemeinen Grundsätze in das Wesen einer jeden aufgenommen, gemäß den Bedingungen einer jeden modifizirt und mit ihnen verschmolzen werden. Wir glauben nun aber allerdings, daß es eine solche Lehre gebe, und nennen die ihr entsprechende Kunst und Wissenschaft die Architektonik."

Im Weiteren stellt Wolff als allgemeine Gesetze der schönen Form auf:

1. das Gesetz der Schwere — Gleichgewicht;
2. einfache Maßverhältnisse (wobei das Quadrat als Grundverhältniß angesehen wird);
3. das Gesetz der Symmetrie;
4. die Nothwendigkeit von Vorbereitungen und Vermittlungen;
5. die natürliche Nothwendigkeit herabhängender Formen im Gegensatz zu aufstrebenden (analog den Gebilden der organischen Natur).

In dem vierten dieser Gesetze ist unschwer das zu erkennen, was in der scharf formulirten Theorie Böttticher's als das System der Junkturen mit sehr viel Gewaltsamkeit durchgeführt ist. Die Verwandtschaft der Betrachtungsweisen zeigt sich in den späteren Auseinandersetzungen Wolff's (z. B. bei der Erklärung des dorischen Kapitells, S. 58) noch deutlicher. Im Uebrigen ist zu bemerken, daß Wolff, wie nachher Böttticher, die Annahme der Entwickelung des griechischen Tempels aus dem Holzbau entschieden ablehnt, daß er ganz in Uebereinstimmung mit Böttticher die Triglyphen als Steinstützen für die Geisenblöcke ursprünglich im Steinbau entstanden denkt.

Wenn Bötticher das Werkchen Wolff's gekannt hat, was sehr wahrscheinlich ist, und wenn er einzelne Gedanken aus demselben entnommen haben mag, so wird dadurch die Bedeutung seiner „Tektonik" nicht vermindert. Ist auch die Aufgabe, das Programm der „Tektonik" schon bei Wolff deutlich ausgesprochen und seine Durchführung in Angriff genommen, so erscheint doch das kleine Büchlein im Vergleich mit der strengen, sorgfältig aufgebauten Systematik, der Umfänglichkeit des kunstwissenschaftlichen und litterarischen Apparates der „Tektonik" als ein bescheidener, unzureichender Versuch, als ein unsicheres, oft recht naives Tasten. Wolff hat sich denn auch später vor der weit überlegenen Leistung Böttticher's bewundernd und ohne Neid gebeugt. Er wurde einer der eifrigsten und wortgewandtesten Verfechter jener Bestrebungen, die im Sinne der „Tektonik" den Anschluß an die griechische Bauweise als das einzige Heil für die neuere Baukunst betrachteten. Die scharfe Polemik zwischen ihm und den Romantikern Wiegmann und W. Stier, welche für die deutsch-mittelalterliche Bauweise eintraten, giebt einen interessanten Einblick in die künstlerischen Kämpfe jener Jahre.*) In diesen Streitschriften zeigt sich ein wahrer Feuereifer für die verfochtene Sache, ein Streben nach großen, weitumfassenden Gesichtspunkten, ein Ringen nach Klarheit und festen gemeinsamen künstlerischen Zielen, warum wir jene Männer fast beneiden dürfen. Es ist wie ein Nachzittern jener Begeisterung, die den Werken unserer klassischen Litteraturperiode, den Systemen der deutschen idealistischen Philosophie, dem auflodernden Patriotismus der Befreiungskriege gleichermaßen eigen ist.

Haben auch die Kämpfe der Klassizisten und Romantiker und die nachfolgenden Versuche, die Gegensätze zu versöhnen, zu wenig erfreulichen Ergebnissen geführt, so mag ein gut Theil der Schuld hieran in den traurigen politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen zu suchen sein, die damals der Kunst in Deutschland einen sehr unfruchtbaren Boden gewährten. Jedenfalls müssen wir Achtung haben vor dem Wollen, vor der Begeisterungsfähigkeit jener Männer, die zur Jugendzeit unserer Väter jenes „moderne Ideal" zu verwirklichen strebten, das Chr. H. Weiße im Gegensatz zu Hegel und der Naturphilosophie dem klassischen und romantischen Ideal gegenübergestellt und mit hoffnungsreichen Worten als das Kunstideal in seiner Reinheit und Universalität verkündet hatte.**)

---

*) Vergl. „Allgemeine Bauzeitung" (v. Förster, Wien), Jahrg. 1841 bis 1847.

**) System d. Aesthetik, I. Th. 1. B. S. 301 ff.

Als ein besonders charakteristisches Zeugniß für die bis zur Ueberschwänglichkeit gesteigerte Begeisterungsfähigkeit jener Zeit, wie für Böttticher's leidenschaftliches Philhellenenthum kann die dithyrambische „Weihe" gelten, womit die „Tektonik der Hellenen" in erster Ausgabe „Karl Friedrich Schinkel, dem Vorbildner, und Karl Ottfried Müller, dem Forscher, im Angedenken zugeeignet" ist.

Dr. Richard Streiter.

(Ein zweiter Artikel folgt).

Die Bedeutung des Nibelungenliedes.

Unsere Klassiker irrten später ins Kosmopolitische ab. Die nationale Blüthe unserer Dichtung liegt im Mittelhochdeutschen, wobei freilich keine Uebersetzung uns den vollen Zauber wiedergiebt. Man glaube nun ja nicht, daß wir zu jenen Pedanten gehören, die archaistisch rückwärts schielen. Im Gegentheil haben wir hierin recht ketzerische Ansichten und können sogar die griechische Antike nur relativ bewundern. Deshalb legen wir auch keinen übermäßigen Werth auf die Grals-Epen des Wolfram v. Eschenbach, welche neuerdings Richard Wagner wieder zum Leben erweckte, so wenig wir sonst die wundervolle naive Schönheit einzelner Parthien und die künstlerische Sprachbeherrschung verkennen. Auch die Lyrik Walters v. d. Vogelweide, so entzückend frisch Vieles darin, erachten wir der modernen deutschen Lyrik weit inferior. Dafür aber besitzen wir ein Kleinod in dem kurzen Liebesepos „Tristan und Isolde" von Gottfried v. Straßburg, das an tiefer Leidenschaft und blühender Lebenskraft der Sprache einzig dasteht und z. B. Aehnliches von Byron weit überstrahlt. Vor allem aber hat Deutschland in dem unbekannten Dichter (nach einer anderen Form nur Zusammensteller der letzten Form) des großen Nationalepos „Nibelungenlied" ein Genie vom allerhöchsten Range erzeugt, das meines Dafürhaltens nur mit Shakespeare verglichen werden darf. Wie alles wahrhaft Große und deshalb Einfache, erfordert diese großartige Dichtung aller Zeiten einen zugleich lauteren unverderbten Geschmack und ein tieferes künstlerisches Verständniß. Friedrich d. Gr. mit seinem an Voltaire und Racine verdorbenen Geiste schrieb dem Entdecker der alten Handschrift: „Das Zeug ist keinen Schuß Pulver werth." Dagegen urtheilten Goethe, jeder Deutsche müsse diese Urkunde kennen, um je nach den Umfang seines Geistesvermögens sich daran zu erbauen. Heut wird das „Nibelungenlied" sogar auf den Schulen studirt, gerade wie Homer im Urtext, ohne Genuß und Vortheil. Dem Durchschnittsdeutschen ist das „Lied" nur ein altehrwürdiges Inventar, das man bildungshalber kennen muß. Richard Wagner hat durch seine Verball-

bernung in mystischen Operntexten dem verderbten modernen Geschmack entschieden nachgeholfen. Desgleichen Jordan durch seine phrasenhafte, mit Schopenhauer'schem Weltschmerz durchtränkte, Nachdichtung in Stabreimen. Ein Anderer hat gar die herrliche Nibelungenstrophe in Ottave Rime übersetzt, weil das alte Versmaß zu unbehelfen sei! Das sagt genug für unsere erbärmliche Verkünstelung, die von echter Kunst nichts mehr weiß. Nur die kindliche „klassische" Bildung unserer verfehlten Universitätsbildung schützt den alten Homer davor, daß man seine Hexameter nicht nächstens in moderne Reime umdichtet. Auch die mit Scharfsinn verfochtene Philologengrille (Lachmann), das Nibelungenlied habe überhaupt keinen einen Dichter gehabt, weil der erste Theil (Siegfried) und der zweite (Hagen) nicht innerlich übereinstimmten, beweist nur mangelndes Kunstverständniß. Denn dem Tieferblickenden deckt sich der Geist beider Theile durchaus; nur der Gewaltige, der diesen sonnigen Götterjohn Siegfried, die hehrste Idealgestalt der Weltliteratur, schuf, konnte zugleich diesen düsteren Hagen, neben dem selbst Shakespeares Macbeth nur ein Knirps ist, erschauen. Wer sich in diese Nationalbibel deutschen Wesens versenkt hat, bewundert von der ersten bis zur letzten Zeile dieselbe gleichmäßige Meisterschaft der Erzählungstechnik, dieselbe schlichte Größe der Anschauung. Der Gesang, wie der junge Löwenbengel in Worms auftaucht, oder wie er Krimhilden „zuerst ersah," ist in seiner Art nicht weniger glorreich wie der unübertreffliche „Wie Siegfried erschlagen ward." Und der Gesang, wie Siegfried mit seinen zwölf Recken in die Sachsen eindringt, (Christus mit den zwölf Aposteln schwebt hier vor), enthält Strophen von einer Majestät kriegerischer Gewalt, wie nur irgendeiner der berühmten Schlußgesänge im Hunnenland, wo die Germanen mit den Barbaren des Ostens ringen, wie vielleicht dereinst Deutschland mit dem Panslavismus. Die Gesänge, wie Siegfried auf dem Rhein zu seinem mystischen Nibelungenschatze und dann zur Brunhilde fährt, stehen an sagenhaftem Zauber nicht der berühmten Scene nach, wo Hagen an der Donau sich von den Wasserniren sein Ende prophezeien läßt. Die sonnige Minne Krimhilds zu Worms an dem Rhein entspricht der über alle Beschreibung entzückenden Episode zu Bechelaren an der Donau im zweiten Theil. Was nun vollends die Katastrophe betrifft, so hat Shakespeare niemals an dramatischer Schürzung echt menschlicher Conflicte die drei Schlußgesänge und den „Wie Hagen vor Krimhild nicht aufstehen wollte" erreicht. Der Tod Rudegers von Bechelaren ist erhabendste Tragödie, die je ersonnen wurde, und das Stimmungsbild „Wie Hagen und Volker Schildwacht standen" von einer duftumflossenen Plastik, dem nur das Beste in Shakespeare (etwa die Mordnacht in Macbeth) gleichkommt. Dabei erhebt sich die Sprache in ihrer kunstvollen Knappheit — kein Wort zu viel und zu wenig! — zu unvergleichlicher Würde im Aufschrei tiefster Seelenschmerzen oder tragischer Wildheit. Das berühmte Signal Hagens zum Losbruch des großen Mordens, indem er „zum Gedächtniß Siegfrieds" statt des Bechers sein Schwert schwingt und es das Blut des Attilasöhnchens trinken läßt, sowie die grandiosen Schlußworte, wo er der Königin todestrotzig sein Geheimniß verweigert, — das sind Verse, die nur mit der deutschen Sprache selber untergehen können. Dabei stehen die Schlacht-

schilderungen, mit feinstem Takt für das stilistisch Mögliche, sehr hoch über denen der „Ilias“ mit ihren allzu malerischen Gleichnissen. Und während die äußeren Thatsachen des Nibelungenliedes viel gräßlicher sich darstellen, als die der „Ilias“, wirken sie stets nur erhaben, nie abstoßend, wie das grausame Behagen Homers am Gemetzel. Ueberhaupt sind Achilles, Agamemnon, Odysseus und Ajax wahre Jammerkerle neben diesen germanischen Helden, deren Gestalten sich ins Riesige recken, ohne doch je das Echt-Menschliche zu verlieren. Dieses größte Dichtwerk aller Zeiten*) ist zugleich das deutscheste. Hier allein liegt das wahre Wesen des unverfälschten Deutschthums, und jede andere deutsche Dichtung muß vom diesem Standpunkt aus beurtheilt werden. Die dämonische elementare Gewalt, die uns an Shakespeare und Byron fesselt, deren wahrer Kultus immer nur in Deutschland blühte, tritt in ungebrochener Naturkraft im „Nibelungenlied“ hervor, und wenn wir Solches an der modernen deutschen Literatur vermissen, so zeigt sich hier nur eine verminderte Schwächung des Volksgeistes infolge politischer Ohnmacht und ihrer traurigen sozialen Folgen. Heut aber, wo diese Lähmung wich, gährt wieder das eigentliche Wesen des Deutschthums hervor und das „junge Deutschland“ bietet davon ein literarisches Symptom. Deshalb unsere lange Litanei, bei welcher der Leser vielleicht fragte: Wo will das hinaus? Was hat das junge Deutschland mit dem „Nibelungenlied“ zu schaffen? Nun wohl, unsere ganze Untersuchung wird sich um die Frage drehen: Entspricht die jüngste Entwickelung der deutschen Literatur jenen alten Grundbedingungen unseres Wesens, oder ist sie, statt dichterisch, nur „literarisch“ zu nehmen? — Wir sagten bereits, daß auch die erotische Leidenschaft nirgendwo bei Byron oder Musset einen so stürmischen naturwahren Ausdruck fand, wie in unserm alten, künstlerisch meisterhaften, Epos „Tristan und Isolde“. Die altjüngferliche Zimperlichkeit unserer späteren Literatur, der falsche Idealismus, den man für „deutsch“ hält, ist daher nur eine Nothfolge unserer sozialen Verkümmerung gewesen, und in Goethes „Gretchen“ bricht sich die alte gesunde Sinnlichkeit inniger Hingebung Bahn. Auch im ernsten „Nibelungenlied“ stehen die Frauengestalten Krimhild und Brunhild einzig da an dämonischer und doch echt weiblicher Größe. Der köstliche Gesang „Wie die Königinnen sich zankten“ enthält ein volles Compendium zur Charakteristik der Frauennatur. Sonst aber geht der große Meister mit wenigen blitzartigen Worten über Situationen weg, die einen modernen Nerven-Seiltänzer und psychologisirenden Akrobaten zu endlosen leckeren Ausmalungen begeistern würden, wie die schwüle, abnorme Erotik der Doppelbrautnacht Krimhilds und Brunhilds. Wohl dreht sich auch dies gewaltigste Heldenlied um die Spiralfeder aller Dinge, die Geschlechtsliebe; aber auch hierbei wird Alles in monumentaler Großheit symbolisch stilisirt, alle kleinliche Tüftelei vermieden. Um die Liebe Krimhilds und Brunhilds entspinnt sich der Konflikt, der Kampf um's Dasein der Männer. Aber, ungleich unsern verzärtelten, verweibsten Epigonen, kennen die Leute der Hohenstaufenzeit, trotzdem dort der

*) Die deutsche Philologenästhetik bringt es fertig, das schlichte wackere Epos „Gudrun“, das etwa auf der Höhe der altfranzösischen Rolandslieder steht, mit den „Nibelungen“ in einem Athem zu nennen: einen holsteinischen Strandhügel mit dem Montblanc.

Minnedienst die Frau vergötterte, noch viele andere und höhere Seelenkonflikte. Auch die Liebe tritt handelnd nur als Treue auf, als Gattenpflicht, wie die Treue von Freund zu Freund, von Herr zu Diener. Dies eben adelt das tückische Vendetta-Treiben Krimhilds, die sonst von Anfang bis Ende mit gleicher wundervoller Meisterschaft als eine herrschsüchtige Egoistin geschildert wird. Der löwenhaft großherzige Siegfried hat dies wohlerkannt, wie an einer Stelle mit herrlicher Knappheit angedeutet wird, als Krimhild bei ihrer Hochzeit durchaus „theilen" will und von ihren Brüdern alles Mögliche verlangt: „Als er das an ihr erkannte, wie schmerzte es Siegfried!" In dieser stets übersehenen prächtigen Scene findet sich zugleich ein besonders merkwürdiger Zug, der uns tiefsten Einblick in echtes Deutschthum gewährt. Krimhild will nämlich, da sie sich den dritten Theil von allen Recken ihrer Brüder als Gefolge auslesen darf, gerade den grimmigen Hagen mitnehmen. Da geräth der stolze Marschalt in hellen Zorn: „Uns darf man in der Welt an Niemand verschenken!" Seinem angestammten Monarchen will er dienen, wie seine Väter, weil sie den Stamm (Staat, Vaterland) repräsentiren; gewöhnliche Diener aber, die beliebig den Herrn wechseln, sind deutsche Junker nicht. Jene lataienhafte Servilität, die nach dem 30jährigen Kriege in Deutschland einriß, ist slawisch, nicht deutsch. Bei den alten Rittern bedeutete Treue nicht Hundedemuth, sondern Beharren bei selbstauferlegter Pflicht, das, was man in Preußen später den Kantischen „kategorischen Imperativ" nannte.

Diese Deutschen lieben das Leben, schmausen und zechen mit heiterem Humor, setzen es aber jeden Augenblick gern auf's Spiel, wenn die Pflicht der Treue es fordert. Trotziger Unabhängigkeitssinn, edler Mannesstolz kennzeichnet dies alte deutsche Wesen, und auch dieser Zug darf dem jungen Deutschland nicht fehlen, wenn es dem wahren Geiste der Nation entsprechen will. Daher der Widerwille bei uns Jungeren gegen Goethe's bourgeoise Behäbigkeit, sein feiges Ducken vor allen herrschenden Mächten. Um es also nochmals zu betonen: Das Nibelungenlied, das man mit Recht eine Nationalbibel nennt, zeigt literarisch allerdings durchweg den echten wahren Realismus, fern jeder Phrase, Sentimentalität und Ideologie, zugleich aber den großen Frescostil, den man als „idealistisch" bezeichnet, obschon er einfach dichterisch ist im Gegensatz zum bloß literarisch-künstlerischen. Das „Ewig-Weibliche" unserer modernen Literatur, das Gefühlsgezappel um erotische Neigungen, tritt zurück vor dem Ewig-Männlichen, dem ernsten Sinn für höhere Güter als den Geschlechtstrieb. Das tiefste, innigste Gemüth, wie es hier erschütternd hervorquillt, richtet sich auf höhere allgemeine Gegenstände, auf eine Ethik der Manneswürde. Als Siegfried verblutet, bedauert er nur seinen Sohn, weil dieser nun ewig die Schande trage, daß seine Familie Jemanden meuchlings umbrachte! Daß dieser „Jemand" er selber ist, der göttliche Sigfried, erwähnt er gar nicht. Wie wundervoll prägt sich hier der nur auf's Allgemeine gerichtete unegoistische Sinn aus. Brauchen wir also zu versichern, daß unser moderner Naturalismus, der sich in's Kleine und Kleinste verliert, allem Großen und Allgemeinen geflissentlich aus dem Wege geht und nur in erotischer Tüftelei schwelgt, gänzlich undeutsch ist?

Charlottenburg. Carl Bleibtreu.

C. 1264.

Stettin.

Von Hans von Reinfels.

(Nachdruck verboten.)

Es wurde ihm unsagbar schwer, sich von der Residenz zu trennen. Selbst nur auf zwei Tage, denn länger wollte er auf keinen Fall in Stettin bleiben. Einst gab es eine Zeit, da war ihm die alte Oderstadt das Liebste, was es für ihn gab, und keine Verlockung war reizend genug, ihn ihren Mauern zu entziehen. Ja, ja — damals! Da hatte sie noch Mauern, war eine Festung und war mit Wällen und Gräben versehen. Und gerade das war die Ursache, weshalb ihm diese Stadt so werth war. Es lag etwas wie romantischer Zauber hinter den Festungsthoren, dem man sich um so rückhaltloser hingab, je stiller und verlassener die Gegend wurde. Oft war nur der blasse Mond Zeuge jener glückseligen Liebesschwüre, die Erich im Schatten breitästiger Eichen und Kastanien mit seinem herzallerliebsten Schatz austauschte. Und dieser Zeuge war verschwiegen, verschwiegen wie sie beide. Ein seltener Fall, wenn drei ein Geheimniß theilen. Dafür blinzelte der Vertraute ihn und sein holdes Mädchen aber auch so bedeutungsvoll und vielsagend an, als wolle er sie wissen lassen, daß es für ihn Ehrensache sei, Liebespaare zusammenzuführen und zu unterstützen in ihren stillen Wünschen und bangen Hoffnungen, zu trösten in zager Furcht und nagender Reue, zu versöhnen bei blinder Eifersucht und zu segnen, wenn die eigene Hand kurz entschlossen die Burde des Lebens von sich wirft — geächtet und gemieden von jenen, die zurückbleiben und es sich wohl ergehen lassen im gewohnten Dienste des Magens. Mit einem Worte, gleich Millionen vor ihm und nach ihm, galt der Mond auch Erich für mehr als die leuchtende Kugel, auf der es erstarrt und erkaltet sein soll. Ihm schien es unerklärlich, daß dieser sein Licht erst von der Sonne empfangen mußte, um selbst etwas abgeben zu können. Wie viel mehr war ihm der Mond als die Sonne! Er liebte ihn damals und auch noch heute, wo fast zwanzig Jahre ihn von jenen Liebesaventiuren trennten. Aber er fühlte etwas wie Zuneigung, Freundschaft und Aufmunterung, welche vom Monde auf ihn niedergingen, wenn er ihn anblickte. Er erkannte denselben Ausdruck in ihm, der ihn stets angefeuert hatte, und er meinte, so lange der gute Freund ihn noch so ansehe, so lange habe er das Recht auf Liebe auch noch nicht verwirkt. Und doch hatte Erich die Dreißig längst

hinter sich. Daran erinnerte ihn aber nichts. Erich war heute noch gerade so begehrt von den Frauen wie damals, als die erste wahre Liebe ihn zu stillen Rendezvous mit seinem Clärchen in die Stettiner Anlagen führte. Damals empfand er frisch und leidenschaftlich, heute war er — im Zenith männlicher Schönheit und Kraft — blasirt und genußsatt. Bis zu einer cynischen Gemeinheit ging sein Urtheil über die Frauen im Allgemeinen, denn die Weiblichkeit im Besonderen kannte er kaum. Ein Wesen allein machte eine Ausnahme davon, das war seine Mutter, und sie wollte er besuchen. Es war eine alte, betagte Frau, einfach in ihren Ansprüchen an das Leben, einfach in ihrem Denkvermögen und einfach in ihren Empfindungen. Aber eine wohlige Ruhe lag auf ihrem Wesen, das so überaus glücklich und beneidenswerth war in der fast erschreckenden Bescheidenheit seiner Umgebung. Und diese Ruhe theilte sich Jedem mit, der in ihren Bannkreis kam, und deshalb fühlte sich Erich nirgends zufriedener, ruhiger, geborgener und freier als zu Hause. Aber lange hielt er dieses paradiesische Nichtsthun und Nichtsleiden nicht aus. So stand es denn auch diesmal bei ihm fest, nur zwei Tage fern von Berlin zu bleiben. Der Entschluß zur Reise kam ihm sauer an, denn eine neue Bekanntschaft im Pichelsteiner Krug hatte ihn schon zweimal vierundzwanzig Stunden lebhaft beschäftigt. Er ärgerte sich darüber trotz alledem, denn — sie war schließlich doch immer nur Kellnerin, eine Berliner Kellnerin. Wenn's noch 'ne Münchnerin gewesen wäre! Er kannte Schriftsteller von Ruf, die Münchener Kellnerinnen geheirathet hatten. Das war sogar 'ne Sache! Aber — eine Berliner? Nein, daran durfte er nicht denken und überhaupt! Heirathen — so'n Blödsinn; brrr-brrr!

Er war müde, abgespannt, leer, gelangweilt, so dekadent gestimmt, wie nur am fin de siècle möglich. So kam er auf den Stettiner Bahnhof. Den mochte er so wie so nicht leiden. Es kam ihm immer wie eine Beleidigung seiner Heimath vor, daß dieser Bahnhof so wenig vornehm eingerichtet war. Es ärgerte ihn der Gedanke, daß solch Bahnhof für die „dummen Pommern" gut genug sein sollte. Er gehörte doch auch zu ihnen. Wenn er nur hätte von einem anderen Bahnhof abfahren können. Aber das giebts noch nicht. Immer muß man in die schmutzige, schlecht gepflasterte Invalidenstraße, über den schauderhaften Droschkenhalteplatz mit seinen ammoniakhaltigen Pfützen und rauchenden Pferdemisthaufen und dann in diese öde zugige Vorhalle. Mit einem Worte — nein! Das mußte anders werden, und er wollte mit seinem Freund vom Lokalanzeiger entschieden sprechen. Mit seiner ganzen Lebhaftigkeit, die ihn überall verrufen machte, sollte dieser für die Verfeinerung des Stettiner Bahnhofs eintreten. Wie scheu der Zug da steht? und die Schaffner? Alles so nordisch-kalt, so rindermark-pomadig, so ohne Leben und Eleganz! Wieder pommersch, pommersch —, infam! Und die Passagiere. Herr meines Lebens, kommen denn diese Leute auch aus Berlin? Das ist doch nicht möglich! Oder wo waren sie denn so lange? Es ist zum Rasendwerden. Rrrin. Er stieg in einen Durchgangswagen dritter Klasse, ziemlich am Ende des Zuges. Er war leer. Erich nahm im dritten Coupee am Fenster Platz. Ein Buch zur Lektüre lag schon bereit, als er vor seinem Fenster Stimmen vernahm. Es waren Frauen, die sich

unterhielten, aber was sie sprachen, regte ihn an. Er horchte hin, ohne sich am Fenster zu zeigen. Jetzt vernahm er die Antwort des Schaffners:

„Hier hinten wird's wohl ganz leer bleiben. Wenn Sie das Fräulein daher hier, zweiter Klasse, Frauenkoupee, einsteigen lassen, wird es keine Menschenseele zur Gesellschaft bekommen."

„Das wäre mir sehr lieb", lautete die Gegenantwort. „Sehen Sie, das Mädchen ist etwas leicht und unerfahren — — —"

„Na ja, lassen Sie sie man da einsteigen. Ich passe schon auf. Danke, danke."

Offenbar war dem Schaffner ein Markstück in die Hand gepreßt dafür, daß er das leichte und unerfahrene junge Mädchen sich zwei und eine halbe Stunde hindurch langweilen lassen sollte. Was es doch für schlechte Menschen giebt! Wenn er doch jetzt ein Billet zweiter Klasse hätte. Die Alten sollten sich wundern, was dann geschehen würde. Aber schließlich, was ging's ihn an. Er sah nach der Uhr, ob noch Zeit genug war, ein Zuschlagbillet zu lösen und dann ein wenig Schicksal zu spielen. Nein — es war schon zu spät.

„Meta, Meta", so hörte er plötzlich wieder die bekannte Frauenstimme neben sich auf dem Perron — „wo bleibst Du denn, Kind. Es ist die höchste Zeit."

„Es hat noch gar keine Eile", versetzte eine überaus weiche und doch schelmische Stimme. „Noch hat's nicht gepfiffen."

„Aber so etwas! Wolltest Du dann noch einsteigen?"

„Immerzu. Du glaubst wohl, ich käme dann nicht mehr mit? Wollen wir's 'mal probiren?"

„Um Gottes willen nicht!"

„Na, wo soll ich denn nun einsteigen?"

„Hier, Meta, zweiter Klasse, Frauenkoupee!"

„Ach — Frauenkoupee? Tante, das ist ja langweilig. Laß mich lieber Nichtraucher."

„Nein, nein, Kind. Du bist hier unten viel besser aufgehoben. Du kannst machen, was Du willst. Chokolade essen, Apfelsinen naschen, schlafen, meinetwegen auch singen und was Dir sonst noch einfällt, denn Du hast das ganze Koupee für Dich allein. Nun aber gehe, Du mußt da von der Seite einsteigen. Siehst Du, das ist auch schön, ich hätte sonst Sorge, daß Du die Thüre nicht ordentlich zumachen ließest und unterwegs hinausfielst."

„Aber Tante, Du behandelst mich wie ein kleines Kind. Ich werde nächstens siebzehn Jahre."

„Na, schweig nur, Meta. Manchmal bist Du toller als ein kleines Kind. Dabei sollst Du doch bald Braut werden. Herr Dr. Wegner wird Dich mit seiner Mama in Stettin erwarten. Ihr werdet wohl gleich nach Heringsdorf fahren. Deine Mama ist doch schon da, nicht wahr?"

„Ja", lautete kleinmüthig die Antwort. „Uebrigens" — setzte sie hinzu — „Tante, so gewiß ist das mit Dr. Wegner noch nicht."

„Nicht?" hieß es ganz entsetzt zurück.

Erich war es so, als ob die jugendliche Sprecherin dicht neben ihm

im Wagen sein müßte. Er wagte nicht, sich am Fenster zu zeigen aus Furcht, daß man ihm den unbekannten Schatz entreißen könnte. Warum der Zug noch nicht fährt? Na, jetzt endlich. Ein Pfiff und ein mehrstimmiges „Adieu, Adieu" ertönte durcheinander und der Zug setzte sich in Fahrt. Die zitternde Bewegung der Wagen verursachte es, daß eine Thür aufschnappte. Erich wurde durch dieses Geräusch in seinem Hinbrüten gestört und blickte auf. Da bemerkte er, daß vor ihm eine Thür das dritte Koupee vom vierten trennte. Und diese Thür war aufgesprungen und zwar einen Finger breit in der Richtung auf ihn zu. Jetzt erst erkannte er, daß dieser Wagen, in dessen vorderen drei Koupees dritter Klasse er der einzige Passagier war, in seinen weiteren beiden Abtheilen Coupees zweiter Klasse bildete. An der Innenseite der Thür standen die Merkzeichen C. 1264 und darunter Stettin, als Zeichen, daß dieser Wagen zum Eisenbahnbetriebsamt Stettin gehöre. Er blickte von seinem Ecksitz durch die Ritze und sah auf leere, grau gepolsterte Sitze. Er lauschte, ob er irgend etwas Menschliches entdecken könne. Es war still. Da suchte er mit der Fußspitze seines ausgestreckten Beines die Thür ein wenig mehr zu öffnen, was ihm auch gelang, aber nicht, ohne daß die Thür einen lauten knarrenden Ton von sich gab. Erschreckt zog er den Fuß zurück und verhielt sich mäuschenstill, die Augen unverwandt auf die jetzt halb geöffnete Thür gerichtet. Das Geräusch mußte drinnen vernommen worden sein, denn plötzlich vernahm Erich einige leichte Tritte und sah dann alsbald ein reizendes, über und über sich roth verfärbendes junges Mädchen vor sich in der Thürfüllung stehen. Meta! Eine andere konnte es nicht sein. Richtig. Eine halbe Apfelsine stak noch zwischen ihren rosigen Fingern. Das war ein Wahrzeichen für ihn. Er ließ ihr keine Zeit sich zurückzuziehen.

„Fräulein Meta — — entschuldigen Sie." Er war aufgesprungen und hatte die Thüre ganz geöffnet.

„Sie kennen mich?" fragte die Erschreckte erstaunt.

„Nicht so — wie Sie annehmen, gnädiges Fräulein."

„Aber Sie nannten doch meinen Namen."

„Ganz recht, ich hörte ihn von Ihrer Frau Tante — —"

„Fräulein" verbesserte sie.

„Oder Fräulein Tante — hier durch das Fenster."

„So waren Sie schon im Zuge, als meine Tante mich hierher brachte!"

„Ganz recht!"

„Und haben gehört — —"

„Was ich eigentlich nicht hören sollte. Ich habe Sie bedauert —"

„Weshalb?"

„Nun — —, weil — — weil — —"

„Sprechen Sie doch. Aber wie heißen Sie denn?"

„Verzeihung, mein Fräulein, Erich Rath, bin Dr. jur. und Referendar a. D., sonst noch nichts weiter, aber ich liebe das Leben und die schönen Frauen. Bitte, bleiben Sie, ich meine nicht blos die verheiratheten, sondern die species, das Geschlecht. Sie sind wirklich reizend, Fräulein Meta."

„Warum bedauerten Sie mich? Weil meine Tante mich als Kind behandelt, nicht wahr?"

„Ja, deshalb und weil — — weil — — ja, ich weiß wirklich nicht, ob ich darf."

„Immerzu. Ich will es gern wissen."

„Nun, weil Sie mit noch nicht siebzehn Jahren schon verlobt sind."

„Nur versprochen. Das haben Sie alles gehört? Aber, wie konnten Sie mich bedauern, der Sie mich noch gar nicht gesehen hatten?"

„Das ist es eben. Ich wußte, nachdem ich Sie sprechen gehört hatte, ganz genau, daß Sie ein ganz reizendes Mädchen sein müßten, das ich verteufelt lieb haben könnte. Und da war ich neidisch und eifersüchtig auf jenen Dokter Wegner und deshalb bedauerte ich Sie."

„Sie sind kurios. Auf ihn waren Sie eifersüchtig und mich bedauerten Sie. Diese Logik verstehe ich nicht. Sie hätten dann doch sich bedauern müssen!"

Er blickte auf. Sie lachte ihn übermüthig und siegesgewiß an. Die großen rehbraunen Augen glänzten und forderten heraus. Verlangend bäumten sich die rothen frischen Lippen auf und ließen prachtvolle weiße Zähne durchblicken. Eine Fülle dunkelblonder Locken umrahmte das zart geröthete Gesicht, dessen weiche runde Formen den Stempel der Jungfräulichkeit an sich trugen. Ueberschäumende Jugend und ebenso beneidens- wie begehrenswerthe Gesundheit sprach aus der ganzen Erscheinung, welche vor dem verwöhnten und doch an derartige Schönheit und Weiblichkeit nicht gewöhnten Erich voll aufgerichtet stand. Er, der noch vor Kurzem Ekel empfand an Allem, was Weib hieß, war erregt vor sinnlicher Gluth und brannte in dem Verlangen, dieses Kind an sich zu drücken.

„Sie haben recht," antwortete er. „Ich —, nur ich bin zu beklagen." Ihn überfiel Trauer und zum ersten Male dachte er wieder zurück an seine Jugendliebe. Stand doch das junge Ding von damals, das Wind und Wetter nicht scheute, das nicht nach dem Zorn der Eltern oder nach sonstigen Folgen ihrer Handlung fragte, wenn es seiner Liebe zu ihm nachging, in neuer Gestalt wieder vor ihm. Was war aus ihr geworden? Jedenfalls eine verblühte Schönheit, die über die Thorheit ihrer Jugend nachzudenken jetzt Zeit genug hatte. Und er —, er strotzte noch immer in männlicher Rüstigkeit und hatte noch heute Zeit und Gelegenheit, eine neue Knospe zu brechen.

Meta bemerkte die Resignation, die ihren Begleiter gefangen nahm und wollte sich zurück ziehen. Er sah es und bittenden Blickes wandte er sich zu ihr.

„Bleiben Sie doch, liebes Fräulein!"

„Es schickt sich nicht."

Diese banale Redensart ärgerte ihn.

„Haben Sie Furcht?"

„Wovor?"

„Na ja, ich bin ein alter Mann."

„Ha, ha, ha —" pruschte sie heraus, und dieses Lachen klang so natürlich und herzlich, daß es die größte Schmeichelei für Erich war. Wie elektrisirt von dem Ton sprang er auf von seinem Sitz, auf dem er sich

anlangst wieder nieder gelassen hatte. Alles athmete Jugend und Elasticität an ihm, als wenn er ein Zwanziger gewesen wäre.

„Wissen Sie," nahm Meta das Wort, „was mir an Dr. Wegner nicht gefällt?"

„Nun?"

„Erstens ist er Lehrer, und die mag ich sammt und sonders nicht. Er kann ja Professor, Direktor, Schulrath und meinetwegen noch mehr werden. Das soll mir gleich sein, aber die Leute sind alle so ernst und gewissenhaft. Und dann ist er klein, nicht grösser als ich und — — das ist aber die Hauptsache — er ist mir zu jung. Wissen Sie, er ist erst fünfundzwanzig Jahre. Das ist doch gar nichts. Ich denke immer, daß ich mit ihm Greifen und Verstecken spielen müßte. An etwas anderes kann ich bei ihm garnicht denken."

Das war ein neues Compliment für Erich, und er nahm es als eine directe Herausforderung an. Eben wollte er ihr eine Zärtlichkeit beweisen, da pfiff es, und der Zug lief in Eberswalde ein.

„Wir müssen in unsere Coupee's —" rief Meta. „Ich mach' die Thür zu — bis später."

„Bis später" hauchte Erich und blieb in gehobenster Stimmung zurück, vor Angst fast vergehend, daß hüben oder drüben ein neuer Passagier einsteigen könnte.

Fast wär' das Unglück auch geschehen, aber die Mark der Tante verhütete es, denn der Schaffner expedirte den Fersteleven in die zweite Klasse eines anderen Wagens. Man dampfte weiter. Erich öffnete die Thür. Meta saß in der Ecke der Bank am Fenster, still in sich gekehrt. Sollte Sie schon bereuen, was sie vorhin gesprochen hatte?

„Nun?" fragte er.

„Nun?" antwortete sie, schelmisch gegenfragend.

„Ich habe hier eigentlich nichts zu suchen", meinte Erich.

„Das geb' ich zu."

„Weil ich dritter Klasse fahre und es verboten ist, eine höhere Klasse zu benutzen."

„Wenn Sie das wissen und Strafe scheuen, so müssen Sie danach handeln, mein Herr."

„Ja."

„Gehen Sie wohl."

„Aber ich wüßte einen Ausweg."

„Der wäre?"

„Mit einem Billet der oberen Klassen darf man ungestraft in die Coupees niederer Klassen gehen."

„So meinen Sie, daß ich zu Ihnen kommen soll, nicht wahr?"

„Das hab' ich nicht gesagt."

„Aber gedacht haben Sie es, Herr Doktor, das ist wenig galant."

„Sie haben Recht. Zum Kuckuck auch, mich soll's nicht genieren, wenn man mich abfäßt. Ich bleibe hier, wenn Sie es erlauben."

„Bis Stettin — dann muß ich bitten."

„Jawohl; Herr Dr. Wegner soll mich nicht mehr bei Ihnen sehen, dann steig ich aus der entgegengesetzten Thür, aus der — dritten Klasse."

Und Erich nahm Platz Meta gegenüber.

„Wissen Sie noch, liebes Fräulein, was Ihr Fräulein Tante in Berlin gesagt hat?"

„Es kommt darauf an, was Sie meinen."

„Sie sagte Ihnen, hier in diesem Coupee könnten Sie machen, was Sie wollten!"

„Das haben Sie sich gemerkt?"

„Ja, in der festen Absicht, Sie bei der passenden Gelegenheit daran zu erinnern."

„Und Sie finden die Zeit jetzt passend?"

„Ausgezeichnet. Ist es nicht eine großartige Beruhigung für Sie, so von vornherein Absolution zu haben für Alles, was Sie thun werden oder könnten?"

„Wenn ich nun aber davon keinen Gebrauch mache?"

„Das wäre jammerschade. Jede Minute ist kostbar und ich würde am liebsten — — —

„Nun, bitte, was?"

„Ja sehen Sie — — vielleicht verderb ich mir damit Alles."

„Dann lassen Sie es lieber."

„Nein, ich lasse es nicht. Ich hab' keine Tante, die mir etwas zu verbieten hat. Nur Sie können mir befehlen und darauf laß ich's ankommen. Meta, ich hab' Sie unsagbar lieb, ich muß Sie küssen!"

Damit schnellte er auf die andere Seite und riß das schöne, ihn feurig anblickende junge Mädchen an seine Brust, ihr Mund und Augen mit leidenschaftlichen Küssen bedeckend. Willenlos lag sie in seinen Armen. Was fragte sie darnach, welchen Mund seine Lippen gestern und die vielen Jahre vorher geküßt hatten. Ihr gefiel der Augenblick und die schöne stolze Erscheinung des gesetzten Mannes und beiden gab sie sich hin, glücklich im Genuß und beglückend.

Die Zeit verging zu schnell. Noch einmal drohte das Schicksal — in Angermünde — die Liebenden zu trennen, aber es stand im Schicksalsbuch dieser Beiden geschrieben, daß sie sich in Liebe finden sollten zu gemeinschaftlicher Lust. Fast eine Stunde lang braucht der Schnellzug, um, ohne Station zu machen, von Angermünde nach Stettin zu kommen. Diese Stunde wurde den glücklichen Liebenden zum Paradiese. Aber es giebt daraus ein Vertriebenwerden, und so trennte das Ziel der Reise und die verhängnißvolle Thür „C. 1264 Stettin" das Geschick der beiden Reisenden. Angelangt erwarteten Frau Wegner und Ihr Sohn, Herr Dr. phil. Max Wegner, die junge Schöne. Ein Telegramm der Tante hatte sie bereits unterrichtet, daß ihre Nichte, bewacht vom Schaffner, Damencoupee zweiter Klasse, eintreffen würde. So kam Meta aus der fürsorglichen Hand der Tante in die noch fürsorglichere der zukünftigen Schwiegermutter. Konnte es mehr Vorsicht geben? Ihr Echauffement schob Meta auf den „Schlaf", dem sie sich hingegeben hatte, und auf die Freude des Wiedersehens.

Erichs Aussteigen wurde von Niemand bemerkt. Glückselig lächelten seine Augen als er in's Zimmer zu seiner Mutter trat. Lebhaft wie selten sprach er ihr von der Nothwendigkeit, sich einen Badeaufenthalt zu gönnen. Sie sei das ihrem Alter schuldig. Und so dampften Mutter und Sohn in zwei Tagen nach Swinemünde und Heringsdorf, wo der

Mond — aber auch nur er zu verrathen vermochte, daß sich allabendlich, wenn stille Nacht über dem reizenden Badeort lagerte, in den herrlichen Parkanlagen am Strande ein junges glückliches Liebespaar innig umschlungen hielt und sich die Zukunft in den rosigsten Farben ausmalte — jene Zukunft, die doch so dunkel vor ihm lag.

Dieweil saß Dr. phil. Max Wegener daheim an seinem Schreibtisch und korrigirte die lateinischen Exercitien der Quarta O.

Sprechsaal.

Zur Frage der Ferienkolonieen.

Zu dieser sehr wichtigen Frage, erörtert nach mehrfachen Seiten in der Nr. 90 der „Kritik", ladet die geschätzte Redaktion zu weiteren Aeußerungen, jedenfalls Für und Wider, ein. Wenn solche Aeußerungen, wie gewünscht, auch aus den Kreisen Derjenigen kommen sollen, die den Ferienkolonieen ein Interesse entgegen bringen, also vielleicht solchen Kreisen, welche Kinder an dieselben abzugeben haben, so gestatte doch auch ich mir als alleinstehender Mensch, meine Meinung laut werden zu lassen, zumal ich ein langes Leben nur im Volke, und das nur im niederen Volke zubrachte.

Der Herr Verfasser des Artikels in der Nr. 90 d. Bl. hat eigentlich Vieles, wenn auch nicht Alles gesagt; er hat die Vortheile sowohl wie die Nachtheile der Ferienkolonieen erwogen und uns vorgeführt, und da wäre eigentlich wenig mehr zu sagen. Aber es lassen sich hier und da doch einige Ergänzungen anbringen, solche, wie sie einem Großstädter — und Dresden ist immerhin eine Großstadt! — nicht zur Hand sind.

Die Ferienkolonieen sind, was der Herr Verfasser richtig angedeutet, bereits zu einer Modesache geworden, zu einer Art Sport in unserer sportsreichen und sportlustigen Zeit. Nicht nur Städte wie Dresden wollen es Berlin nachmachen, nein, Städtchen, welche mitten im Wiesengrün und in der Nähe des Waldes liegen, sind von der Sucht befallen, die kränklichen Kinder in eine „Ferienkolonie" zu bringen. Wo diese Ferienkolonie sein soll, in welcher Gegend, unter welchen Bedingungen, ist den Leuten, welche Kinder zu stellen oder zu versenden haben, ganz gleich. Man hat gehört von sommerlichen Reisen, von Sommerfrischen u. dgl., und wenn dann etwas Aehnliches schon Kindern geboten werden kann oder geboten werden soll — immerhin! hier sind sie, gleichviel wohin. So kommt es — ich kenne das aus unserm Riesengebirge — daß Kinder in die Sommerfrische an Orte gebracht werden, die an den daselbst geborenen und

aufgewachsenen Kindern solch' ein Elend aufzuweisen haben, am Mangel von Gesundheit nämlich, wie man ein solches in schon recht ansehnlichen Städten gar nicht kennt. Wenn ich, als im Riesengebirge wohnend, den in allerlei Vorurtheilen befangenen, unsere Berge besuchenden Sommerfrischlern die vorgenommene Sommerfrischler-Maske abnehmen könnte, hinter welcher sie nur grüne Bäume und Wiesen und reichbesetzte Tische zu sehen gewohnt sind, und ich dürfte sie durch die Fabrik- und Weberdörfer Erdmannsdorf, Seidorf oder gar in die mitten im Wald liegenden Waldarbeiter-Kolonieen führen, um dort die eigentlich zumeist im Freien lebenden Kinder inspiziren zu können — ich meine, diese Personen würden zu der Ansicht kommen, daß es angezeigt wäre, solche Kinder einmal nach der Großstadt mitzunehmen, damit sie sich dort mehr körperlich und geistig erholen und entwickeln könnten.

Ich habe, um ein Beispiel anzuführen, schon ein paarmal die Dörfer der Landeshuter Gegend — auch für Ferienkolonieen geeignet! — begangen, rein des Studiums wegen und wegen des Elends, das da noch in den Weberdörfern anzutreffen ist. Aber es druckt meine Aufzeichnungen kein Blatt der Welt ab; die Lokalblätter nicht, weil dadurch der Lokalpatriotismus geschädigt wird und die großstädtischen Blätter nicht, weil sie denselben zu kleinlich erscheinen. Da fand ich Dörfer mit träge dahin fließendem Wasser, in welchem aller Unrath aufgenommen wurde, aus dem die Bewohner aber das Trinkwasser schöpften und daraus auch die Speisen kochten. Ich sah Frauen hier ihre weniger als appetitlich erscheinenden Windeln auswaschen, während 15 oder 20 Schritt weiter unterhalb des Wassers andere solches zum Kochen einschöpften. Brunnen gab es da nicht. Und dann, auch wo es reines Wasser giebt, wo Felsen zu Tage treten, wo anscheinend gesunde Luft vorhanden ist — anscheinend! — glauben denn die lieben Großstädter, da sei Alles so kerngesund und kaninchenspringlustig? Es müssen auch bei uns in der schönsten Zeit die Schulen wegen herrschender Krankheiten geschlossen werden, so gut wie in den Städten; Masern, Scharlach, Diphteritis und die Influenza sind eben so bekannt wie in Dresden, in Leipzig, in Hannover, in Ostpreußen und am Rhein.

Wohl nicht ganz zutreffend sind des Herrn Verfassers Ansichten über jene Frauen und Mütter, welche gern ein Kind des Segens einer Ferienkolonie theilhaftig werden lassen möchten, die aber mit großer Schüchternheit, wo nicht Schamhaftigkeit vor das Komité einer Ferienkolonie hintreten. O nein! Diejenigen Frauen, die gern ein Kind „fort haben wollen", die wissen zu sprechen, denn es sind dies keine Frauen der ganz armen Klassen. Ganz arme Frauen genieren sich ihrer Kinder halber vor ein Komité zu treten, das doch aus angesehenen Herren besteht, welche das Ding büreaukratisch und büreaumäßig behandeln, mit gewissen Sprech- oder Amtsstunden. Zu einem großen Theil gehören Kinder einer Ferienkolonie Eltern an, wo der Vater allabendlich seinen Skat drischt und dabei eine Mark oder mehr auf Trunk verausgabt, Eltern die sehr wohl in der Lage wären, ihren Kindern andere erziehliche Wohlthaten zuzuwenden, als dies gewöhnlich geschieht. Und wie kommt der Herr Verfasser in einer so gesunden, geschmackvollen Residenzstadt wie Dresden dazu, mehrmals

von „dumpfen Wohnungen“ zu reden? Gibt es noch „dumpfe“ Wohnungen, so liegt dies an dem Mangel hygienischer Kenntnisse, denn Fenster zum Oeffnen haben auch die elendsten Kabachen. Es fehlt aber das Verständniß, dieselben frischer Luft offen und zugänglich zu machen, und an dem Mangel solchen Verständnisses leiden nicht etwa nur die Armen; dasselbe, dieses hygienische Verständniß, fehlt selbst noch in tausend und tausenden gebildeten Familien überall. Hier auch ist der Hebel anzusetzen, das Verständniß für reine Lebensluft zu heben, denn reine Luft ist halbe Nahrung. Mangel an reiner Luft ist vorhanden da, wo dieselbe aus erster Hand zu haben ist, in Dörfern und in Kleinstädten, wie auch dort, wo man in modernen Bauten sich die Fenster nicht zu öffnen getraut, weil es da „zu sehr zieht“. Mangel an irgend Etwas, ob auf leiblichem oder geistigem Gebiet ist stets dort anzutreffen, wohin ein richtiges Verständniß noch nicht gedrungen ist.

Da nun der Herr Verfasser das Meiste Für und Wider und das auch zumeist in meinem Sinne erwogen und ausgeführt hat, so hätte ich zum Schluß nur wenige Worte noch zu sagen. Wir haben für alle Volkskreise die Sonntagsruhe. Was wäre natürlicher, als daß Vater und Mutter ihre Kinder an die Hand nehmen und aus eigener Kraft versuchten, das zu thun, was von der allgemeinen Wohlthätigkeit erbettelt oder vom „Staat“ so gern gefordert wird. Wer ist der „Staat“? Doch wieder nur die Menschen! So an einem Sonntag Nachmittag die Kinder in's Freie geführt, unter der eigenen Leitung der Eltern — was sonst mag solchen „Ferienausflug“ zu ersetzen, sofern er sich allsonntäglich wiederholt? Und wenn es denn offizielle Ferienausflüge und wenn es Ferienkolonien sein sollen — wer wagt zu sagen, es wäre hierzu nicht das genügende Geld da? Nur einen Blick in einen der Biergärten, wie viele Hektoliter Bier da nur in einem Nachmittag geleert werden — mit Hülfe der Kinder! — und es könnten für das hierauf verbrauchte Geld ganze Heerden kränklicher Kinder auf's Land geschafft werden — wenn schon von dorther alles Heil zu erwarten ist. Wir haben zur Genüge gezeigt, daß solches der Fall nicht ist. Die ständigen Bewohner eines Ferienkolonieenortes — ich weiß dies aus Erfahrung — wundern sich zu Tode, warum man zu ihnen so hübsche, fein geputzte und appetitlich aussehende Stadtkinder bringt, wo es so viel eigene abgehärmte, kranke und schwächliche die Hülle und Fülle giebt. Ferienkolonien sind eine Modesache, so sagt Herr Isolani sehr richtig; es liegt im Zuge der Zeit, jetzt Alles, aber auch Alles, mit der „Hygiene“ zu verquicken, auch das Geldeinnehmen und -Ausgeben, indem man sich vor Ansteckung durch Kassenscheine fürchtet. Und Alles wird vom „Staat“ verlangt; auch die reichen Leute rufen „den Staat“ an in Krankheitsfällen und dadurch erlahmt des Volkes eigene Kraft und der eigene Wille. Wir Menschen der Jetztzeit mit all' unsern „Fragen“, auch den „sozialen Fragen“, werden mehr und mehr bequem, nachlässig, auch faul im Denken und vergessen der eigenen Kinder Leid und deren Hülflosigkeit über der ersten besten Frühjahrsparade oder einem Divisionsmanöver. Wir betrachten unseren Leib nebensächlich in punkto der Gesundheit, behängen ihn aber triumphirend mit allerlei eitlem Kram, damit es die Menschen sehen und uns loben. Wir verlangen

Gesundheit von dazu angestellten Personen, wie etwa der Postbote den Leuten die Briefe zuzutragen hat und die Postanweisung. Wir lassen uns „hygienisch“ — nicht etwa gesundheitlich, nein „hygienisch“ bedienen in den unwichtigsten, den kinderhaftesten und läppischesten Dingen; aber selbst etwas thun?

Genug. Ich sehe sie kommen, die Zeit, in welcher auch die Ferienkolonien mehr behördlich oder staatlich „ausgestaltet“ sein werden. Ich sehe ihr mit Wohlwollen entgegen, denn eher ruht die Menschheit nicht, wenn sie nicht ein von ihr ergriffenes Problem oder System im Schutz des Polizeiholens oder den Hüten und Kapuzen der grauen oder schwarzen Schwestern sicher weiß. Dann geht das Institut auch der Ferienkolonieen über in den Schutz der Allerweltsgevatterschaft, ohne Nachdenken, ohne Prüfung, ohne Selbstbewußtsein. Die Menschheit scheint in unsern Tagen nicht eher Ruhe gewinnen zu wollen, bis sich über ihre Institutionen nicht das Zeichen der Helmspitze oder das der im Winde flatternden schwarzen oder grauen Umschlagetücher oder das eines ganz vollendeten Klosterhabits zeigt. Ich sehe sie kommen diese Zeit und sie kommt gewiß.

Unterdeß wandle ich manchesmal auf den Kommunal-Friedhof am Fuße des Kalvarienberges zu Hirschberg. Herrliche Gegend! Jedes Plätzchen wie geschaffen zu einer Ferienkolonie für arme kränkliche Kinder der Großstadt. Diese herrliche Luft hier, bis weit hin über die Berge, meilenweit, meilenweit die Breite und die Länge. Hier muß Alles voller Gesundheit strotzen — so denkt man und kann sehen, wie so schnell, so sehr schnell sich dieser Friedhof mit Kindergräbern, überwiegend Kindergräbern bedeckt. Sollten da nicht noch viel andere Mängel vorhanden sein, als der Mangel grade an Ferienkolonieen?

Hirschberg in Schlesien. August Kruhl.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Gestatten Sie mir im Anschluß an Ihre Besprechung des Olympia-Theaters in Nr. 89 der „Kritik“, meine Gedanken über einge Punkte zu äußern, die sich meiner Beobachtung schon des Oefteren aufgedrängt haben. Was Sie in Ihrer Kritik sagen, hat in mir den Wunsch erweckt, von Ihnen gehört zu werden, und ich schließe daran die Bitte, nachsichtig zu sein, wenn ich doch vielleicht zu sehr pro domo geurtheilt haben sollte.

All' die, glücklicherweise seltenen Male, wo ich gegen meine Neigung in ein Ballet oder ein Ausstattungsstück, auch in einen Zirkus verschleppt worden bin, habe ich mir nachher die Frage vorgelegt: Woran liegt es, daß so viele Menschen, jawohl die Meisten bis zum Entzücken gesteigertes Wohlgefallen an derlei Kunstleistungen finden, deren Wirkung doch lediglich auf dem ödesten Sinnenreiz beruht?

Mein Nachdenken hat mich dabei zu folgendem Resultat geführt. Es liegt, wie Sie auch in Ihrer Kritik bemerken, ein symptomatisches Zeichen in dem Gefallen, mit dem Schaustellungen rein sinnlicher Art aufgenommen werden, und

zwar nicht nur von der breiten Schicht des Volkes, sondern auch von einer großen Anzahl auf einer höheren Bildungsstufe Stehender. Aber dies symptomatische Zeichen ist meiner Meinung nach nicht ein Charakteristikum unserer Zeit, sondern wahrscheinlich so alt, wie das öffentliche Schauspiel, und bildet eben bis heute den Beweis dafür, daß in den meisten Fällen der Weg zum Herzen und zum Geist des Menschen durch die Sinne geht. Wird doch jeder Mann — dies Beispiel ist zwar banal, aber es belegt den Fall doch treffend — geneigt sein, sich durch ein schönes Gesicht, ein bestrickendes Aeußere zum Entzücken beeinflussen zu lassen, ohne Prüfung des moralischen und geistigen Werthes des Individuums.*)

Das war, ist, und wird vielleicht immer so sein. Charakteristisch für unsere Zeit ist nur, daß alle unsere gewaltigen industriellen und kulturellen Fortschritte nicht im Stande waren, den Geschmack nach der Richtung solcher Kunstleistungen hin, zu entwickeln und zu ästhetisiren. Es scheint fast, als scheue sich die Welt das fin de siècle, im Genuß irgend welchen geistigen Gehalt zu suchen, denn die Theater sind z. B. nur mäßig besucht, während Zirkus und Nadanbühnen ausverkaufte Häuser haben. Das fin de siècle-Publikum fühlt sich befriedigt und erheitert durch den geistlosesten Sinnenkitzel, und unterscheidet sich nach der Richtung nur um ein geringes von demjenigen der Stiergefechte, Hahnenkämpfe, des Kasperletheaters früherer Jahrhunderte. Der Unterschied liegt einzig darin, daß ein früheres Geschlecht bissere, edlere Genüsse nicht zu begreifen vermochte, und der fin de siècle-Mensch sie flieht.

Meine Meinung ist nun, man solle mit den gegebenen Faktoren rechnen, und sie als Fundament für einen neuen Versuch benützen. Ich weiß nicht, ob der laienhafte Plan, der sich in meinem Kopf gebildet hat, durchführbar ist; aber ich wäre froh, wenn er zu einer fruchtbringenden Anregung für einen Berufeneren werden könnte.

Nach meiner Idee sollte man eine große Bühne, wie die des Olympiatheaters, den Reichthum an Darsteller-Material und Requisiten zur Aufführung von lebenden Bildern historischen und kulturhistorischen Inhalts benützen, denen auf dem Programm eines jeden Abends eine kurze Inhaltsangabe für jedes Bild beigegeben sein müßte. Künstlerisches Arrangement, der Glanz des zu Gebote stehenden Materials würden zunächst die Sinne fesseln und der geistige Werth des Gebotenen müßte, so denke ich, mit der Zeit veredelnd und erzieherisch auf den Geschmack einwirken.

Oder sollten auch unsere Epigonen noch kopfschüttelnd unser Barbarenthum verurtheilen?

Charlottenburg E. Landmann.

*) Nicht Jeder und nicht immer; ich weiß mich von dem getadelten Fehler ziemlich frei. R. W.

Offener Brief an Fräulein Dr. Käthe Schirmacher-Paris.

Als ich vor einiger Zeit nach einer Abwesenheit von wenigen Wochen heimkehrte, hörte ich von Ihrer neuen Broschüre, in der Sie, kaum verschleiert, den von mir in Ihrer Heimath, Danzig, geleiteten Verein „Frauenwohl“ angreifen. Frl. Auguste Schmidt-Leipzig sagt in ihrer Kritik über die Schrift, nachdem sie an der Hand von Thatsachen das in dem zweiten Theile „Frauenhalbheit“ ausgesprochene Urtheil als für die Frauenvereine im Großen und Ganzen nicht zutreffend zurückgewiesen hat, „es scheint fast, als ob die Verfasserin hier eine bestimmte Stadt und einen bestimmten Verein gemeint hat.“ Jeder der Sie, Fräulein Dr. Käthe Schirmacher, und den Danziger Verein „Frauenwohl“ mit seinen Tendenzen und seiner Wirksamkeit kennt, weiß, daß Sie sich gegen ihn wenden, und ich halte es daher für meine Pflicht, im Namen dieses Vereins Ihre Irrthümer und die darauf basirenden Angriffe zurückzuweisen. Sie sagen: „Drei Dinge fehlen Euch, und sie sind unentbehrlich:

Ihr habt niemals um Euer Brot gearbeitet.
Ihr kennt das Leben nicht.
Ihr seid unwissenschaftlich.“

Sollten Sie wirklich nicht wissen, daß viele Angehörige unseres Vereins ernst und schwerer, als Sie es wohl je versucht, um ihr Brot arbeiten, andere schon auf ein langes arbeitsreiches Leben zurückblicken, das aber nicht dem Broterwerb allein, sondern auch der Allgemeinheit gedient hat; daß schon im Vorstande drei noch aktive Lehrerinnen sind, während drei früher lange als solche gewirkt? Und, wenn Sie es nicht wissen, weshalb sprechen Sie leichthin solch ein Urtheil aus? Was berechtigt Sie ferner, uns zu sagen: „Ihr kennt das Leben nicht!“ während Sie nur sehr wenige von uns so genau kennen, um von unseren Lebenserfahrungen und der daraus geschöpften Erkenntniß etwas zu wissen? Kenntniß vom Leben haben ich und die große Mehrzahl der Frauen unseres Vereins so wohl im eigenen Kampf mit dem Schicksal, als auch im Verkehr mit der leidenden Menschheit in mühevoller Arbeit und Sorge für die „Enterbten“ zu erwerben reichlich Gelegenheit gehabt. Als Sie, mein Fräulein, noch nicht geboren waren, bin ich schon in der ärmsten Gemeinde von Berlin, der mein Vater als Seelsorger vorstand, in den Familienhäusern des Voigtlandes mit dem Volke in Berührung gekommen, habe die Noth des Lebens und den Werth der Arbeit schätzen gelernt.

Sie behaupten: „Wir können unsere Aufgabe nicht erfüllen, weil wir unwissenschaftlich sind.“ — Dann müßten ja aber Männer, die keine wissenschaftlichen Studien getrieben haben, für das Gemeinwohl auch nicht mit Erfolg arbeiten können, und das werden Sie, mein Fräulein, kaum zu behaupten wagen, da Sie genau wissen, welche segensreiche Thätigkeit für die Allgemeinheit gerade Männer, die nicht studirt haben, und die Ihnen genau bekannt sein dürften, bei uns entwickeln. Sollte dasselbe nicht auch ernst denkenden Frauen gelingen können, wenn sie sich nur, wie wir, von jeder Arbeit fern halten, für deren Beurtheilung und Inangriffnahme wissenschaftliche Schulung nöthig ist?

Daß wir, als wir unseren Verein gründeten, vorsichtig, vielleicht zaghaft zu Werke gingen, wer möchte das leugnen? Ich gewiß nicht, die ich mich lange sträubte, den Vorsitz zu übernehmen, weil ich mich der schwierigen Aufgabe, den ersten derartigen Frauenverein hier zu leiten, nicht gewachsen fühlte, weil wir eben Ganzes leisten wollten, und zuerst unsere Kraft auf das Nahe liegende die richtige Vollendung der zu beginnenden Arbeit konzentriren mußten, aber hoffentlich nicht, weil wir, wie Sie behaupten, „halb, entsetzlich halb und außer Stande waren, mit den großen Problemen, die wir auf uns genommen, zu ringen!“

Sie warfen uns vor, daß wir Frauen, „die immer im schützenden Männerschatten ihre geebnete Bahn gegangen sind, uns die Protektion der herrschenden Kreise zu versichern gesucht" — aber viele der Frauen, aus denen sich unser großer Vorstand zusammensetzt, sind Wittwen oder unverheirathet, und es findet sich kein Name aus hohen einflußreichen Kreisen darunter. Ein Damen-, nicht Frauenverein sind wir nach Ihrer Meinung, weil wir nicht Frauen aus dem Volke zu uns heranziehen; Sie vergessen aber, daß bei uns diese Frauen schwer zu gewinnen sind, weil sie bisher allem Vereinsleben fern gestanden, kein Verständniß und keine Zeit für solche Angelegenheiten haben, und wir selbst uns erst für die nicht leichten Aufgaben des Vereinslebens erziehen müssen, ehe wir die ungeschulten Massen rufen und leiten können. Lehrerinnen, wie überhaupt Frauen, die im Berufe stehen, sind, wie schon gesagt, in großer Zahl als Mitglieder in unserm Verein, fehlen auch im Vorstande nicht und arbeiten mit großer Opferwilligkeit in den verschiedenen Kommissionen. Wir „Frauen der sogenannten höheren Gesellschaft" achten die Arbeit durchaus nicht gering, wie Sie meinen. Es gilt uns als Vorzug der Jetztzeit, daß die Arbeiterin, welches auch ihre Beschäftigung sei, die größte Achtung verdient, und ich bin überzeugt, daß keine der arbeitenden Frauen in unserem Verein je auf den Gedanken kommt, daß wir, die nicht für den Erwerb Arbeitenden, ihr nicht die vollste Hochachtung entgegenbringen. Arbeiten wir doch auch, wenn nicht für uns, so doch für Andere, jeder in seiner Art. Eine solche Ueberschätzung der Charakterbildung durch die Noth des Lebens allein, wie Sie sie aussprechen, ließe sich bei einer Persönlichkeit begreifen, die durch harte Arbeit und Kämpfe ihr Ziel erreichte, bei Ihnen aber, die Sie auf dem Gesellschaftsboden, den Sie so sehr angreifen, wurzeln, die mühevolle Arbeit um's Brot in des Wortes vollster Bedeutung nicht kennen, ist sie nicht recht verständlich. Ich hoffe, Sie thun Ihrer Freundin Malwine Unrecht, wenn Sie ihr vorwerfen, die Frauenarbeit schlecht zu bezahlen, unsern Verein aber beleidigen Sie, wenn Sie behaupten, „daß er bei Anstellung von Frauen gern 25 Mark jährlich spart" Wir suchen auch darin hier zu bessern, daß wir aus unseren Kassen die Besoldungen nach richtigem Maßstab, unserem Vermögen entsprechend, normiren, wie bei den Leiterinnen der Mädchenhorte und den Lehrkräften der leider aus Mangel an Betheiligung eingegangenen Realkurse, für die wir bedeutende Geldopfer nicht scheuten. Wir Frauen hier sind doch auch soweit durch unsere Zeit gezogen, daß wir uns für Markt- und Lohnfragen interessiren, darauf bezügliche Bücher lesen, und die Volkswirthschaft uns nicht mehr „ein Buch mit sieben Siegeln ist." — Auch wir in Nord und Ost des deutschen Vaterlandes sind davon durchdrungen, daß die Frauenfrage ein sehr wichtiger Faktor der sozialen Entwicklung ist und bedürfen wirklich nicht erst Ihres Rathes, „über unsere Klasse hinaus das Allgemeine zu berücksichtigen", denn wir streben und arbeiten für das Wohl des Volkes und der Unbemittelten durch unsere Horte für die Mädchen der Volksschule, die Bildungsabende für die im Berufe stehenden Mädchen, die unentgeltliche Ausbildung von Krankenpflegerinnen und das Zusammenhalten derselben, durch unser Auskunftsbüreau, die Vermiethung der Hausbeamtinnen und die Bibliothek. Wenn Sie vorwerfen, daß wir die Betheiligung der Frauen an politischen Versammlungen nicht befürwortet und genau erörtert haben, so vergessen Sie, daß dies über die Statuten unseres Vereins hinausgehen würde. Derselbe hat als Zweck lediglich die Erweiterung der Erwerbsfähigkeit und Möglichkeit der besseren Erziehung des weiblichen Geschlechtes. Wir sind kein politischer Verein und müssen, unseren Prinzipien getreu, die Agitation Anderen überlassen, ohne das Verständniß auch für diese Form der Frauenfrage zu verlieren, ja wir haben alljährlich einen bestimmten Beitrag nach Berlin entsandt, trotz häufigen Widerspruchs gerade aus dem Kreise der

Lehrerinnen, weil in der Hauptstadt die Agitation wirksamer betrieben wird. — Sie nennen uns „Drohnen der Gesellschaft“ und drohen den begüterten Frauen, daß sie bald von dem Platze, den sie unberechtigt einnehmen, von den Frauen, die sich seit Jahren mit der Lösung der Frauenfrage beschäftigen, verdrängt werden. Nun wohl, mögen sie erscheinen und besser arbeiten, als wir! Wir alle nehmen „den Hut ab“ vor jedem echten Streben, vor jedem wirklichen Verdienst, aber wir dürfen doch auch Achtung vor unserm ernsten Wollen und Wirken verlangen, wir dürfen vor allem fordern, daß, wer uns tadeln und meistern will, selbst mit der That für das eingetreten ist, was er von uns verlangt. Sie sagen zwar: „Ich habe nie mit Euch gearbeitet.“ Thatsächlich aber haben Sie dem Verein 2—3 Jahre als Vorstandsmitglied angehört, und obgleich Ihr Amt als auswärtige Correspondentin Sie nur sehr wenig in Anspruch nahm, sich doch nie bei unsern Einrichtungen für die Unbemittelten helfend betheiligt, nie für Belehrung und Hebung des vierten Standes gearbeitet. Ihre ganze Wirksamkeit hier bestand darin, als Mitglied der besoldeten Lehrkräfte für die Realkurse sehr guten französischen Unterricht zu ertheilen.

Ihren Rath, unseren Verein nach Ihrem Recept zu reorganisieren, werden wir nicht befolgen. Eines schickt sich nicht für Alle! Wir würden die errungenen Früchte dadurch gefährden, wenn wir hier anfingen Politik zu treiben. Trotzdem hoffen wir, daß unserm Verein der von Ihnen erhobene Vorwurf der „Unfruchtbarkeit“ erspart bleiben wird. Wir haben fast alljährlich Neues dem schon Bestehenden, Bewährten, hinzugefügt, und wenn wir auch langsam vorwärts schreiten, haben wir doch Erfolge zu verzeichnen, und hoffen, demnächst einen Rechtsschutz für Frauen unserm Verein anzugliedern. Der Vorwurf der Illoyalität trifft uns, „die Korona des hiesigen Vereins,“ wie Sie sich auszudrücken belieben, ganz und gar nicht. Wir arbeiten Schulter an Schulter mit den Lehrerinnen und ich denke, wenn Sie hier Nachfrage gehalten hätten, würde man Ihnen gesagt haben, daß vom „Präsidententisch“ die herzlichste Sympathie, ja mehr als das, die wärmste Dankbarkeit, den Mitarbeiterinnen für ihre Hülfe entgegen gebracht wird. Sie geben zu, daß wir die Frauen der gebildeten Stände als Helferinnen sehr nöthig haben, wo immer Neues in's Leben gerufen wird. Wunderbar ist es aber, daß Sie diesen Frauen, besonders denen der „höheren Stände“ sogar das Verständniß für die Frauenseele absprechen, die „in natürlicher und berechtigter Leidenschaft sich sehnt, liebt und ringt, auch sich zuweilen verirrt.“

Ja, haben wir denn garnicht geliebt und geliebt, gestrebt und geirrt? Sind wir denn alle blind und gefühllos durch's Leben gegangen? Heißt das nicht vorurtheilsvoll schreiben, wenn man eine ganze Kategorie von Frauen so verurtheilt? — Wenn Sie in Ihrer Schrift der „stattlichen, weltgewandten Vorsitzenden“ des angegriffenen Vereins ein Verbrechen daraus machen, daß sie die Broschüre über die Sittlichkeitsfrage nur gezwungen vorgelesen habe, — „stotternd“ wohl kaum, denn das liegt nicht in ihrer Art — so kann ich mir doch einen anderen Grund dafür denken, als den, welchen Sie angeben. Diese Frau kann, wie die überwiegende Mehrzahl des Vereins, es wohl vertragen, daß man den Finger auf eine der schlimmsten Wunden der Zeit legt, und „ihr Haar sträubt sich dabei nicht vor Entsetzen,“ aber wir haben doch ein Recht, nach unserer Ansicht zu urtheilen und zu handeln, und es ist uns fraglich, ob durch Petitionen und Diskussionen die traurige Sittenverderbniß aus der Welt geschafft wird. Den richtigen Weg dafür zu finden, überlassen wir allerdings in erster Linie den Männern der Wissenschaft, denn selbst von den Aerzten hört man hier verschiedene Ansichten. Unsere Pflicht ist es vor Allem, durch eine richtige Erziehung der jungen Generation dem Verderben vorzubeugen, und in diesem Sinne versuchen wir nicht blos die armen Mädchen zu beeinflussen, sondern auch dafür zu sorgen, daß unsere Söhne in der Auffassung

aufwachsen, daß sie die schlichten Töchter des Volkes, wo immer sie ihnen begegnen, mit derselben Achtung zu behandeln haben, wie die gebildeten Mädchen, denen — so weit unsere Erfahrungen reichen — wenn ihr eigenes Verhalten ein Richtiges ist, von gebildeten Männern nur selten ungebührlich begegnet wird.

Daß wir uns der Täuschung hingeben, „die Sittlichkeitsfrage habe keine Bedeutung für uns," können Sie uns älteren Frauen im Ernst kaum zutrauen. Wir haben kein „Treibhausleben" geführt, stehen, wie die meisten strebenden Frauen von heute, in der frischen, freien Luft und mußten manchen Stürmen Stand halten. Wir sagen nicht: „Die Sache geht uns nichts an," sondern versuchen erst, den festen Grund zu legen, auf dem die Zukunft weiter bauen kann; denn wir theilen die Meinung der Miß Blackwell, der ersten Aerztin der Welt, die selbst Dr. Käthe Schirrmacher nicht „halb" nennen kann, und die da sagt: „Wir müssen die jetzt Verlorenen lassen und die werdende Generation retten."

Ich glaube nicht, daß wir „Wasser in den Adern haben und Tinte trinken," wie die Verfasserin sich ausdrückt, und kann versichern, daß unsere Unternehmungen weder etwas Strenges und Steifes, noch Klösterliches an sich haben. Wir feiern im Verein mit unseren Kindern und Mädchen Feste, bei denen es sehr heiter zugeht. Wenn wir noch keinen Klub haben, der übrigens zu meinen Zukunftswünschen gehört, so haben wir unsere Sonntagsabende für die jungen Mädchen aus Geschäften, und es ist der Schreiberin dieses, wie anderen Vorstandsmitgliedern eine besondere Freude, in jedem Winter dort einen Vortrag zu halten, der diese Mädchen anregt und belehrt. An jenen Abenden hören sie gute Musik, singen selbst im Chor, es werden Gesellschaftsspiele gespielt, an denen wir uns betheiligen und mit munterem Tanz endet der frohe Abend. Zeitschriften und Bücher können diese Mädchen unentgeltlich aus unserer Bibliothek entnehmen, der einzelne Damen aus unserm Verein mit Eifer und Geschick vorstehen.

Sie werden aus diesen Mittheilungen ersehen, werthes Fräulein, daß wir hier nicht ganz in Unkenntniß aller neuen Bestrebungen, oder in Unthätigkeit versunken sind und daß wir auch dem heiteren Lebensgenuß Thür und Thor öffnen. Wir wollen nicht „mit Papierfiguren Puppenkomödie aufführen." — Wir halten die Welt nicht für so verderbt, wie pessimistische Schriftsteller sie schildern, und nicht jeder Mann ist uns ein Verführer oder Bösewicht, gegen den die Frau sich mit einem Revolver vertheidigen müßte. Wir sehen in vielen von ihnen Bundesgenossen, die uns unsere größere Selbstständigkeit gewinnen helfen.

Und nun zum Schluß! Glauben Sie mir, der älteren Frau, mein werthes Fräulein, daß Ihre Schrift uns mehr schaden als nützen wird, daß Frauen, welche unseren Bestrebungen noch fernstehen, durch die Art Ihres Vorgehens nur zurückgeschreckt werden. Was mir selbst am bedauerlichsten scheint, ist Ihr Nichtgeltenlassen einer anderen Art. Lassen Sie uns unsere Wege verfolgen, die uns sicher auch zum richtigen Ziele führen und für die gute Sache kämpfen, wenn auch mit anderen Waffen. Möge das neue Jahrhundert seine Pforten offen halten, wir werden, wie Sie, getrost hindurch gehen der Zukunft entgegen, die unsere berechtigten Forderungen erfüllen wird!

Danzig, im Juli 1896. Marianne Heidfeld.

Büchersaal.

Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst, herausgegeben unter Mitwirkung von Wilhelm Bode, Reinhard Kekule von Stradonitz, Woldemar von Seidlitz und anderen Fachmännern. Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart. In Lieferungen Preis 1 Mk.

Das „Museum" soll in Bild und Wort eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst geben. Es wird also ein ähnliches Ziel verfolgt, wie es W. Lübcke in seinen „Denkmälern der Kunst" that. Auch im Museum sollen wir die Meisterwerke der Malerei und Plastik von der Antike an bis auf die Gegenwart bewundern. Nach den vorliegenden 9 Heften scheinen im Museum auch die Werke unserer Zeitgenossen besonders berücksichtigt zu werden, und wohl mit Recht. Die Reproduktionen sind mit den Mitteln unserer neuesten technisch-chemischen Errungenschaften meisterlich ausgeführt. So kann durch die Betrachtung der wiedergegebenen Werke das Verständniß für die Kunst geweckt, die Genußfähigkeit des betrachtenden Auges verfeinert, die Intimität der Künstlerseele erschlossen werden.

Kurze biographische Skizzen, Charakteristiken hervorragender Künstlerindividualitäten und kunstgeschichtlicher Epochen, Erörterungen ästhetischer Fragen werden sich ergänzend und erklärend anschließen.

So kann man das „Museum" als eine Vorhalle für unsere großen, leider viel zu wenig besuchten, Museen mit hoher Freude begrüßen.

Dr. F.

Mittheilung.

Auf die vielfachen Anfragen nach dem Verbleib von Manuscripten, welche Herrn Karl Schneidt eingereicht sind, muß ich erwidern, daß ich dieselben, trotz wiederholter Bitten und Aufforderungen, noch nicht alle erhalten habe. Ich bitte deshalb, diese auch mir sehr unliebsame Verzögerung der Rücksendung zu entschuldigen.

Richard Wrede.

Verantwortlich für Redaktion u. Verlag: Dr. Richard Wrede, Berlin. Druck: F. Cynamon, Berlin.

Einbanddecken

der **„Kritik" Wochenschau des öffentlichen Lebens"**, Bd. I—VII in geschmackvoller, dauerhafter Ausführung **durch jede Buchhandlung** zum Preise v. **Mk. 1,50** zu beziehen. Desgleichen **„Die Kritik"**, gebunden Bd. I—VII jeder Band **Mk. 7.**

Celler Victoria-Zwieback,

garantirt ohne Margarine, delicat im Geschmack, ist der beste

Butter-Zwieback

der Welt, feinstes, Monate lang haltbares **Kaffeegebäck**, überall höchstprämiirt. Eleg Blechkasten mit 200 St. **M 3,60**, franco gegen Nachn Prospecte, Analysen, Atteste u. Muster gratis.

HARRY TRÜLLER, Dampfzwieback-Fabrik,

Celle G. Provinz Hannover.

Schutzmarke „Victoria". Export n all Welttheil.

Altbewährtes Mittel gegen Gicht- u. Rheumatismus ist **Russische Einreibung**, à Fl 1 M, 6 Fl 5 Mk. In der **Apotheke Schwedt a O**

Preis per Stück 10 Mark

für 1 Cyl.-Rem.-**Uhr** in Silber, 0,800 gel. gen. Goldrand, 6 St. vergold Zeiger u. inner Deckel 2 Jahre schriftl. Garantie Präzis-Fabr. d vorzügl Rem.-Uhr **„Secunde"**, hochf. regul., Prima-Werk in Silb.-Gehäuse. Goldr. ff glatt Deckel 2c. 3 Jahre schriftl. Gar 20 M. — versendet **Gustav Staat**, Düsseldorf. Fabrik u. Lager in Uhren u. Goldwaaren. Umtausch gestattet oder Geld zurück Preisl gr u fr

Was ist Feraxolin?

Feraxolin ist ein großartig wirksames Fleckputzmittel wie es die Welt bisher noch nicht kannte. Nicht nur Wein-, Kaffee-, Harz- und Oelfarben-Flecken, sondern selbst Flecken von Wagenfett verschwinden mit verblüffender Schnelligkeit, auch aus den heikelsten Stoffen.

Preis **35** und **60** Pfg.

In allen **Galanterie-, Parfumerie-, Droguenhandlungen** und **Apotheken** käuflich. En gros bei

Joh. Grolich,

Engeldrogerie

in **Brünn** (Mähren).

Für Blutarme und Reconvalescenten.

FERRATIN

Die Eisenverbindung der Nahrungsmittel

In allen Apotheken

Geg. Eins. v. M 30 versendet [illegible] Fass 50 Liter selbstgebauten weissen

Rheinwein.

Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.

Zahlr. Anerkennungen treuer Kunden. Probefläschchen von 25 Liter zu Mark 15 —.

Pianinos

vorzügl. u preisw., Franko-Zusend., auch auf Probe, Theilzahlung. Kataloge gratis. Gebrauchte, zeitweise am Lager, billigst **Pianofabr. Casper**, Berlin W., Linkstr. 1.

Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

= *Soeben erscheint* =

in 6. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17 Bände in Halbfrz. gebunden à 10 Mk.

17,500 Seiten Text.

152 Chromotafeln.

272 Hefte zu 50 Pf. 17 Bände zu 8 Mk.

Probehefte und Prospekte gratis

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Im Bad. Schwarzwald.

Naturheilanstalt Glotterbad.

Stat. Freiburg und Denzlingen.

Dirig. Arzt: **Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz.**

Das ganze Jahr, Sommer und Winter, geöffnet.

Prospecte frei durch die Badeverwaltung.

R. F. Liedtcke,
Importeur
echter Havana-Cigarren
Berlin W., Unter d. Linden 12.

Photographische Vergrösserungen nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Greiz, Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

Hochfeine Fahrräder
in modernster solider Bauart, leichtester Gang zu **Fabrikpreisen unter Garantie.**
Vertreter gesucht. Preislisten gratis.
H. F. Ohnesorge, Einbeck,
Fabrik und Versandthaus.

250 Briefmarken
echte **verschiedene**, worunt. Costarica, Mexico, Türk., Aeg., Lux., Arg., Brasilien, Cap, Griechenl., Japan, Spanien liefert für nur **1 Mark**
Casse voraus. — Rückporto 20 ₰.
Hugo Siegert, Altona b. Hamburg

Nur Lob tausender Pfarrer, Lehrer, Beamte, ꝛc. über seinen **Holländ. Tabak** hat **B. Becker** in **Seesen a. H.** Ein **10** Pfd.-Beutel fco. **acht Mk.**

Krebse!
Suppenkrebse 2—3 Mark
Grosse Tafelkrebse 5—12 „
Riesen (Hummerngross) 12—25 „
versendet springlebend per Post.
p. 1 Sch. = 60 St.
B. Reche, Königl. Hoflieferant in Myslowitz.

Tenderings preisgekrönte Cigarren

Maatschappij	100 St.	3 M. 90 M.	500 Stück frko., aus rein überseeischen Tabaken hergestellt
La Palma	100 „	4 „ — „	
Aphrodite	100 „	4 „ 50 „	
Wilhelm I.	100 „	4 „ 30 „	
Esquisitos	100 „	4 „ 60 „	
Musterkiste je 20 Stck. enthaltend	. . .	4 „ 30 „	

erhielten im vergangenen Jahre tausende Anerkennungen.
Tenderings Rauchtabak, 9 Pfund = 9 Mark, ist unübertroffen in Qualität
Allein zu beziehen von
Tenderings Cigarren- und Tabak-Fabrik, Orsoy a. d. holländ. Grenze A.

F. G. TAEN-ARR-HEE
En gros. Special und Original En détail.
China- und Japan-Waaren und Thee-Import-Geschäft,
Lackwaaren, Porzellane,
Wandschirme, Dekorationsfächer etc. etc.
Illustrirte Preisliste gratis und franco.
BERLIN W., Leipziger-Strasse 119/120.

Danziger Spezialität
1 Fl. Goldwasser
1 Fl. Kurfürstl. Magen,
1 Fl. weiß Pomeranzen
in feinster Qualität
incl. Kiste und Porto Mk 5,—
offerirt die **Dampf-Liqueur-Fabrik Julius v. Götzen, Danzig.**

Amateur-Photograph
Illustrirte Monatsschrift.
— Jährlich Mk. 5. —
Laterna-magica
Vierteljahrsblatt für Projectionskunst.
— Jährlich Mk. 3. —
Man verlange Prospecte.
Ed. Liesegang's Verlag, Düsseldorf.

Naturheilanstalt Sommerstein
Die Anstalt ist besonders bei Unterleibs-, Nerven- und Frauenleiden, namentlich bei Circulations-Störungen zu empfehlen. — **Blut-Regenerationskuren** u. s. w. Erläuternde Prospect-Broschüre frei.
Die Kurleitung: **Ferd. Liskow.**

Monatsblätter für häusliche Kunst.
Zeitschrift für die Liebhaberkünste.
Preis pro Halbjahr 7,50 Mk.
Ist allen Dilettanten sehr zu empfehlen.
Verlag von F. C. Wehr in Werder.

Feinste Tafelbutter
liefert billigst im Postkolli
C. H. Petersen-Eggebek
b. Schleswig.

Apfelwein beste Qualität, Liter 28 Pf.
Mousseux Flasche 1,30 unter Nachnahme.
G. Fritz, Hochheim a. M.

Emser Pastillen der Königl. **Brunnenverwaltung in Ems.** Vorzügl. bewährt bei allen Katarrhen der Schleimhäute, des Rachens und Halses als lösendes, den Hustenreiz milderndes Mittel. Zu haben in allen Apotheken, Droguen und engr. in der Hauptniederlage von **H. Barkowski.** Berlin NO., Weinstrasse 20a. Fabrik u. Versand-Geschäft medicinischer Spezereien.

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

Druck von F. Cynamon in Berlin. — Verantwortlich für Inserate: Robert Jacoby in Berlin W.

Digitized by Google

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgeber: Richard Wrede

III. Jahrgang | **Nr. 96** | 1. August 1896

Im Bann des Schreiens.
Die Vielen und der Einzelne.
Von Dr. Otto Mautner Ritter von Markhof.
Thomas von Aquino. Von einem Katholiken.
Karl Böttticher's Tektonik der Hellenen. II.
Von Dr. Richard Streiter.
Das akademische Jubeljahr. Von Friedrich Fuchs.
Der Kapitalismus des Geistes. Von Cajetan.
Der erste Kuß. Von H. Häfker.
Büchersaal.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag

Berlin S.W. 46, Hedemannstraße Nr. 9

Fernsprecher: VI, 1429.

Digitized by Google

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels

Berlin, den 1. August 1896.

Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin W.

Erscheinungen des I. Semesters 1896.

Aho, Juhani, Ellis Ehe. Zweites Tausend. Roman aus dem Finnischen, übersetzt von Ernst Brausewetter. Mit Titelzeichnung von M. Raschka . . . . . M. 3,50
vornehm gebunden „ 4,50

Bierbaum, Otto Julius, Studentenbeichten. Dritte Auflage. Mit Titelzeichnung von Franz Stuck . . . . . „ 1,—
vornehm gebunden „ 2,—

Greinz, Rudolf Heinrich, Allweil Kreuzfidel! Zweites Tausend. Mit lithographierter Titelzeichnung . . . . . „ 1,50
vornehm gebunden „ 2,50

— Himmelsphotographie Zweites Tausend Mit Titelzeichnung von Richard Scholz „ 1,50
vornehm gebunden „ 2,50

Häfker, H, Was sagt Shakespeare? . . „ 2,—
vornehm gebunden „ 3 —

Hermann, Hans, op. 13. Liliencron-Lieder.
Nr. 1 Triolett . . . Mk. 1,—
Nr. 2 Sehnsucht . . Mk. 1,20
Nr. 3 Mit der Pinasse Mk. 1,50
In einem Heft „ 3,—

Kloß, J. E Zwanzig Jahre „Bayreuth". Fünftes Tausend . . . . . „ 1,50

— Vingt années de „Bayreuth" . . . . „ 1,50

— Twenty Years of „Bayreuth" . . . . „ 1,50
vornehm gebunden à „ 2,50

Knuffert, Rudolf, Lieder. Mit reichem Illustrationsschmuck . . . . . „ 3,—
vornehm gebunden „ 4,—

Liliencron, Detlef von, Adjutantenritte. Zweite Aufl. Mit dem Bilde des Dichters, radirt von Karl Krauskopf . . . . . „ 2,—
vornehm gebunden „ 3,—

— Ausgewählte Gedichte. Zweites Tausend Nur gebunden, Liebhaberband . . . . „ 5,—

— Kriegsnovellen. Drittes Tausend. Mit Titelzeichnung von W. v Arndt . . . „ 2,—
vornehm gebunden „ 3,—

Loti, Pierre, Jerusalem. Zweites Tausend. Autorisirte Uebersetzung von E. Philiparie. Mit Titelbild von W. Leistikow „ 3,50
vornehm gebunden „ 4,50

Loti, Die Wüste. Zweites Tausend. Autorisirte Uebersetzung von E Philiparie. Mit Titelbild von W. Leistikow . . M 3,50
vornehm gebunden „ 4,50

Maupassant, Guy de, Die Erdschaft. Zweites Tausend Uebersetzt von Karl Rosner . . . . . „ 2,—
vornehm gebunden „ 3,—

Neera, Einsame Seele Zweites Tausend. Mit Titelbild Eleonore Duse) von W. L. Arndt . . . . . „ 2,—
vornehm gebunden „ 3,—

Remer, Paul, Unterm Regenbogen Neue Ausgabe Mit Titelbild von Paul Thumann . . . „ 1,50
vornehm gebunden „ 2,50

— Gefühle. Zweite Auflage Mit Titelbild von Hans Thoma . . . . . „ 2,—
vornehm gebunden „ 3,—

— Das Kind. Der Roman eines Studenten. Mit Titelbild von M. Raschka . . . . „ 1,50
vornehm gebunden „ 2,50

Rosner, Karl, Decadence. Zweite Auflage Mit Titelbild von Hans Thoma . . . „ 1,50
vornehm gebunden „ 2,50

Schliepmann, Hans, Wir Geoldeten Mit Titelzeichnung von A Schultze . . „ 2,—
vornehm gebunden „ 3,—

Schmidt, Lothar, Exredakteur Sauer. Mit Titelzeichnung von Richard Scholz . . „ 2,—
vornehm gebunden „ 3,—

Schoenfeld, E. D, Grelter der Starke. Einer alten Isländischen Urkunde nacherzählt Nur gebunden, Prachtband . „ 5,—

Schulz-Dresden, E. Th., Kleine und große Kinder. Zweite Auflage . . . „ 1,50
vornehm gebunden „ 2,50

— Woher kommen die kleinen Kinder. Zweite Auflage . . . . . „ 0,75
vornehm gebunden „ 1,75

Teichert, Ad., Für Israel! Mahn-, Weck- und Trostrufe. Neue Ausgabe . . . „ 3,—
vornehm gebunden „ 4,50

650,000 LECTEURS.

LE JOURNAL

106, Rue de Richelieu, Paris.

LE PLUS LITTÉRAIRE ET LE MIEUX RENSEIGNÉ

CINQ CENTIMES LE NUMÉRO dans la France et les Colonies.

Baron Mikosch's Erlebnisse auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Herausgegeben von Fidelio. Mit 5 Orig.-Vollbildern und Vignetten von Herrmann. 1 M. Verlag von Oskar Haebringer in Berlin.

Herm. Fanthaber. Das goldene Zeitalter d. Zukunft. Erzählung aus den Jahren 2000—2030. Geb. 6 M., brosch 5 M Buchhandlung für innere Mission, Schw. Hall.

Das Ende der Welt von Camilla Flammarion. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Karl Wenzel. Preis brosch M 3, geb. M. 4. Verl. von Ernst Haug in Pforzheim

---

Anleitung zu wissenschaftl. Beobachtungen auf Reisen. Herausgegeben von Dr G. Neumayer. 2 Bde. Geh. M. 20, geb. M. 23. Robert Oppenheim, Verlag, Berlin SW. 46.

Neue Lieder f. 1 Singstimme m. Pfteabgl. Verlag von Aut. Böhm u. Sohn in Augsburg. Bestens empfohlen! Karl Weinberger, op. 12, ein kleiner Liederstrauß. 7 Lieder, Preis 1,50 M. Kammerlander, 3 humoristische Lieder für Bariton, op. 9. Preis 1,50 M —„— 6 Lieder, op. 102. 2 M. —„— 6 Kinderlieder (den Kindern vorzusingen), op. 103. M. 1,50. Johann Strunzeko, op. 14, drei Lieder. Preis 1,50.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 1. August 1896

III. Jahrgang | Nr. 96 | Jahrgang III

Provinzialbriefe.

V.*)

Im Bann des Schreiens.

Es wäre ungerecht zu behaupten, daß heute in den gesegneten Tagen des Volldampf-Ringsum-Kurses gescheiter regiert wird, als dazumal in den verhängnißvollen, geistig und sittlich ruinösen zwanzig Jahren der Bismärckischen Gewaltherrschaft. Wir haben heute so wenig, wie vor dem Sturz des ersten Kanzlers etwas wie herrschende Prinzipien, und Weltanschauungsbedürfnisse sind unserem Boetticher gewiß nicht minder fremd wie seinem Lehrmeister. Die Herren Regierenden leben genau in der alten Weise von der Hand in den Mund. Gelingt zwar nichts, so geschieht doch immer genug für das Geld, das sie für ihre repräsentive Thätigkeit beziehen. Wer geniale oder auch nur kluge Worte und Handlungen im Sinne humaner Kulturentwicklung durchaus bei den Regierenden

*) Ich bin kein Feind der Druckfehler. Ich liebe sie im Gegentheil ein wenig mit der nervösen Liebe, die sich ärgert über die unleugbaren Vorzüge des Gegenstandes ihrer Abneigung. In der That haben Druckfehler einen erzieherischen Werth für den allzu flüchtigen Journalleser, der durch sie zum Verweilen und Nüsseknacken gezwungen wird, und deshalb muß man diese Erfindung des Teufels nicht hassen, auf die Gefahr hin, durch sie als Dummkopf und Fasler zu erscheinen. Gegen einen Druckfehler aber habe ich doch einen Abscheu, den ich nicht zu beherrschen vermag: Ich werde wild, wenn ich Jugend und Tugend

suchen will, der muß ins Ausland oder in das Preußen am Anfang des Jahrhundert den anspruchsvollen Blick wenden. Dort mag er sich erholen von dem zornigen Mißbehagen am Heute, sofern er sich nicht bescheiden mag, in dem strahlenden Glanz eines mächtigen Kürassierstiefels den dürstenden Blick zu baden und an ihm sich zu satirischen Betrachtungen über die neuzeitliche Stiefeldecadence zu inspiriren, die nicht einmal den Muth und die wagende Kraft zu energischen Tritten hat.

Gewiß, es ist nicht besser geworden, und da heute die Brut erwachsen und zur Geltung gelangt ist, die in den Orgien des realpolitischen Zeitalters konzipirt ist, so mögen sich die versprengten Irrläufer des idealistischen Bürgerthums jetzt noch einsamer und unglücklicher fühlen als zuvor. Es ist viel bitteres Weh in den Seelen unserer Edelsten, der Tempelhüter des klassischen deutschen Geistes, die nicht mehr jung genug sind, zu dem neuen Gotte überzugehen und die Genossen ihrer Vergangenheit kalt und mitleidlos dem Untergang zu überlassen, den sie sich einmal gewählt. Indessen, wenn es auch nicht besser geworden ist, so hat sich auch nichts verschlimmert, ja in einer Hinsicht dürfen wir sogar einen erheblichen Fortschritt beobachten. Die Regierungskunst ist nicht feiner geworden, sie ist aber weniger brutal. Seitdem unsere Minister nicht mehr den Anspruch erheben, als Halbgötter verehrt zu werden, hat unsere herrschende Gesellschaft in der Ausübung radikalster Kritik eine Freiheit erlangt, die man früher für unmöglich gehalten hätte. Die Entwurzelung und Unterwühlung falscher Autorität, diese Kulturaufgabe ersten Ranges, hat in den letzten Jahren gewaltige Fortschritte gemacht. Während man die proletarische Bewegung mißhandelt und die Organe des Staates zur ihrer Hemmung prostituirt, entfaltet sich die Junkerrebellion mit fast ungehinderter Freiheit und zieht zum ersten Mal den Pflug

---

vertauscht sehe, und ich ärgere mich dabei zumeist über die gemeine Anspruchslosigkeit und Erfindungsarmuth des sonst so phantastischen Dämons, der schon daraus Kapital schlägt, daß ich die Gewohnheit habe, Jugend und Tugend handschriftlich völlig gleich zu gestalten. So ersuche ich denn die Leser, den dreimaligen Druckfehler in drei Zeilen zu verbessern: Ich meinte auf S. 1339 unten Jugendideal, Jugendschöpfung und Jugendüberzeugungen des Liberalismus. Tat-Twam.

durch das starre Brachland der Volkshälfte, die bisher vergessen in blinder Autoritätsgläubigkeit, in schweigendem stumpfen Elend vegetirte. Der Junker, der einst den Bauern in thierische Leibeigenschaft zwang, entsühnt sich gleichsam, in den letzten Tagen seiner Herrlichkeit, bevor er vom Schauplatz verschwindet, indem er den Bauer zum Leben erweckt, zum Bewußtsein seiner Noth und zum Gefühl seiner Menschenrechte.

In den Anfängen unserer Arbeiterbewegung schien es ihren bürgerlichen Führern die allerschwerste, fast unmögliche Aufgabe, an deren Lösung sie oft verzweifelten, die Massen, die sie organisiren wollten, zum Selbstbewußtsein zu bringen. Diese Aufgabe wird jetzt für das ländliche Proletariat, das Kleinbauernthum, von den Raubrittern der Reaktion spielend gelöst. Die schlimme wirthschaftliche Krisis, welche den Junkern in seiner Existenz bedrohte, zwang ihn, aus seiner vornehmen Reserve herauszutreten. Er bat, er forderte, er drohte. Da aber keine Regierung die Macht hat, die ökonomischen Naturgesetze der kapitalischen Wirthschaftsordnung mit ihren periodischen epileptischen Zufällen zu leiten, da der Junker andererseits Hilfe brauchte, als frommer Mensch aber, der seinen persönlichen Gott sich nicht rauben läßt, sich sein Mißgeschick nicht anders als durch persönlichen bösen Willen erklären wollte, so galt es, die vermeintliche Quelle des Leidens zu bearbeiten, die Regierung. Man hatte es bald heraus, daß unsere regierenden Leute, die wie hypnotisirt angstvoll auf die anschwellende proletarische Massenbewegung starren, nur noch für grobe Reizungen zugänglich seien. Und so kopirte man jene Bewegung, indem man sie junkerlich transponirte. — Dem Frhr. v. Hammerstein gebührt das Hauptverdienst an dieser Uebersetzung —, die große agrarische Bewegung entstand und ihr werbendes Feldgeschrei: Schreien!

Die engeren Erfolge dieser Politik gegenüber der Regierung sind trotz freisinniger Vereinigung und Bund der Kommerzienräthe gewaltig. Weiter größer aber sind die freilich unbeabsichtigten und unerwünschten Erfolge in der Richtung der Volksaufklärung. Das Schreien, als die ungehemmte auslösende Reflexbewegung des Schmerzes, galt bisher als unzivilisirt und ordnungswidrig. Der Schreier war unter Bismarck ein Reichsfeind, jetzt ist er ein Patriot. Das Schreien war vordem staatsgefährlich und unterdrückt, jetzt ist

es geradezu eine vaterländische Großthat. In der Erziehung des Kleinbauern zum Schreien aber liegt das große kulturelle Verdienst der junkerlichen Agrarbewegung.

Lebten wir nicht unter den Anforderungen des allgemeinen Wahlrechts, so wäre es den Grundherren nie eingefallen, die Bauern um seine Mitwirkung in dem Chore der Schreier anzusuchen. Da jedoch unter dem demokratischen Zwang dieses Wahlrechts ohne Massenerregung nichts zu erreichen ist, so entstand die allgemeine Bauernmaskerade der Grafen und Barone. Im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts definirte General Foy in der französischen Deputirtenkammer die Bestimmung der Aristokratie im 19. Jahrhundert: l'aristocratie au dix-neuvième siècle c'est la ligue, c'est la coalition de ceux, qui veulent consommer sans produire, vivre sans travailler, tout savoir sans rien avoir appris, envahir tous les honneurs sans les avoir merités, occuper toutes les places sans être en état de les remplir. Am Ende des Jahrhunderts verwandelt sich diese Aristokratie in ein Heer schreiender Bauern, und die neu erstandene Spezies der Junkerschutzjuden erkennt den Ausbeutern der Arbeit ländlicher Lohnsklaven den Ehrentitel eines wertheschaffenden Standes zu. Ueber diesen dreisten Humbug mag man verdrießlich sein, nicht zu verkennen jedoch ist die unendliche Bedeutung der sogenannten landwirthschaftlichen Interessengemeinschaft. Wollte der Bauer sich früher das nothwendige Wohlwollen des Landraths erwerben, so galt es vor Allem hübsch ruhig und duldsam zu sein. Jetzt plötzlich erlaubt man es ihm, ja man fordert es geradezu von ihm, seine Noth so laut wie möglich in alle Welt hinauszuschreien. Die Folgen einer Agrarkrisis erwerben dem Großgrundbesitzer das Recht und die Pflicht plebejischer Naturlaute. Damit ist das Schreien geadelt und legitimirt, es ist gleichsam aufgenommen in den Ehrenkodex der Aristokratie, und nun wird zum Mitschreien ein bisher im Elend geknebelte Bevölkerungsklasse veranlaßt, die gar nicht unter den Wirkungen einer Krisis, sondern eines aus der Besitzkargheit ganz natürlich sich ergebenden dauernden Nothstandes leidet. Der Bauer, der zufrieden sein mußte, obwohl er nur eine Scheinexistenz mit Hilfe einer ungeheuren Unterbilanz der Lebensführung hatte, wird auf einmal zur Unzufriedenheit gezwungen, er darf

schreien nach Herzenslust, und wenn er auch zunächst noch die Dogmenlehre der großen Brüder nachbetet, unflätig auf den anständigsten Minister, den Grafen Caprivi schimpft, die Handelsverträge, die ihn gar nichts angehen, als die Quelle all' seiner Leiden verflucht, die Börse für sein Elend verantwortlich macht, obwohl an ihm höchstens der kleine Wucherjude zehrt, und sogar gläubig zum Mysterium des wunderwirkenden Bimetallismus aufschaut, so hat er in erster Linie in dem gestatteten Schreien das Bewußtsein seines Elends gewonnen und damit den kulturfeindlichsten Zustand der verdammten Bedürfnislosigkeit endgiltig überwunden. Der Glaube an die Wahrheit der junkerlichen Lehrsätze muß eben so schnell schwinden wie die Ueberzeugung von der Bauernfreundlichkeit der Großen, eine Ueberzeugung, die überdies von Anfang an mit starkem Mißtrauen durchsetzt war. Der Kleinbauer merkt bald, daß sein Elend unberührt wird durch Handelsverträge, Börse und Goldwährung, und übrig bleibt nur die Erkenntniß seiner in sich selbst begründeten menschenunwürdigen Lage. Damit ist er reif für den Kriegsdienst im Kampfe um die Kultur. Der Junker hat um seiner eigenen Augenblicksinteressen willen den Bauern rebellirt, der dauernde Erfolg ist die Emanzipation des Bauern von autoritativer Herrschaft und Rothergebenheit. Das Schreien hat sich als Wecker und Werber der zum Höheren vorwärts schreitenden Entwickelung herrlich erwiesen.

Aehnlich steht es ja mit der Handwerkerbewegung. Die Aristokratie des immobilen Besitzes erfand den Mittelstand, um Wahlstimmen für ihre reaktionären Zwecke zu ködern. Wiederum war Schreien das taktische Lockmittel, und der geduldige Philister wurde wild gemacht. So bedauerlich die durch diese Bewegung veranlaßte reaktionäre Gesetzgebung ist, die in dem Kampf gegen die Aermsten der Armen, die Hausirer, die verächtlichste, in der bevorstehenden Zwangsinnungssations-Vorlage die absurdeste Erscheinung gezeitigt hat, auch diese üblen Nebenwirkungen werden vorübergehen, und bleiben wird die Einsicht in die Zweckwidrigkeit einer Betriebsform, der durch den Willen der ökonomischen Structur das Todesurtheil gesprochen ist, und die weder durch Zwangsinnungen, noch durch Gesetze wider den unlauteren Wettbewerb — der lautere Wettbewerb ist's, der tötet! — noch durch Waarenhaussteuer und

Consumvereins-Verbote am Leben erhalten werden kann. Und wieder ist das Heer der Culturkämpfer um ein Armeekorps vergrößert. Gepriesen sei das Schreien, das Denken lehrt!

Wie gefährlich für den Bestand der privilegirten Herrschaftsklassen diese von ihnen selbst veranlaßte Taktik des Schreiens ist, darüber scheint man sich namentlich in der Regierung, aber auch in weiteren Kreisen der Besitzenden nicht ganz unklar zu sein. Kürzlich wurde gemeldet, daß das seit seiner Fertigstellung unbewohnte Palais des Berliner Lokomotivenkönigs Borsig, in der Voß-Straße, die Heimstätte eines konservativen Klubs werden solle, der bestimmt sei, all die Elemente zu sammeln, die das Schreien mit ihrer Vornehmheit für unvereinbar und angesichts ihrer guten Vermögenslage auch für überflüssig halten. Es handelt sich offenbar um eine höfische Dependance, um eine Vereinigung jener konservativen Kreise, die durch den Fall Kotze ausgezeichnet sind, jener aristokratischen Lebewelt, welche den Ehrgeiz hat, die Spielabende, Schlittenfahrten, Jagdpartieen und sonstige Vergnügtigkeiten einer auf den Höhen wandelnden Menschheit in ihrer konservativen Ungestörtheit gegen den Andrang des rustikalen Lärms der katilinarisch schillernden Agrar-Aristokratie zu schützen. Diese Abwehrthätigkeit wird hoffentlich den guten Leuten endlich die erwünschte Ruhe verschaffen, und ihr farbenfrohes Arkadien und ihren zarten Teint von den rücksichtslosen Nordostwinden befreien. Wann war je eine Zeit so geeignet für Tanz und Spiel?

Ernster zu nehmen ist Stöcker's neueste Gründung, die sichtlich den Zweck hat, die im eigenen Lager erzeugte, dann aber ausschweifende reaktionär-demagogische Bewegung wieder zu fesseln. Stöcker, dieser eiskalte Machtstreber, war von Anfang an darauf bedacht, die Flammen, die er entzündete, zugleich für den eigenen Hausgebrauch beschränkend dienstbar zu machen. Niemals vergaß er es, wenn er die aufreizende Phrase in's Volk warf, zugleich das Mittel der Bändigung zu suchen und zu benutzen. Er entfesselte nur, um desto fester zu fesseln, und nichts fürchtete er so sehr, wie eine Bewegung, die über ihn selbst hinauswüchse. Er schuf Unordnung, um selbst die ordnende Herrschaft auszuüben, und wenn auch er die Taktik des Schreiens handhabte, so wandte er sich doch sofort gegen sie, wenn sie seinen Zwecken gefährlich zu sein schien.

Aus dieser Zwitterstellung erklärt sich all das Schwankende seiner Haltung, all die Kreuz- und Winkelzüge seiner Politik. Er kämpfte mit Peitsche und Zügel zugleich, je mehr er den Kessel überheizte, desto schärfer zog er die Bremse an. Der Traum seines Lebens war die Etablirung einer evangelischen Hierarchie, welche der katholischen Weltherrschaft ebenbürtig, vielleicht überlegen wäre. Weil er sah, daß die Macht der katholischen Kirche im besten Grunde auf ihrer wirthschaftlichen Kraft und sozialen Thätigkeit beruht, so suchte er in beiderlei Hinsicht auch die evangelische Kirche zu reformiren, er bemühte sich, sie finanziell potent zu machen und dem verdorrenden Baum durch Oculation mit der sozialen Frage neuen Lebenssaft einzuflößen. Aber er war um zwei Jahrhunderte zu spät gekommen. Er brachte allenfalls eine lebhafte Kirchenbaubewegung zu Stande, der soziale Gährstoff jedoch drohte einen zersetzenden statt einen stärkenden Erfolg zu erzielen. Nun begann jener klägliche Taumelgang zwischen rechts und links, in dem er seine Kraft erschöpfte. Er sagte sich von den Konservativen los, als diese der sozialen Tartüfferie müde waren, er schwor aber auch sofort den Christlich-Sozialen ab, als die im Banne des Schreiens sich zu gefährlicher Selbstständigkeit auswuchsen. Da unternahm er seinen letzten großen Bändigungsversuch, die kirchlich-soziale Parteigründung, damit verrieth er aber zugleich den eigentlichen Leitgedanken seines gesammten Wirkens. Und wer noch nicht klar sah, dem sagte es zum Ueberfluß in recht unsichtiger Weise der Greifswalder Heißsporn, Prof. Nathusius, in einer Erläuterung der kirchlich-sozialen Proklamation. Die evangelische Kirche soll zu weltlicher Herrschaft gelangen, sie macht sich anheischig mittelst ihrer sozialen Thätigkeit die soziale Ueberschwemmungsgefahr einzudämmen, sie erstrebt aber auch die Gewalt über Regierung und Fürstenthum. Herr Nathusius ahnte allzu genau das katholische Vorbild nach, wenn er gleich bei seiner ersten Kundgebung drohende Worte gegen den Quirinal in Berlin fallen ließ, der die Herren Pastoren nach Belieben zur Hilfeleistung kommandire und zur Disposition stelle. Er verfiel selbst in das Schreien, und das war für seine Zwecke nicht förderlich. Er verrieth damit nur, wohin der Weg gehen soll, aber nicht gehen wird. Denn die Gefahr ist nicht groß, daß Herr Stöcker der Papst einer evangelischen Hierarchie

wird. Jedenfalls wird er noch eher oben zur Herrschaft gelangen als unten. Die christlich-soziale Bewegung ist seinem Machtbereich entschlüpft, er ist nicht mehr im Stande das Schreien schweigen zu heißen.

Wenn man die Kulturregungen der neuen, von der hohen Obrigkeit geduldeten, Politik des Schreiens überlegt, so wäre es eine grobe Ungerechtigkeit des größten Virtuosen des Schreiens, des Frhr. v. Stumm, zu vergessen. Er wird mit Unrecht von allen Seiten angegriffen. Sein Schreien ist die lauterste Natur und verräth die geheimsten Gedanken, welche die Herrschenden sonst klüglich und heuchlerisch verbergen. Im Gefühl seiner Macht verzichtet er auf alle diplomatischen Finessen und Zweideutigkeiten. Er spricht gerade heraus, wie er's meint, und, was man sich sonst nur heimlich und ängstlich über die leitenden Ideen des neuesten Kurses zuraunt, das schreit er uns in die Ohren, daß auch der Taube im Klaren ist. Man erklärt es für eine Taktlosigkeit, daß er unumwunden und laut aller Welt verkündigt, der Kaiser theile in jeder Hinsicht seine Anschauungen und habe ihn geradezu zum öffentlichen Vertreter der Meinungen des Monarchen autorisirt. Ist solche Offenherzigkeit nicht höchst werthvoll? Müßte man nicht einen Stumm erfinden, wenn es keinen gäbe. Stumm ist der einzige, wirklich ehrliche Mensch unter unseren heutigen Machthabern. Er hat bewiesen, daß Schreien auch eine sittliche That sein kann.

Nur der Mißbrauch des Schreiens ist verwerflich, das unwahrhaftige heuchlerische Schreien. Die Erfolge, die man damit erzielt, sind gar vergänglich. Nachdem man ein ganzes Jahr lang in byzantinischer Hurrahstimmung geschrieen, gründeten irregeführte Spekulanten, die das Schreien für echt hielten, ein geschäftliches Unternehmen auf dieser Grundlage. Was kam dabei heraus? Die jämmerliche Pleite des Theaters Alt-Berlin in der Berliner Gewerbeausstellung, dieses hocherfreuliche Ereigniß, das uns zeigte, daß wir doch nicht so tief gesunken seien, wie es manchmal scheinen möchte. Blinder Lärm war sichtlich der Jubel des letzten Jahres, sonst hätte er sich geschäftlich reutiren müssen.

Ein böser Mißbrauch des Schreiens tritt auch in den Vorgängen von Lille zu Tage. Der Mißbrauch besteht weniger darin, daß die Gegner der in Lille herrschenden Sozialisten die Anwesen-

heit einiger deutscher Abgeordneten dazu benutzten, die „patriotischen“ Instinkte des Janhagels gegen die Verhaßten mobil zu machen – eine Gaukelei, die zu wenig neu ist, um noch erregend zu wirken — der Mißbrauch besteht vielmehr in dem künstlichen Geschrei, das bei uns ob des gleichgiltigen Vorkommnisses erhoben worden ist. Man schwelgt in lügenhaften Uebertreibungen, und statt dem Pöbel von Lille und seinen Hetzern ernstlich den Text zu lesen und das Nationalbewußtsein, dessen man sich rühmt, dadurch zu beweisen, daß man den deutschen Abgeordneten zur Seite steht, scheut man sich nicht, den Opfern einer böswilligen Intrigue den Text zu lesen. Selbst die erbfeindlichsten und nationalsten Blätter, die in Wonne schwelgen, wenn ein Bürgermeister, der die nationale Empfindlichkeit der Polen berücksichtigt, seines Amtes entsetzt wird, klagen die deutschen Abgeordneten an, daß sie durch ihre Anwesenheit in Frankreich die nationalen Gefühle der Franzosen verletzt und so zur Vergiftung der internationalen Beziehungen beigetragen hätten. Und solche Anklage erhebt man gegen ausgesprochene franzosenfreundliche Männer in demselben Augenblicke, in dem man deutsche Industrielle zur Beschickung der Pariser Weltausstellung auffordert, und kurz nachdem ausgesprochene franzosenfeindliche Abgeordnete, die Häuptlinge der deutschen Bimetallisten, unter den Segenssprüchen derselben Presse in Paris getagt haben.

Das ist nicht das gerechte Schreien der Leidenden, nicht das förderliche Schreien der Ehrlich-Brutalen, das ist das verwirrte unartikulirte Lärmen der Unzurechnungsfähigkeit, die klare Begriffsbildung, logisches Denken und konsequentes Handeln in krankhaftem Haß und unsauberer Verfolgungssucht gelernt hat.

Tat-Twam.

Die Vielen und der Einzelne.*)

I.

Die Veränderungen der Menschheit in den sogenannten historischen Zeiten werden von uns nicht als ein wirres Durcheinander von Ereignissen aufgefaßt. Wir bilden vielmehr Kollektivgruppen, deren Veränderungen auch die Schicksale der so zusammengefaßten Einzelnen wesentlich mitbestimmen.

Solche Haupteinheiten der geschichtlichen Bewegung können in verschiedener Weise gebildet werden. Neben oder in Verbindung mit der geographischen Sonderung sind die meist benützten und nach dem Stande unserer Kenntnisse best gerechtfertigten Einheiten das Volk oder die Sprachgemeinschaft und der Staat. Diese Einheitsbildung ist allerdings nur dann scharf begrenzt und ungezwungen gegeben, wenn Staat und Volk zusammenfallen. Aber auch so, wo thatsächlich die Geschichtsbewegung diesen Zustand nicht überall erhalten hat, sind diese Einheiten entsprechend genug, um durch eine Darlegung ihrer Einzelentwicklungen und ihres wechselseitigen Einflusses die gesammte Geschichtsbewegung selbst darzustellen. In anderen Worten: Die Veränderungen der Menschheit sind wesentlich bestimmt durch die Veränderungen ihrer Haupteinheiten und deren Wechselwirkung.**)

Man hat nun begonnen, „das Wirken der Menschheit als die Thätigkeit der Massen, nicht als die einzelner Personen zu betrachten", eine Ansicht, der sich auch Herr Sighele anzuschließen scheint. Dieser Satz, dessen Richtigkeit ich hier untersuchen will, lautet genauer: Die Veränderungen der Menschheit werden wesentlich durch die Massen und nicht durch einzelne Personen hervorgebracht.

Daraus ergibt sich durch Verbindung mit dem oben von mir entwickelten Satze die Folgerung: Die Veränderungen der Haupteinheiten der Menschheit werden wesentlich durch die Massen und nicht durch Individuen bestimmt. M

*) In einer hiesigen Wochenschrift hat Heer Scipio Sighele unter dem Titel „Aera der Massen" auf eine neue Wissenschaft, die Kollektiv-Psychologie oder Psychologie der Massen aufmerksam zu machen gesucht. Ich befinde mich Zeile für Zeile in Widerspruch mit ihm. Statt jedoch nun eine Widerlegung seiner Ansichten zu versuchen, will ich einige eigene Entwicklungen geben. Ich theile diese in zwei Gruppen. In der ersten untersuche ich das Verhältniß von Massen- und Individualeinfluß in der geschichtlichen Entwicklung, in der andern behandle ich die Frage nach der Möglichkeit einer Massen-Psychologie.

**) Dieser Satz läßt sich auch in Kantischer Weise als Postulat der Möglichkeit einer Geschichtsdarstellung beweisen.

Digitized by Google

der Giltigkeit dieſes mehr beſonderen Satzes ſteht oder fällt auch der allgemeinere. Die weitere Unterſuchung beſchränkt ſich daher auf dieſen Folgeſatz.

Die Veränderungen einer ſolchen hiſtoriſchen Einheit — ich werde der Kürze halber meiſtens Volk ſagen — theile ich in drei Gruppen: erſtens regelmäßige oder Wachsthumserſcheinungen, zweitens freie Thätigkeiten, drittens Störungserſcheinungen.

Zur erſten Gruppe rechne ich alle Veränderungen, die langſam und gleichzeitig in einer Maſſe von Individuen vor ſich gehen. Dazu gehören: Wachsthum der Bevölkerungszahl, Aus- und Umbildung der Religion, der Sitte, des Rechtes und der Wirthſchaft, Entwicklung von geſellſchaftlicher Schichtung und politiſcher Formen. Dieſe Entwicklungen bewegen ſich in der Richtung auf Geſundheit und Organiſirtheit. Die Wirkung dieſer Veränderungen iſt die Anſammlung eines Kräfteüberſchuſſes.

In der Verwendung dieſes Ueberſchuſſes iſt die Möglichkeit von Veränderungen gegeben, die dem Volk nicht nothwendig ſind, ſondern wo ihm die Wahl frei ſteht. Dieſe neue Art von Veränderungen bildet die Gruppe der freien Handlungen.

Dieſe können ſehr verſchiedener Natur ſein: z. B. Unternehmungen nach außen, wie die ſpäteren, beſonders die außeritalieniſchen Eroberungen Roms, die Kreuzzüge oder die Kriege der Jahre 1866 und 1870 vom Standpunkte Preußens aus. Oder die überſchüſſige Kraft wendet ſich nach innen, was ſich zunächſt darin zeigt, daß Dinge, die früher mehr den Einzelnen oder kleinere Kreiſe beſchäftigten, auf einmal öffentliches Intereſſe erregen. Feſtſpiele, tragiſche Kunſt und Beredſamkeit in Griechenland, Kunſt und Wiſſenſchaft in Italien zur Zeit der Renaiſſance, endlich feſtlegende Regelung der Wirthſchaft, der geſellſchaftlichen Schichtung, der Sitte, des Rechtes ꝛc., alſo der Gebiete, die ſonſt regelmäßige Wachsthumserſcheinungen aufweiſen.

Die Rückwirkungen dieſer freien Thätigkeit ſind oft unerwartet und ſchädlich, und leiten ſo zu der dritten Gruppe von Veränderungen des Volkskörpers, den Störungserſcheinungen im Allgemeinen.

Dieſe Veränderungen unterſcheiden ſich von denen der erſten Gruppe entweder durch das Zeitmaß oder die Richtung der Bewegung. Beiſpiel der Störungserſcheinungen durch zu raſches Tempo ſind das Entnehen der mohamedaniſchen Geſittung und die ruſſiſche Ziviliſation. Beiſpiele von falſcher Richtung der Entwicklung ſind Verfall von Moral, Sitte und Religion in der römiſchen Kaiſerzeit, analoges in Frankreich vor der Revolution, in Deutſchland Fürſtengewalt gegen Kaiſergewalt ꝛc.

Die Urſachen der Störungserſcheinungen ſind entweder fremde, äußere und zufällige, oder ſie ſind die Rückwirkungen der freien Thätigkeit eines Volkes.

Mit einer ſpäter zu beſprechenden Ausnahme machen dieſe Störungserſcheinungen immer Kräfte disponibel: entweder weil die den Kräften entwicklungsmäßig zufallende Arbeit ſchon gethan iſt, oder Kräftegruppen werden frei, weil die ſie ſonſt im Gleichgewicht haltenden Kräfte vernichtet werden.

Diese so entstehenden beschäftigungslosen Kräfte führen ebenso zur freien Thätigkeit, wie die durch gesundes Wachsthum hervorgerufenen. Diese freie Thätigkeit wird andauern, bis entweder die Kräfte selbst aufgebraucht, vernichtet sind, oder die Rückwirkung dieser Thätigkeit wieder einen solchen Zustand im Volk geschaffen hat, daß die normalen Wachsthumserscheinungen wieder einsetzen können.

Betrachten wir jetzt das Verhältniß von Massen und Individualeinfluß in diesen drei Thätigkeitsgebieten.

Völker, die keine Wachsthumserscheinungen zeigen, wie die sogenannten wilden Völker, sind zwar dem momentanen Einfluß des mächtigen Individuums gegenüber machtlos, aber andererseits ist keine nachhaltige Wirkung auf sie zu erzielen. Eben dies macht ihre Veränderungen unhistorisch.

Sobald Sittenentwicklung, überhaupt die gesunden Wachsthumserscheinungen eintreten, wird das Volk dem Einfluß des Individuums unzugänglicher. Aber die Entwicklung läßt organische Stellen der Macht entstehen, wie Priesterwürde, Königthum ꝛc. Doch erscheinen die Inhaber solcher Stellen so beschränkt im freien Gebrauch ihrer Macht, daß ich auch bei ihnen noch keinen bedeutenden Einfluß des Individuums annehmen möchte.

Alle diese von mir in der ersten Gruppe zusammengefaßten Wachsthumserscheinungen charakterisiren sich auch durch ein fortwährendes Uebergehen von Mittel in Zweck und umgekehrt, wie aus zahlreichen Beispielen der Sitten- und Rechtsgeschichte bekannt ist.

Ist die Entwicklung aber so weit fortgeschritten, daß sich überflüssige Kräfte im Volke angesammelt haben, dann ergeben sich nacheinander zwei Aufgaben: erstens diesen Kräften eine Aufgabe, ein Ziel zu setzen, zweitens Mittel zu diesem Ende anzugeben. Ich werde jetzt zeigen, daß beides wesentlich Thätigkeit eines Individuums, nicht aber der Masse ist.

Der freie Kräfteüberschuß eines Staates oder Volkes besteht entweder in einer Masse von Individuen, die auf der gegebenen Stufe der Entwicklung der Lebensformen für die gewöhnlichen Thätigkeiten nicht gebraucht werden, oder eine Masse von Individuen findet einen Theil ihrer Kräfte unbeschäftigt und der gesammte Kräfteüberschuß setzt sich aus diesen Theilen zusammen. Wir finden selbstverständlich auch alle Grade des Ueberganges zwischen diesen beiden Grenzfällen.

Thatsächlich zeigt uns nun die Geschichte, daß solche freie Kräfte sich vereinigen. Eroberungszüge, Blüthezeiten von Wissenschaften und Künsten beweisen dies. Wie kommt nun eine solche gemeinsame Zwecksetzung zu Stande?

Ich unterscheide zunächst folgende zwei Fälle: erstens der Zweck drängt sich den einzelnen in gleicher Weise auf, zweitens der Zweck verbreitet sich durch Nachahmung. Im ersten Fall muß eine allgemein wirkende Ursache vorhanden sein. Ist diese Ursache langsam wirkend, so hat sie die disponibel werdenden Kräfte schon bei deren Freiwerden an sich gezogen und der ganze Vorgang fällt noch unter die Gruppe der regelmäßigen Wachsthumserscheinungen; oder die gemeinsame Ursache ist schnell wirkend, plötzlich, dann haben

wir es mit dem zu thun, was ich als Störungserscheinung bezeichnet habe. Es bleibt uns hier also nur der zweite Fall, Vereinigung der freien Kräfte durch Nachahmung. Nachahmung entsteht durch Vergewaltigung der Phantasie. Diese kann nur durch das Einzelne, Besonderste, Persönlichste bewirkt werden. Hier ist also ein Punkt, wo ein Individuum maßgebend wird.

Vor der Vereinigung haben wir uns die freien Kräfte nicht vielleicht als unthätig vorzustellen; sie können ja nur in Thätigkeit existiren. Ihr Produkt ist der Lurus: auf politischem Gebiete eine über das Bedürfniß hinausgehende Vermehrung der Aemter und Gesetze, sowie innere Zwistigkeiten; auf sozialem Entwicklung künstlicher Lebensformen bei Familien- und öffentlichen Ereignissen innerhalb der einzelnen Gesellschaftsschichten und launenhafte Ausgestaltung dieser Schichtung selbst; auf wirthschaftlichem Gebiete einerseits Müßiggang, andererseits neue, gewissenmaßen speculative Unternehmungen; und überhaupt auf allen Gebieten die Hinzufügung des über das Einzelbedürfniß Hinausgehenden, also des Unterhaltenden, Schönen: Kunstübung im Volke.

Tritt jetzt der Einfluß des Individuums ein, so sind zwei Grenzfälle unterscheidbar: entweder die Thätigkeit des Individuums liegt auf einem der oben angedeuteten organischen Functionsbereiche und wirkt concentrirend, idealbildend dann entsteht eine Blüthezeit einer Kunst oder Wissenschaft, eine Zeit politischen Experimentes, großartiger Unternehmungen, gesellschaftlicher Etikette ꝛc., oder das Individuum wirkt so auf die Phantasie seiner Umgebung, um sie seinen persönlichen Zwecken dienstbar zu machen: die Folge davon sind Kriegszüge, Aufruhr, unorganische Einzelherrschaft ꝛc.

Wir sehen also in allen diesen Fällen, wie der Einzelne bestimmend in die Schicksale eines Volkes eingreift dadurch, daß er ihm neue Zwecke schafft. Diese neuen Richtungen der Thätigkeit aber brauchen, da keine feststehenden Formen für sie ererbt sind, Lenker, Leiter, Organisirer. Meist wird ja der Urheber des Zweckes auch Schöpfer der Mittel sein, aber nicht immer: so kommen dann andere Individuen von entsprechender Begabung zu maßgebendem Einfluß. Die häufigste Form dieser Erscheinung ist der Feldherr.

Bei der Entwicklung freier Kräfte geräth also jede geschichtliche Haupteinheit — Volk oder Staat — wegen des entstehenden Bedürfnisses nach Zwecksetzung und Mittelschöpfung unter den dominirenden Einfluß von Einzelnen. Die Rückwirkung dieser neuen Thätigkeit ist entweder wieder ein gesunder Zustand, wo sich dann das ganze Spiel wiederholt, oder eine Störungserscheinung.

Die Störungserscheinungen selbst sind natürlich Massenerscheinungen. Aber ihre Ursache ist oft, ihre Folge fast immer Einfluß des Einzelnen.

Die Ursachen der Störungserscheinungen sind wegen ihrer großen Mannigfaltigkeit einer Klassifikation nur schwer zugänglich. Doch will ich versuchen, einige Hauptgruppen hervorzuheben.

Rein äußere Ursachen sind: Elementarereignisse, wie Ueberschwemmungen, Seuchen, große Brände ꝛc., freie Thätigkeiten benachbarter Völker, wie kriegerische Einfälle ꝛc., und endlich wirthschaftlich wichtige Entdeckungen und tech-

nische Erfindungen. Daran schließen sich als Uebergang zur folgenden Gruppe die Rückwirkungen der nicht erfolgreichen freien Handlungen eines Volkes, z. B. ein Eroberungszug, der mit einer Niederlage endet und einen feindlichen Einfall zur Folge hat.

Eine zweite Gruppe sind gewisse Rückwirkungen der erfolgreichen freien Thätigkeit eines Volkes, bestehend in Uebernährung einzelner Organe — ein Kriegsheer, nachdem es den Feldzug siegreich beendet —, oder Hypertrophie einzelner Funktionen: übergroße Unternehmungslust eines Volkes — Spekulationswuth —, Uebertreiben öffentlicher Unterhaltung — Circenses —, philosophischer Lebensbetrachtung — Sophisten —, künstlerischen Genießens — Beredsamkeit in Athen —, politischer Thätigkeit — italienische Kleinstaaten.

Eine dritte Gruppe der Störungsursachen ist Zwecksetzung für freie Kräfte durch Individuen, die organische Stellen der Macht inne haben: Priester, Könige. Ich habe schon früher bemerkt, daß von diesen Stellen kein stärkerer individueller Einfluß ausgehen könne, so lange im Volke keine freien Kräfte vorhanden sind. Haben sich aber solche angesammelt, so ist die Richtung der Einflußnahme der jeweiligen Inhaber jener Posten nicht durch Tradition oder allgemeines Bedürfniß gebunden, sondern ihre subjektive Willkür hat jetzt freies Spiel und kann zwecksetzend wirken, weil das Volk aus Gewohnheit gehorcht. Diesen Fall habe ich oben im Auge gehabt, als ich die gemeinsame Zwecksetzung für freie Kräfte durch eine plötzlich wirkende Ursache als Störungserscheinung bezeichnete. Die markanteste Erscheinung dieser Gruppe ist die Bauwuth. Neben den bekannteren Beispielen der Aegypter, Assyrer, Babilonier und Inder möchte ich hier besonders auf die nordamerikanischen, vorindianischen Hügelbauer hinweisen.*)

Eine vierte Gruppe endlich umfaßt den gesetzgebenden, die ganze Lebenshaltung plötzlich bestimmenden Einfluß mächtiger Persönlichkeiten: Moses, Lykurg, Numa Pompilius ꝛc. Diese bei vielen Völkern sich findende Erscheinung des mit eigenthümlicher Autorität ausgestatteten Gesetzgebers mag ja oft in der Ueberlieferung dadurch übertrieben sich darstellen, daß spätere Verfügungen auch seiner mythisch gewordenen Autorität zugeschrieben wurden; immerhin aber haben wir ein im hellsten Licht der Geschichte stehendes Beispiel, nämlich Mohammed. Der bestimmende Einfluß des Einzelnen, wie ich ihn hier im Auge habe, ist wesentlich verschieden von dem oben bei der Zwecksetzung für freie Kräfte behandelten. Während dort der Einzelne zunächst nur die Verwendung des vegetativ erzeugten Kräfteüberschusses bestimmt und nur indirekt, durch die Rückwirkung dieser freien Thätigkeit, auch Aenderungen des inneren Wachsthumslebens des Volkes verursacht, wirkt hier der Einzelne direkt auf den Volksleib und bestimmt die Lebenshaltung als ein Ganzes nach seinem eigenen Gesetz. Dort wirkt der

*) „Moundbuilders"; fast die einzige Kunde, die wir von dieser offenbar einst sehr volkreichen Rasse haben, sind zahllose, in horizontaler Ausdehnung oft ganz kolossale Erdbauten, die entweder geometrische Formen oder Thierumrisse darstellen. Religiöse Motive ausgenommen, womit man ja alles erklären kann, ist ihr Zweck ganz unverständlich.

Digitized by Google

Einzelne wesentlich durch die Phantasie, hier durch Autorität. Uebergangsformen bilden die sonstigen Religions- und Sekten-Stifter, sobald sie auch in die übrigen Gebiete der Lebenshaltung, wie Politik, Wirthschaft und Kunst eingreifen, andererseits der Literat, wenn er sich ähnlich ausbreitet. Rousseau. Uebrigens scheint diese Form des individuellen Einflusses bei der Fortentwicklung der Menschheit unmöglich zu werden. Ich weiß auch nur von einem modernen Beispiel, das an jene alten Dimensionen erinnert, die Gründung des Mormonenstaates.

Fassen wir zusammen, so finden wir in den zwei ersten Gruppen der Ursachen der Störungserscheinungen den Einzeleinfluß nur in einer neuen Form, nämlich der der technischen Erfindung — Mittelschöpfung —. Denn soweit hier die Rückwirkungen freier Thätigkeit eines Volkes in Betracht kommen, ist der Einzeleinfluß in jener früher abgehandelten Form enthalten. In den zwei letzten Gruppen aber finden wir wesentlichen individuellen Einfluß und zwar in der dritten Gruppe von Seiten eines Einzelnen, der zufällig eine organische Stelle der Macht inne hat, in der vierten Gruppe von Seiten eines Einzelnen, der durch die Macht seiner Persönlichkeit Autorität besitzt.

Was die Störungserscheinungen selbst betrifft, so habe ich schon oben auseinandergesetzt, wie sie fast immer zum Freiwerden von Kräftegruppen führen, die dann — wie auch schon ausgeführt — durch Zwecksetzung und Mittelschöpfung unter den bestimmenden Einfluß des Einzelnen gerathen. Besteht die Störung aber in einem Nothstande, so werden zwar keine Kräfte frei, im Gegentheil die Aufgabe übersteigt die Kräfte des Volkes in seiner gegenwärtigen Organisation — aber eben darum ist die Folge eine absichtliche Umbildung der Organisation zur Anpassung an das momentane Bedürfniß Dies ist als Mittelschaffung wieder wesentlich Thätigkeit eines Einzelnen. Dictator. Endlich haben wir eine Form der Störung, die geradezu darauf gerichtet ist, den Einfluß des Einzelnen unmöglich zu machen. Ich meine die allgemeine Entwicklungshemmung durch starre Festlegung aller Lebensformen. China. Dies ist die Ausnahme, die ich oben erwähnte. Das Individuum ist machtlos, dafür ist aber auch das Volk scheintodt.

Fassen wir unsere ganzen bisherigen Ueberlegungen zusammen, so ergiebt sich das Resultat, daß die Veränderungen einer geschichtlichen Haupteinheit einen rhytmischen organisch bedingten Wechsel von Massen- und Einzeleinfluß aufweisen, soweit wir von Störungserscheinungen absehen können, und daß ferner eben diese dem Individuum noch weitere Gelegenheiten darbieten, bestimmend auf jene Einheit einzuwirken.

Weit entfernt davon, solche Ansichten für wahr zu halten, wie sie etwa auch Herr Enrico Ferri in seinem Buch über „Sozialismus und moderne Wissenschaft“*) ausdrückt, behaupte ich also vielmehr, daß der Einfluß des Einzelnen auf gewissen Stufen der Entwicklung mit organischer Nothwendigkeit eintrete. Aus einem Zustand rein vegetativen Wachsens heraus entwickelt sich

*) Pag. 61. — „die Gesellschaft eine natürliche Thatsache, der gegenüber das Einzelleben machtlos ist.“

das Volk zur Reizbarkeit, zur Fähigkeit: nach Motiven zu handeln, nicht nur nach Zwängen zu funktioniren. Anormaler Weise wird dasselbe Resultat auch durch krankhafte Vorgänge erreicht.

Was aber soll man dazu sagen, daß Vertreter der Meinung vom ausschließlichen Masseneinfluß andrerseits auch behaupten, die Thätigkeit der Massen sei bisher hauptsächlich Zerstörung gewesen!**) Fassen die Herren vielleicht den heutigen Menschheitszustand als Zerstörungsprodukt auf? Halten sie ihn aber für ein Resultat aufbauender, organisirender Thätigkeit, dann müssen sie diese doch den Massen zusprechen, da sie den wesentlichen Einfluß Einzelner leugnen.

Die weitere Frage, in der diese Herren auch so merkwürdig entschiedener Ansicht sind,***) ob das Individuum für die Gattung vorhanden sei oder umgekehrt, scheint mir entweder sinnlos — nämlich soweit diese Frage mythologische Denkweise voraussetzt — oder als Sache des Geschmackes. Will man sich in dieser Frage an die Instanz der Selbstauffassung des Volkes wenden, so scheint mir der Streit sogleich zu Gunsten des Individuums entschieden. Die Tradition führt alle Volksschicksale auf den Willen Einzelner zurück — Heroen — und findet auch in den Thaten der Einzelnen seinen Stolz befriedigt. Doch möchte ich dieser Erscheinung nicht zu viel Gewicht beilegen, da sie einer vielleicht aus den Phantasiegesetzen der Erinnerung ganz hinweg erklären könnte.

Gehen wir zur Frage der Geschichtsdarstellung über, so bemerke ich, daß sich der Meinungsgegensatz über Massen- und Einzeleinfluß hier beiläufig als kausale, entwickelnde einerseits und teleologische oder pragmatische Geschichtsschreibung andererseits wiederfindet. Diese Bezeichnungen, wie sie jüngst Herr Professor Karl Lamprecht gebrauchte. „Zukunft", 8. Febr., sind aber recht unglücklich gewählt. Denn wenn der ältere Geschichtsschreiber die Veränderungen eines Volkes einer wesentlich diskreten Reihe von Ursachen, nämlich den durch persönliche Zwecke bestimmten Einzeleinflüssen gewisser Individuen, zuschreibt, so ist das mit weit größerem Rechte eine kausale Darstellungsweise zu nennen, als wenn der moderne, entwickelnde Historiker von vorbereitenden Perioden, nothwendigen Durchgangsstufen, ferner von der Entwicklung von Organen für bestimmte Funktionen ꝛc. redet, was alles den später erreichten Zustand eines Volkes als Ziel, ja fast als Ideal seiner früheren Veränderungen suggerirt, so daß diese moderne Auffassung eine so große Annäherung an teleologische Erklärung darbietet, als überhaupt ohne Verwendung mythologischer Vorstellungen möglich ist. Gehen wir aber von den Worten zur Sache über.

Die Geschichtsdarstellung ist, soweit sie in der Auswahl des wiederzugebenden aus dem bekannten besteht, wesentlich Sache des Geschmackes. Da erscheint es mir nun nicht zweifelhaft, daß aus der Darstellung der Geschichte eines Volkes oder Staates das biographische Material auch der stärkst beeinflussenden Individuen auszuscheiden ist. Es wirkt beklemmend aus dem Vorstellungskreis von Massenschicksalen auf einmal in die Geburts- und Erziehungs-

**) So Herr Sighele pag. 208.

***) Sighele, pag 208, „Naturwissenschaft und Geschichte lehren uns, daß der Mensch der Art gegenüber sehr wenig bedeutet, daß es der Natur auf diese, nicht auf das Individuum ankommt."

region eintreten zu wollen. Für wissenschaftliche Geschichtsdarstellung komme ich genau zu demselben Resultat: nämlich Ausscheidung des Biographischen. Die wissenschaftliche Geschichte stellt die Veränderungen eines Volkes dar als bedingt durch dessen kulturellen Inhalt und äußere Ursachen. Diese äußeren Ursachen gehören in die Geschichte des Volkes nur als wirkende Umstände, als Erscheinungen des Milieu; — z. B. der Einfall eines Nachbarstammes —; die Ursachen dieser Ursachen gehören aber nicht in diese Geschichte. So ist auch der bestimmende Einfluß von Individuen für die Volksgeschichte als äußerer Umstand aufzufassen, dessen subjektive, biographische Veranlassung daher außerhalb der Volksgeschichte fällt.

Es giebt jedenfalls Perioden der Geschichte, wo für einzelne Theile der Erdoberfläche die Einheitsbildung keinem Zweifel unterliegt. Wenn ein Volk wirthschaftlich, politisch und religiös, mit einem Wort auf allen Gebieten der Lebenshaltung oder des genetischen Handels, ein umschriebenes, fest begrenztes Ganzes bildet, ist es eine historische Haupteinheit. Die spätere Wechselwirkung mit anderen solchen Einheiten, Ausbreitung des Gebietes, Unterwerfung fremder Völker, Anknüpfung von Handelsverbindungen ꝛc. trübt dann die ursprüngliche Einheit, indem die Einheitsgrenzen auf den verschiedenen Gebieten der Lebenshaltung sich zu durchkreuzen beginnen. Wir wären daher in Verlegenheit, wo wir unsere historischen Grenzen ziehen sollten, hätten wir nicht noch ein inneres, psychologisches Kriterium. Das ist das Gefühl der Solidarität, das als inneres Korrelat der Interessengemeinschaft nach außen entspricht. Mögen in inneren Angelegenheiten die Interessen eines Volkes klassenweise gespalten und entgegengesetzt gerichtet sein, so ist doch noch immer Interessengemeinschaft nach außen vorhanden, so lange bei allen schnell vergänglichen Handlungen nach außen und Störungen durch äußere Ursachen die Richtung, wenn auch nicht der Grad, des Interesses aller Einzelnen in der Masse gleich ist.

In historischen Zeiten bilden bei langsamem Gang der Ereignisse die wirthschaftlichen Interessen jedenfalls den Grundstock des ganzen Interessencomplexes. Es könnte daher scheinen, als ob schon seit Jahrhunderten die wirthschaftlichen Klassen und nicht die Staaten die historischen Einheiten bilden würden. Dem ist aber nicht so. Denn das Solidaritätsgefühl ist nicht ein Korrelat der thatsächlichen, ich möchte sagen, objektiven, sondern der dramatischen, während der Aktion bestehenden Interessengemeinschaft. So lange also der Krieg als die Hauptform schneller historischer Veränderung oder dramatischer Aktion sich darstellt, und auch die schnell verlaufenden Störungen des wirthschaftlichen Lebens wie Mißernten, Ueberschwemmungen ꝛc. in der Hauptsache nur lokal wirken, so lange ferner die identischen wirthschaftlichen Klassen in den verschiedenen Staaten nicht eine einzige Aktionseinheit bilden, bleiben die geschichtlichen Veränderungen an den Staat als Zentrum gebunden.

Seit einem Jahrhundert etwa ist aber eine Veränderung in diesen Verhältnissen eingetreten. Die wirthschaftliche Entwicklung hat in allen modernen Staaten eine Klasse, die der Besitzlosen, geschaffen, deren Interessen wesentlich identisch sind; gleichzeitig hat sie für diese Klasse einen fortschreitenden Nothstand erzeugt. Die Abwehr dieses Nothstandes hat zur Organisation aller freien

Kräfte dieser Klasse geführt, zur Klassenaktion und daher zum Solidaritätsgefühl. Der thatsächliche Nothstand der einen Klasse wird zum Nothstand der Gefahr für die andere, und mag auch zu deren langsamer Organisation führen. Auch die schnell verlaufenden wirtschaftlichen Störungen haben ihren lokalen Charakter verloren, wie sich auch die übrigen Funktionen der Lebenshaltung durch gemeinsame Wissenschaft und gegenseitige Nachahmung einander angeglichen haben. Auch der Krieg hat gegenüber der Massenhaftigkeit des sozialen Lebens seine richtunggebende Kraft verloren und die seiner dramatischen Interessengruppirung entsprechende Spezies des Solidaritätsgefühls hat sich von der allgemeinen Form in der ziemlich wirkungslosen des Patriotismus abgesondert. Es findet also gegenwärtig eine Umkristallisation der historischen Hauptheiten statt. An Stelle auf der Erdoberfläche vertikaler, treten jetzt horizontale Trennungsflächen. Doch ist keine Trennungsart ausschließend geworden.

Untersuchen wir jetzt das Verhältniß von Massen- und Einzeleinfluß, soweit es unter diesen veränderten Umständen erscheint, so muß ich einen wesentlichen, nicht bloß zufälligen Rückgang des Einzeleinflusses zugeben. Die sich neu bildende historische Einheit — die Klasse der Besitzlosen — empfängt das Ziel für ihre freien Kräfte in negativer Weise durch den fortschreitenden Nothstand. Einzeleinfluß ist daher nicht in seiner Hauptform als Zwecksetzung, sondern nur in der sekundären der Mittelschöpfung möglich. Aber auch in dieser zweiten Form ist er noch nicht bedeutend hervorgetreten, da die Organisation des Proletariates nicht genügend zentralisirt ist.

Will man mir aber ein Rathen auf die zukünftige Entwicklung gestatten, so sehe ich zwei Möglichkeiten. Entweder das Proletariat erhält relativ früh die Uebermacht und wendet dann seine freien Kräfte auf die umfassende Regelung der wirthschaftlichen Thätigkeit an, was Verchinesung, Entwicklungshemmung, absolute Unmöglichkeit des Einzeleinflusses zur Folge hat, also Scheintod, von dem das Volk erst wieder durch einen äußeren Anstoß erweckt werden könnte, oder die Sozialisirung der Erwerbsthätigkeit tritt erst dann ein, wenn die technische Entwicklung schon so weit fortgeschritten ist, daß das Bedürfniß nach Menschenarbeit sich nur mehr auf einen unbedeutenden Bruchtheil der menschlichen Leistungsfähigkeit erstreckt. In beiden Fällen wird durch die Ausgleichung der wirthschaftlichen Gegensätze, besonders durch die Unmöglichmachung übergroßen Reichthums, der Erwerbsthätigkeit das individuelle, abenteuerliche Interesse entzogen. Während dies aber im ersten Fall — bei noch nicht genügend entwickelnder Technik — zur Festlegung des größten Theiles der menschlichen Thätigkeit, also zur Gesetzessklaverei, Verchinesung führt, bedeutet es im zweiten Fall die Freimachung ganz ungeheurer, in vorhinein gar nicht abzuschätzender Kräfte. Ob dann die Nationalität, Religion oder Kunstüberzeugung, ja vielleicht wissenschaftliche Meinungsverschiedenheiten als Prinzipien historischer Einheitsbildung auftreten werden, wage ich nicht zu entscheiden. Aber jedenfalls wird dann wieder das Einzelindividuum in seiner primären, zwecksetzenden Thätigkeit schicksalbestimmend sein.

Berlin. Dr. Otto Mautner Ritter von Markhof.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Thomas von Aquino.

Einige Unebenheiten aus seinem Hauptwerke.

„Omnis homo mendax"
„Kein Mensch hat je nur Wahres geredet."
Psalm 115, 2.

I.

In einem Schreiben Clemens VIII. an die Neapolitaner heißt es:
„Thomas, der eine gewaltige Zahl von Werken ohne jeden Irrthum
„geschrieben hat und aus dem Munde des Herrn selber hörte, wie dieser
„den Inhalt billigte." *)

Da Thomas sich sein Ziel recht weit gesteckt hatte, indem er ungefähr alles, was er sehen, und auch das, was er nicht sehen konnte, mit apodiktischer Gewißheit klarzulegen und zu entscheiden suchte, so muß für Jeden, der jemals über Gott und Welt ernstlich nachgedacht, die Behauptung des Papstes Clemens zum Mindesten sehr gewagt klingen, zumal wenn man den damaligen Stand der Naturwissenschaften in Betracht zieht, die zu jener Zeit noch so recht in den Windeln lagen. Die Aufgabe, die Werke des großen Scholastikers mit der Sonde zu untersuchen, muß heute ganz besonders dankbar erscheinen, da noch in jüngster Zeit Leo XIII. durch seine Encyclika: Aeterni patris (vom 4. August 1879) die Aufmerksamkeit weiter Kreise wieder auf dieselben gelenkt hat.

Obschon die Beweisführung nicht schlagend und treffend in den Werken Thomas' zu nennen ist, so können wir doch nicht umhin, seinen Stil als klarer und faßlicher zu bezeichnen, als den unserer neueren Philosophen. Man wird daher mit größerer Annehmlichkeit die Summe des Aquinaten lesen, als Kant's Kritik der reinen Vernunft oder Schopenhauer's Welt als Wille und Vorstellung, wenngleich man durchgängig mit der Beweisführung auch dann nicht zufrieden sein wird, wenn man die Richtigkeit des zu beweisenden Satzes ohne weiteres zugiebt. Thomas bewegt sich vorwiegend in Autoritätsbeweisen; und obschon er für jeden Satz derer eine Reihe für und wider aufzählt, scheint er die Schwäche des Autoritätsbeweises doch nicht einzusehen.

Den stärksten aller Beweismittel, den intuitiven Beweis — durch den ich dem Leser vermittels einfacher Hinstellung der glatten nackten Wahrheit gegenüber der Unwahrheit eine unmittelbare, sich selbst aufdrängende Wahrheit vorführe — kennt er gar nicht oder doch nur kaum.

*) Da dieser Ausspruch des Papstes Clemens VIII. nicht ex cathedra gegeben, sondern in einem persönlichen Schreiben niedergelegt ist, so ist derselbe keine katholische Glaubenslehre, kein Dogma.

Die mancherlei Aehnlichkeiten der Natur benutzt Thomas nur selten in seinen Beweisführungen; aus seinem Leben hören wir ihn gar nichts, aus der Geschichte kaum etwas hervorbringen.

So werden trotz aller wirklich prägnanten Form seine Beweisführungen in Folge ihrer Einseitigkeit und innern Unzuverlässigkeit auf die Dauer langweilig und wenn wir den Thomas gelesen haben, so ist es uns mit einem Male klar, daß Werke, die in ihrer Zeit eine außerordentliche Hochachtung und Wertschätzung genossen, alsbald in völlige Vergessenheit versunken. „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren."

II.

Kap. 2, Art. 3 der theologischen Summe*) lesen wir:

„Wir finden in den Dingen manches, was sein oder auch nicht sein kann; zeigt doch die Thatsache des Entstehens oder Vergehens, dem viele Dinge unterworfen sind, daß die Möglichkeit vorhanden ist, zu sein, und zugleich die Möglichkeit nicht zu sein. Es ist aber unmöglich, daß, was so beschaffen ist, immer sei; viel, was in seiner Natur die innere Möglichkeit besitzt, nicht zu sein, zuweilen auch thatsächlich nicht ist. Wenn nun aber schlechthin alles die Möglichkeit hat, nicht zu sein, so wird es auch einmal nichts."

Diese Schlußfolgerung, welche künstlich gezogen wird, um auf einen Gottesbeweis zu kommen, entbehrt jeder Grundlage. Weder vermag der gesunde Menschenverstand sie kurzum als offenbar richtig einzusehen, noch kann man sie nach irgend einem Denkgesetze berechtiger Weise ziehen. Aus einer Möglichkeit kann man an und für sich niemals eine Wirklichkeit folgern. Thut man das, so geräth man in ein wahres Labyrinth von Trugschlüssen und auch in das Fahrwasser des ontologischen Gottesbeweises, mit dem sich die Welt so lange abgequält hat, bis ihn endlich Kant endgültig bei Seite warf.

Bemerken wir an den Dingen ein Entstehen und Vergehen, oder besser gesagt einen Wechsel, — denn der Stoff selbst bleibt auch beim Vergehen der Dinge erwiesenermaßen bestehen — so sind drei verschiedene Schlußfolgerungen möglich:

a. wir können folgern: beide, Stoff und Wechsel, sind seit ewigen Zeiten gewesen.

Diese Folgerung ist die nächstliegende und die Grundlage der pantheistischen Religionen;

b. wir können schließen: der Stoff ist ewig, der Wechsel ist ihm durch höhere Gewalt in der Zeit imputirt worden.

Diese Auffassung ist eine halb übernatürliche, sie ist die im Götterglauben der Griechen und Römer zu Tage tretende, wo ein Gott aus einem Chaos eine Welt bildet.

---

*) Wer eine gute Uebersetzung des lateinischen Originals der Werke Thomas zu besitzen wünscht, mag sich die von Dr. Gislans Maria Schneider, Pfarrer zu Floisdorf in der Eifel (Verlag von Manz in Regensburg) beschaffen, welche auch ich in meinen Auszügen benutzte.

c. wir können den Schluß ziehen, den Thomas zieht: beide, Stoff und Wechsel sind nicht von Ewigkeit, sondern durch höhere Kraft ist der Stoff ins Dasein gerufen und ihm der Wechsel imputirt worden.

Durch diese Folgerung gerathen wir freilich dann selbstredend in supernaturalistisches Fahrwasser. Stehe ich nun aus vielen Gründen auch persönlich voll und ganz auf diesem letzterem Standpunkte, so kann ich doch nicht so einseitig sein, Gründe für meine Auffassung allein in Beschlag zu nehmen, welche ebenso wohl andern Anschauungen zu dienen geeignet sind.

Im weitern Verfolge kommt Thomas sodann zu der Folgerung, daß ein Sein existiren muß, welches aus seinem eigenen Innern heraus nothwendig ist. Er sagt:

> „Da aber (bei wechselvollen Dingen) keine Reihe ohne Ende angenommen werden kann, so muß ein Sein existiren, das ganz und gar aus seinem eigenen Innern heraus nothwendig ist; dieses Sein nennen wir Gott."

Auch diese Schlußfolgerung entbehrt jeder Begründung. Etwas an und für sich (absolut) Nothwendiges giebt es nicht. Es könne ohne allen Zweifel ebenso wohl Nichts, überhaupt gar Nichts geben, als es Etwas giebt. Giebt es aber Etwas, so muß es allerdings Etwas von Ewigkeit her gegeben haben, denn aus Nichts kann niemals Etwas entstehen.

Da es uns nun offenbar einleuchtet, daß Dinge existiren, so haben wir praktisch allerdings nur mit der Möglichkeit zu rechnen, daß diese Dinge zufällig von Ewigkeit her existiren, oder aber daß sie durch den Willen eines höheren Wesens hervorgerufen sind, während wir prinzipiell drei Möglichkeiten haben:

a. ein ewiges Nichts,
b. ewige Dinge,
c. einen ewigen Schöpfer.

Wie uns nun die Erfahrung ohne Weiteres lehrt, daß a nicht zutrifft, mag uns die Spekulation vielleicht ebenso fest überzeugen, daß auch b nicht zutrifft, daß also nur die dritte Möglichkeit wahr sein kann; dann haben wir von Ewigkeit einen Schöpfer; aber er braucht nicht an und für sich nothwendig zu existiren, sondern, wenn er existirt, so existirt er zufälliger Weise — was praktisch vielleicht der einzige reine Zufall wäre. Ebenso gut könnte zufälliger Weise von Ewigkeit her gar Nichts sein, als Etwas, oder Vieles.

Gott ist keinesfalls mathematisches Exempel; ist er, so ist er eine substantielle — wenn auch körperlose — Größe, daher ist seine Existenzfrage nicht a priori zu entscheiden, sondern a posteriori.

Im folgenden Absatz desselben Artikels sucht Thomas von den „verschiedenen Abstufungen des Seinsgrades" einen Beweis für das Dasein Gottes abzuleiten. Er sagt:

> „Es wird in allen Dingen ein höherer oder niederer Grad von Güte, von Wahrheit, von Seinswerth gefunden. Eine solche Verschiedenheit kann aber nur insoweit als möglich angenommen werden, inwieweit ein derartiger Grad mehr oder weniger absteht von dem, was den betreffenden Vorzug im unbedingt höchsten Grade besitzt;

wie z. B. etwas im selben Grade warm ist, als es dem unbedingt und nothwendig am meisten Warmen nahe steht."

Indem Thomas das Feuer als „das unbedingt und nothwendig am meisten Warme" hinstellte, erhielt seine Beweisführung für die damalige Zeit einen leichten Anflug von Wahrscheinlichkeit. Heute wissen wir, daß es in den Graden der Wärme nach oben hinaus kein Ende der Möglichkeit giebt, ebenso wenig, wie in der Skala der Zahlen. Hätte Thomas letzte, ihm genugsam bekannte, Größen als Beispiel gewählt, statt der Wärme, die für ihn noch ein recht dunkeler Begriff war, so würde er wohl gemerkt haben, daß seine Beweisführung haperte. Oder vermag mir jemand die höchste Zahl anzugeben?

Uebrigens ist der Versuch von den Seinsgraden auf ein vollkommenstes Wesen zu schließen in jeder Beziehung ganz besonders als ein durchaus unglücklicher zu bezeichnen.

Wollte man seine Beweiskraft gelten lassen, so würde er keineswegs auf jenen Gott hinweisen, den das Christenthum lehrt, sondern auf eine körperliche Auffassung Gottes, also zu einem pantheistischen Religionssysteme führen. Auch würde jener Beweis auf einen ewigen Satan, also auf den persischen Ahriman mit der gleichen Konsequenz hinweisen.

Wie Gott die höchste Wärme, müßte dieser dann die größte Kälte selbstredend sein. So kämen wir einerseits auf den reinsten Sonnendienst, andererseits bliebe für das Feuer der scholastischen Höllenidee wiederum kein Raum, so daß wir immer tiefer in Widersprüche gerathen würden.

III.

Folgen wir jetzt Thomas auf ein etwas anderes Gebiet.

Kap. 3, Art. 2 soll in der Summe bewiesen werden, daß Gott nicht aus Stoff und Form zusammengesetzt ist.

Absatz b 1 drückt sich dort selbst Thomas, wie folgt, aus:

„Stoff heißt wesentlich nichts Anderes als ein Vermögen haben, etwas zu werden, was er noch nicht ist."

Nach dieser Definition ist Alles ohne Ausnahme Stoff, außer Gott. Bin ich klein, so kann ich groß werden — bin also Stoff, bin ich nüchtern, so kann ich betrunken werden — bin also Stoff u. s. w.

Des Weiteren fährt Thomas dann fort:

„Alle Dinge, welche aus Stoff und Form bestehen, sind erst vollendet und demnach erst gut und erstrebenswerth kraft ihrer Form, wie die Leinwand z. B. erst kostbar wird durch die Form, welche der Maler mit ihr verbindet."

Abgesehen davon, daß heute längst erwiesen ist, daß in jener Weise zwischen Form und Stoff nicht unterschieden werden kann, wie es die Scholastiker versuchten, zeigt das von Thomas aufgeführte Beispiel recht drastisch, wie unklar auch bei den Scholastikern selbst die gemachte Unterscheidung war: Wenn Leinwand ohne Malerei nicht Form, sondern Stoff ist, was ist dann Garn? was Flachs, was Leinsamen, was die Pflanze?

Das 14. Kapitel behandelt das Wissen Gottes; im 13. Artikel derselben heißt es: „Gott erkennt mit Gewißheit das zukünftig Zufällige."

Im Gegensatz hierzu heißt es im 83. Kapitel, Art. 1: „Der Mensch hat freien Willen."

Diese beiden Behauptungen sind mit einander unvereinbar. Sie widersprechen einander. Wer das Erste glaubt, muß das Letztere leugnen; wer das Letztere glaubt, muß das Erstere leugnen. Materialismus und Prädestinationslehre haben von jeher den freien Willen des Menschen in Abrede gestellt. Der Materialismus, um Alles in eine allgemeine Nothwendigkeit zu setzen, die Prädestinationslehre, um Alles in das Belieben des Schöpfers zu stellen. Im Gegensatz dazu hat die katholische Kirche von jeher, soweit sie auch das Wissen Gottes auszudehnen sucht, die Freiheit des menschlichen Willens als conditio sine qua non behauptet.

Und in der That widerspricht nichts so sehr ihrem Prinzip, als die Leugnung des freien Willens. Mindestens muß sie ihrer Natur gemäß einen solchen für diejenigen Fälle in Anspruch nehmen, welche die ewige Glückseligkeit bezw. Verworfenheit ihrer Lehre gemäß bedingen. Sobald wir annehmen, daß irgend einem Wesen bereits mit Gewißheit bekannt sei, ob ein Mensch sich so oder so verhalten wird, ob er ewigen Glückes oder ewigen Unglückes werth werden wird, treten wir in offenbaren Widerspruch mit der Lehre der Freiheit des menschlichen Willens; wir nehmen eine Vorherbestimmung an, wie der Islam und machen die Welt zu einem Spiel, das sich einer Schachpartie nicht einmal ebenbürtig rechnen darf.

Es leuchtet ein, daß aus einer so widersprechenden Ansicht über das Wissen Gottes einerseits und die Freiheit des Menschen andererseits in einem so umfangreichen theologisch-philosophischen Werke eine ganze Menge von Widersprüchen und Unzuträglichkeiten entspringen müssen.

Kap. 14 finden wir denn auch beispielsweise unter Art. 13b folgenden Ausdruck, in welchem die Widersprüche in einem Satze vereinigt sind:

> „Daß Gott Alles weiß, nicht nur was thatsächlich ist, sondern auch in dem Vermögen einer Kreatur sich vorfindet, darunter aber manches dem Zufall oder der Freiheit unterworfen ist, daß also Gott auch die zukünftigen freien Akte erkennt."

oder Kap. 19, Art. 6:

> „Gottes Wille wird immer erfüllt";

dagegen Kap. 19, Art. 9:

> „Gott will das Uebel der Schuld (die Sünde) in keiner Weise";

oder Kap. 23, Art. 1:

> „Bezüglich der Menschen besteht eine Vorherbestimmung in Gott".

Die letztere These, welche man eher aus dem Koran ausgeschrieben glauben sollte, wird dann unter b noch sogar näher dahin erläutert, daß die Vorherbestimmung nicht für natürliche Dinge (etwa Kunst, Erfindungen, Leben ꝛc.) gemeint ist, für welche sie der gläubige Christ meines Erachtens eher gelten lassen könnte, sondern für das ewige Leben; unter b II werden dementsprechend sodann die Thiere von der Vorherbestimmung ausgenommen und unter b III wird die Vorherbestimmung auf die Engel ausgedehnt, so daß derselbe Gott, welcher im sechsten Kapitel als die unendliche Güte gepriesen worden ist, jetzt als ein schrecklicher Tyrann ge-

schildert wird, welcher Millionen von Engeln und Menschen erschafft, um sie in ewiges Unglück zu stürzen.

Recht „schön" ist sodann noch der Schlußsatz des Artikels:

> „Es ist nicht zukömmlich, daß die Vorherbestimmung allen geoffenbart wird; sonst würden jene, die nicht (s. e. zu ihrem Heile) vorausbestimmt sind, verzweifeln, die andern aber, allzu sicher gemacht, in Nachlässigkeit und Trägheit lullen. Einzelnen aber kann wohl in Folge eines besonders Vorrechts eine solche Offenbarung geschehen."

Aber, mein lieber Thomas, wozu denn diese Furcht? — Wenn ich von einer Macht, der ich mich nicht entwinden kann, vorherbestimmt bin, so kann ich doch nicht aus dem Rahmen meiner Bestimmung herausfallen! Wie ist es möglich, daß ich verzweifle, ohne zur Verzweiflung bestimmt zu sein; wie vermag ich nachlässig und träge zu werden, wenn nichts davon in meinem Schicksalsbuche steht? O sancta simplicitas!

Wer eine in eben dieses Gebiet reichende recht mittelalterlich-philosophische Wortklauberei lesen will, der nehme Kap. 23, Art. 3b I, II und III zur Hand; speziell daraus folgende Sätze:

> „Wenn also gesagt wird, der Verworfene könne nicht die Gnade erlangen, so ist das nicht von einer unbedingten Unmöglichkeit zu verstehen, sondern von einer bedingungsweisen, der gemäß es nothwendig ist, daß der Vorherbestimmte gerettet werde unter der Bedingung, daß er seine Freiheit bewahre und ausübe. Obgleich somit jemand, der von Gott verworfen wird, nicht Gnade erlangen kann; daß er aber in diese oder jene Sünde fällt, das kommt rein von seinem freien Willen, und dies wird ihm mit Recht als Mißverdienst angerechnet."

Fürwahr, eine seltsame Logik! Stellte sich der Heilige nun einmal auf den Standpunkt der Vorherbestimmung, — den ich fürwahr nicht rechtfertigen will — so hätte er auch jenen Schluß ziehen sollen, der allein möglich war: Da jemand, der von Gott verworfen ist, nicht Gnade erlangen kann, so ist es gleichgiltig, ob er in diese oder jene Sünde fällt; auf jeden Fall wird der Mann sündigen und „deshalb" verbrannt werden.

Damit wäre allerdings Thomas in die Lehre Calvins und Wicleffs gekommen, die in der That nur die Konsequenzen scholastischer Philosophie gezogen haben, wie aus obigem zur Genüge hervorgeht. Diese Konsequenzen aber waren bereits durch die Synode zu Orange (529) verworfen worden, deshalb durfte sie ein Scholastiker nicht ziehen.

Oder er hätte den Becher bis zur Neige leeren und die Schlußfolgerung der Materialisten ziehen sollen: Zu sündigen kann dem Menschen nicht als Schuld angerechnet werden, Gutes zu thun nicht als Verdienst, weil er in beiden Fällen nur thut, was er nicht lassen kann.

Wir sehen, jede Konsequenz würde Thomas in Gegensatz zu seiner Kirche gestellt haben. Aber jedenfalls ist es besser, eine konsequente Anschauung zu verfechten, als eine widerspruchsvolle. Erstere kann immerhin doch wahr sein, letztere niemals.

IV.

Daß die Behandlung des Siebentagewerkes flach und für wissenschaftliche Ausbeute arm, vielleicht gar vollständig unergiebig und unbrauchbar ist, kann uns nicht wundern, wenn wir den damaligen Stand der Naturwissenschaften in Betracht ziehen. Trotzdem ist anzuerkennen, daß Thomas in der Betrachtung des Schöpfungswerkes im Vergleich zu seinen Zeitgenossen sehr hoch steht. Er bemüht sich nach Kräften, Glauben und Wissen in Uebereinstimmung zu bringen und giebt sogar unverhohlen zu, daß sich beide nicht widersprechen dürfen, weil sonst eines von Beiden unbedingt im Irrthum sich befinden müßte. Seine Schöpfungstheorie dürfen wir wohl füglich übergehen.

Nicht übergehen zu dürfen glaube ich dagegen einige Ausführungen über den Menschen vor dem Sündenfall.

> „Adam hatte alle Tugenden"; heißt es 95. Kap. 3. Art. und
>
> „Adam war vollkommen in der Wissenschaft, weil er als Lehrer des ganzen Menschengeschlechtes dastand. Darin wären ihm seine Kinder (auch ohne die Erbsünde) nicht ähnlich gewesen . . . Die Kinder hätten aber immer das Wissen gehabt, welches sie entsprechend ihrem Alter hätten haben sollen;" im 100. Kap. 1. Art.

Daß die Versuchung Adams ein völlig überflüssiges Ding gewesen wäre, wenn Adam seit seiner Erschaffung alle Tugenden besessen hätte, sieht Thomas nicht ein!

Wie unbegründet die Meinung des hl. Thomas über die „Wissenschaft" Adams war, dürfte heute wohl jeder einsehen und zugeben, der ein wachsames Auge für den Fortschritt unserer Zeit hat. Uebrigens versucht Thomas auch nicht einmal einen einzigen Grund für seine Behauptung vorzubringen. Es ist lediglich einer jener jedes Beweises baaren phantastischen Gedanken, den er dort vorbringt, wie wir sie bei den alten und mittelalterlichen Philosophen so oft lesen.

In diesen Regionen einer hochfliegenden Phantasie bewegen sich auch durchgehends die Auseinandersetzungen Thomas' über die Engel. Aus ihnen nur ein paar besonders auffallende Sätze:

Kap. 109, Art. 4: „Die guten Engel stehen den bösen vor und lenken sie."

Eine Behauptung, welche aller natürlichen und christlichen Auffassung Hohn spricht. „Keine Gemeinschaft ist zwischen Christus und Belial" sagt die Schrift, und es ist in jeder Hinsicht ein Unsinn, anzunehmen, daß ein zu ewiger Strafe Verdammter sich von einem Anhänger seines Richters und seinem Henker (vgl. Michael und der Drache) leiten lasse. Die Auffassung Thomas ist hier unglaublich naiv.

Auf gleichem Punkte steht die Auslassung sub c II:

> „Die heil. Engel verhindern die Dämonen nicht ganz und gar, manches Böse zu thun."

Dagegen lehrt die Kirche, deren Bekenner Thomas ist, daß die Engel nach Kräften die Dämonen verhindern, Böses in der Menschenwelt zu wirken (nämlich die Menschen zur Sünde zu verführen), und daß ihrerseits die Dämonen ebenso kräftig den Engeln entgegenarbeiten. Die

Kirche lehrt keineswegs, daß Satan sein Reich dem Messias auf seinen Wunsch oder Befehl hin abgetreten habe, sondern daß Christus Satan im Kampfe überwunden habe. „Und wenn der Teufel von seiner Wohnung ausgefahren sei, so sei er nicht zufrieden damit; nein, er geht an wüste Oerter und brütet Rache; und er nehme sieben Gesellen mit, die ärger sind wie er, um seine frühere Wohnung mit Hülfe trotz der guten Engel, trotz Christus wieder zu gewinnen." So ernst redet das Evangelium im Gegensatz zu der naiven Auffassung des hl. Thomas.

Im Glauben an die Wunder, welche Dämonen wirken sollen und an die Einwirkung der Himmelskörper ist Thomas ein Kind seiner Zeit, jedoch offen gesagt, nicht eins der finstersten.

„Amicus mihi Cato, sed magis amica veritas!"

(Ein Katholik.

Karl Böttticher's Tektonik der Hellenen.*)

II.

Wenden wir uns nach der Kennzeichnung der historischen Stellung der „Tektonik" dem Werke selbst zu, so wird es zweckmäßig sein, die leitenden Grundgedanken der Theorie im Wortlaut der wichtigsten Sätze herauszuziehen.

Wie schon erwähnt, hat Böttticher drei Jahre vor dem Erscheinen des ersten Theiles der „Tektonik" die Einleitung des Werkes in zusammengedrängter Form als Aufsatz in der „Allgemeinen Bauzeitung" (L. Förster Wien)*) veröffentlicht. Allen denen, die vor der Weitläufigkeit der „Tektonik", vor der schwer lesbaren, umständlichen Schreibart, vor der Ueberfülle des archäologischen und literarischen Materiales zurückschreckten, konnte diese Abhandlung einen guten Einblick in die Grundgedanken der Theorie gewähren, allerdings aber keine Vorstellung von Böttichers mühevollem und gelehrtem Lebenswerk.

Eine vorzügliche Wiedergabe der Grundgedanken der „Tektonik" findet sich auch in Lotzes „Geschichte der Aesthetik in Deutschland" (S. 517 ff.)

*) Jahrg. 1840, S. 316 ff. — Beachtenswerth die Entgegnung auf diesen Aufsatz von J. Gärtner, Allgem. Bauztg 1844, Lit. Bl. S. 169 ff.

Die ersten 11 Druckbogen und 14 Kupfertafeln des Werkes waren bei der ersten Versammlung deutscher Architekten zu Leipzig im September 1842 ausgelegt. Eine hierauf bezügliche kurze Besprechung Lohdes in Försters Bauzeitung schließt mit folgenden Sätzen, die für die Aufnahme des Werkes sehr bezeichnend sind:

„Noch nie haben wir den Begriff in der Form so entwickelt, noch nie die Seele der Form so in das Wort gefaßt gefunden, wie in Herrn C. Böttichers Werke, noch nie die Prinzipien und Bedingungen des Organismus idealer, d. i. der tektonischen Formen, so klar und mit so philosophischer Tiefe wie hier hingestellt gefunden. In dem ersten Theile der Einleitung — den der Verfasser „Zur Philosophie der tektonischen Form" überschreibt — erhalten wir die Grundzüge einer ganz neuen Wissenschaft, die künftig einen Theil der philosophischen Disziplinen bilden wird. Dies sei genug, um die Stelle anzudeuten, die Herrn C. Böttichers „Tektonik der Hellenen" künftig in der Literatur einnehmen wird.*)

Zieht man auch in Betracht, daß diese Worte von Böttichers ergebenstem Freund geschrieben sind, so muß doch zugegeben werden, daß die Voraussage über die literarische Stellung des Werkes in gewissem Grade in Erfüllung gegangen ist. In der That wurde erst durch Böttichers „Tektonik" die eingehende und sachliche Analyse tektonischer Formschönheit, „ein Theil der philosophischen Disziplinen", wenn auch nicht „die Grundzüge einer ganz neuen Wissenschaft" dadurch gegeben wurden; denn eine Form-Aesthetik gab es schon vor Bötticher, und eine Form-Aesthetik gibt es jetzt — gegen Bötticher.

Fassen wir nun die Grundgedanken von Böttichers „Philosophie der tektonischen Form" näher in's Auge! Sie sind in folgenden Hauptsätzen entwickelt**):

„Die hellenische Architektonik erbildet die totale Form eines Bauwerkes, der Natur des betreffenden Materiales entsprechend, aus einzelnen für sich bestehenden, zur Existenz und zum Zweckgebrauche der ganzen Baulichkeit nothwendigen, und dem entsprechend in der Räumlichkeit angeordneten und vertheilten Körpern."

„Nach ihrer struktiven Vereinigung zu einer totalen Form erscheinen alle diese Strukturtheile in einem Ausdrucke, welcher sowohl den inneren Begriff, die Wesenheit oder die mechanische Funktion eines jeden für sich, als auch die wechselseitige Begriffsverbindung — Junktur — aller im Ganzen, auf das anschaulichste und prägnanteste darstellt. Dies ist die Dekorative oder die Kunstform jedes Theiles."

---

* Allgem. Bauztg. 1842, S. 388.

**) Tkt. (1), I. B. S. 4–23.

„Das Prinzip, nach welchem die hellenische Tektonik ihre Körper erbildet, ist ganz identisch mit dem Bildungsprinzip der lebendigen Natur. Form eines Körpers nämlich ist in der hellenischen Tektonik, wie in der schaffenden Natur: Verkörperung oder plastische Darstellung eines inneren Begriffes im Raume. Die Form erst verleiht dem baulichen Material die Eigenschaft, seine Funktion erfüllen zu können; umgekehrt kann aus der Form jedesmal die Funktion erkannt werden."

„Wenn an jedem Körper in der organischen Natur durch eine wirkliche Lebensthätigkeit — wirkliches Fungiren — die im Keime oder innersten Kerne angelegte Form nach und nach zu den erforderlichen Proportionen entwickelt, die kleinsten Extremitäten des weichen bildsamen Stoffes nach und nach in Vollendung entfaltet werden, auf diese Weise durch die lebendige Funktion und ihre innere Wesenheit die äußere Form in lebensthätigem Ausdrucke gebildet, und umgekehrt durch die Form wieder Funktion, innere Wesenheit, kurz der Begriff, dargestellt wird: so kann die Tektonik einen solchen Wesenheit und mechanische Thätigkeit verrathenden Ausdruck in den Aeußerlichkeiten ihrer darstellenden Körper, bei dem todten organischen Materiale, woraus sie diese Körper bildet, nicht anders als scheinbar und gleichsam als von außen angebildet oder angelegt erzeugen. Und zwar geschieht dies so, daß man sich zuerst für die vorgeschriebenen Raumgrenzen — statistisch nothwendigen Körperproportionen — einen Körperkern oder eine Kernform in einem solchen Formenschnitte — Schema — vorbereitet denkt, welcher in seiner Nacktheit schon die tektonische Funktion vollkommen erledigt, alsdann aber diesem Kerne solche Extremitäten angefügt oder denselben gleichsam mit einer aus solchen Formen gebildeten Hülle bekleidet zeigt, welche eben seinen innern Begriff in allen Beziehungen auf die prägnanteste Weise erklären. Dies ist die dekorative Charakteristik, die Ornamenthülle des Kernschema vom Strukturtheile, welche in ihrer Kontinuität aus einzelnen begriffsanalogen Formenschematen gebildet wird."

„Diese dekorative Bekleidung oder charakteristische Attribution der Kernform fungirt deshalb auch nie materiell oder struktiv, sondern hat nur den ethischen Zweck, die bauliche Funktion, welche der ganz allein fungirende Kern physisch verrichtet, äußerlich darzustellen und lebendig zu versinnlichen. Die ist daher symbolisch, weil überhaupt der Begriff des Kernes durch Attribution oder Charaktere bezeichnet wird, welche in sinnbildlicher Weise äußerlich das bezeichnen und scheinbar verrichten, was er wirklich verrichtet."

„Außer der besonderen Funktion eines Strukturtheiles soll die dekorative Charakteristik zugleich dessen Verknüpfung — Junktur — mit dem

Begriffe jedes anſchließenden Strukturtheiles, die wechſelſeitige organiſche Beziehung beider zu einander, und ſo weitergehend die Totalität des Werkes wie aus einem einzigen Formenorganismus entwickelt darſtellen."

„Nach ſolcher Anſicht verfährt die antike Tektonik mit ſehr richtigem Sinne ſo, daß ſie die dekorative Bekleidung des Kernes als ſtruktiv nicht nothwendig von dem ſtruktiv nothwendigen Kernvolumen deſſelben ganz wahrnehmbar ſondert und ſie wie angelegt oder von außen angefügt darſtellt. Indem man hierdurch das Wirkliche vom Scheinbaren trennt, und Dekoration als das, was ſie in der That nur ſein ſoll, als begriffsmobiliſirende Hülle des wirklich fungirenden Kernes vor Augen legt, wird nicht allein dem urſprünglichen Verſtändniß beider Theile entſprochen, ſondern es erwächſt auch materiell für die Konſolidirung der dekorativen Bekleidung noch ganz beſonders der große Vortheil, daß die oft ſehr zarten Extremitäten, in welche ſie endet, vor zerſtörenden Wirkungen, welche die verſchiedenen Strukturtheile in ihrer mechaniſchen Kombination als materiell oder ſtatiſch fungirende Maſſen aufeinander äußern würden, vollkommen geſichert ſind."

„Zur Gewinnung der Symbole eines tektoniſchen Gebildes nimmt die helleniſche Kunſt im Allgemeinen folgenden Weg. Die Erſcheinung, daß irgend einem Körper der umgebenden Natur oder einem zum Gebrauche im Leben dienenden Objekte Begriffe, Eigenſchaften, Weſenheiten inliegen, welche denen, die am Strukturtheile ausgeſprochen werden ſollen, bekanntermeiſe analog ſind, faßt die Tektonik auf, entlehnt das Schema dieſes Objektes und kleidet bildneriſch ſchicklich den Kern des Strukturtheiles damit ein. Dadurch wird ein ſolches Schema, weil es eben Analogem entlehnt iſt, zum Mittel, um verwandtes oder gleiches Weſen des Strukturtheiles auf die deutlichſte Weiſe darzuſtellen. Das Objekt iſt alsdann das Analogon, das ſymboliſche Vorbild. Hierbei wird jedoch bedingt, daß die analoge Weſenheit des Objektes durchaus eine von jedem Individium gewußte und gekannte ſei. Nur durch ein ſolches Verfahren, mittelſt bekannter Analogien aus der umgebenden Welt zu reden, kann ſich die Tektonik eine Formenſprache bilden, welche volksthümlich, vom Geſchlechte durchweg begriffen und verſtanden wird."

„Es iſt natürlicherweiſe nicht möglich, gerade nur nach einem einzigen Analogon das totale Kernſchema eines Strukturtheiles zu bilden, ſondern es werden oft verſchiedene Objekte Analogien hierzu liefern, die zum ganzen Ausdrucke vereinigt werden müſſen. Denn da, wie wir ſchon eben angedeutet haben, außer dem Begriffe für ſich jeder Strukturtheil ſelbſt noch eine Menge einzelner Begriffe in ſich faßt, ſo wird, wenn ſich dafür kein Analogon finden läßt, welches in ſeiner Einheit dieſer An-

forderung entspricht, der Kern in seiner ganzen Ausdehnung mit mehreren und zwar mit so vielen einzelnen Symbolen bekleidet werden müssen, als sich einzelne Begriffe in ihm aussprechen sollen. Durch Verknüpfung aller einzelnen Symbole wird die Formeneinheit eines Strukturtheiles, durch Verknüpfung aller einzelnen Strukturtheile die Formeneinheit des ganzen Baues hergestellt."

„Wir bemerken in der hellenischen Antike zweierlei Weisen, nach welchen künstlerisch technisch die Ornamentschemate der dekorativen Hülle realisirt sind: Die Realisation durch Skulptur und die Realisation durch Malerei. Beide oft an ein und demselben Werke neben einander gebraucht."

„Streng genommen wird durch den plastischen Ausdruck — Skulptur — der Ornamentschemata alle weitere Vollendung durch Malerei überflüssig. Aber auch nur in dem Falle, daß diese Schemata plastisch ausgesprochen sind; keineswegs aber darf sie unterbleiben, wenn dem nicht so ist. Weil ja sonst ganz natürlich die Sache, um die es sich handelt, das eigentliche Verständniß dessen, was man mit dem glatt vorgelegten Profile des ganzen Symboles oder dem zur Aufnahme der einzelnen Schemata vorbereiteten Kern desselben sagen will, verloren geht. Bei einer solchen Charakterisirungsweise wird der Kern im Profile glatt vorgelegt und charakteristisch vollendet durch Aufmalung der einzelnen Schemata in der einfachsten nur andeutenden Weise, ohne Licht und Schatten, oder ohne das Schema durch optisch täuschende Relevation verwirklichen zu wollen."

„Die einzelnen Symbole und dekorativen Attributionen eines Strukturtheiles — folgerecht aus seiner Wesenheit, seiner Funktion, kurz aus seinem mechanischem Begriffe hervorgegangen, und durchaus nur ein Mittel denselben darzustellen — sind dadurch gesetzlich bestimmt, und niemals willkürliche Verbrämung. Alle anderweitigen neueren Versuche, ihren Ursprung und ihre Bedeutung aus weitliegenden, künstlich spekulirten Gründen herzuleiten, vielleicht gar als aus der Kunst fremder Stämme erborgt zu fassen (wie bei Stackelberg und anderen) sind ganz und gar als dem Wesen der Sache fern, mit dem gesunden, scharfen und natürlichen Darstellungsvermögen der Hellenen durchaus nicht übereinstimmend, und lassen sich auch als vollkommen ungenügend erweisen. Am wenigsten haltbar und in der tektonischen Praxis ganz unbegründet sind die Hypothesen Vitruvs, welche die vorzüglichsten Symbole für in den Steinbau herübergezogene Ueberbleibsel oder Nachahmungen vom Strukturformen eines früher vorangegangenen Holzbaues erklären, wodurch sie zu todten ohne allen inneren Grund nachgeahmten Schematen einer ganz anderen Tektonik gestempelt werden."

Dies die Hauptſätze von Böttichers tektoniſcher Theorie, wie ſie in der „Einleitung“ der erſten Ausgabe der „Tektonik“ niedergelegt iſt. Im zweiten Theile dieſer „Einleitung“ wird dann eine „allgemeine Darſtellung der tektoniſchen Symbole je nach ihrem Begriffe“ gegeben, die in fünf Abſchnitte zerfällt:

1. Symbolik des Tragens und Stützens.
2. Symbolik freiſtehender ſtamm- und ſtengelartiger Stützen, ſowie des ſich Erhebenden, Abſenkenden und frei Endenden.
3. Heftbänder.
4. Symbole der Verknüpfung ganzer Strukturtheile, Junkturen.
5. Symbolik des über dem Raume Schwebenden und Freiſchwebenden.

Hierbei ſind nicht nur die architektoniſchen Glieder, ſondern auch die wichtigſten, bezeichnendſten Formen der Geräthe in Betracht gezogen.

Die Anwendung der in der „Einleitung“ entwickelten Theorie iſt dann in den drei Büchern „Dorika, Jonika und Korinthiaka“ des Werkes in breiteſter Weiſe durchgeführt. Das vierte Buch, „Der helleniſche Tempel in ſeiner Raumanlage für Zwecke des Kultus“, hat rein archäologiſchen Charakter. Es wird deshalb bei dieſer Betrachtung, die die äſthetiſche Seite des Werkes vornehmlich in's Auge faſſen will, unberückſichtigt bleiben können. Ebenſo wird das dritte Buch „Korinthiaka“ bei der ſpäteren Kritik von Böttichers Erklärungen der hauptſächlichſten Kunſtformen des griechiſchen Tempelbaues nicht herangezogen werden. Denn die korinthiſche Bauweiſe, die bei den Griechen nur wenig entwickelt, erſt in der römiſchen Kunſt zur eigentlichen Entfaltung gelangte, ſtellt nach Böttticher eine Syntheſis der doriſchen und joniſchen dar; ſie zeigt nach ſeiner Meinung die tektoniſchen Prinzipien dieſer beiden Stile vermiſcht und nur wenig modifizirt, und wurde deshalb von ihm nur kurz und ohne Herausheburg neuer Gedanken behandelt.

Dr. Richard Streiter.

Das akademische Jubeljahr.

Zweihundertjähriges Bestehen hat den Berliner kunstakademischen Instituten zum Vorwand gedient für eine Reihe demonstrativer Kundgebungen. Der hohe Senat der Akademie der Künste schaffte sich, weil er in der allgemeinen Frackwürdigkeit sich gar zu nüchtern vorkam, altvenetianische Purpurmäntel an, und der Ausschuß der Hochschüler durfte sich in Kostümen à la Rubens wichtig machen, die ihnen von einem Theaterlieferanten billig gestiftet worden waren. Also hatten diese Künstler der Menschheit Würde, die in ihre Hand gegeben, bewahrt. In einem kurzen aber feierlichen Aktus wurde angesichts der Bedeutung des Tages auf die hohe Blüthe hingewiesen, zu der sich in Berlin die Künste entfaltet hätten. Die Knopflöcher einiger Herren, die man damit in Zusammenhang brachte, wurden bedacht. Auch wurde wieder einmal von dem neuen Akademiegebäude in der Gegend des Zoologischen Gartens gesprochen. Um aber auch die öffentliche Welt an der Freude theilhaben zu lassen, that man am Lehrter Bahnhof die Thore der großen Schauhalle weit auf und lud die Künstler aller Länder gastlich zum Wettstreit, zu einer internationalen Ausstellung, verbunden mit einer historischen Abtheilung von Werken ältester und jüngster Akademiemitglieder.

Eigentlich aber ist es die Akademie als Lehranstalt, welche das Recht auf eine zweihundertjährige Vergangenheit hat. Und Herr von Werner, der sich so leicht kein Recht verkümmern läßt, hat die Gelegenheit wahrgenommen, mit seinen Schülern besondere Familienfestlichkeiten zu veranstalten. Er ließ an alle diejenigen Personen, welche seit den letzten fünf Jahrzehnten ihre Namen in das Register der Anstalt hatten einschreiben lassen, Aufforderungen ergehen, daß sie je ein Werk, welches für ihre künstlerische Entwickelung besonders charakteristisch sei, einsenden möchten. Daraufhin sind genau zweihundert Bilder und Skulpturen zusammengekommen, die in dem alten wackligen Hause Unter den Linden aufgestellt wurden, eine unsagbar bescheidene Durchschnittsmäßigkeit. Wie weit das akademische Institut aber für die Leistungen derjenigen, an den Fingern herzuzählenden, die ihren Weg gemacht haben, von Einfluß gewesen sein mag, das läßt sich aus den einzeiligen Biographien des Kataloges nicht von Jedermann feststellen. Herr von Werner jedoch gab — ebenfalls zu Ehren des Tages — seine gesammelten Reden und Ansprachen heraus, die er im Laufe seiner Amtsthätigkeit an seine Schulgemeinde gehalten hat, uneingedenk des Grundsatzes: „Bilde Künstler, rede nicht!“ Wenn nicht schon an seinen Werken, kann man nun auch an seinen Worten das künstlerische Empfinden des Akademiedirektors er-

kennen. — Die jüngste Generation der Kunststudierenden feierte unverdrossen ihr Kostümfest und zog in erborgtem Theaterputz am hellen lichten Maitage durch die Straßen, unter dem Zulauf des Berliner Publikums, welches für alles Komische ein so dankbares Verständniß hat. Der ernste Zuschauer aber erhielt von dem Geschmack und der Phantasie dieser jugendlichen Künstlerschaft absonderliche Eindrücke.

Seiner Zeit war errichtet worden „eine recht wohl geordnete Akademie oder Kunstschule, nicht aber eine gemeine Maler- und Bildhauerakademie, in der man, wie aller Orten solche verhanden sind, allein nach einem lebendigen Modell oder nach gipsernen Bildern zeichnet, sondern eine hohe Kunstschule oder Kunstuniversität, gleich den wohlgeordneten Akademien zu Rom und zu Paris, in denen ein wohlgeordnetes Reglement, sowohl der akademischen Ordnungsgesetze als wegen nützlicher Kunstlehre zum Aufwachsen und zur Fortpflanzung eines richtigen und wohlständigen Kunstwesens angesetzt und unterhalten wird." Das sollte die Akademie sein nach dem Programm ihres damaligen ersten Direktors, der auch mit Namen Werner hieß. Aber was ist aus den oberen Räumen des kurfürstlichen Stalles in der Dorotheenstadt in all den Jahren hervorgegangen? Die Institution der Akademie als einer auserwählten Gesellschaft einheimischer und fremder Künstler ist ein steifer Kadaver, der sich zu keinem kraftvollen Lebenszeichen rühren kann. Zu den Staatspreisen, die dort vergeben werden, und zu den Meisterateliers, die dort offen stehen, drängt sich die vorwärts strebende Jugend nicht. Und den akademischen Kunstausstellungen der früheren Jahre mußte erst durch das gleichberechtigte Mitwirken der freien Künstlervereinigungen ein frisches Lebenselement zugeführt werden. Eine stickige, von Mumienbalsam durchzogene Luft erfüllt die letzten Säle und Kammern des Ausstellungsgebäudes, wo die historische Abtheilung der Akademie aufgebahrt ist. Allerhand wunderliche Geister, die man aus Schlössern und Gallerien her citirt hat, spuken dort nebeneinander. Aber auch Erscheinungen von Fleisch und Bein sind darunter, die festen Schrittes auftreten. Man ist hocherfreut, hier auch Böcklin zu begegnen, so gleichgiltig es einem zu sein braucht, daß er gerade als Mitglied der Berliner Akademie dabei ist. Und interessant ist diese Zusammenstellung so verschiedenartiger Werte zum Beispiel schon deshalb, weil man durch einen unmittelbaren Vergleich eines Krönungsbildes von Menzel und einer Staatsaktion Anton von Werners sich belehren kann, daß dergleichen Darstellungen auch in hochkünstlerischem Stile gemalt werden können.

Zum Glück bedeutet die Akademie für die Berliner Kunst nicht alles. Gerade die diesjährige Ausstellung läßt es sichtbar werden, welch ein imponirendes Quantum freier, ehrlicher und schöner Kunst hierorts producirt wird. Es giebt eine Künstlerschaft in Berlin, die mit einem starken Eigenwillen ihren geraden Weg geht, die nur für die Kunst malt.

Freilich könnte das Inventar des Ehrensaales das alte Vorurtheil von neuem bestärken. Dort sind, wie jedes Jahr, die politischen und die höfischen Aktualitäten festgenagelt: Umsturzgesetz und Marineschauspiele. Vom alten Knille ist diesmals die blasse, sanfte Allegorie: der Dreibund, die Dämonen des Umsturzes bannend; die drei ätherischen jungen Damen oben kann jeder an ihrem Wappenmuster leicht als Germania, Austria

und Italia erkennen, und unten zu ihren Füßen in dem schönen feuerrothen Dampf die nackten Kerls und Frauenzimmer mit den eleganten Umsturzbewegungen, das sind selbstverständlich die bekannten Umstürzler. Das Bild gefällt allgemein. — Schräg gegenüber hängt wieder ein patriotischer Eidstädt; dieser Maler macht seit seinem ersten glatten Geschäft dieser Art nur noch in Stoffen von 1813. Er ist mir aber in seiner Gemüthlichkeit lieber, als der krampfhafte Brausewetter. Sonst aber findet man, auch wenn man weiter geht, keine Soldatenbilder mehr, die sonst zahllos waren. Ja, das Landheer kommt jetzt erst in zweiter Linie. Nur Röchling ist sich selbst treu geblieben und hat ein derbes lustiges Stück Kriegsleben gemalt, vielleicht in allzu großem Rahmen.

Auf einer großen internationalen Ausstellung wird die Ausnahme von der Regel gestattet, daß Kunstwerke zum zweiten Male am selben Orte zur Schau gestellt werden können. Darum trifft man allerhand alte Bekannte wieder, aber doch nicht allzu viele. Sogar die alten Herren haben eine Ehre darein gesetzt, mit frischen Thaten ihre Rüstigkeit zu beweisen. Leute wie Knaus und Meyerheim brauchen sich nicht beirren zu lassen, und man freut sich, sie so munter auf dem Plane zu sehen. Bei Becker und Biermann ist die Freude reichlich gemischt. Von den Bildern der Kiesel, Sichel, Friese, Körner kann man nie genau bestimmen, ob man das Betreffende schon vorher einmal gesehen hat oder nicht; sie sind nicht leicht von einander zu unterscheiden. So geht es Einem mit so Vielen, die da ein Köpfchen, ein Händchen oder ein Bäumchen malen können und es alljährlich auf den Markt bringen. Selbst bei einem mechanisch so sicheren Porträtisten, wie Max Koner einer ist, kann nichts Neues mehr reizen; nur daß es andere Personen sind, einerlei, ob nun Dubois-Reymond oder Anton von Werner im Rahmen steckt.

Es sind deren nicht gar zu Viele, die aus dem Einerlei der alljährlichen Bilderflut durch eine besondere Nuance hervorschillern; seltener noch sind Diejenigen, die durch eine stärkere Eigenschaft aus dem verschwommenen Gewimmel sich abzeichnen; einzeln aber die großen Breitbrustigen, die in ganzer Figur herausragen. An ehrgeizigen Strebeversuchen, anders zu sein, wie Andere, fehlt es nicht, und Mancheiner hält sich für etwas Besonderes, wenn er wieder seine eigene Natur anmalt. Diese Müller ꝛc., die zwar ein bischen ordentlich malen gelernt haben, aber damit nicht sich zufrieden geben wollen, sondern fein und steif sein möchten, womöglich wie Böcklin oder Hofmann! Diese Müller-Schönfeld oder Müller-Münster, die ihre Modelle mit englischen Stoffen aus dem Hohenzollern-Kaufhaus drapiren, um für Geistesverwandte Dante-Rossetti's gehalten zu werden! Da ist mir wahrhaftig die fabelhaft furchtbare Seeschlangen-Phantasie unseres Meisters Hermann Hendrich lieber, obwohl der weder zeichnen kann noch malen.

Die Echten und innerlich Festen treten still auf und denken nicht daran, aufzufallen oder sich vorzudrängen. Sie schaffen, wie sie's nicht anders können, wie sie's müssen. Und wie dankbar sind wir auch für die bescheidenste Kundgebung eines natürlichen, unbefangenen, uneitlen Wesens. — Dora Hitz, Curt Herrmann sind keine Kraftnaturen, aber wohl feine Temperamente, durch die sie ihr Stück Welt ansehen und zarte, zauberhafte Dinge entdecken, die andern Augen verborgen sind. Vornehme

und diskrete Menschenbeobachter sind Reinhold Lepsius, Carl Ziegler und eine Bella Wahl, deren Name mir zum ersten Male begegnete, den ich aber nicht vergessen werde. Diese Alle sind schon deshalb keine Künstler, weil sie nur das malen, was sie können. Es hat nicht Jeder das Zeug von einem Dettmann, der frisch darauf los hauen kann, daß jeder Schlag sitzt. Diesem geht Alles spielend von der Hand, seine technische Geschicklichkeit ist verblüffend; Schwierigkeiten scheint es für ihn nicht zu geben. Aber nicht nur, daß er mit dem Handgelenk arbeitet, in seinem Kopfe geht es lebhaft zu, um einen neuen Einfall ist er nie verlegen, sie drängen und überstürzen einander. Sein schnelles Wagen ist aber nicht nur ein halbes Gewinnen. Zu Anfang seiner gerad aufsteigenden Laufbahn hielten ihn zumal seine Kollegen für einen Charlatan, mit dessen Herrlichkeit es bald ein Ende haben würde. Doch er hat sich entwickelt, seine Technik wurde gediegener, seine Anschauung reicher und tiefer, ohne daß die frische Flüssigkeit dabei erstarrt wäre. Womit wird Dettmann im nächsten Jahre überraschen? Die Prinzessin und der schlafende Schweinehirt ist ein Märchenbild von fast unübertrefflicher Vortragskunst; dieser Traum im sonnenlicht-durchschimmerten Walde ist ein wahrhaftiges Erlebniß. Sonnenzauber waltet auch auf jener anderen Vision, wo strahlende Himmelskinder mit dem kleinen Menschlein spielen. Ich wüßte Keinen, der wie Dettmann das verklärende Sonnenlicht zu malen verstände. Noch ein drittes Bild, an Umfang das größte, rührt von ihm her: ein bäuerlicher Kirchgang, die rührende Gottergebenheit des nach schweren Wochentagen andächtig feiernden Landvolkes. Man ist gezwungen, dieses Werk mit der großen Schilderung des Bauern-Gottesdienstes von Mackensen, die im selben Saale hängt, zu vergleichen und man wird anerkennen müssen, daß die Menschenseelen hier tiefer erfaßt sind. Mackensen mag gründlicher sein als Dettmann, er ist aber auch dafür trockener. Wenigstens hat er sich noch von keiner anderen Seite gezeigt.

Die Persönlichkeiten, welche sich als eine eng geschlossene Gruppe von der Allgemeinheit absonderten, die Elfer, sind unter der Menge verstreut, aber man sucht sie sich mit Leichtigkeit zusammen. Liebermann freilich und Klinger suchen ihre Ehren lieber anderswo. Das ist beklagenswerth, doch die Andern entschädigen dafür. Ludwig von Hofmann, Hugo Vogel, Skarbina, Stahl und Leistikow sind am Platze. Hans Herrmann natürlich auch; denn der ist immer fleißig, viel zu fleißig. — Hofmann hat sein großes Bild aus Rom hierher gesandt; dort ist es entstanden. Ob er nun wohl die große Goldene bekommen wird? Wird man sich noch über lächerliche Eckigkeit seiner schlanken Knaben und Mädchen entsetzen können, oder ihm verhalten, daß er Wiesen grasgrün zu malen wagte? Seine Menschen sind nun ausgewachsen, ihre Glieder rundeten sich zu üppiger Reife und dehnen sich in träumerischem Behagen; ihre Sinne sind zum Bewußtsein erwacht. Bewußt sind die Schönheiten Hofmann's geworden, nicht mehr naiv, wie früher. Auch die Farben wurden satter und üppiger — gefälliger. So hat er vielseitige Anerkennung gefunden. Mir war die zage Anmuth, die fast linkisch war, lieber. Ein kleineres sinnvoll gerahmtes Bild, ein freier Blick von hoher Klippe auf das sonnenspiegelnde Meer, darin finde ich mein erstes Entzücken wieder. — Auf größerer Leinwand als sonst zeigen sich auch Stahl und Skarbina. Welche

Verschiedenheit bei gleichem Wollen! Beide erstreben sie die Wiedergabe des malerischen Momentes. Aber während der Eine in schnellem Blick der Erscheinungen Flucht bannen möchte, sieht der andere länger hin und studirt jede Nuance des komplizirten Farbenspieles. Stahl hat in der Darstellung eines Pariser Blumenkorso mit flüchtigem Pinsel ein Stück des in raschem Wechsel vorüberziehenden Bildes erhascht; eine Illusion zu erwecken, ist gelungen, man darf sie nur nicht scharf prüfen. Skarbina hat viel Fleiß und Mühe verwendet auf tausendfältige Feinheiten, aber die Stimmung verflüchtigte sich währenddem: die Friedhofsweihe an einem Allerseelentage. — Hugo Vogel, der sonst mit koketten Raffinements die besten Wirkungen seiner Tüchtigkeit verdirbt, giebt sich in seinen intimen Familienbildern so liebenswürdig und so warm, daß er Einem wieder ganz und gar sympathisch wird. Fremde Menschen scheint er nicht zu lieben. — Wenn zuletzt von Leistikow nur eine kleine Malerei, nur eine Landschaftssilhouette, hoch oben in die zweite Reihe gehängt ist, so findet man sie doch heraus unter den tausend Landschaften rings herum, denn dieser kleine Ausschnitt der Natur giebt das Frappante, womit die Wirklichkeit das Auge überrascht, den unvergeßlichen Reiz.

Noch etwas, das man von den Berlinern gesehen haben muß: die Radirungen von Köpping. Sie hängen mit allerlei anderen in einem Kabinet zusammen. Subtilste Kunstfertigkeit, wuchtigste Breite; das ist nicht gestichelt, das ist gemalt. Alle Anderen daneben sind Hühneraugenspezialisten.

Berlin. Friedrich Fuchs.

Der Kapitalismus des Geiſtes.

In Paris regte vor Kurzem Arſène Alexandre eine Fehde gegen den Dilettantismus in der Kunſt und in der Literatur an, und es ſind ſeitdem an der Seine viele geiſtreiche Aeußerungen über Kunſt und Dilettantismus, Berufsſchriftſteller und Amateure laut geworden.

So äußerte ſich zum Beiſpiel Emile Zola über die Frage kurz und bündig: „Es gibt keine Profeſſionellen und keine Dilettanten, es gibt nur Schriftſteller, die Talent haben und ſolche, die keines haben.“

Mir ſcheint, daß Zola, der große Sozialiſt, in dieſen Worten in der nackteſten Form den geiſtigen Kapitalismus vertritt.

Die Frage, die Arſène Alexandre anregte, iſt nichts weiter als ein Stück ſozialer Frage, die ſich mehr und mehr auch auf die Kunſt erſtreckt.

Goethes Wort von der heiteren Kunſt iſt leider mehr als je in unſeren Tagen unwahr, in denen die Kunſt mehr als zu jeder anderen Zeit nach Brod geht. Und wenn die ſoziale Frage für alle Kreiſe eine Bedeutung hat, ſo hat dieſelbe ſie auch für den Künſtler und Schriftſteller, vielleicht mehr noch für dieſe als für den einfachen Arbeiter.

Sicherlich hat Alexander Dumas Recht, der bei Gelegenheit jener Fehde ſagte: „Es wäre wahrhaftig ſehr beklagenswerth, wenn unter dem Vorwande, daß Amateure, wie Chateaubriand, Lamartine, Muſſet, Montalambert, Broglie, Lord Byron, Meyerbeer u. A. m., unter dem Vorwande, daß ſie dem Adel angehörten oder vom Hauſe aus begütert waren, gezwungen geweſen wären, nichts zu produziren.“

Gewiß, und ich kenne auch in der heutigen Zeit, auch in Deutſchland genug echte Talente, die aus reichbegüterten Familien hervorgegangen ſind, und fände es ebenſo bedauerlich, wenn ſie in ihrer künſtleriſchen Produktion behindert würden, wie ich auch einen Weg für die Behinderung derſelben nicht anzugeben wüßte.

Daß dieſe talentvollen Amateure indeſſen dem Berufskünſtler und -Schriftſteller die Ausübung ſeines Berufes erſchweren helfen, läßt ſich trotzdem nicht leugnen; ſie ſind die gefährlichſten Konkurrenten der Berufskünſtler und üben eine Konkurrenz aus, die es für den Arbeiter überhaupt nicht gibt.

Ich habe mir erzählen laſſen daß Marie von Ebner-Eſchenbach in ihren Mußeſtunden gern das Uhrmacherhandwerk betreibt — ihre „kleine Uhrmacherei“ iſt ein Stück eigenen Lebens —, Graf Tolſtoy betreibt bekanntlich auch ein

Handwerk, die preußischen Prinzen müssen sämmtlich in ihrer Jugend ein Handwerk erlernen, aber alle diese werden kaum ihren Handwerksgenossen durch ihre als Amateure betriebene Handwerksthätigkeit Konkurrenz machen. Noch niemals habe ich gehört, daß Jemand aus Liebhaberei Steine klopft, Röcke schneidert, ein Bauhandwerk betreibt und durch diese Liebhaberei diese Preise herabdrückt.

Die Künstler und Schriftsteller haben also in den Amateuren ihrer Kunst eine weit schwierigere Konkurrenz, als die Arbeiter sie irgendwo zu befürchten haben.

Ja, die Schriftstellerei der Vornehmen ist eine um so gefährlichere und schwerere Konkurrenz, als es Vielen zwar nicht unvornehm erscheint, zu schreiben, sie aber es für ihrer Ehre zuwider halten, auch für die schriftstellerische Thätigkeit Honorar zu nehmen.

Während es viele Berufsschriftsteller vielleicht gar als eine Verletzung ihrer Autorenehre. — und wohl nicht ganz mit Unrecht — ansehen, wenn ein Verleger das Ansinnen an sie richtete, die Unkosten der Auflage selbst zu decken, wird ein schriftstellerischer Amateur es vielleicht gar als unvornehm betrachten, vom Verleger zu verlangen, daß derselbe das Risiko für den Absatz seiner Geisteswerke trage.

So kommt es denn, daß sehr angesehene Verleger fast nur Werke herausgeben, deren Druckkosten von Amateur-Autoren bezahlt werden, und rechtstrebende und angesehene Berufsschriftsteller für ihre durchaus nicht unwerthen Geistesprodukte keine zahlenden Verleger finden können. Und das ist der Fall sogar bei Werken, die einen buchhändlerischen Erfolg versprechen, bei Werken, von deren Werth die Verleger überzeugt sind, deren Verlag sie aber deshalb nicht übernehmen, weil ihnen die wohlhabenden Amateur-Autoren genug Werke übergeben, bei denen sie nicht das geringste Risiko zu übernehmen haben.

Wenn die Adeligen und Millionäre durch ernsthafte Arbeiten mit den Berufsschriftstellern wetteifern, so muß man sie allerdings willkommen heißen in den Reihen der arbeitenden Autoren, und es ist kein schlechtes Zeichen unserer Zeit, ein erfreulicher Beweis für die Tüchtigkeit unserer Adelskreise, daß wir gerade jetzt eine so große Anzahl der bedeutendsten Autoren unter ihnen finden, aber das beweist nichts dagegen, daß ihre Thätigkeit doch ein soziales Uebel sein kann.

Die Noblesse des Aristokraten, dem Gelderwerbe nicht nach eben zu wollen, muß daher für den Aristokraten aufhören, der mit Berufskünstlern und -Autoren in Konkurrenz tritt, und an die Stelle des Noblesse oblige vornehmer Kunstamateure muß in unserer Zeit harter sozialer Existenzkämpfe die Forderung treten: „Der Geist verpflichtet, sich die Geistesprodukte anständig bezahlen zu lassen.“

Aber noch von einem anderen Kapitalismus des Geistes wollte ich hier sprechen

In einer Theaterkritik einer der angesehensten deutschen Tageszeitung las ich kürzlich einmal aus der Feder eines hervorragenden Kritikers: „Ich halte dies Werk Paul Heyse's für vollkommen verfehlt, aber man darf die Theater-

leitung gleichwohl nicht tadeln, daß sie das Stück zur Aufführung brachte, denn ein Paul Heyse hat unter allen Umständen das Recht, von der Bühne herab vernommen zu werden."

Ich möchte nicht mißverständlich als Verächter der Heyse'schen Dramen betrachtet werden, im Gegentheil, ich wünsche nur, daß wir mehr dramatische Werke besäßen, wie „Hans Lange" und „Colberg"; aber ich meine, wenn eine Theaterleitung ein Werk eines Paul Heyse aufführt, das sie von vornherein als verfehlt erkennen mußte, so ist sie deswegen zu tadeln, und der Name des großkapitalistischen Paul Heyse schützt sie vor diesem Tadel nicht. Gerade ein Paul Heyse, der heute bereits zu den allerorts anerkannten Autoren zählt, bedarf eines solchen Vorrechts nicht, von ihm hat man das Recht, Hervorragendes, Bedeutendes zu verlangen, ein Neuling aber sollte viel eher das Vorrecht genießen, unter aller Umständen gehört zu werden, wenn sein Werk irgendwie Talent verräth. Der Literatur wird weit mehr dadurch genützt, daß ein Werk eines unbekannten Neulings, sei es auch voller Schwächen, auf die Bretter gelangt, so daß dem Neuling die Schwächen zur Erkenntniß gebracht werden und er daran zu lernen vermag, als wenn ein paar minderwerthige Werke der geistigen Großkapitalisten, deren geistige Münze überall in Zahlung genommen wird, der Wildenbruch, Heyse, Wilbrandt und Anderer, aufgeführt werden.

Insbesondere sollten es sich die Hofbühnen angelegen sein lassen, unbekannten Neulingen die Wege zu ebenen und den Privatbühnen, die ja nothwendigerweise mehr den Gewinn berücksichtigen müssen, jene geistigen Großkapitalisten überlassen.

Es kann ja für einen Heyse, einen Wildenbruch, einen Wilbrandt nicht ehrenvoll sein, wenn sein Werk nur auf seinen Namen hin zur Annahme gelangt; viel ehrenvoller ist es doch wohl, wenn ein solches Vorrecht eines geistigen Großkapitalismus nicht existirt, und das Werk um seiner selbst willen anerkannt wird. Der Verleger, der Privattheaterleiter sind, wie alle anderen Geschäftsleute vielleicht gezwungen, den Werken den Vorzug zu geben, die ihnen durch die bekannten Autorennamen die Gewähr bieten, daß sie die Aufmerksamkeit des Publikums erregen. Manch' Werk eines bekannten Autors würde sicherlich nicht erschienen sein, ohne diesen bekannten Autornamen. An denjenigen Stellen aber, wo der Gelderwerb nicht der springende Punkt bei der Annahme von Werken ist, das ist doch bei den Hofbühnen der Fall, sollte der Name nichts gelten.

Leider besitzen wir ja nicht staatlich oder königlich subventionirte Verlagsanstalten, die uneigennützig Werke von Neulingen auf den Markt bringen könnten. Aber es existiren zahlreiche literarische Vereine, und besser als durch Vermehrung der ohnedies genügend zahlreichen Vorträge, würden sie der Literatur dienen, wenn sie unbekannten Neulingen die Wege ebenen helfen, wenn sie auch in ihren Vorträgen nicht gerade nur die Werke der geistigen Großkapitalisten berücksichtigen wollten, sondern armen Schluckern dazu verhelfen würden, einstmals Kapitalisten des Geistes zu werden.

Cajetan.

Der erste Fuß.

Von H. Häfker.

(Nachdruck verboten).

Wir saßen im Konzertgarten um den Tisch herum, auf dem das Bier für die Herren und der Kaffee und die Chokolade für die Damen stand. Diese Wochenkonzerte im Parke waren sehr beliebt. Wir gingen jedesmal hin, meine Eltern und ich, gewöhnlich verabredeten wir uns dann mit irgend einer bekannten Familie.

Es war ein lebhaftes Treiben unter den hellbelaubten Bäumen, aus deren Wipfel dann und wann ein Räuplein oder Käferlein herunter und in den Kaffee fiel. Das Orchester — unser Stadtregiment — that seine Schuldigkeit; hell schmetterten die Töne der „Stummen von Portici" oder der Egmont-Ouverture aus dem Pavillon; das Publikum unterhielt sich einzig an den Tischen, die Damen strickten und stickten, und das junge Volk promenirte nach dem Takte der Musik vorm Orchester und in den breiten Wegen; es besprach dabei eifrig die Ereignisse der Zeit und der Stadt — wie die Alten sungen! — und manchmal dämpfte es die Unterhaltung zu einem Flüstern, das nicht selten von beiderseitigem bezauberndem Lächeln oder gar einem Erröthen begleitet war.

Ich meinerseits — ein noch völlig unausgewachsener Sekundanerjüngling mit langen, ungelenken Gliedern und einem Gesicht, dessen Apolloverwandschaft sich erst später entwickeln sollte, in einem blauen Jacketanzug, der an den Ellenbogen und an einer andern Stelle in der richtigen Beleuchtung zu blenden im Stande war — ich fand es vor allen Dingen unerklärlich und barbarisch, daß das Publikum so rückhaltlos schwatzte, anstatt mit angehaltenem Athem, in Ehrfurcht vor der Kunst, auf die Musik zu horchen. Ich bewahrte daher allen Anzapfungen meiner Lieben gegenüber ein demonstratives Schweigen, und strafte die Schwatzenden von Zeit zu Zeit mit einem ungehaltenen Blicke, einem Seufzer, einem Kopfschütteln. Meine Mutter, die nie recht dahinter gekommen ist, aus welch edlen Motiven meine damaligen Ungezogenheiten zu entspringen pflegten, bot mir, um mich zu erheitern, mit großer Umständlichkeit ein Stück Kuchen an. Als ich dieses Anerbieten durch ein gereiztes „Ach!" — und eine Wendung meines ganzen Körpers zur Seite, zurückwies, sagte sie sehr richtig: „Der Junge hat wieder seine Mucken", und stellte den angeschnittenen Kuchen zur Disposition in die Mitte des Tisches.

Ich hatte aber nicht nur meine Mucken, sondern — und das fällt allerdings entschuldigend ins Gewicht — ich war verliebt. Im Zustande des Verliebtseins hatte ich eine Menge berechtigter Eigenthümlichkeiten. Erstens war ich überaus empfindlich über alles, was im Stande war, oder den Versuch machte, mich aus meinen Himmeln der Gehobenheit zu stürzen. Zweitens ging es mit Musik besser; und es war mir leicht stumm zu sein, denn entsprechend dem „höchste Liebe denkt in Tönen" lebte ich in diesem Schweigen ganz meinen, in bescheidenem Maaße wollüstigen Vorstellungen. Drittens betrachtete ich sie fortwährend verstohlen und ohne daß sie es bemerkte, und gerieth dabei von einer inneren Verzückung in die andere. Daß sie im übrigen nicht nur meine „Angebetete" war, sondern im eigentlichen Sinne mein Ideal, ist selbstverständlich. Und es kam an diesem Tage fördernd hinzu, daß mein Ideal eben die junge Dame war, die mir gegenübersaß.

Sie war — für das Ideal eines Sekundaners ebenfalls selbstverständlich — älter als ich, ferner blond, und sie hieß natürlich Gretchen. Da sie etwas leichtsinniges hatte, und bei ihrer sorglosen Koketterie Gefahr lief, zwischen allen ernsten Anträgen hindurchzusteuern, so sprachen meine Eltern wenig von ihr, und die ihren hielten sie sehr stramm; dies letztere hatte sie mir einmal anvertraut, und dadurch einen aufregenden Eindruck auf meine Phantasie und mein ritterliches Fühlen gemacht. Im übrigen fehlte es ihr nicht an unterhaltenderen Anbetern, und sie hatte mich jetzt durchaus nicht einer eingehenderen Beachtung gewürdigt. Wäre ich übrigens gefragt worden, was ich etwa mit ihr angefangen hätte, wenn ich über sie verfügen dürfte, so wäre ich sehr in Verlegenheit gewesen; namentlich in dem Brennpunkt der Liebe, in der Kußfrage theilte ich die Unwissenheit des Katers Hidigeigei — „Warum küssen sich die Menschen'"

Das Problem ging uns viel im Kopfe herum. Ich konnte es mir wohl denken, daß ein Kuß etwas recht angenehmes sein müsse, aber ich sah auch ein, daß sein Genuß Gefühlssache und nicht mit dem Verstande zu ergründen sei. Ich stellte es mir recht oft in Gedanken vor, wie ich es etwa anfangen würde, ihren reizenden, meinem Gedächtniß ganz und gar eingeprägten Mund im gegebenen Falle möglichst auszunützen. Aber, sowie ich vor ihr stand, sank mir der Muth.

Ich saß also ihr gegenüber und hörte auf die Musik; dann sah ich auf, betrachtete sie ein Weilchen und begann plötzlich auf die unterdrückte Art zu lachen, die man in der Schulstube auszudrücken pflegt. Das Lachen fiel umso mehr auf, als das Orchester gerade ein Piano von Wagner spielte, und ich kriegte einen Rippenstoß von meiner Mutter. Ich sah beiseite, erhob dann meine Augen abermals zu ihrem Gesichtchen; in diesem Augenblick ging das Orchester in ein Fortissimo über und ich lachte laut, weil „ich mir nicht mehr helfen konnte vor Lachen", wie der damalige Kunstausdruck lautete. Als sich da aber zahlreiche zornige Blicke auf mich richteten, sah ich ganz erschrocken beiseite, vergaß das Lachen und errötbete über und über, weil ich die Ursache meines Lachens verrathen zu haben glaubte. Es hatte aber Niemand etwas gemerkt.

Mein Herr Papa selber nahm Gelegenheit, aufmerksam zu werden, und seinen Sprößling mit jener strengen Miene anzusehen, die in einem wohlerzogenen Familienkreise bei allen Gliedern ein gelindes Schauern hervorruft.

Der Grund meines Lachens war, daß mir an der Nase meine Ideals ein angeflogenes Pickelchen auffiel, das in der That recht komisch aussah.

Ich hatte aber nicht sobald gelacht, als es mir, wie gesagt, wie ein Schreck durch die Glieder fuhr, auf wie thönerne Füße meine glühende Liebe doch gebaut sein müsse, daß ich es fertig brachte, über mein Ideal zu lachen wegen eines Fleckchens an der Nase, für das es nichts konnte. In meiner Seele bat ich sie inständigst um Verzeihung; in Wirklichkeit schien sie aber an etwas ganz anderes und jedenfalls viel lieblicheres zu denken, und die Unschuld und der Liebreiz, der nicht nur über ihrem Gesichte, sondern gleichsam über ihrer ganzen Gestalt lag, stand in grellem Widerspruch zu dem unbewußten Flecken an ihrer Nase. Zu gleicher Zeit überkam mich die fliegende Angst, die Andern möchten die entheiligende Entstellung ihres Gesichtes merken. Schon hörte ich im Geiste, und glaubte gleich zehntausend Klafter tief versinken zu müssen vor Scham, wie meine Mutter zwar liebenswürdig, aber nicht ohne pointirtes Flüstern sagen würde: „Liebes Fräulein, Sie haben da was an der Nase sitzen — entschuldigen Sie!“ und mir schwoll die Empörung zur Kehle hinaus bei dem Gedanken, wie ihre Mutter — das vorerwähnte herzlose Drachengeschöpf — mit ihrem behäbigen Gesichtsausdruck in strengem und kurzem Tone sich vernehmen ließe: „Gretchen, macht Dir mal das von der Nase ab.“

Ich mußte die Gefahr von ihr abwenden, schonend, aber schnell. Ich mußte es ihr — natürlich nicht in Gegenwart der Andern — sagen. Ich mußte also sprechen, einen Vorwand finden, und mit ihr fortgehen — und ich fühlte, wie schön sich meine Gedanken verwirrten und sich im Satzgewebe verstrickten, wie flammendes Roth mein Antlitz übergoß und meine Schläfen hämmerten. Zu ihr sprechen. Etwas anderes zu ihr sagen, als im Hymnentone: „Gretchen, ich bete Dich an!“

Allein die Liebe gab mir übermenschliche Kraft und Adlerschwingen. Nachdem ich lange hin- und hergedacht, hatte ich meinen Plan beisammen. Mit Heroismus schluckte ich gleichsam meine Schüchternheit herunter und begann ein munteres, lebhaftes Wesen zur Schau zu tragen. Ich wippte mit dem Fuße zum Takte der Musik, machte meine Mutter auf eine vorüberwandelnde komische Toilette aufmerksam, schwatzte und lächelte, und bewirkte so, wie ein Taschenspieler, daß man sich an meine plötzlich sich entwickelnde Menschlichkeit gewöhnte. So horchte man minder scharf auf, als ich meine Lebhaftigkeit auch auf „sie“ ausdehnte, indem ich ein paar hingestreute Bemerkungen an sie richtete.

Schwer wurde es mir, auf diesem Wege in das richtige Fahrwasser zu kommen. Aber Gretchen wurde aufmerksam; sie merkte, daß etwas mit mir nicht in Ordnung war, und daß alle meine geistreichen Fragen nach ihrem Befinden, meine Bemerkungen über das Wetter, meine philosophischen Betrachtungen einen tieferen, noch verborgenen Sinn haben mußten. In den kleinen

Zärtlichkeiten, die zwischen alle dem dann und wann aufflammten, mit zitternder und weicher Stimme und verklärtem Gesichtsausdruck angebracht, mochte sie wohl den wahren Grund erkennen. Es schien mir so, weil sie flüchtig erröthete und mich einen Augenblick forschend ansah; dann lächelte sie leicht vor sich hin, während sie in den Schwarm auf der Promenade blickte.

Meine Lage wurde trotzdem immer kritischer. Ich mußte mich beeilen. Mit schiefem Blicke bemerkte ich, wie bereits unsere Mütter verständnißvolle Blicke tauschten; auch daß mein Ideal die Angelegenheit meines Herzens nicht übermäßig diskret auffaßte, entging mir nicht; aber ein einziger Blick auf das Pickelchen an ihrer Nase verscheuchte alle kleinlichen Rücksichten. Laß sie lächeln! dachte ich; wenn alles überstanden ist, ist es noch Zeit genug darüber nachzudenken. Kannst du sie nicht aus Flammen retten, vor Mördern vertheidigen, aus dem Wasser ziehen, so erdulde ich wenigstens dies geringste, um sie vor unwürdiger Lächerlichkeit zu bewahren!

Der Dirigent klopfte wieder mit dem Taktstocke auf, als ich mich zu unmenschlicher Ueberwindung aufraffte, um so harmlos wie möglich — und doch zitterte meine Stimme dabei — zu ihr zu sagen: „Wollen wir — wollen wir nicht auch ein wenig — ein wenig promeniren, Fräulein? Weil die Musik gerade wieder anfängt, meine ich — —“ Als ich das mit lauter und starker Stimme, damit es die Andern hören sollten, hervorgebracht hatte, fügte ich noch flüsternd hinzu mit fliegendem Athem: „Ich muß Ihnen nämlich etwas sagen —“ und hielt kraftlos inne. Nur meine Augen sprachen noch weiter, indem sie sich mit flehentlicher Bitte auf sie richteten.

Sie lächelte leicht, und dann fühlte ich es glühend heiß in mir aufwallen, als sie freundlich erwiderte: „Jawohl, das können wir thun — kommen Sie!“

Sie erhob sich. Mir war zu Muthe, daß ich hätte tanzen und kopfschlagen können. Nur noch wenige Schritte, und sie war gerettet durch meine Umsicht, meinen Muth, meine Liebe . . .

Wir waren aufgestanden und wollten gehen, als ihre Mutter sagte: „Lege Dir aber erst den Shawl um, Gretchen, es wird windig. — Und mach' Dir mal das von der Nase ab.“

Ich fühlte mich in diesem Augenblick von Schwindel gepackt und ein paar Sekunden außer Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, gingen wir im Gedränge. Ich sah auf ihre Nase: sie schimmerte rein und weiß.

Es dauerte lange, ehe ich wieder zu Athem kam. Ich wagte kaum, neben ihr den Boden mit meinen Füßen zu berühren. Ringsum ein Gewühl von Sommerkleidern, Köpfen und männlichen Stimmen. Ein leiser, leichter Wind wehte kühlend unter den Bäumen und das Orchester schmetterte.

„Wie das heute schön ist!“ sagte sie leicht mit ihrer hellen Stimme, um das Gespräch zu beginnen.

„Ach ja,“ erwiderte ich, und nahm die Gelegenheit wahr, zwei und dreimal herzhaft zu seufzen, um die Beklemmung meiner Brust loszuwerden.

Sie bemerkte meine hochgradige Erregung, nicht ohne einige Verwunde-

rung; dann sah ich plötzlich verstohlen, daß ein flüchtiges Roth über ihre Wangen schimmerte. Dieser Anblick rührte mich geradezu.

Sie versuchte aber wieder einen leichten Ton anzuschlagen, diesmal, indem sie ganz leise summend die Melodie begleitete.

Endlich fragte sie, mit einem ungewissen Lächeln: „Nun, was hatten Sie zu sagen?“

„Oh nichts,“ erwiderte ich eilig. Sogleich aber empfand ich eine gelinde Entrüstung über die Frage. Konnte sie sich das nicht denken? Sollte sie vielleicht flatterhaft sein? Der Fleck an ihrer Nase, war das nichts für sie? Hatte ihr vielleicht sonst etwas zu sagen?

Aber sie wiederholte: „Nicht? Aber darum gingen wir doch vom Tische fort? Reden Sie doch ruhig!“

In ihrer Stimme lag eine solche liebe Weichlichkeit, etwas so zartes und süßes, daß es all meinen Zorn sofort verscheuchte und mir sogar den Muth gab, sie mit verzücktem Lächeln anzusehen. „Ach Fräulein“ flüsterte ich zitternd, als müßte ich ihr meine schlechten Gedanken abbitten . . .

Wir bogen beide vom allgemeinen Wege ab und kamen auf eine kleine enge Promenade, an deren beiden Seiten Fliederbüsche blühten. Sie schwieg jetzt und lächelte ein wenig, und ich bemerkte, daß ihr Busen auf- und abwogte. Das erfüllte mich mit unsäglicher Verwirrung. Ich sah unvermerkt einem Schmetterling nach, der vor uns her flatterte . . .

Mit einem Male fühlte ich, daß sie die Arme um meinen Nacken legte, und gleich darauf berührten ihre Lippen die meinigen und ich bekam den ersten Kuß in meinem Leben.

„Das wollten Sie doch sagen?“ fragte sie leise, glühend roth im Gesicht, und sah beiseite.

„Ja!“ log ich laut, im freudigen Tone vollster Ueberzeugung. Dabei tastete ich nach ihrer Hand und nahm sie in die meinige. Ein paar Sekunden ließ sie es geschehen; dann zog sie sie zurück und beschleunigte ihre Schritte. Erst als wir wieder im Gewühl waren, fand sie ihre Ruhe wieder, und ermahnte mich flüsternd: „Aber sagen Sie um Gotteswillen nichts davon!“

„So wahr ich lebe!“ schwor ich begeistert mit gedämpfter Stimme. Dann traten wir an den Familientisch zurück.

So erhielt ich meinen ersten Kuß. Bis tief in die Nacht hinein saß ich damals und schmiedete Verse. Sie wollten nicht recht gelingen. Da warf ich mich lang auf mein Bett, und lachte, und lachte noch im glücklichen Traume über das gesegnete Pickelchen auf ihrer Nase.

Büchersaal.

Ein neues, unter Redaktion von Paul Lindenberg stehendes Prachtwerk über die Berliner Gewerbe-Ausstellung, erscheint im Verlag der deutsch-amerikanischen Kunstdruck-Anstalt Werner Company, Berlin Equitable-Gebäude, in vornehmer Ausstattung. Der Verlag hat sich bereits durch die Ausgabe des „Im Fluge durch die Welt" und des Chicagoer Ausstellungswerkes sehr vortheilhaft bekannt gemacht, und nach der uns vorliegenden ersten Lieferung erfüllt das Pracht-Album die Absicht, die Kulturfortschritte und großartigen Sehenswürdigkeiten aller mit der Berliner Ausstellung verbundener Unternehmungen in naturgetreuer Wiedergabe und Anwendung der vollendetsten Reproduktionsverfahren zu schildern, in bester Weise.

Während für den textlichen Theil Autoren ersten Ranges, wie: Professor Ludwig Pietsch, Geh. Rath Prof. Dr. C. Schreibler, Joh. Trojan, Prof. Dr. H. W. Vogel, Geh. Rath Ernst Wichert, Dr. E Zintgraff ihre fachmännische Wirkung zusagten und das Werk durch diese Beiträge sich vortheilhaft auszeichnet, wird der aus über ca. 150 Vollbildern im Format von 20 : 25 und kleineren Abbildungen bestehende Illustrationsschmuck ein hervorragender und mannigfaltiger sein.

Lindenbergs gewandte Feder bringt in der ersten Lieferung die Entstehungsgeschichte der Ausstellung ihrer Eröffnungsfeierlichkeiten und einen kurzen Orientirungsrundgang durch alle Gebäude, um nach einer Erholung im Park und der Gartenbauausstellung kurze Schilderungen über Kairo, Alt-Berlin und die Kolonial-Ausstellung anzufügen. Von Illustrationen erwähnen wir eine Gesammtansicht der Ausstellung aus der Vogelschau in Doppelformat, interessante Ansichten aus dem alten und neuen Berlin, der Hauptgebäude und der Eröffnungsfeierlichkeiten, Kairo aus der Vogelschau, seine hervorragenden Bauten, Alt-Berlin, mit dem Blick auf das Spandauer Thor und Bilder aus dem zur zweihundertjähriger Jubelfeier der Königlichen Akademie der Künste veranstalteten historischen Künstlerfestzuge, sowie der Kolonial-Ausstellung. Dr. G. F.

Der Nürnberger Trichter.

Der moderne Mensch ist zugleich der anspruchvollste, blasirteste und undankbarste, der gedacht werden kann, und kaum vermag man der Vorstellung Raum zu geben, daß er auf diesem Wege es zu kräftigeren Superlativen wird bringen können. Wenn man aber, wie es geschieht, mit Recht den Fortschritt der Wissenschaft für diese den Menschen so wenig zierenden Eigenschaften verantwortlich macht, da ihm die kühnsten Erfindungen der Jetztzeit kaum noch ein Ah! oder Oh! abzunöthigen vermögen, so wird man auf das Produkt

„Mensch" in späterer Zukunft gespannt sein dürfen, denn Forscher- und Erfindergeist ruhen nicht und dürften auch und erst recht in den kommenden Decennien Entdeckungen ungeahnter Bedeutung erzielen. Man denke nur an das so verheißungsvolle Gebiet der Electrotechnik.

Die Blasirtheit unserer Zeitgenossen im Allgemeinen gegen Wunderwerke des menschlichen Geistes hat aber wohl nur theilweise ihre Begründung in jenem Vorwurf, denn sonst würde mir die Erklärung für die Thatsache fehlen, daß Werke größten Stils, wie „Meyers Conversations-Lexikon", das bei seinen 17 Bänden einen Anschaffungspreis von 170 Mark repräsentirt, in hunderttausenden Exemplaren von unseren Mitmenschen und oft unter Entbehrungen aller Art erworben werden.

Nein, wir kommen, wenn wir dieser Thatsache Rechnung tragen, zu einem ganz anderen Schluß. Nicht weil wir dem Jahrhundert des nivellirenden Sozialismus entgegen gehen, in dem Cultur und Civilisation ihre höchste Blüthe treiben sollen, geht der Mensch in die Dekadence, an ein Aufgeben jener Eigenschaften, die man in retrospectiver Zeit, Takt, gute Sitte, Erziehung nannte, und unter welchen man Einfachheit, Bescheidenheit, Unterordnung, Nachsicht, Nächstenliebe, Dankbarkeit und Höflichkeit verstand, sondern trotz dieses fin de siecle und des neuen Jahrhunderts steht der Mensch, Gottes erhabenste Schöpfung, in der Gesammtheit auf einer jammervollen, wahrhaft bemitleidenswerthen Culturhöhe, und nur mit wehmüthigem Lächeln kann man des biblischen Worts gedenken, daß Gott den Menschen zu seinem Ebenbilde schuf.

Unzweifelhaft aber ist es Einzelnen unter ihnen gelungen, unbehindert dem Licht entgegen zu streben und von dort aus der Allgemeinheit zu zeigen, was Menschengeist fähig ist. Das haben wir ja nun früheren Zeiten gegenüber voraus, daß der Geist allgemeiner Bildung sich von dem Aberglauben des Spuks und der Zauberei frei gemacht und zu der Erkenntniß aufgeschwungen hat, daß alle Entdeckungen und Erfindungen schließlich doch nur ein Produkt der Wissenschaft sind. Und diese Erkenntniß hat in den Augen der Allgemeinheit etwas Ernüchterndes. Es fällt der Nimbus des Unmöglichen und Ueberirdischen für sie fort. Sie hat sich daran gewöhnt, heute etwas für natürlich und erklärlich anzusehen, was gestern für sie und alle Welt noch unmöglich, unerreichbar oder doch mindestens unwahrscheinlich schien. Und bis zu diesem Grade, daß sich der Mensch von der Realistik, vom erschauernden, verständnißlosen Bewundern zum nüchternen Erkennen und Begreifen, hat bekehren lassen, bis zu diesem Grade tragen Kultur und Wissenschaft unzweifelhaft an der Blasirtheit der Menschen Schuld. Und sogar in einem noch höheren Grade. Die allgemeine Bildung oder richtiger gesagt Ausbildung kann nicht gleichen Schritt halten mit der Entwickelung der Wissenschaften und hat daher das Verlangen bei Hunderttausenden nach Nachbildung gezeitigt. Es liegt deshalb im Wesen so sehr vieler Menschen, daß sie für nöthig halten, sich für klüger, belesener oder wie man gern sagt, für gebildeter, auszugeben als sie wirklich sind. Da macht eine überlegene, blasirte Miene sehr viel aus und ein

Digitized by Google

Moltke'ſches Schweigen verleiht in ſolchem Falle viel eher den Doktorgrad als ein Theilnehmen am Geſpräch. Die Sucht, es anderen gleich zu machen, der Wunſch, Alles zu kennen, zu wiſſen, zu verſtehen und ſehr erklärlich zu finden, hat dieſes geiſtige Blaſirtſein gezeitigt. Nur nicht vor aller Welt verrathen, daß man eigentlich nichts, oder ſehr wenig von der Sache verſteht. Daheim allerdings ſchlägt das Gewiſſen noch manchmal und man eilt dann wohl zu „Meyers Converſations-Lexikon", den echten und rechten Nürnberger Trichter, um ſich neue Weisheit zuzuführen.

Es würde mich die Ausſpinnung des angeſchlagenen Themas zu weit führen, da ich mich mit dem Rieſenbauwerk univerſellen Seins und Geweſenſeins, der neuen 5. Auflage von „Meyers Konverſations-Lexikon" zu beſchäftigen gedenke, es erübrigt mir daher nur noch hinzuzufügen, daß jene viel erkannten und mit Recht viel verurtheilten dekadenten Eigenſchaften des modernen Menſchen in einer Reihe anderer ſozialen Uebelſtände ihre Haupturſache zu erblicken haben, und daß die rapide Entwickelung der Wiſſenſchaften nur eine ganz nebenſächliche Bedeutung bei dieſer Erſcheinung beanſpruchen kann. Vielleicht gehe ich auf dieſes eigenartige Thema an dieſer Stelle ſpäter noch einmal ein. Heute bleibe ich bei dem „Nürnberger Trichter."

Welch' eine Weltſtellung hat ſich dieſes großartige Werk zu erobern gewußt. Spricht man von der Preſſe als von der ſiebenten Großmacht, ſo muß man Meyers Converſations-Lexikon die achte Großmacht nennen. Jedenfalls ſind ihr mehr Menſchen unterthan als manches Königreich beſitzt und mehr Bildung, Weisheit, Belehrung und Pflege des Körpers und Geiſtes geht von ihr aus, als alle Schulen und Univerſitäten einer weltlichen Großmacht zuſammen genommen zu ſpenden vermögen. Aber welch' eine Regierung auch! Welche Ordnung, Gewiſſenhaftigkeit, Rechtlichkeit, Unparteilichkeit, Strenge und Peinlichkeit in der Verwaltung.

Wer je in ſeinem Leben eine Umfrage zu halten hatte, ſei es nun zu ſtatiſtiſchen, biographiſchen oder belletriſtiſchen Zwecken, wird ſich der Summe von Arbeit und Aerger bewußt ſein, die damit verbunden war. Und nun ſtelle man ſich eine Encyklopädie des geſammten Wiſſens vor, die auf nahezu 17500 Seiten Text mehr als 100000 verſchiedene Artikel behandelt, die nahezu 10000 in den Text gedruckte Abbildungen, Karten und Pläne enthält und außerdem noch 290 ganz- und doppelſeitige Kartenbeilagen und 158 Farbendrucktafeln aufweiſt. Man vergegenwärtige ſich das Heer der Mitarbeiter, die emſig wie die Bienen und Ameiſen jeder für ſich und alle für das Werk jedes Körnchen Wiſſen ſammeln und der Allgemeinheit darbringen. Giebt es da wirklich an einer Stelle ein Fehlen, ſo verſchwindet daſſelbe jenem Reichthum an poſitivem Wiſſen gegenüber, das bis auf die Gegenwart ſowohl dem kühnen Nordpolfahrer, wie dem Afrikaforſcher, dem brütenden Erfinder wie dem emſig beobachtenden Bakteriologen folgt und von ſeinen Errungenſchaften der Mit- und Nachwelt Kunde giebt. Das Meyer'ſche Converſations-Lexikon iſt eine Quelle der Belehrung für Jedermann, er kann garnicht hoch und garnicht niedrig genug gedacht w rden, und in tauſend Fällen wird er Rath, Auf-

klärung, Anregung, Beruhigung und Hilfe finden. Sei es, daß er über die Abstammung eines Wortes sich unterrichten will, sei es, daß er über Schädlichkeit und Nutzen einheimischer oder fremder Pflanzen Auskunft wünscht, sei es, daß er über das Wesen der Augenblicks-Photographie oder über Gasglühlicht sich orientiren will, sei es, daß er den Lebensgang eines gefeierten Malers oder Dichters, oder die Grenzen Transvaals kennen lernen möchte, nichts — nichts bleibt ihm das Meyer'sche Conversations-Lexikon schuldig. Auf medizinische Fragen wird man so prompt Antwort erhalten wie auf landwirthschaftliche und über Architektur sich in allen Stylen ebenso leicht orientiren können wie über Musik, Astronomie oder Pomologie. Kurz und gut — Meyers Conversations-Lexikon ersetzt vorzüglich eine ganze Bibliothek und man muß dem Bibliographischen Institut in Leipzig und Wien dankbar sein für jede neue auf den letzten Stand der Entdeckungen und Wissenschaften bereicherte Auflage dieses Nachschlagewerks par excellence und Non plus ultra. Ganz besonderer Erwähnung verdient der illustrative Theil des neuen „Meyer", der auf einer künstlerischen Höhe steht, wie sie kein zweites Werk bisher je erreicht hat. Die Technik feiert in demselben wahre Triumphe. Man würde es früher einfach für unmöglich gehalten haben, Zeichnungen, Karten, Buntdrucke in einer so minutiösen Accuratesse je durch den Druck herstellen zu können. Nur unter Benutzung der neuesten technischen Vollkommenheiten auf allen Gebieten des Illustrationswesens war dies erreichbar, und die Opfer, welche der Verlag für diese einwandfreie Ausstattung des Riesenwerks gebracht hat, müssen ein Vermögen repräsentiren. Der Meyer ist ein illustratives Kunstwerk. Das Verdienst der Firma, der Welt ein solches Werk geschenkt zu haben, kann laut genug nicht gepriesen werden. Pflicht jedes gebildeten Menschen, in Sonderheit eines Haus- und Familienvaters ist es, das Meyer'sche Conversations-Lexikon sich anzuschaffen, wenn er es noch nicht besitzt oder eine alte Auflage gegen eine neue umzutauschen, wozu, wie ich glaube, die Firma gegen eine entsprechende Nachzahlung bereit ist. Es giebt wohl keinen Schriftsteller oder Lehrer, mag er auf einem Gebiete thätig sein, welches es wolle, der nicht Meyers Conversations-Lexikon stillen Dank zu sagen hat, für die Mitarbeit an seiner eigenen Thätigkeit. Und Niemand braucht sich dessen zu schämen, denn das Meyer'sche Conversations-Lexikon ist und soll ein Auskunfts- und Nachschlagebuch sein. Deshalb arbeiten Hunderte von Fachleuten an demselben mit und garantiren mit ihrem Namen für die Richtigkeit des Einzelnen wie des Ganzen. Es ist, wie man es auch besehen mag, der vielgerühmte Nürnberger Trichter, der einzig und allein im Stande ist, jedem Menschen in jedem Augenblick das Wissen zuzuführen, nach welchem er lechzt. Daß er es nicht bloß für den Augenblick behält, ist seine eigene Sache. Trösten darf er sich aber damit, daß er es schwarz auf weiß besitzt und jeder Zeit wieder bei seinem Freund sich Rath und Belehrung holen kann. Er ist ein guter Freund, der nicht unwillig wird, wenn man öfter um Unterstützung bei ihm vorspricht.

Berlin. Hans von Reinfels.

Verantwortlich für Redaktion u. Verlag: Dr. Richard Wrede, Berlin. Druck: F. Gymanon, Berlin

Für unsere Abonnenten.

Zur Aufbewahrung und zum bequemeren Lesen unserer Zeitschrift „**Die Kritik**“ haben wir **eine elegante Lesemappe** zum Aufhängen mit Schnüren, für 1—2 Nummern passend, anfertigen lassen, die wir zum Preise von 75 Pf. unseren Abonnenten und Käufern der Kritik hiermit zur Anschaffung bestens empfehlen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder von uns direkt.

BERLIN SW. 46.
Hedemann-Strasse 9.

Kritik-Verlag.

F. G. TAEN-ARR-HEE

En gros. Special und Original En detail.

China- und Japan-Waaren und Thee-Import-Geschäft,

Lackwaaren, Porzellane,

Wandschirme, Dekorationsfächer etc. etc.

Illustrirte Preisliste gratis and franco.

BERLIN W., Leipziger-Strasse 119/120.

Tenderings preisgekrönte Cigarren

Maatschappij	100 St.	3 M.	90 Pf
La Palma	100 „	4 „	— „
Aphrodite	100 „	4 „	50 „
Wilhelm I.	100 „	4 „	80 „
Esquisitos	100 „	4 „	60 „
Musterkiste je 20 Stck enthaltend	. . .	4 „	30 „

500 Stück frko, aus rein überseeischen Tabaken hergestellt

erhielten im vergangenen Jahre tausende Anerkennungen.

Tenderings Rauchtabak, 9 Pfund = 9 Mark, ist unübertroffen in Qualität

Allein zu beziehen von

Tenderings Cigarren- und Tabak-Fabrik, Orsoy a. d. holländ. Grenze A.

Feinste Tafelbutter

liefert billigst im Postfull

C. H Petersen-Eggebek
b. Schleswig

Naturheilanstalt Sommerstein

Die Anstalt ist besonders bei Unterleibs-, Nerven- und Frauenleiden, namentlich bei Circulations-Störungen zu empfehlen. — **Blut-Regenerationskuren** u. s. w. Erläuternde Prospect-Broschüre frei

Die Kurleitung: **Ferd. Liekow.**

Amateur-Photograph

Illustrirte Monatsschrift
— Jährlich Mk. 5. —

Laterna-magica

Vierteljahrsblatt für Projectionskunst.
— Jährlich Mk. 3. —

Man verlange Prospecte.

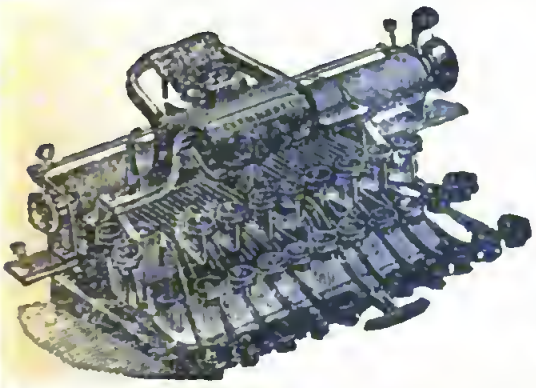
Ed. Liesegang's Verlag, Düsseldorf.

Im Bad. Schwarzwald. **Naturheilanstalt Glotterbad.** Stat Freiburg und Denzlingen.

Dirig. Arzt: **Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz**

Das ganze Jahr, Sommer und Winter, geöffnet.

Prospecte frei durch die Badeverwaltung.



„Blickensderfer“.

Beste und billigste

Claviatur-Schreibmaschine.

Preisgekrönt Chicago 1893.

Patentirt in allen Staaten.

Neueste und grossartigste Erfindung auf d. Gebiete d. Schreibmaschinen.

84 Buchstaben. Zahlen und Zeichen. Preis 160 Mk. Prospekt franko.

GROYEN & RICHTMANN, SOLINGEN.

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

Was ist Feraxolin?

Feraxolin ist ein großartig wirksames Fleckputzmittel wie es die Welt bisher noch nicht kannte. Nicht nur Wein-, Kaffee-, Harz- und Oelfarben-Flecken, sondern selbst Flecken von Wagenfett verschwinden mit verblüffender Schnelligkeit, auch aus den heikelsten Stoffen.

Preis 35 und 60 Pfg.

In allen **Galanterie-, Parfumerie-, Droguenhandlungen** und **Apotheken** käuflich. En gros bei

Joh. Grolich,
Engeldroguerie
in **Brünn** (Mähren).

Celler Victoria-Zwieback,
garantirt ohne Margarine, delicat im Geschmack, ist der beste

Butter-Zwieback

der Welt, feinstes, Monate lang haltbares **Kaffeegebäck**, überall höchstprämiirt. Eleg. Blechkasten mit 200 St. **M. 3,60**, franco gegen Nachn. Prospecte, Analysen, Atteste u. Muster gratis.
HARRY TRÜLLER, Dampfzwieback-Fabrik,
Celle 6, Provinz Hannover.
Schutzmarke „Victoria". Export n. all. Welttheil.

Apfelwein beste Qualität, Liter 28 Pf.
Mousseux Flasche 1,30 unter Nachnahme.
G. Fritz, Hochheim a. M.

Monatsblätter für häusliche Kunst.

Zeitschrift für die Liebhaberkünste.
Preis pro Halbjahr 7,50 Mk.
Ist allen Dilettanten sehr zu empfehlen.
Verlag von F. C. Wehr in Werder.

Für Blutarme und Reconvalescenten.
FERRATIN
Die Eisenverbindung der Nahrungsmittel.
In allen Apotheken.

Emser Pastillen der Königl. **Brunnenverwaltung in Ems.** Vorzügl. bewährt bei allen Katarrhen der Schleimhäute, des Rachens und Halses als lösendes, den Hustenreiz milderndes Mittel. Zu haben in allen Apotheken, Droguen und engr. in der Hauptniederlage von **H. Barkowski**, Berlin NO., Weinstrasse 20a Fabrik u. Versand-Geschäft medizinischer Spezereien.

R. F. Liedtcke,

Importeur
echter Havana-Cigarren
Berlin W., Unter d. Linden 12.

Holländ. Tabak. Unübertroffen und seit 1880 bewährt! **10 Pfd.** lose im Beutel fco. **acht Mk.** **B. Becker in Seesen a. H.**

Altbewährtes Mittel gegen Gicht- u. Rheumatismus ist **Russische Einreibung.** à Fl. 1 M., 6 Fl. 5 Mk. der **Apotheke Schwedt a. O.**

Danziger Spezialität

1 Fl. Goldwasser
1 Fl. Kurfürstl. Magen,
1 Fl. weiß Pomeranzen
} in feinster Qualität

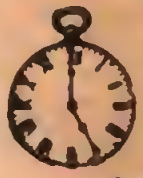
incl. Kiste und Porto Mk. 5,—
offerirt die **Dampf-Liqueur-Fabrik Julius v. Götzen, Danzig.**

Krebse!

Suppenkrebse	2—3 Mark	p. 1 Sch. 50 St.
Grosse Tafelkrebse	5—12 „	
Riesen (Hummerngross)	12—25 „	

versendet springlebend per Post.
B. Reche, Königl. Hoflieferant in Myslowitz.

Preis per Stück 10 Mark



für 1 Cyl.-Rem.-**Uhr** in Silber, 0,800 ges. gest. Goldrand. 6 St. vergold. Zeiger u. inner. Deckel 2 Jahre schriftl. Garantie Allein-Fabr. d. vorzügl. Rem.-Uhr „**Secunde**", hochf. regul., Prima-Werk in Süd.-Gehäuse. Golde. ff. grav. Deckel ꝛc. 3 Jahre schriftl. Gar. 20 M. — versendet
Gustav Staat, Düsseldorf.
Fabrik u. Lager in Uhren u. Goldwaaren.
Umtausch gestattet oder Geld zurück. Preisl. gr. u. fr.

Photographische Vergrösserungen nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Greiz, Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

Geg. Eins. v. M. 30 versende incl. Fass 50 Liter selbstgebauten weissen

Rheinwein.

Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.
Zahlr. Anerkennungen treuer Kunden.
Probefässchen von 25 Liter zu Mark 15.—

Hochfeine Fahrräder

in modernster solider Bauart, leichtester Gang zu **Fabrikpreisen unter Garantie.**
Vertreter gesucht. Preislisten gratis.
H. F. Ohnesorge, Einbeck,
Fabrik und Versandthaus

---

250 Briefmarken echte **verschiedene**, worunt. Costarica, Mexico, Türk., Aeg., Lux., Arg., Brasilien, Cap, Griechenl., Japan, Spanien liefert für nur **1 Mark** Casse voraus. — Rückporto 20 ₰.
Hugo Siegert, Altona b. Hamburg

Pianinos

vorzügl. u. preisw., Franko-Zusend., auch auf Probe, Teilzahlung. Kataloge gratis. Gebrauchte, zeitweise am Lager, billigst. **Pianofabr. Casper**, Berlin W., Linkstr. 1.

Druck von Dr. Druck von F. Cynamon in Berlin. — Verantwortlich für Inserate: Robert Jacoby in Berlin W.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgeber: Richard Wrede

III. Jahrgang | **Nr. 97** | 8. August 1896

Der Einbund.
Christus und Buddha. Von L. Lessen.
Die Vielen und der Einzelne. II.
Von Dr. Otto Mautner Ritter von Markhof.
Billiges Brot! Von Dr. Reichsfreiherr zu Weichs-Glon.
Die Angst vor dem Messer. Von Prof. Dr. Koßmann.
Wie Reineke Fuchs im trauten Heim mit Frau Ermelyn lebte. Von Curt Grottewitz.
Der Flieder blüht ... Von Paul Bliß.
Sprechsaal. (Argentinisches. — Kehrt zur Natur zurück).
Neue Sozialpolitika. Von R. W.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag
Berlin S.W. 46, Hedemannstraße Nr. 9
Fernsprecher: VI, 1429.

Digitized by Google

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels

Berlin, den 8. August 1896.

Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.
Eben erschienen! **Rom.** Roman von Emile Zola. 3 Bände. Preis geheftet M. 6; in 2 Bänden elegant gebunden M. 8.

Fast jede Figur des neuen Buches beansprucht typische Bedeutung, jede will ein lebendiges Stimmbild sein, ein Stück Nase, ein Kapitel Weltgeschichte. Es sind keine Menschen, es sind ganze Geschlechter, die in ihren Vertretern an uns vorüberziehen . . ." (Neue Freie Presse, Wien).

„. . . ein Werk, das wahrscheinlich die meisten anderen Bücher des Verfassers überleben wird . . „Rom" ist alles in allem die beste Arbeit, die Zola geliefert hat. (The Athenaeum, London).

„Rom" ist, von welchem Gesichtspunkte aus man das Werk auch betrachten mag, eine erstaunliche Leistung. (The Graphic, London).

„Von allen Werken Zolas wird „Rom" sicherlich das bedeutendste bleiben"
(Mémorial de la librairie française, Paris).

Von Emile Zola sind früher in unserem Verlage erschienen:

Das Geld. Roman. 2 Bände. Preis geheftet M. 5; in 1 Band eleg. geb. M. 6.

Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71). Roman. 3 Bände. Preis geheftet M. 5; elegant gebunden M. 8.

Doktor Pascal. Roman. 2 Bände. Preis geheftet M. 5; in 1 Band eleg. geb. M. 6.

Rantas. Novelle. Preis geheftet M. 1; elegant gebunden M. 1,50.

Lourdes. Roman. 3 Bände. Preis geheftet M. 6; in 2 Bänden eleg. geb. M. 8. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Koloniales und Anderes.

Charpentier, Russ. Wanderbilder M. 3.
Post, Dr. A. H., Afrikan. Jurisprudenz, Volksrechte Afrikas, M. 10.
Preuß, D. Engl. Staatsverfassung. Für Staatsmänner, Kaufleute, Schiffsreheder, Zeitungsleser. M. 1,60.
Schinz, Deutsch-Südwest-Afrika. Forschungsr. Illustr. u. Karte geb. M. 20, Karte allein M. 2.
Staudinger, P., Die Haussalander Forschungsr. M. Karte. M. 10, geb. M. 12.
Wolff, Dr. W., Von Banana zum Kiamwo. Forschungsr. M. Karte. M. 4, geb. M. 5.
Zimmermann, Consul im Ausw. Amt. Preußisch-deutsche Handelspolitik. Aktenmäßige Darstellung. M. 16, geb. M. 18.
— Leinengewerbe in Schlesien. Gewerbe- u. Handelspolitik dreier Jahrg. 2 Auflage, M. 6.
— Kolonialgeschichtliche Studien. M. 6, geb. M. 7.
Oldenburg, Berl. Schultzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

MERCUR DE FRANCE
RECUEIL MENSUEL DE LITTÉRATURE ET D'ART
15, *rue de l'Échaudé, Paris.*
Le n°: 1 fr. 25 (France): 1 fr. 50 (Union)
ABONNEMENTS
FRANCE Un an . 12 fr. Six mois 7 fr. | UNION Un an . 15 fr. Six mois 8 fr. 50

Sozialwissenschaftliches.

Cathrein, Sozialismus M. 1,80.
Cossa, Einleitung in das Studium der Wirthschaftslehre M. 2,40.
Cossa, Elem. d. Wirthschaftsl. M. 1,50.
Costa-Rossetti, Grundol d. Nationalökonomie M. 1,50.
Devas-Kämpfe. Grundsätze der Volkswirthschaftslehre geb. M. 8,80.
Perin, Nation ökonomie M. 3.
Perin, Christliche Politik M. 6.
Ratzinger, Volkswirtschaft, geb. Mark 9,80.
Weiß, O. Pr. Soziale Frage und soziale Ordnung. 2 Bände, gebunden Mark 11,20.
Die soziale Frage, beleuchtet durch die „Stimmen aus Maria Laach", Hefte im Preise von Mark 0,50 bis Mark 1,60, 11 Hefte erschienen, einzeln kauflich.
Staatslexikon, herausgegeben im Auftrag der Görres-Gesellschaft, 5 Bände, gebunden Mark 81, 4 Bände erschienen, Band 5 unter der Presse. Alles Nähere auf Verlangen kostenlos. Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. Breisgau.

Baron Mikosch's Erlebnisse auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Herausgegeben von Fidelio. Mit 5 Orig.-Vollbildern und Vignetten von Herrmann. 1 M. Verlag von Oskar Haebringer in Berlin.

Herm. Faulhaber. Das goldene Zeitalter d. Zukunft. Erzählung aus den Jahren 2000—2030. Geh. 6 M., broch. 5 M. Buchhandlung für innere Mission, Schw. Hall.

Das Ende der Welt von Camilla Flammarion. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Karl Wenzel. Preis broch. M. 3, geb. M. 4. Verl. von Ernst Haug in Pforzheim.

Anleitung zu wissenschaftl. Beobachtungen auf Reisen. Herausgegeben von Dr. G. Neumayer. 2 Bde. Geh. M. 20, geb. M. 24. Robert Oppenheim, Verlag, Berlin SW. 46.

Neue Lieder f. 1 Singstimme m. Pfiedegl. Verlag von Ant. Böhm u. Sohn in Augsburg. Bestens empfohlen! Karl Weinberger, op. 12, ein kleiner Liederstrauß 7 Lieder, Preis 1,50 M. Kammerlander, 3 humoristische Lieder für Barriton, op. 99. Preis 1,50 M. —„— 6 Lieder, op. 102, 2 M. —„— 6 Kinderlieder (den Kindern vorzusingen), op. 103, M. 1,50. Johann Stuntzko, op. 14, drei Lieder. Preis 1,50.

Der Kampf gegen die Aerzte von Dr. med. Otterbein, prakt. Arzt in Berlin. (Verlag von Elwin Staude, Berlin W. 35. Ladenpreis 50 Pf.)

La revue blanche
bi-mensuelle se rédige et s'administre
à PARIS,
Rue Laffite 1 et s'édite chez
Charpentier & Fasquelle.
60 cent. le numéro.
Abonnements France 12 fcs., Exterieur 15 fcs.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 8. August 1896

III. Jahrgang | Nr. 97 | Jahrgang III

Provinzialbriefe.

VI.

Der Einbund.

Paul Singer, der Präsident sozialdemokratischer Kongresse und Parteitage, gehört gewiß nicht zu den Männern, die das Kulturbewußtsein der Menschheit um neue Ideen bereichert haben, er ist nichts als ein Arbeiter im Dienste einer Kulturidee, wenn auch ein sehr geschickter. Er vertritt in der Sozialdemokratie die Selbstverständlichkeit des gesunden Menschenverstandes, jenes Element des Gleichgewichts, das unsere Neurastheniker langweilig finden mögen, auf dem aber doch schließlich die sichere Gewähr aller kosmischen Bewegung beruht. Ihm fehlt das zügelnde Temperament des leidenschaftlichen Revolutionärs, die kühne Entschlossenheit waghalsiger Gedanken, die quälende Selbstkritik des faustischen Skeptizismus, und die weichherzige Güte, die ihm nicht mangelt, mag in der rauhen Nothwendigkeit politischer Soldateska umkrustet sein, wie er auch wohl für all die interessanten und eleganten Nervenzuckungen unserer vielliebeu Sensitiven kein Organ hat und in den unverstandenen Männern nichts als deren Unverstand zu erkennen vermag. Weil sein in werthvollster Auffassung beschränkter bon sens Berlinischer Färbung und eine gewisse gediegene Vierschrötigkeit auch im eigenen Lager manchen verzärtelten Jüngling verdrießt, weil er außerdem den Ruf eines reichen Mannes hat, dessen Reichthum das Schicksal jeglichen Reichthums hat, in seiner Herkunft nicht den strengen Ansprüchen höchster Menschlichkeitsethik zu ge-

nügen, so glauben die banausen oder korrupten Gegner der sozialdemokratischen Kulturbewegung gerade diesen Rassengenossen des Heilands als bequemes Gefäß ihrer polemischen Bedürfnisse benutzen zu sollen, und sie wärmen sich an der ungestümen Hoffnung, daß ein weltgeschichtlicher Prozeß dadurch überwunden werden könne, daß einer der in ihm agirenden Menschen fortgesetzt das Verbrechen begehe, seinen Reichthum für ideale Zwecke zu verringern. Daß sie bisher durch alle Erfahrungen nicht belehrt worden sind, daß dieser Paul Singer durch die Angriffe nicht im Mindesten in seiner Machtstellung erschüttert wird, ist erklärlich bei Leuten, die von der Selbsttäuschung und Täuschung zu leben gezwungen sind.

Wer aber den immerhin auffälligen Einfluß Singers wirklich verstehen und sich nicht mit den dummen Hinweis auf seine fabelhaften Millionen begnügen will, der muß sich die Mühe nehmen, einmal auf einen sozialdemokratischen Parteitag den Mann als Präsidenten zu beobachten. Ich habe kaum jemals einen Menschen so erstaunlich über sich selbst hinauswachsen sehen, wie diesen Parteiführer in dem repräsentirenden Amt eines Kongreß-Organisators. Wir haben noch keinen Reichstagspräsidenten gehabt, der nur annähernd die Kunst des Präsidirens so beherrschte wie Singer. Mit einer Art jovialer Energie weiß er in nie versagender Treffsicherheit die spröden Massen zu bändigen und zu lenken, sein gesunder Menschenverstand findet sich mit akrobatischer Gewandtheit rasch in der verwickeltsten Abstimmungsklitterung zurecht und kaum je verläßt ihn das Taktgefühl der Objektivität. Bewundernswerth geradezu ist Singer jedoch in den kleinen offiziellen Ansprachen, den Thronreden, mit denen er die Tagungen der sozialistischen Parlamentssessionen schließt. Da zeigt sich, wie man bedeutend wird durch die Größe der Sache, in der man wurzelt. Selbstverständlich erhebt er sich in solchen Ansprachen nicht über das Niveau feierlicher Alltäglichkeit, die allen offiziellen Emanationen eigen ist, aber er weiß die Phrase zu firnissen, daß sie leuchtet, seine Stimme, das Berlinische fast ganz abstreifend, erhebt sich dann zu größerer Fülle, das Blut steigt gleichsam belebend in die blassen Worte und das anämische Pathos, und immer formt sich ihm schließlich ein Wort von breiter Schlagkraft, eine Wendung in jener Mitte zwischen Trivialität und Produktivität, welche die Massenerfolge begabter Agitatoren erzeugt.

So hat auch auf dem Londoner Kongreß der Sozialdemokratie gerade Paul Singer unter all den Festrednern in seiner kurzen Ansprache das glücklichste Wort gefunden, ein Wort, das keinen neuen Gedanken bringt, weder witzig noch tief ist, auch nicht einmal den Kern der Sache erfaßt, das aber doch in seiner funkelnden Augenscheinlichkeit von größter agitatorischer Triebkraft ist. Bismarck hat niemals eine genialere Trivialität gemünzt, als die, welche Singer auf der großen Friedenskundgebung im Hyde-Park in die Massen hinausrief: „Mögen die Bourgeois politische Bündnisse aller Art schließen, wir kümmern uns nicht darum, wir wissen, daß die Arbeiterklasse überall nur einen Bundesgenossen hat, ihre Arbeitsbrüder, und nur einen Feind, die Bourgeoisie. Gegenüber dem Dreibund von Deutschland, Oesterreich und Italien, dem russisch-französischen Zweibund müssen wir Vertreter der Arbeiterklasse den E i n b u n d der internationalen Arbeiterschaft gründen."

Einbund — das klingt in der That zugleich wie eine Erlösung und ein Weckruf. Der Begriff bezeichnet keine Thatsache, er ist eine Hoffnung, und gerade deshalb wohnt ihm die Schöpferkraft des Zukunftgebärenden inne. Denn am Anfang war die Zukunft, und Zukunft schaffen ist der Zweck des Menschen. Freilich für Singer entkeimt der Werth nur aus dem Glaubensbekenntniß seiner Taktik, nicht aus der Universalität einer Kulturanschauung. Von der dreifachen Wurzel der Sozialdemokratie, der ethischen (Gemeinschaft), der ökonomischen (zentralistischer Kollektivismus) und der taktischen (Klassenkampf) war ihm, indem er das Wort vom Einbund fand, nur die dritte bewußt, aus der allerdings die politische Machtstellung der Sozialdemokratie zumeist erwachsen ist.

Indessen es hindert nichts, den Begriff des Einbundes im tiefsten, universalsten Sinne zu fassen als das „Sesam öffne Dich" der Zukunft, in der wir die gewaltigste ethische Errungenschaft der Menschheit nach dem Gesetz der ökonomischen Entwickelung mit dem Heer der durch den Klassenkampf Geworbenen als den Einbund der Kultur vollziehen werden. Hier leuchtet uns der einzige Weg zu jener ewigen Zukunft, von der nur die Thoren wähnen, daß sie jemals ein Abschluß sein könne. Zukunft, nichts als Zukunft und immer wieder Zukunft ist's, die wir suchen, in dem unendlichen Strom des Erfüllens, das zugleich das Nichterfüllen ist, und alle Qualen der Gegenwart erwachsen daraus, daß man uns diesen Weg,

auf dem wir die Nothwendigkeit und unseren Menschenberuf vollstrecken müssen, verspeeren will mit Glasscheiben und Stacheldraht, und kunstvoll stinkenden Gräben und Schreckschüssen, und Vogelscheuchen wie dem läppischen Gespenst einer in fauler Wunschlosigkeit erstarrten Zukunft. Und deshalb sehnen wir uns nach dem Einbund, der stark genug ist, die Hindernisse fortzuräumen, damit wir endlich in inniger Gemeinschaft das Thor der Zukunft durchschreiten können, nicht als ob wir damit glaubten, am Ende unserer Mühen zu sein, sondern weil wir uns bewußt sind, daß wir dann erst vermögen zweckbewußt dem Willen der Kultur zu dienen, und die schwere Arbeit, die mit dem Sieg des Einbunds erst beginnt, nicht endet, sinnvoll und fruchtbar zu verrichten. Und deshalb gelten alle unsere Hoffnungen dem Gedeihen des Einbunds, den wir um so eifriger idealistisch ausschmücken, je widriger uns die wirren Gaunerkünste der diplomatischen Mißgeburten der Zwei- und Dreibünde erscheinen.

Es ist sicher, daß unsere Auffassung von dem Einbunde sich ebenso sehr von dem Singerschen Schlagwort entfernt wie sein idealer Begriff von der fragmentischen Verkörperung in dem Londoner Kongreß und seinen Hintersassen, aber die Entfernung ist doch nicht so weit, daß sie zur Feindseligkeit stimmen könnte. Im Gegentheil: für uns sind alle, noch so kümmerlichen Erscheinungen dieses Einbundsstrebens durchaus wichtige Vorgänge unserer Zeit. Mag das Menschenmaterial, das unserer Idee dient, noch so mangelhaft sein, mag seine geistige Höhe den intellektuellen Gourmets noch so sehr widerstehen, mögen die Einbündler in Einzelfragen, selbst in Prinzipien irren, so erreichen alle Schwächen nichts anderes, als daß man sich um ihre Beseitigung mit eifriger Liebe müht. Die Kongresse und Parteitagsstätten sind in der That die geistigen Wallfahrtsorte aller Zukunftsgläubigen, die vielleicht auch die Zukunftswissenden sind, mögen sie auch geborene Dissidenten und Parteiskeptiker sein.

Es ist ein böses Räthsel, daß diese Zukunftsgläubigen nicht die ganze Menschheit umfaßt, daß die Einbundsidee nicht die gemeinsame Rüstungslinie ist, sondern daß man sich vielmehr schon mit tödtlichem Haß bekämpft, bevor noch die eigentlichen Probleme beginnen. Karl Marx, der Beherrscher der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Sieger des 20., hat das böse Räthsel

mehr konstatirt als gelöst, indem er das Dogma vom Klassenkampf fand und die freie intellektuelle Erkenntniß durch den gebundenen triebhaften Instinkt erdrosselt werden ließ. Da jedoch jeder Tag von Neuem zeigt, daß an der Erscheinung selbst nicht zu zweifeln ist, so muß man sich wohl oder übel mit der Idee des Klassenkampfes abfinden, wenn auch das verzärtelte Gewissen, das gern an dem „berechtigten Kern" nascht, dieser Fundamentallehre zuerst widerstreiten möchte. Und Herr Singer hat Recht daran gethan, daß er die Arbeiter zum Einbund zusammenrief und nicht die — Menschheit. Denn leider ist mit der Menschheit verteufelt wenig anzufangen, und es scheint einmal im Rathe des Schicksals beschlossen, daß nicht im vernünftigen Wettstreit die Zukunft erzeugt wird, sondern in wilden Schlachten mit Sieg und Vernichtung, obwohl an dem Ausgang des Kampfes nie ein Zweifel ist und die Partei der Aufsteigenden und Untergehenden von Anfang an für alle Sehenden gezeichnet sind. Schon an den Waffen kann man es erkennen.

Eine dankbare Aufgabe wäre es, einmal ein Handbuch der politischen Strategik zu schreiben, in dem das ganze Arsenal der Kampfmittel zur Schau gestellt wird. Man würde erstaunen über die Armseligkeit und Gleichförmigkeit der Mittel der zum Untergang bestimmten. Es ist immer dieselbe Ohnmacht, die in brutalen Machtzuckungen rast, die mit Verfolgungen und Verleumdungen, mit kindischem Witz und verrenkter Logik die Wahrheit überwinden zu können sich rühmt. Und wenn sie sterben sollen, so raffen sie sich nicht einmal zu einem anständigen dreimaligen Hurrah auf den irdischen oder überirdischen Gott auf, dem sie gedient haben, sondern versinken schimpfend und scheltend. So hat man auch die Einbundsbewegung stets mit den denkbar kläglichsten Mitteln aus der Welt zu reden gesucht. Es macht einen ungemein belustigenden Eindruck, zu beobachten, wie man überall auf die gleiche naivboshafte Weise sich vergeblich bemüht hat, gegen die gewaltige sozialistische Weltsprache — dieses Volapük, das alle Völker verstehen — mit den stammelnden Lauten nationaler Parteisprache zu überwinden, ja man demüthigte den Nationalstolz so weit, daß man selbst wieder eine Art antisozialistischen Volapüks ersann, dessen ganzer Sprachschatz auf einem Quartblatt geräumige Unterkunft findet.

Als Johann Most 1874 in der Bastille am Plötzensee, gemeinschaftlich mit den ultramontanen Opfern des Kulturkampfs einlogirt war — zu jener Zeit war die Expedition der „Frankfurter Zeitung" noch so liebenswürdig, den wilden Most durch Ueberweisung eines Freiexemplars ins Gefängniß zu unterstützen — schrieb er in sein Tagebuch: „Die Inspektoren und der Schulmeister besuchen mich öfters, wobei natürlich die allergewöhnlichsten Zeitungs-Plattheiten herausgesteckt werden, was mich um so mehr amüsirt, als ich so Gelegenheit habe, die Leutchen gründlich ad absurdum zu führen. Ob mit solchen Diskussionen die angekündigte Besserung erzielt werden soll, weiß ich nicht, vermuthe es aber. Wenigstens wüßte ich sonst nicht, zu welchem Zweck man mir z. B. immer mit einem vor Freude strahlenden Gesicht vom „Rückgang der Sozialdemokratie," wie er sich angeblich zusehends vollziehen soll, erzählt." Und an einer anderen Stelle erzählt er von einem Bekehrungsversuch des Direktors, der mit sichtlichem Grusein und mit tragischem Pathos ausrief: „O, ich bin fest überzeugt, wenn Sie und Ihresgleichen könnten, wie Sie wollen, so würde die Guillotine aufgefahren und geköpft nach Noten, weder Leben noch Eigenthum wäre sicher, und Mord und Brand würde herrschen, wie man es in Frankreich erleben mußte!"

Nimmt man das Theilen hinzu, so hat man den gesammten Waffenschatz der Vielbündler erschöpft, wie er seit einem Menschenalter in allen Ländern zur Anwendung kommt. Man leugnet die feindliche Macht — statt Rückgang gebraucht man neuerdings lieber die weniger bestimmte Wendung vom Ueberschreiten des Höhepunkts — dann gefällt man sich in stiller abwartender Geduld. Oder man malt nach dem Vorbild der Jahrmarktbuden, in denen Künstler die Schrecken der Folterzeit grausig dargestellt haben, die Ruchlosigkeiten der blutigen Sintflut und dann hagelt es Ausnahmegesetze der schamlosen Gewalt. Oder endlich, man wendet mit der beneidenswerthen Verdammungsfähigkeit, die reaktionäre Hirne stets auszeichnet, die konträren Mittel zu gleicher Zeit an, und dann benutzt man wohl das gemeine Recht als Ausnahmegesetz, nur Justizminister predigen das zweierlei Recht und Oberverwaltungsgerichte, statt die bestehenden Gesetze anzuwenden, aus eigener Machtvollkommenheit Ausnahmegesetze. In diesem Zustande zeigen sich dann klar all die abstoßenden Untergangserscheinungen, die alle

intellektuell und sittlich unversehrten Elemente gewaltsam in das feindliche Lager treiben, selbst wenn sie mit ihren Ueberzeugungen noch jenseits stehen.

In dem letzt erwähnten Stadium befinden wir uns aber, wenigstens in Deutschland, schon jetzt. Wir müssen uns zur Sozialdemokratie flüchten, selbst wenn wir ihre wirthschaftlichen und taktischen Grundanschauungen nicht theilen. Sie ist die einzige Zuflucht aller Idealisten, um sie kreisen die Sympathien der Gesund-Gebliebenen. Denn hier finden sie Grundsätze, Konsequenz und Begeisterung, und wenn sie Deutsche sind, außerdem die Tradition der klassischen deutschen Zeit.

Wir wollen uns einbilden, auf dem Londoner Congreß die Stimmen der Völker und die Stimme der Zukunft zu vernehmen. Und wenn sie selbst kein anderes Verdienst hätten, diese Sozialdemokraten, als daß sie die Massen organisiren, sie zu bestimmten Gedanken erziehen und dergestalt aus dem dunklen Chaos mit seinen unberechenbaren Explosionen eine in gesetzlichen Bahnen sich bewegende geordnete Welt schaffen, deren Ideen man kennt und mit deren Handlungen daher die Kultur rechnen kann, wenn sie nichts besäßen als dieses Glück rücksichtsloser Aussprachen und diesen opferwilligen Muth der Ueberzeugung, es genügte, mit ihnen zu sympathisiren, selbst wenn man ihre Grundanschauungen nicht theilt. Man wird nie das Bedürfniß haben, sie zu bekämpfen, höchstens sie zu reformiren.

Wie kindisch ist angesichts dieser Anziehungsmacht der Einbundsbewegung der Versuch, aus den anarchistischen Lärmszenen in den ersten Tagen des Londoner Kongresses wieder einmal den Rückgangs-Trost zu saugen? Wäre man im Stande zu denken, so müßte man es für sehr natürlich halten, daß eine Partei, die auf wissenschaftlichen Erkenntnissen basirt ist und an deren Fundamentalsätzen kaum etwas Wesentliches zu ändern ist, weil sie systematisch bedingt sind und nur mit dem ganzen System zerstört werden können in ihren Zusammenkünften gerade die persönlich-taktischen Auseinandersetzungen pflegen wird, die kleinen aber nicht unwichtigen Tagesfragen des laufenden Geschäftsbetriebs. Und wenn die anarchistischen Wirrköpfe getreu dem Prinzip der Herrschaftslosigkeit ihre Individualität ausleben — man weiß jetzt, was dieser mystische Begriff besagt: Lungenkraft und Kehlkopfvirtuosität —, was können

jene dafür, die doch unmöglich die Verantwortung tragen, daß sich in ihre Versammlungen Leute eindringen, die genau die entgegengesetzten Anschauungen hegen? Daß die Anarchisten, diese Manchester-Karikaturen sich zufällig an dasselbe Publikum wenden und auch ein Verdammungsurtheil über die bestehenden Zustände fällen, das der sozialistischen Kritik ähnlich ist, darf schwerlich als ein zureichender Grund zu gemeinschaftlicher Aktion angesehen werden. In Wirklichkeit bedeutet gerade die reinliche Scheidung von den anarchistischen Schwadroneuren, die nur physiologisch, aber nicht logisch zu begreifen sind, einen erheblichen Fortschritt und bedeutende Stärkung der sozialistischen Bewegung, indem sie allen Romanticismus des verwegenen falschen Pathos abschwört.

Auch sonst haben die Vielbündler keine Ursache, aus dem Verlauf des Londoner Kongresses neue Lebenshoffnungen zu schöpfen. Der internationale Ring schließt sich immer enger zusammen, die Gemeinsamkeit der Anschauungen wächst. Es ist ein bedeutsames Zeichen, daß Rußland's organisirte Arbeiterschaft auf dem Londoner Kongreß zum ersten Mal vertreten war. Die Hereinziehung der Agrarfrage, dieses sozialistische Arbeitsgebiet der nächsten Generation, die allgemeine Anerkennung der politisch-parlamentarischen Aktion, die Zurückweisung nationaler Velleitäten, die ernste Betonung der Frauen- und Bildungsemazipation — all' das sind Fortschritte zur Reife, Klärung und Einheit. Und dergestalt gedeiht diese Welt für sich, verheißungsvoll an Kraft und Fülle, und man darf auf den Glückstag hoffen, da die schmerzvolle Zerrissenheit des Kulturbewußtseins aufgehoben und ihre Einheit im Einbunde hergestellt ist. Dem mag die fröhliche, keimstarke Menschheitsarbeit beginnen, deren blasse Vorahnungen wir heute in der Wissenschaft und ihren stolzen Erzeugungen ängstlich genießen. Es mag eine gute Vorbedeutung für den Sieg der neuen Kulturbewegung sein, daß ihr Kampfgesang mit dem Instrument der vorhergehenden Epoche begleitet wurde, die Internationalhymne des Einbundes, die Marseillaise, ertönte zur Orgel!

Tat-Twam.

Christus und Buddha.

In kurzen Worten die beiden Persönlichkeiten „Christus" und „Buddha" gegenüberzustellen und ihre Lehren mit den Worten ihrer eigenen heiligen Bücher ein klein wenig zu beleuchten, dürfte vielleicht bei der wachsenden Aktualität der Völker-Europas-schützet-Eure-heiligsten-Güter-Frage immerhin interessiren.

Während Christus schon lange vorher als Gott und Gottessohn verkündet wird, will Buddha nichts weiter als ein Mensch sein. Während der Kern der christlichen Lehre die „allbarmherzige Gnade" ist, lehrt der Buddhismus die „Gerechtigkeit".

Christus ging dreißig Tage in die Wüste, um daselbst die Offenbarungen seiner Lehre zu empfangen; Buddha empfing die „Seligkeit der Erlösung" in 28 Tagen tiefer Abgeschlossenheit.

Nach Ablauf dieser Frist wird Christus vom Satan, Buddha von Wara, dem Geist der Finsterniß, versucht.

Christus hatte einen Lieblingsjünger: Johannes; Buddha hatte Ananda.

Der Hauptunterschied in der Lehre der beiden Religionsstifter besteht darin, daß Christus sein Blut für die Sünden aller Menschen vergießt, während Buddha sagt: „Kein Gott und kein Heiliger vermag einen Menschen vor den Folgen einer bösen That zu schützen; ein Jeder muß sich selbst erlösen."

Während die christliche Lehre die Missethat der Eltern an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied rächen will, sagt der Buddhismus: Für fremde Schuld braucht Niemand zu leiden; dies würde der ewigen Gerechtigkeit widersprechen.

Christus bedarf der Wunder, um seiner Person und seinen Lehren Halt zu geben; Buddha leugnet jedes Wunder und erklärt unbegreifliche Erscheinungen mit einem noch nicht tief genug eingedrungenen Verständniß der Natur.

Der Hauptunterschied der Lehre des Buddha gegenüber den anderen Religionen liegt jedoch darin, daß der Buddhismus die höchste Güte und

Weisheit ohne einen persönlichen Gott lehrt; eine Fortdauer des Seins ohne eine unsterbliche Seele; eine ewige Seligkeit ohne einen Himmel; eine Möglichkeit der Heiligung ohne einen Heiland; eine Erlösung, bei der jeder sein eigener Erlöser ist, und welche ohne Gebete, Opfer, Bußübungen, ohne Priester und ohne Vermittelung der göttlichen Gnade aus eigener Kraft errungen werden kann.

Während die christliche Lehre den verstockten Sündern mit dem jüngsten Gericht droht, sagt Buddha, daß seine Lehre zwar ewig ist, daß aber ihre äußere Form und Einkleidung wandelbar sei, und daß nach jedem Zeitalter, von der Dauer einiger Jahrtausende, ein neuer Buddha erscheinen werde, welcher die Lehre vom Leiden und von der Erlösung in der seiner Zeit angemessenen Einkleidung verkünden wird.

Nach den Worten der buddhistischen Lehre soll der wahre Gläubige etwa folgendermaßen beschaffen sein:

„Er sei ohne Falsch, rechtschaffen und gewissenhaft, in Worten mild, freundlich, bescheiden, zufrieden und von wenig Bedürfnissen, ohne Sorgen, ruhigen Herzens, ohne Anmaßung, ohne Begier.

Er thue nichts Niedriges, er lebe immerdar der heiligen Lehre und der Satzung nach in Gedanken, Worten und Thaten, er befestige in sich die Erkenntniß der Heilswahrheiten und wandele untadelig auf dem erhabenen, achttheiligen Pfade.

Glück mache ihn nicht froh, Unglück nicht traurig; Anerkennung mache ihn nicht stolz, Schmach und Verfolgung drücke ihn nicht nieder; stets bewahre er den Gleichmuth dessen, der vom Wollen frei ist.

Er sei stets eingedenk, daß nicht das Gewand den Samanen (heiligen Bettelmönch) macht, nicht die äußere Beobachtung der Gelübde und Vorschriften, nicht das Leben in Einsamkeit, Armuth und Niedrigkeit, nicht Wissen und Gelehrsamkeit. Wer frei von allen sinnlichen Neigungen und Begierden, wer reines Herzens ist und die Selbstsucht überwunden hat, der allein ist ein wahrer Jünger des Erleuchteten.

Darum trachte er nur der inneren Vollkommenheit nach; er pflege in sich die Erkenntniß, den Gleichmuth und das Wohlwollen.

Allen lebenden Wesen auf Erden und in den jenseitigen Welten, schwachen und starken, niedrigen und hohen, guten und bösen, nahen und fernen: Allen sei er wohlgesinnt.

Er täusche Niemand, bedrohe Niemand, verachte Niemand, verletze Niemand. Gleichwie eine Mutter auf ihr einziges Kind, so blicke er voll Mitleid und Wohlwollen auf alle Wesen; an jedem Tage, zu jeder Stunde pflege er sich dieser Gesinnung.

Wie ein tiefer Bergsee, lauter und unbewegt, so sei das Gemüth dessen, der auf dem erhabenen Pfade wandelt.

Denn wer frei von Aberglauben und Wahn, von Hoffnung und Furcht, Leidenschaft und Begier, Liebe und Haß in Reinheit lebt, das Trachten nach Dasein willig überwunden und die wahre Erkenntniß erlangt hat, wird dem Leiden und der Wiedergeburt ein Ende machen und in das höchste Nirwana (die Erlösung in diesem Leben) eingehen."

„Völker Europas, schützet Eure heiligsten Güter!" . . .

Berlin. L. Lessen.

Die Vielen und der Einzelne.

II.

Die Geringfügigkeit und der Mangel jeder Bedeutung in den Resultaten der neuen von Herrn Sighele und Herrn Gustave Le Bon gepflegten sogenannten Wissenschaft der Massenpsychologie würde eine Widerlegung oder Besprechung nicht rechtfertigen, stellte sich nicht ihr Verfahren als ein typisches Beispiel des heute in Wissenschaft und Kunst so beliebten Gespensterſehens dar.

Zunächst will ich dies Gespensterelement an einigen Beispielen zeigen.

Die Mathematik hat in neuerer Zeit, besonders in der Funktionentheorie, eine solche Allgemeinheit erlangt, daß der Zusammenhang ihrer Resultate mit den Voraussetzungen, die wesentliche Identität der beiden, unserem Auffassungsvermögen oft vollkommen entschwindet. Die große Umständlichkeit der Entwicklung und des Beweises solcher Sätze hat zur Erfindung von neuen symbolischen Rechnungsarten und andererseits zu einer quasi geometrischen Darstellungsweise der Funktionen, den Rieman'schen Flächen, geführt. Obwohl nun die Anwendung dieser neuen Methoden den Denkprozeß sehr vereinfacht, verursacht sie doch eine noch weitere Trennung von Voraussetzung und Resultat derart, daß dieses als ein durch sich selbst bestimmtes, durch unseren Rechnungsprozeß nur aufgefundenes sich darstellt, mit einem Wort als ein Naturgesetz. Dem Meister wird diese Täuschung nur selten widerfahren, dem Adepten aber meistens, wie sich jeder überzeugen kann, der sich die Mühe nimmt, die Zuhörerschaft in einem mathematischen Hörsaal daraufhin auszufragen.

Diese gespensterhafte Fiktion von Naturgesetzen in der Mathematik wird noch verstärkt durch die Terminologie: man spricht bei Funktionen von ihrem

Verhalten in der Nähe eines Punktes, von ihrer Verzweigung, von der Schnelligkeit ihres Wachsthums ꝛc., alles Ausdrücke, die die Vorstellung nahelegen, daß die Funktionen mit eigenthümlicher Thätigkeit ausgestattete Wesen seien, deren Verhalten gewissen Gesetzen unterworfen sei.

Gespensterhaftigkeiten minderen Grades sind einige methodische Eigenthümlichkeiten der heutigen Mathematik. So der Umstand, daß uns formell richtige Operationen zu Resultaten führen können, deren Giltigkeit jedoch daran gebunden ist, daß wir in einer ganz gesonderten Gedankenreihe die Möglichkeit jenes Resultates beweisen. Ferner die Einführung unwirklicher Größenarten — wie der idealen Zahlen —, die zu den wirklichen hinzugefügt werden, um den Rechnungen und Resultaten eine größere Symmetrie zu geben.

Aber die ganze mathematische Gespensterhaftigkeit hätte wenig Bedeutung, wenn sie nicht durch die mathematische Darstellung der Physik auch in diese eingreifen würde. Es ist klar, daß wenn es mathematische Naturgesetze gäbe, diese auch die physikalischen Erscheinungen regieren müßten. Diese Anschauung ist denn auch ein rechtes Krebsübel der Physik geworden. Einzelne bedeutende Männer, wie besonders Kirchhoff in seiner Mechanik, begannen daher dagegen ausdrücklich zu protestiren, und auf der letzten deutschen Naturforscherversammlung in Wien ist Herr Professor Mach in einer längeren, vielbemerkten Rede darauf zurückgekommen.

Diese Unterschiebung mathematischer Vorstellungen statt physikalischer geht so weit, daß physikalische Werke ganz hervorragender Männer einen geradezu mystischen Charakter annehmen. So Maxwell's Lehrbuch über Elektrizität und Magnetismus, von dem Herr Poincaré, der große französische Mathematiker, folgendes erzählt*): „Einer der französischen Gelehrten, die sich am meisten in das Werk von Maxwell vertieft hatten, sagte mir eines Tages: Ich begreife Alles in seinem Buche bis auf das, was er unter einer elektrisirten Kugel versteht."

Die Einheitlichkeit der mathematischen Formen für die physikalischen Vorgänge verleitet auch immer mehr zu einem Suchen nach einer gespenstigen Einheit, woran sich diese Vorgänge abspielen. Diese Einheitswuth zeigt sich schon in dem Bestreben, so vielerlei Erscheinungen als Bewegungen eines Aethers aufzufassen, wogegen nur vereinzelte Proteste erhoben werden, wie vom Chemiker Ostwald; am klarsten aber in der Ueberspannung des populär gewordenen Gesetzes von der Erhaltung der Energie. Während jeder Physiker bereit ist zuzugeben, daß alle unsere Gesetze nur Annäherungen darstellen und nur als innerhalb der Beobachtungsfehler giltig angesehen werden, wird jenes Gesetz als absolut genau betrachtet, nicht als eine mehr oder weniger genaue Beschreibung der Naturvorgänge, sondern als ein regierendes Prinzip, eine gespenstige Macht. Man hat daraus ferner Schlüsse weitgehendster Art auf die Natur des organischen Lebens und den schließlichen Endzustand der Welt gezogen, die alle nur dann einen Sinn haben, wenn wir dem fraglichen Ge-

*) H. Poincaré, Electricität u. Optik, Band I, pag. 7.

setz mathematische Genauigkeit zusprechen. Ja die absolute Giltigkeit dieses Prinzips läßt uns wieder mit vollen Segeln in die Metaphysik einfahren. Die Fachphilosophen beginnen die Energie als die einzige Substanz zu verkünden und bauen darauf ihre luftigen Schlösser. Herr Poincaré zeigt, daß die Ausdehnung des Prinzips auf das ganze Universum den Sinn annimmt, „Etwas ist allen Möglichkeiten gemeinsam".*) Bei der deterministischen Theorie haben wir aber nur eine Möglichkeit und das Prinzip wird sinnlos. Wir werden daher unmerklich zu einer indeterministischen Weltauffassung hingedrängt. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das sich als so mächtige Waffe gegen den Begriff der Willensfreiheit gezeigt hat, kann daher gerade durch seine gespenstige, absolute Fassung zu deren Rehabilitirung führen.

In den biologischen Wissenschaften ist es auch so, wie ich oben von der Mathematik behauptet habe. Wo der Meister nur sein Gebilde sieht, sieht der Adept Gespenster. Wenn Darwin, der Meister, von Vererbung, Variabilität, Arbeitstheilung ꝛc. spricht, so denkt er darin die Zusammenfassung seiner Erfahrungen und Experimente. Der Adept aber macht aus diesen Worten Gesetze, Triebe und so entsteht naturgemäß das Bedürfniß nach einer Substanz für diese Adhärenzen. Die Seele oder Lebenskraft, die früher dem einzelnen organischen Individuum zugesprochen wurde und daher eine mythologisch gesunde matter of fact Sache war, heftet sich jetzt an Allgemeinheiten, wie die Familie, eine Institution, ein Volk ꝛc., und hat daher einen gespenstischen Charakter angenommen.

Der Grundzug des modernen Denkens ist Monismus. Physik und Chemie segeln mitten in diesem Strome, und so oft es ihnen zum Bewußtsein kommen will, daß sie einfach an Stelle der Vielheit der Fluida und Stoffe eine Vielheit von Gesetzen schaffen, kommt ihnen die gespenstische Stimme des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft zu Hilfe, indem es sagt: „Alle Gesetze sind nur Ich, nur Ausströmungen meines Wesens, Ich umfasse sie alle." Die übrigen Wissenschaften, die mit Lebendem zu thun haben, sind zwar noch nicht so weit, aber auch sie sind daran, ihren Schwerpunkt immer mehr in's Allgemeine zu schieben. Ihnen stellt sich jedoch eine eigenthümliche Schwierigkeit entgegen. Wir bösen Menschen hatten uns gewöhnt, als Miterscheinung des Lebens nach Analogie unserer selbst Bewußtseinsvorgänge zu verlangen. Es schien aber eine recht harte Zumuthung, an Bewußtseinserscheinungen einer Familie oder Volksseele glauben zu sollen. Da kam der armen, bedrängten populären Wissenschaft die Entdeckung zu gute, daß es unbewußte Seelenerscheinungen gebe! Da gab es denn kein Halten mehr! Durch Geschichtswissenschaft und Dichtung, durch Kunst und Nationalökonomie trat jetzt der unbewußte Zweck seinen Siegeslauf an, und während eben jetzt der Occultismus wissenschaftlichen Methoden nachstrebt und dem Experiment zugänglich zu werden strebt, hat sich der Aberglaube neue Gebiete erobert.

Von welchem Baum auch immer ein Apfel fällt, gleich ersteht ein halbes

*) Vorrede zur Thermodynamik.

Dutzend Newton's, um neue weltbewegende Gravitationsgesetze daraus abzuleiten. Zwei solcher would-be-Newton's sind auch Herr Sighele und Herr Le Bon. Aus dem Umstand, daß eine Masse von Menschen Erscheinungen zeigt, die verschieden sind von denen am einzelnen Individuum, erschließen sie eine neue Wissenschaft, die Kollectivpsychologie.

Herr Le Bon hat in seinem Buche „Psychologie des Foules" so etwas wie eine systematische Darstellung der neuen Wissenschaft gegeben, und Herr Sighele ergänzt ihn dann in seinem Aufsatz. Ich werde mich in meiner Kritik daher zunächst an das Buch halten.

Im ersten Theil seines Werkes geht Herr Le Bon daran, den Gegenstand seiner Wissenschaft zu erschaffen, nämlich „die Seele der Masse". Nicht jede Vielheit oder Agglomeration von Menschen sei eine Masse. Nur unter gewissen Bedingungen, wenn sich die bewußte Persönlichkeit des Einzelnen verliert und aller Gefühle und Gedanken eine Richtung annehmen, gehe die Kollektivität in eine Masse über. So eine Masse nennt er auch eine organisirte oder psychologische Masse. Sie unterliege dem „Gesetz" von der geistigen Einheit einer Masse. „Es bildet sich eine Kollektivseele, zwar nur vorübergehend, aber sehr deutliche Eigenschaften zeigend."

Sie sehen, meine Herren, wie das Gespenst hereinspaziert!

Herr Le Bon untersucht jetzt die Eigenschaften dieser Kollektivseele. Er findet zunächst Unfähigkeit zu Ueberlegung, denn wie er sich ausdrückt, in einer Masse accumulirt sich nur die Dummheit, nicht der Geist. Dann stärkeres Hervortreten der Rasseeigenthümlichkeiten. Beides erkläre sich durch Bildung eines Durchschnitts aus den Eigenschaften der Einzelnen. Das ist aber nicht gespenstig genug. Herr Le Bon erklärt daher, die Kollektivseele zeige auch Eigenschaften, die der Einzelne gar nicht habe. Und er begründet die Möglichkeit dieser Erscheinung durch drei Vorgänge.

1. Die Zahl verleihe dem Einzelnen das Gefühl der Sicherheit und Macht und er lasse daher Trieben die Zügel schießen, die er sonst aus Furcht vor Strafe im Zaume gehalten hätte. So erklärten sich die sonst unverständlichen Greuelthaten aufgeregter Volksmassen.

Diese Ueberlegung ist ja richtig. Aber das Zusammensein in der Masse befreit ja die gesetzlosen Triebe in jedem Einzelnen, und ich sehe gar nicht, wieso wir da die Kollektivseele brauchen, um die Massenhandlungen zu erklären.

2. Zwischen den Individuen der Masse finde ein Prozeß der Ansteckung statt, der ihre Gefühle und Gedanken ausgleiche. — Auch das führt zu keiner Massenseele, sondern zu einer Durchschnittsbildung.

3. Es finde eine wechselseitige Hypnotisirung unter den Individuen statt. Ob dies von den Ausdünstungen der Menge oder von unbekannten Ursachen herrühre, entscheide er nicht. Aber die Thatsache der Massenhypnotisirung scheine durch die aufmerksamste Beobachtung bewiesen zu werden.

Diese Behauptung könnte dem Gespenst der Kollektivseele einige Realität geben, wenn sie Herr Le Bon irgendwie bewiese. Er thut aber nicht mehr,

als auf die Analogie zwischen dem Benehmen einer hypnotisirten Person und einer psychologischen Masse hinzuweisen. Beide seien zur Ueberlegung unfähig, die bewußte Persönlichkeit verschwinde, an deren Stelle trete leichte Suggestibilität und Impulsivität. Uebrigens fügt er noch hinzu, diese Eigenschaften seien nicht bei allen Massen und nicht immer zu beobachten, sondern nur wenn sie ihren typischen Zustand erreichten.

Da mir von dieser Massen-Hypnose die Existenz der Massen-Psychologie als eines gesonderten Wissensgebietes abzuhängen schien, habe ich das ganze Buch eifrig nach weiteren Beweisen oder Behauptungen über diesen Punkt durchforscht. Ich wollte wissen, unter welchen Bedingungen die Erscheinung eintrete, woran man erkenne, daß sie eingetreten sei, wie lange sie andauern könne, ob sie ansteckend sei ꝛc., aber das ganze Buch enthält darüber auch nicht eine Andeutung.

Herr Le Bon wendet sich vielmehr zu einer eingehenden Besprechung der Gefühle und der Moralität der Massen. Neben den oben angegebenen Eigenschaften der Kollektivseele führt er hier noch Leichtgläubigkeit, Intoleranz, Servilität und Konservatismus an. Schon aus dieser bloßen Aufzählung erhellt, daß Herr Le Bon, statt weiter von den Eigenschaften einer Vielheit von Menschen zu reden, die durch gegenseitigen Hypnotismus in eine psychologische Masse vereinigt worden sind, einfach von der Masse des Volkes zu reden anfangt, von den sogenannten breiten Schichten, die aus Ungebildeten bestehen.

Bei der folgenden Besprechung der Moralität der Massen aber hat er wieder solche im früheren Sinne vor Augen. Er erklärt, die Moralität der Massen könne höher oder niederer sein, als die der Individuen. In einem späteren Abschnitt belegt er die Kriminalität der Massen mit Beispielen aus der französischen Revolution. Aber er übersieht dabei immer das wesentliche, nämlich die Frage: Ist der Anblick so vieler Hinrichtungen, die Aussicht auf gänzliche Straflosigkeit, wenn nicht gar Belohnung, endlich die Auswahl von rohen Elementen, die sich einem mit Mordabsicht ausziehenden Haufen anschließen, nicht Grund genug, um die scheußlichen Mordthaten zu erklären? Muß da noch ein eigenes Agens, eine Massenseele, zitirt werden?

Der ganze zweite Theil des Werkes besteht in ziemlich lose aneinandergereihten Bemerkungen über das langsame Entstehen und Vergehen der Grundanschauungen eines Volkes in Bezug auf Sitte und Religion, wobei den äußeren Formen der Regierung nur ein verschwindender Einfluß zugesprochen wird. Nebenbei betrachtet er auch aus diesem Volke gebildete Einzelmassen, erörtert das Bedürfniß nach Führerschaft, besonders aber auch die Mittel, wie man sich in der Rolle eines Führers von Volksmassen erhalten könne. Mit Nachdruck hebt er immer wieder hervor, daß man auf Massen nicht durch Gründe einwirken könne, sondern am besten durch Behauptung und Wiederholung der Behauptung, in geringerem Grade auch durch Darstellung von Gedanken in kräftigen Bildern. Dieser Theil ist entschieden angenehm zu lesen, enthält aber fast gar kein Material zur Massenpsychologie.

Im dritten Theile besinnt sich Herr Le Bon wieder auf den eigentlichen Zweck seines Werkes und schreitet zu einer Klassifikation der Massen. Diese Eintheilung hat auch Herr Sighele in seinem Aufsatz erwähnt und nicht zufriedenstellend gefunden. Sie ist ganz nach äußeren Merkmalen entworfen, die gerade vom Standpunkt der behaupteten Massenpsychologie aus gar keine Bedeutung haben. Gehen wir also gleich zu den Beispielen über, die Herr Le Bon bringt.

Nach den verbrecherischen Massen, deren Behandlung ich schon oft kritisirt habe, wendet er sich zu den Geschworenen. Er behauptet zunächst, daß ihre Entscheidungen von der Bildungshöhe der Mitglieder unabhängig seien, behauptet ihre Unfähigkeit zur Ueberlegung und sucht an ihnen überhaupt alle Eigenschaften einer psychologischen Masse aufzuzeigen. Hier scheint mir nun die Frage unabweisbar, warum gerade die Jury eine psychologische Masse bilden, und der Richter, der Anwalt, die Zuhörerschaft davon ausgeschlossen sein solle. Findet eine Massenhypnose durch die Ausdünstungen oder andere Kräfte statt, warum werden da nicht auch die übrigen Insassen des Raumes mithypnotisirt? Die Stimmung der Zuhörer wenigstens scheint mir nicht so sehr von der der Jury verschieden zu sein, daß sie nicht mit dieser eine psychologische Masse sollte bilden können. Aber von derlei Fragen finden wir nichts bei Le Bon erwähnt. Er bespricht nur die beste Art zu plädiren und kritisirt die Urtheile der Geschworenen. Er findet, daß sie der wahren Gerechtigkeit näher kommen als die eines Einzelrichters und stellt dann die Gefahren dar, die eine Aufhebung der Geschworenengerichte mit sich brächte. Ich bin mit diesem Resultat ganz zufrieden und auch mit seiner Begründung. Aber Herr Le Bon sollte nicht damit zufrieden sein! Denn er leitet diese Folgerungen nicht als Eigenschaften der Massenseele der Jury ab, sondern aus dem Umstand, daß der Nicht-Jurist eine gerechtere, praktischere Beurtheilung der Verbrechen besitze.

Die nächste Massenart, die er behandelt, sind Wahlversammlungen. Auch hier finden wir kein psychologisches Material, sondern nur lose Bemerkungen. Schließlich vertheidigt er das allgemeine Wahlrecht.

Bei den Parlamenten endlich, der letzten Gruppe die er behandelt, beginnt er auch nach derselben Methode, sie als psychologische Massen aufzufassen, kommt aber doch später zur Einsicht, daß sie öfter auch keine psychologische Masse darstellen. Wir suchen aber vergebens nach einem Kriterium, wie wir beide Zustände unterscheiden könnten. Herr Le Bon scheint mir an seinen eigenen Gedanken irre geworden zu sein und das Haltlose seiner Anschauungen zu fühlen. Er bricht daher sein Buch plötzlich ab und erklärt, er erspare sich die Behandlung der nächsten Massenarten, der Sekten, Kasten und Klassen auf sein nächstes Buch.

Das war nun Herrn Sigheles Freude. Und um nicht um seinen Antheil bei dem ruhmvollen Aufbau der neuen Wissenschaft zu kommen, hat er in dem angezogenen Aufsatz der „Zukunft" jene drei letzten Formen selbst besprochen.

Herr Sighele fördert jedoch noch weniger pſychologiſches Material zu Tage als Herr Le Bon. Nebſt einigen allgemeinen Phraſen über die Natur der Sekten, Kaſten und Klaſſen, bemüht er ſich zu zeigen, daß das Geſetz der Entwicklung auch das ſoziale Gebiet ſouverän beherrſche. Als Mittelglieder zwiſchen einem bloßen Menſchenhaufen und einem modernen Staat ſtellt er Sekte, Kaſte, und Klaſſe hin! Sind nicht die beiden letzten nur Entwicklungen innerhalb des Staates? Und ſind nicht alle modernen Staaten faſt unabhängig von irgend einer Sektenbildung entſtanden? Und gibt es überhaupt eine Entwicklung der Sekte zur Kaſte, und dieſer zur Klaſſe?

Durch ſeine thatſächlichen Leiſtungen kann mich daher Herr Sighele ebenſowenig wie Herr Le Bon von der Exiſtenz einer Maſſenpſychologie überzeugen. Beide weiſen ihr aber eine Stellung zwiſchen der Individual- und der Spencerſchen Sozial-Pſychologie an. Es erſcheint mir daher eine Unterſuchung am Platze, ob es überhaupt ein ſolches Mittelglied geben könne.

Die neuere Wiſſenſchaft behauptet, daß die ſämmtlichen Lebenserſcheinungen organiſcher Weſen in phyſikaliſch-chemiſchen Vorgängen beſtänden und im Prinzip wenigſtens auf dieſe Weiſe vollſtändig erklärt werden könnten. Die Phyſiologie, die die Erklärung der Lebenserſcheinungen auf dieſem Wege ja auch anſtrebt, verwendet andrerſeits auch noch Begriffe, wie Organ und Funktion, die die Vorſtellung eines Zweckes enthalten. Mag es auch das Beſtreben der Phyſiologie ſein, dieſe Zweckbegriffe immer weniger als definitive Erklärung zu verwenden, ſo wird ſie dieſelben doch ſtets als heuriſtiſches Prinzip benützen, welcher Gebrauch ja gerade durch Darwins Lehre legitimirt wurde.

Für die Erklärung zunächſt der menſchlichen Handlungen gibt es aber noch eine Methode, nämlich die pſychologiſche. Da dieſer eine Erkenntnißquelle eigener Art, das Selbſtbewußtſein, zur Verfügung ſteht, kann ſie durch keinen Fortſchritt der andern Methoden in ihrem Beſtand bedroht werden.

Soweit die Phyſiologie organiſche Erklärung treibt, bezieht ſie alle Vorgänge im lebenden Weſen auf einige Grundzwecke: Ernährung, Wachsthum, Fortpflanzung, unterſucht, wie die einzelnen Theile, die ſie dann Organe nennt, jenen Zwecken dienen, und nennt dann dieſe zweckmäßige Thätigkeit Funktion. In ganz analoger Weiſe bezieht die Pſychologie alle von Bewußtſeinerſcheinungen begleiteten Handlungen auf einen Grundzweck zurück, das Ich: jeder verſteht ſeine eigenen Handlungen als motivirt. Das Ich enthält eine Mannigfaltigkeit in ſich, wie Hunger, Liebe, Wiſſen, Mitleid, Urtheilsfähigkeit, Unterhaltungsbedürfniß ꝛc., die wir eben in ihrem jeweiligen Stärkeverhältniß, das ſich ja nur langſam zu ändern pflegt, als unſere Perſönlichkeit auffaſſen.

Die pſychologiſche Erklärungsweiſe iſt der Natur ihrer Erkenntnißquelle nach zunächſt auf das eigene Ich beſchränkt. Einem unwiderſtehlichen pſychiſchen Zwange folgend dehnen wir jedoch dieſe Betrachtungsweiſe auch auf die Handlungen unſerer Nebenmenſchen aus, dann noch weiter auf die der höheren Thiere. Wir ſchreiben dabei den andern Ichs nicht eine mit unſerer identiſche Eigenart zu, ſondern nehmen eine Verſchiedenheit des Charakters, eine andere Zuſammenſetzung der Perſönlichkeit an. Die Möglichkeit auch aus einem andern

Charakter heraus Handlungen zu motiviren, liegt darin begründet, daß erstens unsere eigene Persönlichkeit sich ändert, während wir doch die Erinnerung früherer psychischen Vorgänge behalten, zweitens besonders darin, daß wir unsere eigene Persönlichkeit hypothetisch ändern und ausleben können.

Da man in neuerer Zeit die Annahme hat fallen lassen, daß die Lebenserscheinungen an eine besondere Kraft oder Substanz gebunden seien, lag es nahe, den Versuch zu machen, die organische oder gar psychologische Erklärungsweise auf Dinge anzuwenden, die man bis dahin nur der Erklärung durch Resultanten von Einzelwirkungen fähig gehalten hatte.

Ehe ich aber die Zulässigkeit der organischen und psychologischen Erklärung auf andern Gebieten untersuche, muß ich zunächst hervorheben, daß sie öfters auf ihren eigenen Gebieten unzulässig werden. Dies ist der Fall bei der Leibes- und Geisteskrankheit. Die Rückgründung dieser Erscheinungen auf die Hauptfunktionen, Ernährung, Wachsthum, Fortpflanzung einerseits, Persönlichkeitsdurchsetzung andrerseits, ist im allgemeinen unmöglich.*)

Um daher irgend ein Gebiet der organischen oder psychologischen Erklärungsweise zugänglich zu machen, ist es nothwendig, irgend etwas den Grundfunktionen oder der Persönlichkeit analoges in ihnen nachzuweisen und ferner zu zeigen, daß einzelne Vorgänge je nach ihrem Verhältniß zu jenen als gesund oder krankhaft aufgefaßt werden können.

Diese zwei Voraussetzungen, die sich übrigens bei schärferer Fassung auch in eine zusammenziehen lassen, sind z. B in den geschichtlichen Veränderungen eines Volkes im Allgemeinen erfüllt. Gesundheit und wirthschaftlicher Wohlstand, Sicherung gegen fremde Macht, daher auch Wachsthum der Bevölkerung, allmäliche Ausbreitung des Gebietes, innerer Friede ꝛc. sind Angelegenheiten, bei denen das Interesse aller Individuen in der gleichen Richtung liegt. Die von den verschiedensten Einzelzwecken geleiteten Handlungen der Individuen geben daher immer große Resultanten in jenen Richtungen, wie sehr sie sich auch in andern aufheben mögen. Es ist daher möglich, diese Thätigkeitsrichtungen als Grundfunktionen des Volkslebens anzusehen. Andrerseits ist beispielsweise ein innerer Zwiespalt, der so weit geht, einzelnen Parteien, eine den Grundfunktionen entgegengesetzte Interessenrichtung zu geben, entschieden als krankhaft auffaßbar. Unsere zwei Bedingungen sind erfüllt und es kann daher auf die Völkergeschichte im Allgemeinen die organische Erklärungsweise angewendet werden. Man wird leicht die wesentliche Identität der hier aufgestellten Bedingungen mit den im ersten Theile für die historischen Haupteinheiten geforderten erkennen.

Untersuchen wir jetzt nach diesen Kriterien, ob auch andere Menschenaggregate als die historischen Haupteinheiten organisch betrachtet werden können.

Was in einem lebenden Wesen die Verwachsung der Zellen, ist im Volksstaat die gemeinsame Sprache, Sitte, Rechtsanschauung, Religion ꝛc., alles

*) In Einzelheiten ist eine solche Zurückführung aber doch oft möglich: die Leidesreaktion gegen die Störung ist theilweise eine Gesundungsfunktion; die Bewußtseinserscheinungen des Irren zeigen das Streben nach Motivirung aus der Persönlichkeit heraus.

Dinge, die eine relativ zur Dauer des Individuallebens lange Zeit zur Entwicklung und Festigung brauchen. Schon aus diesem abgeleiteten Grunde sind daher nur kurze Zeit dauernde Aggregate von Individuen, wie ein Straßenauflauf, eine Jury, eine Wahlversammlung ꝛc., einer organischen Erklärung unzugänglich.

Bei Kasten und Klassen fällt allerdings der letzte Einwand hinweg; dagegen liegt es auf der Hand, daß sie als Organe des Volksleibes ihre Hauptfunktion von diesem bestimmt bekommen und daher nur im Zusammenhang der Soziologie, niemals aber als selbst-centrirt, organisch erklärt werden könnten. Dazu kommt noch, daß Kaste und Klasse aus leicht begreiflichen Gründen sich schon darin vom Organismus unterscheiden, daß sie nicht immer ein Interesse am Wachsthum, sondern auch oft an der Verminderung ihrer Zahl haben.*)

Eine Kollektiv-Physiologie als Mittelglied zwischen Individual-Psychologie und Soziologie, wie sie Herr Sighele und Herr Le Bon träumt, ist also unmöglich. Denn was nicht selbstcentrirt genug ist, um der physiologisch-vegetativen, ist a fortiori nicht der psychologischen Auffassungsweise zugänglich.

Ich habe oben zu beweisen gesucht, daß sich die Volksentwicklung als ein vegetativer Vorgang auffassen läßt. Was ist damit gewonnen? Eine Anleitung für die Darstellungsweise, ein heuristisches Prinzip für die Forschung, nämlich zu jeder Institution des Rechtes, der Sitte, der Religion ꝛc. den gegenwärtigen oder vergangenen Zweck zu suchen — rudimentäre Organe —, endlich die Erkenntniß von der nur langsamen und allmälichen Veränderlichkeit der Lebensformen, sowie von der Wahrscheinlichkeit, daß wenn irgend eine besondere Institution gewaltsam zertrümmert wird, entweder das Volk Schaden nehme oder die Institution — das Organ — in wesentlich ähnlicher Form wenn auch unter anderm Namen wieder eingeführt werden werde. Das ist aber auch so ziemlich alles. Denn irgend welche weitergehende Analogien mit bestimmten Organismen sind trügerisch.

Es entsteht nun die Frage, ob die Geschichte eines Volkes nur vegetativ sei, nur die beiden Kategorien der Gesundheit und Krankheit — Wachsthums — und Störungserscheinungen zulasse, oder ob sie auch höher animal, ja human werden, eine Persönlichkeit entwickeln, und daher der psychologischen Erklärungsweise zugänglich werden könne.

Ich weiß nicht, ob dieses Problem jemals ist methodisch erörtert worden. Ich habe in meinem ersten Aufsatz zu zeigen gesucht, daß sich freie, vegetativ beschäftigungslose Kräfte im Volke bilden und daß diese, sowie auch Störungserscheinungen zur freien Thätigkeit führen. Damit ist aber die Möglichkeit einer Persönlichkeitsbildung gegeben.

*) Die Sekte hat eine Ausnahmsstellung. Gemeinsame Religion hat allerdings immer selbstcentrirende Tendenz. Gelingt diese Selbstcentrirung, so ist vom Standpunkt des Volkskörpers aus die Seelenbildung eine Störungserscheinung, vom Standpunkt der entstehenden Sekte Urzeugung. Urzeugung ist aber kein vegetativer Vorgang, was man schon daran erkennen kann, daß dabei ein Einzelner die entscheidende Rolle spielt. Islam. Andere Sektenbildungen wie das Christenthum bringen es gar nicht zur Selbstcentrirung.

Das Temperament eines Individuums ist wesentlich vegetativ bestimmt, die Persönlichkeit, der Charakter aber bildet sich nur durch Reaktion gegen eindringende Lebenstatsachen und durch die Rückwirkung eigener Thaten.

Im vegetativen Volksleben sind die Zwecke der sich entwickelnden Organe und Funktionen unbewußt. Daß einzelne Individuen den Zweck bewußt ins Auge fassen mögen, ist unwesentlich; das ganze Verhältniß ist so aufzufassen, wie dem Thier der Zweck seiner Herzthätigkeit oder innerer Organe unbewußt ist. Nun setzt aber ein Volk auch entschieden bewußte Zweckhandlungen, z. B. einen Angriffskrieg. Die billigende oder tadelnde Erinnerung an solche Thaten, die Tradition, analog der individuellen Selbstkritik und Gewohnheit, wird zu einer Norm, einer Einheitsfunktion späterer Thaten und so entsteht die Volksverpersönlichkeit. Ein Volk kann daher auch, abgesehen von seinem Temperament Charakterzüge aufweisen, Leidenschaften, Affekte, Antipathien und Neigungen haben, Erfahrungen machen ꝛc., so daß seine Handlungen den psychologischen Gesetzen unterworfen erscheinen.

Die Grundlage nationaler Persönlichkeit ist also die Gefühlseinheit der Tradition. Diese ist weiter bedingt durch die wesentliche Einheit der gewöhnlichen Lebensinteressen, die Hauptfunktionen des vegetativen Lebens Ergo ist, wie schon oben behauptet, die vegetative Einheit conditio sine qua non für die psychologische.

Berlin. Dr. phil. Otto Mautner Ritter von Markhof.

Billiges Brot!

Eines der wichtigsten sozialen Probleme ist zweifellos die Ernährung der großen Massen des Volkes. Es ist dies ein Endzweck, ein Hauptzweck der ganzen Volkswirthschaft. Zwar der Einzelne sucht sich im Wege der eigenen Wirthschaft unmittelbar oder mittelbar die Mittel zu beschaffen, um sein Nahrungsbedürfniß und andere dringende Bedürfnisse zu befriedigen. Aber es mag ihm dies nicht immer gelingen, und oft nicht einmal im Schweiße seines Angesichts kann er sich das tägliche Brot sicher erwerben. Das hängt eben von dem herrschenden Volkswirthschaftssysteme ab. Die Nationalökonomie ist ganz schuldlos daran; sie enthält wirklich nichts hierüber. Man thut unrecht, wenn man, wie viele böse Menschen es in neuester Zeit so gerne thun, sie deswegen schilt. Diese Dinge gehen sie ja wirklich gar nichts an. Ihre Aufgabe ist, die wirthschaftlichen Phänomene nach ihrem Wesen und Verlaufe zu beschreiben und zu erklären. Darüber hinaus hat sie als Theildisziplin gar nicht zu gehen. Sie hat sich, um ihre abstrakten Lehrsätze aus den sozialen und wirthschaftlichen Phänomenen zu destilliren, ausschließlich mit dem abstrakten Menschen zu beschäftigen, der sich nur von wirthschaftlichen Motiven leiten läßt. Dieser Mensch wird dann mit Drahtfäden entweder im Theater des Konkurrenzsystems, oder in jenem des Kollektivsystems zur Aktion und in Bewegung gebracht.

Da man jedoch aus jenen abstrakten Sätzen und Lehrgebäuden so weitgehende und verhängnißvolle Konsequenzen zog — und der Wirthschafts- und Sozialpolitiker kann nicht anders, er muß sich auch auf die Ergebnisse der theoretischen Nationalökonomie stützen, — so ist der Vorwurf nicht unbegründet: diese Theorie hat uns auf falsche Fährte geführt! Zum mindesten hat man aus ihren Orakelsprüchen falsche Schlüsse gezogen; denn es ist nicht wahr, daß es der Zweck der Volkswirthschaft sei, wenige sehr, sehr reich zu machen, sondern vielmehr doch, daß keiner ganz, ganz arm sei, so arm, daß er sich trotz Schweißes in seinem Angesicht — Schweiß, hervorgerufen durch Arbeit — nicht einmal das Nöthigste zur Erhaltung seines und der Seinen Leben erwerben kann. Da liegt doch offenbar ein Systemfehler vor. Der Fehler besteht darin, daß man die Erkenntnisse der Wirthschaftstheorie als der Weisheit letzten Schluß bezeichnete und vielfach noch bezeichnet. Wirthschaftspolitik und Sozialpolitik hingegen wurden aus den Stuben, wo dickleibige Folianten auf den Regalen stehen, und die hohe Wissenschaft ferne vom Getriebe der Welt da draußen ein senile Dasein führt, fortgewiesen. Die

gehören auf die Bierbank; besten Falles in's Parlament! — Da es Aufgabe der Wirthschaftstheorie ist, die wirthschaftliche Natur des Geschehens und die spezifische Wirkungsweise des Kausalmomentes, „wirthschaftliches Motiv" zu erforschen, kurz, das Seiende zu erklären, da man darüber jedoch nicht hinausgehen wollte und hier stehen blieb, so übernahm man ohne weiteres die gewonnenen abstrakten Sätze als zwingende Direktiven für das Seinsollende. Das war der Fehler. Die Lehre vom Seinsollenden, die Wirthschafts- und Sozialpolitik ist jedoch eine durchaus selbstständige Disziplin. Sie ist angewandte Ethik. Sie ist es, die den Weg zur That bahnt, nachdem die Theorie den Weg zur Erkenntniß bahnte. Solange man daher die Wirthschafts- und Sozialpolitik den Bierbank- und andern Politikern im freien Spiel der wirthschaftlichen Kräfte überließ, konnte das Werdende erklärlicher Weise nicht auf ethischer Grundlage ruhen. Darum konnte man auch ganz und gar vergessen, daß es doch der Hauptzweck der Volkswirthschaft sei, das Volk hinsichtlich der Befriedigung seiner Bedürfnisse sicher zu stellen. Nun kommt man langsam zur Erkenntniß, daß die Lehre vom Seinsollenden, die sich mit Menschen aus Fleisch und Blut beschäftigt, mit Menschen, die noch von andern als wirthschaftlichen Motiven geleitet werden, doch eine Wissenschaft für sich sei und für sich sein müsse, — ja, daß man ihrer heute gar nicht mehr entrathen kann.

Darum wende man auch der Frage des täglichen Brotes, der Frage der Ernährung des Volkes gefälligst größere Aufmerksamkeit zu! Die Frage ist ungeheuer ernst. Sie ist so ernst, wie nur immer eine Frage der Wissenschaft ernst sein kann. Ja, die Hungrigen meinen, sie sei noch ernster sogar! Allerdings, die Hungrigen haben da keine Meinung; denn gelehrte Bücher schreibt man nur mit vollem Magen. Wie dem auch sei, das eine steht fest, die Frage drängt zur Lösung. Zwar drängte sie nicht immer so wie heute. Früher waren die Daseinsbedingungen doch einfachere; der Kampf hatte mildere Formen; die Bevölkerung war dünner; die heimischen Produktionsquellen wurden besser genützt; man erzeugte mehr Gebrauchs- und weniger Tauschwerthe; das Nothwendige zum Leben wurde sicherer und leichter beschafft. Darum nahm man das Brot, wie es eben da war, und fragte nicht ernst lange, wie viel Protein und Kohlenhydrate brauche ich, wie viel davon enthält das Brot? Wenn dieses nicht genügte, legte man ein Stück Speck oder Fleisch oder eine Schüssel Milch dazu, die leicht zu erlangen waren. Heute liegt die Frage anders: Wie kann sich die große Masse des Volkes mit den ihr zur Verfügung stehenden und durch harte Arbeit erworbenen geringen Tauschmitteln die allernothwendigsten Mengen Eiweiß und Kohlenhydrate beschaffen? Es handelt sich also um die Beschaffung bester Nahrungmittel, deren Preis so bemessen ist, daß sie auch den armen Schichten zugute kommen. Die größten Schwierigkeiten machen in dieser Hinsicht die dieser Anforderung entsprechenden Eiweißstoffe. Das in erster Reihe in Betracht kommende Fleisch wird immer theuerer und unerreichbarer. Man sieht sich daher dazu gedrängt, das Pflanzeneiweiß der Menschheit dienstbar zu machen. Diese Aufgabe hat man bisher nicht erfüllt, einfach deshalb, weil sie uns gar nicht gestellt war. Man hat mit diesem Eiweiß verschwendet, und dasselbe, wörtlich genommen, dem lieben Vieh vorgeworfen. Darum sind

Müllerei und Bäckerei im wesentlichen auch stehen geblieben und haben fast gar keine Fortschritte gemacht. Nun aber greift der Mensch danach. Die Frucht, die hierbei für uns Europäer in Frage kommt, ist das Getreide, und zwar deshalb, weil wir diese Frucht aus unserem Boden gewinnen können, und sie verhältnißmäßig hohen Eiweißgehalt besitzen. Der Reis, der das Hauptnahrungsmittel für zahlreiche Völker des Südens und Ostens bildet, enthält fast um die Hälfte weniger Eiweiß als z. B. der Weizen und kann bei uns nicht gebaut werden.

Das Getreidekorn wird von drei strohigen Holzfaserhüllen umschlossen, an deren äußerster an einem Ende ein Büschel grauer Bärtchenhaare steht. Unter diesen Hülsen befindet sich die wasserdichte Samenhaut, in welche die Kleber- und Eiweißzellen untrennbar eingewachsen sind. Darunter liegt der weiße, stärkemehlreiche Kern und in diesem eingebettet der fettige Keim, der Träger künftigen Lebens.

Daß die strohigen Hülsen unverdaulich seien, wußte man längst. Darum suchte man sie vom Korne loszulösen. So entstand die Müllerei. Nach der heutigen Mahlmethode, welche das Getreide auf trockenem Wege ganz oberflächlich reinigt, wird das Getreide zwar in seiner Gesammtheit vermahlen; da man jedoch ganz irrthümlicherweise als Kriterium für die Güte und Reinheit des Mehles dessen Weiße bezeichnete, bezw. da man es nicht nöthig hatte, auf Erlangung der Eiweißschichte hinzuarbeiten, löste man auch diese letztere, eine gelblich-bräunliche Schichte mit den Strohhüllen ab und suchte sie vom weißen Kerne, der zu Mehl verarbeitet wird, zu trennen, was durch mehr oder weniger sorgfältiges wiederholtes Absieben (Beuteln) und Sortiren geschieht. Das Bestreben, möglichst weißes, von Hülsentheilen und Kleber freies Mehl zu erhalten, findet seine Erklärung auch darin, daß für die besitzenden Klassen das Brot nicht des Eiweißes, sondern der Kohlenhydrate wegen genossen wird, und der verwöhnte Geschmack auch Anforderungen an das Aussehen stellt. Daß sich aber die Müllerei nach dem Geschmacke der Besitzenden richtet, ist billig und recht, wie jeder anständige Mensch zugeben muß; zudem kann für weißes Mehl ein verhältnißmäßig viel höherer Preis gestellt werden; das kann man dem Müller auch nicht verargen. Das Trockenschälsystem, das zur Erlangung möglichst weißen Mehles angewendet wird, erreicht diesen Zweck nur unvollkommen, und selbst im feinsten Mehle finden sich Schalentheilchen und Bärtchenhaare. Die Ausbeute an Mehl aus dem Getreide nach diesem Verfahren beträgt im Durchschnitte überhaupt nur 70—75 %, obwohl der Mehlkorn 82—85 % der Trockensubstanz des ganzen Kornes ausmacht. Erst durch in letzter Zeit erfundene Maschinen ist eine größere Ausbeute überhaupt, und durch feine Sortiermaschinen auch eine höhere Ausbeute an weißen Mehlen zu erzielen. Hervorgehoben sei hier vor andern insbesondere die Cylinder-Schälmaschine von Till, dem verdienstvollen Mühlenbesitzer in Bruck (Stevermark), der, nebenbei bemerkt, auch vorschlägt, den Getreidehandel und die Bäckerei zu verstaatlichen.

Soviel ist sicher, daß dieses heute angewandte Mahlsystem nicht geeignet ist, ein Mehl herzustellen, wie es für die Volksernährung benöthigt wird; denn es scheidet gerade jene Theile aus, die für den Ernährungszweck am wichtigsten sind.

Im Allgemeinen möge man sich hüten, dem Volke Nahrungsmittel anzubieten, welche der Wohlhabende verschmäht! Hier aber liegt die Sache einmal umgekehrt: Man bereite ein Brot ohne Rücksicht auf den Wohlhabenden, allein mit Rücksicht darauf, dem billigsten Nahrungsmittel möglichst hohen Eiweißgehalt zu verleihen.

In dieser Hinsicht liegen bereits viele und werthvolle Versuche vor, deren wichtigste nachstehend Erwähnung finden sollen.

So die Beimengung von Erbsen-, Bohnen- und Wickenmehl und die Bereitung von Brot aus Lupinenmehl. Die Lupine ist die eiweißreichste aller Leguminosen und gedeiht auch in sonst unverwendbarem Sandboden; Lupinenbrot enthält 21.7 % Protein gegen 6—9 % in Weizenbrot und 8—10 % in Roggenbrot. Besonders hohen Eiweißgehalt besitzt auch Brot aus der asiatischen Bohne, z. B. gegenüber Ochsenfleisch:

	Ochsenfleich	Bohnenbrot
Wasser	74 %	9.37
Eiweiß	22.50 %	26.63
Fett	2.30 %	17.02
Kali	0.54 %	3.16
Phosphor	6.66 %	1.47

In neuester Zeit wurden große Reklamen für das Gelinck'sche*) direkt aus den Getreidekörnern bereitete Brot gemacht. Die Idee ist zwar nicht neu, sondern nur die dabei in Verwendung gebrachten Maschinen. Schon bei dem Brot nach Bundt wird das volle Korn mit allen Theilen nach Reinigen und Weichen durch Walzen zu Teig verarbeitet, und dadurch der Eiweißgehalt des Brotes bis über 12 % gesteigert. Was damit bezweckt wird, ist schließlich das gleiche wie beim Schrot-, Graham-, Liebig- und Kneippbrot; durch Vermeidung der Absonderung des Klebers, die besten Nährstoffe des Kornes dem Mehl und Brot zu erhalten.

Nach der Gelinck'schen Methode wird das Getreide in einem mit Zink ausgekleideten Holzbottich, der einen Siebboden mit feinen Oeffnungen besitzt, unter Benutzung eines rotirenden Rührwerks mit zu- und abfließendem Wasser sorgfältig gewaschen, bis das Wasser klar abfließt, wodurch sämmtliche Verunreinigungen entfernt werden. Das gereinigte Getreide wird nun mehrere Stunden mit heißem Wasser von ca. 25° C behandelt, bis sich das Korn leicht zerdrücken läßt. Während dieser Behandlung hat das Korn die zur Teigbereitung nöthige Menge Wasser aufgenommen; es wird nun in die Gelinck'sche Teigmühle gebracht und in derselben zu Brei zerquetscht; dieser wird hierauf von einer Schraubenkonstruktion erfaßt, durch einen mit Rillen versehenen Mantel geführt, und zu feinem Teig verrieben, der durch ein engmaschiges Sieb durchgetrieben wird. Die Rückstände hierbei müssen den Gang eventuell wiederholt passieren, bis eine vollständige Verreibung des ganzen Getreides erreicht ist. Diese Teigmasse wird nun in der üblichen Weise weiter behandelt, mit Sauerteig versetzt und nach der Gährung verbacken. Da kein Be-

*) F. J. Gelinck in Riga.

ſtandtheil des Korns abgeſondert, ſondern das ganze Korn zur Brotbereitung verwendet wird, ſo müſſen auch ſämmtliche Nährſtoffe des Kornes im Brote enthalten ſein. Allerdings werden auch die Strohhülſen mit verrieben, die bis zu 3 und 4 % der Getreideſubſtanz ausmachen, keineswegs zur Schmackhaftigkeit beitragen und für den Magen doch einen überflüſſigen Ballaſt bilden, wenn auch von anderer Seite behauptet wird, daß ſie anregend auf die Verdauungsthätigkeit wirken. Aber dieſem Uebelſtande läßt ſich abhelfen. Es giebt auch Schälverfahren auf naſſem Wege, welche die Strohhülſen entfernen, ohne die Kleberſchichte mitzunehmen. Als das vollkommenſte Syſtem dieſer Art muß das Steinmetz'ſche*) Reinigungsverfahren bezeichnet werden. Nach dieſem wird das Getreide in einem aufſteigenden Schneckengange mit daran ſchließender Schleudervorrichtung von allen Beimengungen und Unreinlichkeiten befreit und in Waſſer geſcheuert. Das derart gereinigte Getreide wird dann auf mechaniſchem Wege ununterbrochen der Enthülſungsmaſchine zugeführt. Dieſe beſteht aus einer Anzahl auf einer Welle befindlichen, mit Buckelblechen belegten Reibſcheiben, welche ſich zwiſchen glatten, keilförmigen Einlagen bewegen, zwiſchen welchen das Getreide etwas gedrückt, enthülſt und durch Umherwerfen gründlich durchlüftet wird, wobei ein mit der Maſchine verbundener Sauglüfter die losgedrückten feuchten Hülſen ſofort entfernt. Das enthülſte Getreide verläßt die Maſchine in Folge der Durchlüftung, und weil im Gange der Maſchine nur die Hülſen im Waſſer erweicht werden, vollſtändig getrocknet, wie dies Verſuche von Prof. Hofmann in Leipzig erweiſen. So enthält z. B. Roggen vor Eintritt in die Maſchine 16.2 % Waſſer, befeuchtet hinter der Wäſche 25.7 %, bei Austritt aus der Schleudervorrichtung 21.3 % nach der 1. Scheibe der Enthülſungsmaſchine 20 %, nach der 7. Scheibe 16.6 % und das fertig enthülſte Getreide 16.3 %. Das Steinmetz'ſche Reinigungsverfahren muß daher als eine ſehr günſtige Ergänzung der Gelinck'ſchen Teigmühle angeſehen werden und beſitzt den Vortheil, bei allen beſtehenden Mühlbetrieben in Anwendung kommen zu können.

Ein anderes Bedenken gegen die Gelinck'ſche Brotbereitung läßt ſich allerdings noch erheben: Die Methode iſt ſo einfach und ſchließt ſo weſentliche zweifelloſe Vortheile in ſich, daß man ſich an den Kopf greift und frägt, „ja, wie konnte man denn auf dieſen einfachen und natürlichen Gedanken erſt jetzt kommen, und da ließ man durch Jahrhunderte das Getreide erſt einen umſtändlichen und daſſelbe ſeines Hauptnährwerthes theilweiſe beraubenden Mahlprozeß durchmachen!“ Die Gründe hierfür wurden bereits früher genannt; das nöthige Eiweiß wurde auf andere Weiſe beſchafft, und man ſuchte theils für feines Brot, vornehmlich aber zur Bereitung anderer Speiſen möglichſt weißes, alſo kleberfreies Mehl zu erhalten. Dieſe Gründe würden nun theilweiſe auch in Zukunft noch fortbeſtehen; man wird zweifellos für das feine Weißbrot und zur Verwendung in Speiſen immer nach weißen Mehlen verlangen, welche einmal die Geſchmacksrichtung dauernd beherrſchen. Die beſtehenden Mühlbetriebe werden daher, wenn ſich die Bäcker ſelbſt Teigmaſchinen an-

*) Stefan Steinmetz, Leipzig-Gohlis.

schaffen sollten, um 30—50% weniger ausgenützt, was voraussichtlich zu einer nicht unerheblichen Steigerung der Preise für weiße Mehle führen wird. Allerdings wird dies vielleicht theilweise ausgeglichen durch den, in Folge Wegfallens der Vermahlung ermöglichten billigeren Preis des Gelinck-Brotes. Heute wird dasselbe z. B. in der Fischmarktbäckerei in Hamburg das kg um 15 Pfennige, also um ca. 15% billiger als das Mehlbrot verkauft, und dies ist noch ein Monopolpreis, da Gelinck's Verfahren patentirt ist. — Auch wird es nicht als unbillig bezeichnet werden können, wenn man sich mit Rücksicht auf die Bedeutung der Volksernährung auf den Standpunkt stellt, „was gehen uns schließlich die Müller an; die sollen selbst sehen, wie sie trotz Gelinck auskommen."

Allerdings müßte da der Werth des Gelinck'schen Verfahrens erst nach allen Richtungen hin durch wissenschaftliche Untersuchungen und längere Erfahrungen festgestellt werden; denn den vielen marktschreierischen Schriften und Aufsätzen darüber kann man natürlich nur wenig Glauben schenken. Das Urtheil des Professor Lehmann in der „Vierteljahresschrift der Chemie der Nahrungs- und Genußmittel" spricht gerade nicht dafür, daß sich dieses Brot wirklich so bald die Welt erobern würde. Das Brot ist stark sauer, da in Folge der Erwärmung des Teiges in der Mühle bei der Gährung sich die Essigsäure zu sehr entwickelt. Man fühlt überdies mit der Zunge gröbere Theile (Cellulose). Nach dem Urtheil Lehmanns enthält es nur 9.5% Eiweiß, steht hinter schlechtem Kommisbrot und schließt sich dem groben norddeutschen Schrotbrot an. Dies klingt allerdings nicht sehr empfehlend. Aber zweifellos ist das Verfahren noch wesentlich verbesserungsfähig.

Die gute Reinigung auf nassem Wege, die übrigens durch das Steinmetz'sche Verfahren in viel vollkommener Weise erfolgt, darf nicht allzusehr in Anschlag gebracht werden; denn thatsächlich kennt man mit Ausnahme des Kartoffelbacillus, der im Schrotbrot häufiger vorkommt und die Stärke des Brotes in eine zähe Masse verwandelt, sowie die übrigens gesundheitsunschädlichen Verunreinigungen durch Unkrautsamen gar keine Krankheit des Brotes. Die Mikroben, die durch das Mehl und während der Bereitung des Teiges in diesen hineinkommen, widerstehen den gemeinsamen Angriffen der Brotsäure und der hohen Temperatur nicht, und der Brotteig wird durch den Backprozeß in einer wirklich guten Weise sterilisirt.

Als besonderer Vortheil wird dem Gelinckbrot noch dessen besondere, wochenlange (?) Haltbarkeit nachgerühmt, ein Umstand, der, wenn er sich als richtig erweisen sollte, dazu dienen könnte, die örtlichen Bäckerei-Monopole zu brechen und den Großbetrieb in der Brotbereitung zu erleichtern.

Im Ganzen muß daher die allerdings vielfach übertriebene Bedeutung des Gelinck'schen Verfahrens für die Volksernährung anerkannt werden. Gesteigert wird diese Bedeutung einigermaßen durch Vereinigung mit dem Steinmetz'schen Reinigungsverfahren; denn wenn hier auch ein neuer Arbeitsprozeß eingeführt wird, der nicht ohne Rückwirkung auf den Preis sein kann, so muß dabei der erreichbare höhere Kohlenhydrat- und Eiweißgehalt und die Verringerung des Wassergehaltes des Brotes in Anschlag gebracht, der Preis nach eben diesem Eiweißgehalt, der beim

Steinmetz'schen Weizenmehl über 14 % beträgt, berechnet werden, und nicht nach dem Bruttogewicht des Brotes. Aus diesem Grunde liegt auch die hauptsächliche Bedeutung des Gelinck'schen Verfahrens nicht in dem höheren Eiweißgehalt an sich, der doch nur wenige Prozente gegenüber dem heutigen Brot ausmacht und theilweise durch den höheren Wasser- und den geringeren Kohlenhydratgehalt ausgeglichen wird. Analysen der Krumen ergaben nämlich für Roggenbrot:

	nach Gelinck	Roggenmehlbrot
Wasser	51.57	46.4
Stickstoffsubstanz	12.03	9.1
Fett	0.47	0.6
Kohlenhydrate, Holzfaser und Salze	36.05	43.9

Bei Weizenbrot wird das Verhältniß noch weiter zu ungunsten des Gelinck'schen Brotes verschoben:

	nach Gelinck	feines Weizenbrot
Wasser	50.96	26.4
Stickstoffsubstanz	9.89	8.6
Fett	0.36	0.6
Kohlenhydrate, Holzfaser und Salze	38.79	63.4

Die Bedeutung des Gelinck'schen Verfahrens ist vielmehr in erster Linie darin zu erblicken, daß es durch theilweise Ausschaltung des Mahlprozeß eine wesentliche Verbilligung der Brotbereitung ermöglicht, und damit den für das Eiweiß, den Hauptnährstoff, zu zahlenden Preis herabsetzt.

Wie übertrieben jedoch die Geschäftsreklame für das Gelinck'sche Brot im Hinblick auf dessen höheren Nährgehalt ist, ergiebt sich schon aus der Gegenüberstellung der obigen Analyse mit dem Bedarf des Menschen an Nahrungsstoffen. Dieser Bedarf beträgt nach Pettenkofer und Voit für einen erwachsenen, arbeitenden Mann täglich ungefähr 120 gr Eiweiß, 50 gr Fett und 550 gr Kohlenhydrate nebst Mineralstoffen, also Stickstoffverbindungen im Verhältniß zu Kohlenstoffverbindungen wie 1 : 5. Um nun diese Mengen dem Körper durch das Brot zuzuführen, müßte bei Gelinckbrot wie bei anderem Brote ungefähr 1 ½ kg Brot täglich genossen werden, was selbst der stärkste Arbeitermagen auf die Dauer nicht verträgt. Bei beiden Brotarten ist überdies eine Zugabe von ca. 40 gr Fett nothwendig. Allerdings läßt sich die nothwendige Menge Gelinckbrot auf 1 kg täglich herabsetzen, wenn man die Ergänzung an Kohlehydraten z. B. durch billige Kartoffelnahrung besorgt. Aber selbst 1 kg Brot täglich ist noch zu viel und selbst der billigere Preis des Gelinckbrotes als Preis für das darin enthaltene Eiweiß ist noch zu hoch für ein Volksnahrungsmittel. Zur Herstellung eines solchen bedarf daher die Brotbereitung noch weitere Ausgestaltung. Schon 1808 hat Rosenthal*)

*) „Gesundheitsbrot aus Getreidemehl", Gotha. 1808.

vorgeschlagen, die Kleie mit Wasser auszuwaschen und diese dem Brotteig beizumengen. Vor einigen Jahren hat nun der Chemiker Dr. Hundhausen als Nebenprodukt bei der Fabrikation von Weizenstärke aus dem Schlemmwasser konzentrirtes Eiweiß gewonnen, das er „Aleuronat" (Aleuron-Weizen) nennt, und das 82—86 %, von den Zellhüllen befreites Pflanzeneiweiß enthält. Dasselbe macht nach den gewonnenen Erfahrungen die Zufuhr von Thiereiweiß vollkommen entbehrlich. Zwar kostet es heute noch (patentirt! Monopolpreis!) viermal so viel wie gewöhnliches Mehl, enthält jedoch ungefähr achtmal soviel Eiweiß wie dieses und stellt sich daher mit Rücksicht auf den Eiweißpreis schon heute billiger:

1	kg	Eiweiß	in	Aleuronat	kostet	1,44	Mark
1	„	„	„	Weizenbrot	„	4— 6,40	„
1	„	„	„	Eiern	„	8—16	„
4	„	„	„	Fleisch	„	10—12	„

Zweifellos wird sich nun das Aleuronat in der Folge ganz beträchtlich billiger herstellen lassen. Ist dies der Fall, so ist damit ein Mittel in die Hand gegeben, durch Beimengung desselben in den Brotteig, den Eiweißgehalt des Brotes ganz erheblich zu steigern. In gewissem Grade würde dies übrigens schon durch Beimengung von Bohnen-, Erbsen- oder Lupinenmehl erreicht werden.

Die technische Seite der Frage der Herstellung eines nach jeder Richtung geeigneten Volksbrotes kann demnach heute als gelöst angesehen werden. Zwar ist damit allein nicht viel geholfen; denn das Volk wird die Vortheile eines billigeren und nahrhafteren Brotes bei der heutigen privatwirthschaftlichen gewerblichen Brotbäckerei nur insoweit empfangen, als dies im entstehenden Konkurrenzkampfe zwischen den einzelnen Betrieben im Interesse der Konkurrenz liegt, die ja selbstverständlich ausschließlich nur subjektive Zwecke in ihren Wirthschaften verfolgen. Der civilisatorische, der gesellschaftliche Zweck der angeführten technischen Erfindungen kann dem Volke nur dann ungeschmälert zu Theil werden, wenn die Brotbereitung als eine öffentliche Angelegenheit von öffentlich rechtlichen Gemeinschaften besorgt wird.

Innsbruck. Dr. Reichsfreiherr zu Weichs-Glon.

Die Angſt vor dem Meſſer.

Allerdings eine Frauenfrage.

In Nummer 95 der „Kritik“ hat Eugen Iſolani einen Gegenſtand behandelt, den er mit Recht eine Frauenfrage nennt, nämlich die Stellung der Frau zur operativen Gynäkologie.

Zweifellos iſt ihm darin beizuſtimmen, daß es weit weniger ein falſches Schamgefühl iſt, das unſere Frauen allzu oft von dem Frauenarzte fern hält, als vielmehr die Furcht vor einem operativen Eingriff.

Leider hat ſich auch Iſolani durch das Pamphlet des engliſchen Geburtshelfers Sir. William Prieſtley zu der Meinung verleiten laſſen, als ſei jene Furcht der Frauen vor der „Operationswuth“ der Gynäkologen berechtigt; ſeine Ausführungen ſind geeignet, manchen furchtſamen Herzens Angſt zu vergrößern, manche Kranke, die durch das Meſſer des Gynäkologen gerettet werden könnte, in ihrem Zaudern zu beſtärken, bis es zu ſpät geworden iſt.

Dieſes iſt der Grund, der mich veranlaßt, die Feder zu einigen Zeilen gegen jenen Aufſatz zu ergreifen.

Ich will mich hier nicht auf eine eingehende Kritik des Prieſtley'ſchen Aufſatzes einlaſſen; ich habe eine ſolche in einem Fachblatte*) gegeben und darin nachgewieſen, daß alle Daten, durch die Sir William ſein abſprechendes Urtheil zu ſtützen ſucht, abgeſchmackte Klatſchgeſchichten ſind, für die er nicht den Schatten eines Beweiſes erbracht oder auch nur zu erbringen verſucht hat, und die den Stempel der Unwahrheit an der Stirn tragen. Um zu verſtehen, wie ein immerhin namhafter Geburtshelfer eine ſolche Unkenntniß der wirklichen Verhältniſſe erweiſen konnte, muß man wiſſen, daß bisher in England die Geburtshülfe und die Gynäkologie zwei ſtreng geſonderte Spezialfächer waren, das eine in Händen der Aerzte für innere Krankheiten (Physicians), das andere in der der Wundärzte (Surgeons). Begreiflicherweiſe iſt eine ſolche Theilung überaus ſchädlich, da gerade für die glückliche Beendigung ſchwerer Geburten oft ein beträchtliches Maaß wundärztlicher Technik erforderlich iſt, während Frauenkrankheiten umgekehrt oft eine nicht chirurgiſche Behandlung erfordern. Die enormen Fortſchritte, die die deutſche Wiſſenſchaft in Folge der Vereinigung jener beiden Fächer gemacht hat, ſodaß ſie die engliſche weit überholte, hat die Engländer gezwungen, jene unverſtändige Theilung aufzugeben, und es

*) Münchener Medizin. Wochenſchrift, Nr. 22.

ist eine junge Generation emporgediehen, die, wie bei uns, Geburtshülfe und operative Gynäkologie zusammen betreibt. Was ist natürlicher, als daß ein paar alte Herren, die ihr Lebtag nichts anderes gewesen sind, als vornehme männliche Hebammen, jetzt, wie die Henne, deren Entenbrut auf den Teich gegangen ist, hin- und herlaufen und Wehe über Wehe gackern!

Damit werden sie freilich die Wissenschaft, die ihren Weg zum Heile der Menschheit rastlos voranschreitet, nicht aufhalten; immerhin aber kostet ein solches Geschreibsel, zumal wenn es in fremde Sprachen übersetzt, als Brochüre in den Buchhandel kommt und in populären Zeitschriften ausgeschlachtet wird, einstweilen Hunderten von Frauen das Leben.

„Die Frauenkliniken waren niemals so gefüllt, als in unseren Tagen", sagt Isolani mit Recht. „Aber sie sind noch immer nicht genügend gefüllt, füge ich hinzu. Würden sie so gefüllt sein, wenn nicht zahllose dort Geheilte ihre Freundinnen ermuthigten, ebenfalls die Klinik aufzusuchen?! Was wurde früher aus diesen vielen Leidenden? Sie schleppten zum Theil ein sieches Leben hin, zum andern Theil starben sie an „Unterleibsentzündung", nachdem der Hausarzt sie vergeblich mit allerlei Pulvern und Träuklein behandelt hatte.

Warum vergeblich? In der That gehören, wie Isolani schreibt, „die Frauenleiden zum weitaus größten Theil in das Gebiet der chirurgischen Medizin", aber nicht, „wie es nach der augenblicklichen Operationswuth der Frauenärzte den Anschein haben muß," sondern wie es in der Natur der Sache liegt. Ein Theil jener Leiden besteht in unaufhaltsam wachsenden Geschwülsten, die innere Medizin hat kein Mittel dagegen, der Gynäkologe entfernt sie, ehe sie zu weit um sich gefressen haben. Ein anderer Theil jener Leiden besteht in Eiteransammlungen; auch gegen sie kennt die innere Medizin kein Mittel, der Gynäkologe entleert den Eiter oder schält den ganzen Eitersack heraus. Wieder ein anderer Theil besteht in Verlagerungen, Knickungen, Verwachsungen der Organe; es liegt auf der Hand, daß man einer Frau eine ganze Apotheke voller Tropfen und Pillen in den Magen schütten kann, ohne daß sich geknickte Organe im Unterleibe wieder strecken, verwachsene von einander lösen; nur die Hand oder das Instrument des Gynäkologen kann dergleichen bewirken. Endlich beruht ein Theil aus der Rückhaltung von Substanzen, die normalerweise hätten abgehen sollen; da die innere Medizin uns keine Brech- oder Abführmittel zu ihrer Entfernung liefert, so ist es wohl auch nicht unzweckmäßig, daß wir sie mit einem Löffel herausholen. Ueberblicken wir so das ganze Gebiet der Frauenkrankheiten, so finden wir, daß nur ein einziges Medikament bekannt ist, welches, durch den Mund eingenommen, eine Wirkung auf die weiblichen Organe ausübt, nämlich das Mutterkorn. Von diesem macht der Gynäkologe, trotz seiner „Operationswuth", reichlich Gebrauch. Immerhin ist es ein starkes Gift, und es wäre unverantwortlich, wollte man es bei einer chronischen Erkrankung ins Unendliche fort verschreiben. Alle übrige Behandlung ist, sofern sie sich nicht auf eine Hebung des Allgemeinbefindens beschränken, sondern die Krankheit selbst beseitigen will, nothwendiger Weise lokal, d. h. sie ist chirurgisch in jenem weiteren Sinne des Wortes, der die Massage, die Orthopädie, die Appli-

kation von Tampons, Umschlägen, Eisbeuteln, Blutegeln, die Spülung ꝛc. mit einschließt. Erst wo diese Eingriffe versagen oder zu gefährlich sind, tritt die Akiurgie, die Anwendung schneidender oder stechender Instrumente, in ihr Recht.

„Woher rührt nun die Furcht vor diesen Operationen?"

Sie kann nur eine Furcht vor dem Schmerz, oder eine Furcht vor dem Tode sein.

Die Furcht vor dem Schmerz ist ganz unberechtigt. Die Krankheit selbst ist oft sehr schmerzhaft; manche orthopädische Maßregel ist schmerzhaft, selbst die Mutterkornpräparate verursachen öfters recht schmerzhafte Zusammenziehungen im Unterleibe: die akiurgische Operation aber wird in der Narkose vorgenommen und ist daher absolut schmerzlos. Vor Kurzem führte ich eine besonders schwere Operation von 1¾ Stunden Dauer aus. Die Patientin zählte, während man sie die Chloroformdämpfe einathmen ließ, bis 72; als sie nach 2 Stunden erwachte, war ihr erstes Wort: „Dreiundsiebzig". Das ist wohl ein sicherer Beweis, daß sie nicht nur nichts gefühlt, sondern nicht einmal geträumt hat.

Aber die Furcht vor dem Tode ist nicht so kurzweg abzusprechen. Es sterben zwar sehr wenig Frauen in unseren Frauenkliniken, und von denen, die dort sterben, würden fast Alle um ein Geringes später der Krankheit erlegen sein, wenn sie nicht operirt worden wären. Aber man wird immerhin zugeben müssen, daß diese doch ein paar Wochen oder selbst Monate ihres Lebens verloren haben, und in freilich äußerst seltenen Fällen stirbt wohl auch einmal eine Frau, die sich nicht wegen der Lebensgefährlichkeit ihres Leidens, sondern lediglich wegen unerträglicher Schmerzen hat operiren lassen. Da fragt es sich nun natürlich, ob es nicht besser gewesen wäre, die Operation zu unterlassen. Aber diese Frage hätte eigentlich nur die Kranke selbst ganz richtig beantworten können, denn der Werth eines siechen Lebens läßt sich nicht nach irgend einem absoluten Maaßstabe objektiv schätzen. Der Kranke kann die wenigen Monate, die ihm bei natürlichem Laufe der Dinge noch vergönnt sind, zur Vollendung einer Lebensaufgabe oder zur Erfüllung einer heiligen Pflicht nöthig haben: dann wird er recht thun, sich auch einer Operation, der kaum der Hundertste erliegt, nicht zu unterziehen. Ein Anderer kann vielleicht bei großer Schonung noch ein langes Leben vor sich haben, ist aber mit seinem Leiden eine Last für die Seinen, während sie doch auf seine Arbeitskraft angewiesen, ohne seine thätige Hülfe dem Untergange ausgesetzt sind: dann wird er sich nicht bedenken, selbst eine sehr gefährliche Operation, die ihm im günstigen Falle die volle Gesundheit wiedergeben kann, an sich ausführen zu lassen.

Das sind nur ein paar Beispiele unter unzähligen, die ich anführen könnte, um zu zeigen, wie die Schätzung der mit der Operation verbundenen Lebensgefahr nur mit Berücksichtigung der manigfaltigsten individuellen Umstände möglich ist. Ganz richtig wird sie daher nur der Kranke selbst ausführen können, und dies auch nur, wenn der Arzt ihn ganz aufrichtig und objektiv über die Chancen und den voraussichtlichen Nutzen der Operation aufklärt.

Leider verbietet sich dies, zumal gerade bei Frauen öfters dadurch, daß ihr Charakter, seiner Anlage nach oder in Folge des langen Leidens, zu schwach ist,

als daß sie in einem solchen Dilemma mit voller Geistesklarheit die Entscheidung treffen könnten. Da ist es denn besser, daß der Arzt diese den Angehörigen überläßt, oder äußerstenfalls selber trifft. Daß sie dann je nach der Gemüthsart und Lebensauffassung des Arztes verschieden ausfallen kann, ist gewiß. Dem Einen erscheint — auch wo es sich um ihn selbst handelt — die Verlängerung eines siechen Lebens werthvoller, als dem anderen, dem einen die Gefahr minder schreckhaft, wenn als ihr Preis das kostbare Gut der Gesundheit winkt. So mag es wohl auch vorkommen, daß der thatkräftige Mann sich gar nicht in die Denkweise der Patientin zu versetzen vermag, die um die Erhaltung eines Lebens zittert, dessen Elend ihm selber unerträglich erscheinen würde. Da sucht uns eine Leidende auf, die seit Jahren keinen ruhigen Schlaf mehr kennt, am Tage sich matt, gleichsam an allen Gliedern gebrochen, auf dem Sopha windet, ihr Hauswesen der Leitung unzuverlässiger Dienstboten überlassen muß, ihren Gatten durch Jammer und Elend um jede frohe Stunde bringt, die Erziehung ihrer Kinder durch ihre Nervosität verpfuscht, kurz, weder die Pflichten des Lebens zu erfüllen, noch die Freuden des Lebens zu genießen vermag; und wenn wir ihr nun die Erlösung von ihren Leiden durch eine Operation versprechen können, fragt sie uns angstvoll, wie die Dame, von der J. erzählt: „Aber ist die Operation auch nicht gefährlich?“ Wenn wir ihr da die Antwort ertheilten, die ihr ertheilt worden sein soll: „Mehr als sterben kann man ja nicht,“ — so wäre diese freilich roh, aber darum nicht minder zutreffend. Ich kann natürlich nicht wissen, ob sie auch in dem von J. erzählten Falle zutreffend war. Ist die Leidende hernach von einem anderen Arzte ohne Operation geheilt worden, so hat sich freilich die „Capacität“, die jene rohe Antwort ertheilte, gründlich verbauen. Sehr wahrscheinlich aber klingt das nicht. Wer weiß, ob die Dame nicht doch noch eines Tages operirt werden wird; man vergesse nicht, daß die „konservative Behandlung“ in der Regel in der Verschreibung von Morphium besteht.

Damit wären wir bei der Frage angekommen, wo am meisten Charlatanerie zu finden sei, in der „konservativen“ oder in der „operativen“ Gynäkologie. Herr Isolani meint, bei den horrenden Honoraren, die man tüchtigen Operateuren gern zahle, falle gerade dieses Gebiet leicht medizinischen Charlatanen anheim. Er selbst gesteht aber zu, daß weibliche Aerzte „im eigenen Interesse (!) mehr zur konservativen Behandlung neigen würden, schon um nicht zahlreiche Fälle an ihre männlichen Collegen, die Chirurgen, abgeben zu müssen.“

Ich bin nicht so pessimistisch, eine derartig unwürdige Gesinnung gerade weiblichen Aerzten unterstellen zu wollen. Aber ein Körnchen Wahrheit steckt in dem, was Isolani sagt. Es giebt keinen gynäkologischen Operateur, der nicht die Methoden der „konservativen“ Therapie beherrscht und anwendet. Die „konservativen“ Gynäkologen aber sind diejenigen, die die „chirurgische Therapie“ nicht genügend beherrschen, um sie anwenden zu können. Daß der chirurgisch völlig durchgebildete Gynäkologe seine Kranke des „horrenden“ Honorars wegen operirt, ist ganz ausgeschlossen. Eine konservative Behandlung von 10 Jahren Dauer mit 30 Besuchen jährlich à 10 Mark bringt dem Arzte 3000 Mark ein,

und die bekommt er für eine Operation doch nur von einer Millionärin. Aber das Umgekehrte, daß nämlich der „konservative" Gynäkologe eine so einträgliche Frequentantin nicht zu dem Chirurgen senden mag — mit dem Eingeständniß, er selbst könne die erforderliche Operation nicht machen —, daß er vielmehr mit allerlei Drogen und Mixturen, wohl gar mit dem verderblichen Morphium an ihr herumarztet, bis er sie vielleicht um den Genuß der schönsten Jahre des Lebens, wo nicht gar um's Leben selbst, gebracht hat: das wird zwar auch nur selten vorkommen, aber vorkommen mag es, und ist jedenfalls menschlich und begreiflich.

Darum fort mit der thörichten Angst vor der „Operationswuth"! Sie hält Tausende ab, sich dem Arzte zu entdecken, so lange er noch helfen kann; sie bringt Hunderttausende um den Genuß des Lebens und entzieht sie ihren Pflichten; sie macht Unzählige zu Sklavinnen des Morphiumteufels. Unter allen Heilmitteln ist das Messer dasjenige, das am schmerzlosesten, schnellsten und sichersten Hülfe bringt und am wenigsten unberechenbare Nebenwirkungen übt. Glücklich die Leidende, der mit dem Messer Genesung gebracht werden kann!

Berlin. Professor Dr. Koßmann.

Wie Reineke Fuchs im trauten Heim mit Frau Ermelyn lebte.

Von Curt Grottewitz.

Reineke Fuchs verlebte mit seiner jungen Frau den Honigmond so angenehm und behaglich, wie ihn junge Ehethiere in gut bürgerlichen Verhältnissen zu verleben berechtigt sind. Sie unternahmen eine Hochzeitsreise nach Constantinopel, da sie alle übrigen Städte und Gegenden, nach denen sonst Hochzeitsreisen unternommen werden können, bereits kannten. Die ersten Tage gefiel es ihnen dort sehr gut, da sie soviel türkischen Stil noch nicht auf einem Platze zusammengesehen hatten, dann aber mißfiel es Ermelyn, daß selbst die gutsituirten Füchse in der Türkei keinen Frack und Cylinder trugen, und Reineke sehnte sich nach dem Wintergarten, nach Dressel und den Blumensälen. Ermelyn fand es scheußlich barberisch, daß man in der Türkei überall Hunden begegne, und ärgerte sich, daß hier auch die vornehmen Thiere türkisch sprachen. Auch fand sie die Konzerte abscheulich, während man in Leipzig nur Musterleistungen zu hören bekäme, und wenn Reineke Fuchs, der von

Rath oder mehr Verstand und bemerkte, daß man in Berlin ebensowenig Rücksicht nehme wie in Leipzig, es bessere, je stimmte er doch mit Ermelyn darin überein, daß es sehr bedauerlich sei, daß in der Luft der Städte nicht überall Annehmlichkeiten wie Leipzig und Berlin.

Es entspann sich für Reineke und Ermelyn denn ohne Verzögerung angenehmes und reich der Heimath verknüpften. In Berlin richteten sie sich in Reinekes Bau in der Thiergartenstraße fürderhin ein, machten die Bekanntschaft mit und nahmen Theil, wenn die Elite Berlins geladen wurde. Jede Ermelyn hatte vor sich, den ganzen Vormittag verwendete sie auf Toilette und Schmuck. Reineke, der Igel, und Martin, der Affe, hatten beständig zu thun, um das Fell zu kämmen und zu bürsten, sie hatte für mit vielen anderen Thieren, die sie wusch, in Rosenöl badete und mit Reineke ermahnt und lange Zeit viel zu thun. Dazu kam, daß sie eine halbe Stunde vorm Aufstehen vor dem Spiegel vernahm, um sich das Schnauzenmaul arrangiren und ihre unstet hin und her wackelnden Ohren in die Stirnhaut zu bekommen. Auch die Narbe, die ihr quer über die Schnauze lief, forderte die vervielfachte Anwendung einer Schminke, die sie sich direkt vom Pariser Maler aus Paris verschrieb.

Da sie sich bei dieser langwierigen Thätigkeit wenig um die Dienstmädchen kümmern konnte, so hatten diese eine unpünktliche Wirthschaft. Reineke mußte oft stundenlang auf das Mittagessen warten, so daß er einmal nahe daran war, in die Küche rannte und dabei mit allen vier Beinen über einen Marder stolperte. Das erzürnte ihn nun dermaßen, daß er heftig zu schelten und zu wettern anfing. Ermelyn kam erschrocken, im großen Negligé, ohne Schwanzbedeckung aus ihrem Boudoir herausgestürzt, und als Reineke sich voller Unmuth auch an sie wandte, wurde sie ohnmächtig und mußte zwei Tage im Bett liegen. Die Wirthschaft wurde dadurch nicht viel besser und Reineke aß in Folge dessen öfters außerhalb des Hauses. Das nahm sie nun als persönliche Beleidigung auf, es kam zu bösen gegenseitigen Vorwürfen, doch versöhnte sich das Ehepaar bald wieder. Am folgenden Tage herrschte große Pünktlichkeit, Ermelyn hatte sich mit ihrer Toilette beeilt, dafür trat freilich die Narbe über ihrer Schnauze um so unangenehmer hervor, so daß es Reineke nicht allzusehr schmeckte. Dazu kam, daß sie lauter Naschereien, übersüße Sachen und hauptsächlich Kuchen auftischen ließ, da sie gegen Fleisch Widerwillen empfand und überhaupt einen schlechten Magen hatte. Den hatte Reineke zwar auch, doch konnte er süße Speise absolut nicht vertragen und schnüffelte und leckte mit seiner dicken Zunge ohne rechten Appetit an den Sachen herum. Dabei kam keine frohe Stimmung auf, zumal Ermelyn ohne Aufhören über ihre Schneiderin sprach und Reineken, der durchaus ein Gespräch über seine Emissionen der argentinischen Gimpelanleihe in Fluß bringen wollte, nur widerwillige und zerstreute Antworten gab. Da nun die Zeit verflossen war, wo sie als Neuvermählte auf einander Rücksicht nehmen zu müssen glaubten, so erklärte Reineke Fuchs seiner Gemahlin, daß sie doch gefälligst ihren Geist ein wenig mehr anstrengen und nicht immer über die Schneiderin sprechen solle. Als Frau eines so angesehenen Fuchses solle sie sich hüten, in Schwatzhaftigkeit, den Fehler so vieler weiblichen Thiere zu verfallen. Ermelyn stellte sich sehr pikirt auf ihre Hinterbeine und sagte, ein Ge-

ſpräch über eine Schneiderin ſei tauſendmal ſo intereſſant wie eines über die dumme Gimpelfängeranleihe. Er ſolle ſich nur in acht nehmen, daß er nicht etwa dadurch noch zum Gimpel würde. Er brummte etwas wie „Unverſtand“ zwiſchen ſeinen Reißzähnen, lief an's Fenſter und trommelte mit ſeiner Pfote an die Scheiben. Sie aber hüpfte in der Erregung mit einem Sprunge über den Tiſch weg, da ſie aus dem Sopha nicht gleich heraus konnte, ſtürzte ſich zur Thür hinaus und warf dieſe krachend hinter ſich zu.

Zwei Tage lang hatte Ermelyn Migräne, doch herrſchte während dieſer Zeit traulicher Friede in ihrem Heim, da ſich die beiden Ehegatten wenig ſahen. Sie wurde darauf ein wenig ſanfter, ſchalt Reineke, daß er ſie vernachläſſige, führte einige Rührſzenen auf, ſo daß dieſer ſich veranlaßt fühlte, ſich mit ihr zu verſöhnen. Da er, obwohl vierzig Jahre alt, immerhin noch ein ſtattliches Thier war und in Ermangelung eines beſſeren Gatten ihr jedenfalls liebenswerth erſchien, ſo ſuchte ſie ihn durch kleine Koketterie wieder ganz zu gewinnen. Er aber blieb zurückhaltend, da er ſie, die ſich niemals durch Schönheit ausgezeichnet hatte, jetzt mehr denn je abſtoßend fand. Ihre Narbe an der Schnauze erfüllte ihn mit einem böswilligen Haß gegen ſie, und ihr Schielen und das unſtete Auf- und Niederwerfen ihrer Ohren machte ihn ganz nervös, ſo daß er ein Kribbeln in den Ohren und im Rückgrat verſpürte und ſich jedesmal ein Glas Champagner zur Beruhigung eingießen mußte.

Um ſie los zu werden, machte er Männchen wie ein Haſe und ſuchte zu bellen wie ein Köter, ſo daß ſie zu zittern anfing und in convulſiviſche Zuckungen verfiel. Darauf ließ er ſie allein, damit ſie ſich beruhige und ging zu Uhl, um ſich einmal an Auſtern ſatt zu eſſen, danach machte er bei Rappelarm, dem Tintenfiſch, einen Beſuch und verabredete mit deſſen Gemahlin Stichelchen, der Schnepfe, mit der er ſchon früher ein Liebes-Verhältniß gehabt, ein Stelldichein für den Abend.

Am nächſten Tage fing der Streit gleich früh an, als die beiden Ehegatten noch im Bett lagen. Ermelyn hatte die leidige Gewohnheit, früh, wenn ſie erwachte, leiſe vor ſich hin zu ſingen und zu ſummen. Und obwohl Reineke ſie ſchon mehrmals gebeten hatte, ſich die Unart abzugewöhnen, ſo ſang ſie ihm heute recht zum Tort und Poſſen. Dazu dudelte ſie ganz dumme Gaſſenhauer, die Reineke verabſcheute und denen er doch lauſchen mußte, er mochte wollen oder nicht. Lange that er, als höre er nichts, als ſei ihm der Singſang ungeheuer gleichgiltig und ſtöre ihn nicht im Mindeſten. Als ſie nun aber vollends anfing, Fuchs, du haſt die Gans geſtohlen, was er als eine Art Marſeillaiſe anſah, da lief es ihm wie Spinnwebe über die Rückenmarksnerven; er richtete ſich im Bett auf, faßte mit beiden Vorderpfoten nach einem Glas, das auf ſeinem Nachttiſch ſtand und warf es ſchallend an die Wand, daß es in tauſend Scherben im Schlafzimmer umherklirrte. Ermelyn glaubte vor Angſt, das jüngſte Gericht ſei über die ſündenbeladene Thierheit hereingebrochen, fuhr zuſammen wie eine erſchreckene Gazelle und ſtieß einen durchdringenden Schrei aus. Darauf fragte Reineke ſie, ob ſie ihr bischen geſunden Thierverſtand vollends verloren habe, ſie aber ſchrie ihn an, was ihm einfiele, ſie ſo zu erſchrecken.

Wie? — was? ſagte Reineke und guckte ſie blöde an.

Die Antwort machte sie nun ganz rasend, er aber that, als besinne er sich erst allmählich, dann sagte er, er müsse einen bösen Traum gehabt und noch ganz im Schlafe das Glas geworfen haben. Sie nannte ihn einen alten Heuchler, er aber dachte, sie wird es als eine Strafe für den Singsang auffassen und künftighin mich in Ruhe lassen. Laut aber sagte er, daß er wirklich nicht die Absicht gehabt habe, sie zu erschrecken. Sie glaubte es freilich nicht, und so ging der Streit noch ein wenig fort, lange zwar nicht, da Reineke bald das Haus verließ. Als er am späten Nachmittag wieder kam, erfuhr er, daß seine Frau bereits seit vier Stunden mit der Equipage aus sei. Und so trafen sie sich auch die folgenden Tage sehr wenig, da Ermelyn beschlossen hatte, sich auf eigene Pfote zu amüsiren.

Reineke Fuchs, der vor allem auf das gute Renommee der Frauen hielt, weil es den Anstand und die Billigkeit eines Haushaltes sehr fördert, warnte sie, daß sie nicht etwa den Halt verlöre und auf abschüssige Bahnen geriethe. Sie war sehr entrüstet und sagte, sie wisse, was ihr zukomme. Wenn sie spazieren fahre oder ein paar Einkäufe mache, so könne man ihr das gar nicht übel nehmen, warum gebe sich Reineke keine Mühe, ihr eine andere Unterhaltung zu schaffen. Reineke hielt ihr nun vor, daß er sie regelmäßig zu Premièren in's Theater und in die Oper führe, und daß er sie zu allen Festen mitnähme, die vornehme Ehethiere zu besuchen pflegten. Sie erwiderte, daß ihr das nicht genüge, da er sie nur dahin mitnähme, wohin er sie eben mitnehmen müsse. Sie sei als Mädchen andere Dinge gewöhnt gewesen.

Ja, Thiereskind, sagte Reineke, Du mußt eben bedenken, daß Du jetzt verheirathet bist. In der Ehe geht das nicht so. Da hat man Pflichten.

Aber ich will auch Rechte! antwortete sie trotzig und stampfte mit dem rechten Hinterbein.

Reineke Fuchs lachte sie aus. Was sie denn wolle. Sie habe ja eine Menge Rechte. Wie es scheine, lechzte sie aber nach besondern Freiheiten, wie sie unter den Kaninchen und andern Thieren niederen Standes nur leider allzu üblich seien. Ermelyn entrüstete sich von Neuem, Reineke auch, und so verlebten sie einige Stunden in Entrüstung.

Da Reineke Fuchs sich auch weiterhin um seine Frau wenig kümmerte, so setzte diese ihre Spazierfahrten und Einkäufe regelmäßig fort. Zu letzteren brauchte sie nun sehr viel Geld, so daß sie in Kurzem ihren Monatsetat erschöpft hatte. Reineke mußte ihr mehr geben, er knüpfte daran einige Mahnungen, daß man mit Geld nicht ganz unklug umgehen dürfe. Als sie dann wieder damit fertig war und neues forderte, sagte er, sie solle sich doch ein wenig einschränken. Sie guckte ihn erstaunt an und sagte, als Tochter und Frau eines Millionärs habe sie nicht nöthig, nach Sechsern zu rechnen und in wollener Blouse umherzulaufen wie Bellyn das Schaf. Reineke erklärte ihr kurz, daß sie mit ihrem Monatsetat auszukommen habe, sie aber sagte, das könne sie nicht. Sie habe drei Millionen in die Ehe gebracht und wolle demgemäß leben. Reineke aber kürzte ihr, wo er konnte, etwas, sie jedoch nahm darauf keine Rücksicht, sondern ließ nachträglich die Rechnung an ihren Mann schicken. Reineke befolgte darauf ein anderes Verfahren, er verließ mit

ihr jedes Vergnügen dann, wenn es ihr gerade zu behagen anfing, unterließ Einladungen an diejenigen, an deren Besuch Ermelyn am meisten gelegen war und verdarb ihr jede Freude, an der sie hing. Damit suchte er sie kirre zu machen, und wenn sie zu wüthen anfing und ihre Reißzähne zeigte, so ward er nur um so härter. Ueberhaupt machte er schließlich die Gewährung ihrer Vergnügungen immer mehr von ihrem Gehorsam gegen ihn abhängig. Forderte sie wenig Geld, und war sie auch sonst bescheiden, so stellte er ihr nichts in den Weg, ließ sie sich Maulwurfspasteten und gezuckerte Froschaugen kaufen und gewährte ihr auch andere Vergnügungen. Sobald sie aber viel verbrauchte, oder sich ihm widersetzte, so verurtheilte er sie zu Stubenarrest. Einmal, als er sich weigerte, Rauke, den Schakal, zurechtzuweisen, der ihr gegenüber eine zweideutige Bemerkung über das Schielen gemacht hatte, drohte sie ihm, sie werde sich ferner weder um ihn, noch um die ganze Thierheit kümmern und einfach thun, was ihr gefiele. Reineke befahl ihr darauf, augenblicklich zu schweigen und sich stille neben den Ofen zu legen. Sie aber lachte höhnisch und eilte nach der Thür. Er stellte sich davor und ließ sie nicht hinaus. Sie schäumte und bellte vor Wuth und suchte, ihn bei Seite zu schieben. Da faßte er sie am Genick und warf sie in eine Ecke. In höchster Erregung kratzte sie mit ihren Krallen über Reinekes Fell. Dieser aber faßte sie mit den Zähnen in der Rippengegend und biß sich fest ein, so daß sie wild aufkreischte und dann ohnmächtig zusammensank.

Am folgenden Morgen floh Ermelyn zu ihren Eltern, um bei diesen Schutz zu suchen. Allein diese brachten sie am nächsten Tage wieder zu Reineke zurück, da es doch eine zu große Schande wäre, wenn die Ehe wieder auseinanderginge, ganz abgesehen davon, daß Reineke ein so reiches Thier war, wie sie mit ihrer Gestalt und bei ihrem Alter nie wieder eins zum Manne bekommen werde. Der Schwiegervater redete Reineke ein wenig ins Gewissen, doch dieser stellte die ganze Sache als eine Lappalie hin und sagte, es komme sehr oft vor, daß junge Eheweibchen ins Elternhaus zurückwollten, das seien kleine Launen, die in jeder Ehe vorkämen und nichts zu bedeuten hätten.

Eine Zeit lang herrschte darauf Frieden. Ermelyn erhob wenig Ansprüche, und Reineke kam selten nach Hause, schlief in einem gesonderten Zimmer oder in der Wohnung einer seiner Freundinnen. Aber bald gab es von neuem Streit, es kam wieder zu denselben Szenen und Reineke biß seine Frau entweder in ein Vorderbein oder in die Weichen oder in den Schwanz. Ermelyn hielt es schließlich nicht länger aus, sie bekam ein großes Nervenleiden, dann nach einem halben Jahre wieder eins, und dann endlich ließ sie sich nicht mehr von dem Gedanken abbringen, daß sie sich von Reineke scheiden lassen werde. Die Eltern hatten ihr lange abgeredet, aber schließlich fragte Ermelyn, die jetzt auf allen vier Beinen hinkte, nicht mehr danach. Sie fand nicht gleich einen Rechtsanwalt, und als sie einen fand, wurde sie abgewiesen, da sie als Grund der Ehescheidung gegenseitige Abneigung angegeben und Reineke behauptete, daß er keine Abneigung gegen sie empfinde. Bald darauf klagte sie von neuem und zwar wegen roher, eines Thieres unwürdiger Behandlung. Sie wolle mit einem Manne nicht weiter leben, der sich nicht scheue, sie zu beißen. Grimmig, der Uhu, der Richter war, entschied, daß es bei

einem Biß nicht zu entscheiden wäre, ob Liebe oder Haß der Beweggrund sei und somit sei keine Ursache vorhanden, die heilige Institution der Ehe aufzuheben; denn was der Himmel zusammengefügt, das dürfe das Thier im allgemeinen nicht scheiden. Ja, wenn Reineke sie geprügelt hätte, dann läge die Sache etwas anders, aber das hat er nicht.

So wartete denn Ermelyn eifrig darauf, daß Reineke sie einmal prügeln werde. Aber Reineke der sich davor hütete, etwas Ungesetzliches zu begehen, wodurch er die drei Millionen Mitgift und die einstige große Erbschaft seiner Frau hätte verlieren können, prügelte sie nicht, sondern biß sie nur nach wie vor. So lebte er denn mit seiner Frau weiter und genoß seines Reichthums und des Ansehens, das er sich seit langem bei Jung und Alt erworben hatte.

Der Flieder blüht ...

Ein Traumbild von Paul Bliß.

Der Flieder blüht ....

Entzückender, berauschender Duft, — er fluthet in mein Zimmer, mit den zitternden hüpfenden Sonnenstrahlen dringt er herein, — weit offen stehen die Fenster.

Und ich athme ihn, — wir athmen ihn, mit volldürstenden Zügen. Wohlthuend überkommt mich ein beseligendes Gefühl, — freier die Brust, leichter der Athem, gleichmäßiger der Puls: Ruhe, wunderliebliche, milde Ruhe durchdringt mich.

Mehr und immer mehr fluthet herein, der laue Hauch weht ganze Wogen uns entgegen.

Immer begehrlicher wird das Verlangen nach dem Wohlgeruch, ich athme ihn, athme ihn, mehr, immer mehr, schwerer und süßer, von Minute zu Minute, immer mehr berauschend.

Und sie, ganz trunken schon, entschlummert sanft in meinen Armen.

Ganz mählich fallen auch mir die Lider zu, — die Gedanken verlieren sich, wie ein duftiger duftender Nebel zieht es vor meinen Augen auf, wunderbare Gebilde, zauberhafte Gestalten, — lichte Schatten ziehen daher.

Vorüber ....

Und durch die Adern zieht mir diese Schwere, diese süße Fülle, diese milde Ruhe, diese satte Zufriedenheit. Die Nerven versagen, — alles wird schlaff, abgespannt, — müde, müde, — glückselig, wunschlos, — vergessen die Welt und alle Leiden und Sorgen, verschwommen all

die Bilder und Phantasien, verklingen die Töne, verdämmernd in nebelhafter Ferne, — Ruhe nur, wundermilde Ruhe — ich schlafe.

Langsam, wundermild kommen die Träume.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und weit drüben, in dem großen unbekannten Lande, ist ein lauschiges Plätzchen. Wir schreiten dahin, sie und ich, die Arme in einandergelegt, über prangende Wiesen, durch duftende, blühende Gärten, durch schattige, würzige Wälder, immer hinein ins unendliche große All.

Und ihre Augen glänzen, leuchten, strahlen vor Freude und Lust, ihre Stimme verklingt mir wie Glockenton, ihr Lachen ist mir Entzücken, ihre Bewegungen sind mir Wonne.

Und so in unendlicher Glückseligkeit hat sie mich geküßt.

Nun will ich sie haschen, ihr wiederzugeben, was sie mir geschenkt hat, will sie halten, fassen, sie herzen und küssen, bis der Athem ihr fortbleibt, — aber husch! ist sie fort, behend wie ein Reh, über Bäche und Gräben, Gesträuch und Gestrüpp, weiter, immer weiter, — und ich ihr immer nach.

Wie eine wilde Jagd geht es, bergauf, bergab, in athemloser Hast, sie voran, mit einem ziemlichen Vorsprung, lachend und scherzend, und ich hinterher in wilder Lust.

Aber mit einmal ist sie verschwunden, fort und spurlos, wie wenn die Erde sie verschlungen hätte.

Erschreckt, erstarrt stehe ich da, und suche nun, und suche und suche, mit bebendem Herzen, mit fieberuden Pulsen, durchsuche alles weit und breit, die Höhlen, die Schluchten, die Büsche und alles, alles, und suche und suche in zitternder Ahnung.

Umsonst ist alles. Ich finde sie nicht.

Rathlos stehe ich da. Plötzlich aber durchzuckt mich ein Gedanke, — der Abgrund! die Klamm! — entsetzlich! wenn es je wäre.

Und es ist wirklich so. Der schwanke Steg von morschem Holz ist gebrochen, und sie, meine Liebe, sie ist hinuntergestürzt in die grundlose Tiefe . . . .

. . . . immer noch stehe ich da und stiere hinunter in den Schlund, mir ist, als müsse jeden Augenblick nun auch das ganze Weltgebäude nachstürzen, und mit glanzlosen, blöden Augen stiere ich immer nur hinunter.

Zu Ende nun! Jetzt ist das Leben werthlos, denn du fehlst mir ja, du Lichtgestalt meiner einsamen Tage. Warum jetzt noch weiter diese Bürde schleppen, warum noch länger der Sklave dieser brutalen Masse sein! Mit dir sank mir ja alles dahin, mein Alles.

Also hinunter, dir nach, ins große Land, das Keiner kennt. — Ruhe nur diesen hämmernden Pulsen. — Hinunter!

Aber ich kann nicht, es hält, es bannt mich etwas, ich kann noch nicht.

Und wie ein Schatten schleicht es heran zu mir, legt sich mir auf Stirn und Schläfen und benimmt mir die Sinne. Und schmeichelnd, liebkosend umwebt es mich, zu verscheuchen die grämlichen Todesgedanken. Und als ich dies Unsichtbare zurückdrängen will, als ich schon auf dem Sprung stehe, da mit einmal nehmen die Nebelschatten Gestalt an, größer

und größer werden sie, und plötzlich steht ein Wesen vor mir, das nie mein Auge erschaute, ein Weib mit ernsten, harten Zügen, mit kalten stahlgrauen Augen.

Und das Weib beginnt zu sprechen:

„Dein Beginnen ist thöricht. Ihretwegen willst Du in den Tod gehen. Sie war doch nur Deine Geliebte. Tausendfach wirst du Ersatz für sie finden."

Jedes Wort verstehe ich, und jedes Wort dringt mir ins Herz wie ein scharfer spitzer Stahl, und jedes Wort reißt mir eine Wunde, klaffend und weh.

Es ist wahr, — sie war ja meine Geliebte, — aber dies „nur"! Genügte es denn nicht, wenn zwei sich finden, sich verstehen, und so sich verbinden in heißer voller Liebe! Was geht das die Welt an! Unser Heim ist uns die Welt, und wir, so lang wir uns lieben, wir sind uns genug, wir sind uns Alles.

Und nun ich sie, die mir ihr Alles liebend hingab, nun ich sie verloren habe, nun sollte ich ihr nicht folgen dürfen?

Wir waren Eins, denn wir haben uns geliebt; wir waren verbunden durch heiße Liebesbande; wir waren verbunden fürs Leben, — und darum gehöre ich dir an, auch jetzt noch!

Was geht die Welt und ihre Moral mich an. Ich bin Richter über mein Thun und Lassen.

Und darum, mein Lieb, darum komme ich zu dir.

Einen Anlauf genommen, — Steine und Geröll kollern dem Abhang zu, — dräuend schwarz gähnt mir die Tiefe entgegen, . . . hinunter!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da bin ich erwacht.

Ich fasse an meinen Kopf, — dumpf und schwer, — und ich richte mich hoch, — noch flirrt und flimmert mir alles vor den Augen.

Aber da erblicke ich sie. Noch immer schlummert sie neben mir.

Ein Traum nur. Gott sei Dank, daß er vorüber ist.

Und zum Fenster hinein noch immer das zuckende, tanzende Sonnenlicht, und es wirft seinen Glanz auf unsere weiße Lagerstätte, und es spielt in den blonden Locken meiner Liebe, — und noch immer strömt der Duft herein, berückend und betäubend süß . . . .

Man sollte nicht bei offenen Fenstern schlafen, wenn draußen der Flieder blüht . . . .

Sprechsaal.

Argentinisches.*)

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß es den meisten flüchtigen Reisebeschreibern genau so ergeht, wie jenem Engländer, der bei seinem ersten Besuch in irgend einer Hafenstadt irgend eines Landes von einem groben rothhaarigen Kellner bedient wird. Er schreibt in seinem Tagebuch: „Die Leute in diesem Lande haben rothe Haare und sind sehr grob."

Leider begegnet es sogar dem aufmerksamen Beobachter, daß er, unter vollständig entgegengesetzten Verhältnissen aufgewachsen und erzogen, von Anfang an einen falschen Maßstab anlegt. Ich schrieb seiner Zeit nach einem achttägigen Aufenthalt in Buenos-Aires in mein Tagebuch: „Die Damen in Buenos-Aires kleiden sich nach der neuesten Pariser Mode, tragen stets schmutzige Unterröcke und kennen den Gebrauch der Handschuhe nicht." Heute, jene Zeilen durchblätternd, schäme ich mich aufrichtig, solchen Unsinn geschrieben zu haben.

Argentinien ist ein neues Land. Seine Entwicklung ist durch Bürgerkrieg und Revolution häufig unterbrochen worden, und die wirklich ausgezeichnete Konstitution des Landes hat sich noch nicht die rechte Geltung verschaffen können.

Trotzdem ist die beste Hoffnung vorhanden, daß die jugendfrische, thatkräftige Bewegung der Besten des Landes in nicht zu langer Zeit den freiheitlichen Institutionen Geltung und Respekt verschaffen werden.

Es ist dies eine Frage der Zeit, und hängt lediglich von der Erziehung der Masse des argentinischen Volkes ab. Mittlerweile scheint es mir, daß eine kräftige, konzentrirte Staatsgewalt ganz am Platze sei.

Hier möchte ich gleich einige Worte über Erziehungswesen einschalten. Die höheren Erziehungsanstalten haben gewiß noch viel Verbesserungen einzuführen, die Volksschulen dagegen sind in Anbetracht der Verhältnisse in recht gutem Zustande, und es machen sich ihre Fortschritte von Jahr zu Jahr bemerkbar.

Im Jahre 1895 wurden 285 854 Kinder unterrichtet, in 3326 öffentlichen

---

* Infolge des in Nr. 78 der „Kritik" enthaltenen Artikels „Argentinien" von O. von Rosenbaum-Reinsberg hatte die „Deutsche La Plata Zeitung" zwei gewaltige, von Schmähungen und Beleidigungen strotzende Artikel gebracht, die mir aber keinen Anlaß zur Erwiderung boten, da sie durchaus unsachlich waren. Ich gebe dagegen gern den Ausführungen des Herrn von Bacano sowie einer persönlichen Entgegnung des Herrn von Rosenbaum-Reinsberg Raum. R. B.

und der Kontrolle des Staates unterworfenen Privatschulen, gegen 270 105 im Jahre 1894, was einen Mehrbesuch von 15 749 Kindern ausmacht. Nehmen wir die Gesammtbevölkerung der argentinischen Republik nach dem Census von 1895 zu etwa 4 000 000 Einwohner an, so ergiebt das ein Resultat von ungefähr 7,5 %. Dies ist allerdings, wenn man einen europäischen, und besonders deutschen Maaßstab anlegt, nicht hoch; man muß aber bedenken, daß in den Provinzen des Inneren ein streng durchgeführter Schulzwang rein unmöglich ist. Hier in unserm Departement z. B. müssen viele arme Kinder täglich zehn bis fünfzehn Kilometer zur Schule reiten. Auf weitere Entfernung ist dies natürlich unmöglich, und trotzdem ist gerade Seitens der Kinder ärmerer Bevölkerung der Besuch der Schule ein reger. Die Leute suchen ihren Kindern unter allen möglichen Opfern eine gute Schulbildung zu verschaffen.

Ackerbau und Viehzucht haben in den letzten Jahren einen enormen Aufschwung zu verzeichnen. Die Ausfuhr an lebendem Vieh ist bedeutend, ebenso wie der Export von gefrorenem und Trockenfleisch. Die meisten Ackerbaukolonien befinden sich in blühendem Zustande. Der weitaus größte Theil der unkultivirten Territorien der Republik ist ein reicher, fruchtbarer Boden, und harrt der fleißigen Hand des Kolonisten. Schon im Jahre 1892 waren in der Provinz Santa Fé 2 902 000 Hektar Landes unter dem Pflug.

Die Provinzen Mendoza und San Juan produziren im Durchschnitt für 25 000 000 Pesos Wein im Jahre. In diesen beiden Provinzen sind ca. 25 000 Hektar mit Wein bebaut. Tucuman produzirt mehr Zucker, als das ganze Land konsumiren kann und hat mit dem Export in diesem Jahre begonnen.

Und nun zum Schluß noch einige kurze Angaben über die werthvollen Minen der Argentinischen Republik, die meist noch ihrer rationellen Ausbeutung harren Provinz Mendoza: Silber, Kupfer, Steinkohlen und Petroleum. — Provinz San Juan: Gold, Silber und Kupfer. — Provinz La Rioja: Gold, Silber, Kupfer und Schwefel. — Provinz Catamarca: Gold, Silber, Kupfer und Eisen. — Provinz Salta: Antimonium, Kupfer, Gold, Silber und Kalk; ebenso Marmor. — Provinz Jujui: Gold und Kupfer. — Provinz Tucuman: Gold, Silber und Kupfer. — San Luis: Gold, Silber, Kupfer, Kalk, Blei und Marmor. — Gobernacion Neuquen: Gold, Silber, Kupfer, Petroleum und Eisen. — Gobernacion Tierra del Fuego: Gold und Steinkohlen.

Santa Rosa. Max von Vacano.

* * *

Ich erlaube mir zu bemerken, daß die Herren Redakteure der deutschen La Plata-Zeitung, die mich in so unanständiger Weise angriffen, mir gelegentlich meines Aufenthaltes in Buenos-Aires die Daten, die ich in dem qu. Artikel gebracht habe, gaben. Ferner möchte ich, in Bezug auf den Artikel des Herrn von Vacano, auf eine im Juli 1893 erschienene Nummer der La Plata-Zeitung verweisen, in welcher ebendieselben Herren Redakteure die von Herrn v. Vacano als für argentinische Zustände guten Schulverhältnisse als äußerst ungünstige bezeichneten. Herr von Vacano erwähnt, so wie ich, einen fabelhaften Reich-

thum an Vieh und schreibt zum Schluß von „werthvollen Edelmetallminen, die noch ihrer rationellen Ausbeutung harren". Den Grund jedoch, warum diese Schätze nicht gehoben werden, übergeht er; es sind die schlechten Sicherheitsverhältnisse, wie ich schon früher erwähnte.

Ich wünsche, daß Argentinien blühen und gedeihen möge und daß es auch in anderen wirthschaftlichen Zweigen so hervorragendes leiste, wie in der — Viehzucht.

Berlin. O. von Rosenbaum-Reinsberg.

„Kehrt zur Natur zurück!"

(Ein ärztliches Zeitbild).

„Kehrt zur Natur zurück!"

Unter dieser Spitzmarke wird jetzt auf dem Gebiete des Heilwesens, des Droguenhandels wie der Naturheilkunde, Vieles auf den Markt geworfen, das durch seine „Natürlichkeit" auf das große Laienpublikum Anziehungskraft ausüben soll. Denn dieses Publikum tritt seit geraumer Zeit mit einer gewissen Skeptik Allem gegenüber, was wissenschaftliche Medizin heißt.

Für den, welcher im großen Buche der Völker- und Sitten-Geschichte zu lesen weiß, ist solche plötzliche Skeptik des Publikums, gegenüber dem Dogma der Wissenschaft, immer von Bedeutung. Sie bedeutet immer den verschärften Kampf zwischen Theorie und Praxis, zwischen Glauben und Wissen, zwischen Dogma und Leben. Er tritt immer dann in den Vordergrund, wenn die beiden großen Kurven, in denen der Menschengeist fortschreitend zur Klarheit sich durchzuringen strebt, vor ihrem demnächstigen Zusammentreffen zu weit von einander divergiren.

Warum mißtraut das Volk heut dem Arzt? Nicht nur wegen der geschädigten, vielfach geschändeten Stellung, die er nach der Gewerbeordnung und der Klassengesetzgebung, dank unsrer bureaukratischen Staatsleitung leider noch immer einnimmt. Sondern auch, weil in der That die neuen letzten großen Erwartungen und Enttäuschungen zu schnell auf einander folgten, vom Tuberkulin an bis auf die neuesten Panaceen und Universalheilmittel in Tablettform, die wie Unkraut aufschossen und nichts als Enttäuschung hinterließen.

Das Publikum ist in gewissem Sinne diesem Jahrmarkt gegenüber zur Skeptik in therapeutischen Dingen berechtigt, trotz aller bewundernswerthen Errungenschaften der Prophylaxis der letzten Jahre auf den Gebieten der Großstadt-Hygiene.

Die Morbiditäts- und Mortalitätsziffer der Großstadtstatistik verringert sich in sehr zufriedenstellender Weise, aber wohl weniger durch erhebliche Fortschritte unseres Heilverfahrens, als durch das Vorbeuge-Verfahren.

Dem Publikum ist das nicht unbekannt geblieben: man ist ärztlicherseits zu blindlings nach einer Richtung losgerannt, so wie Koch, Pasteur und Brieger

ihre weltbewegenden Entdeckungen gemacht, ohne vorher sich gesammelt und Rundschau gehalten zu haben und sich zu fragen: „Wohinaus weisen uns diese Entdeckungen einer neuen Welt im Kleinen? Welche Welt im Großen eröffnen sie unserm erweiterten Gesichtskreise? Mit welchen veralteten Anschauungen haben wir von nun an zu brechen? Was ist irrig? Was haben wir über Bord zu werfen? Sind wir nicht rings auf Schritt und Tritt umgeben von dieser Lebewelt im Kleinen, vor der sich doch Niemand abschließen kann, ohne sich unter eine luftdichtschließende Glasglocke zu setzen? Kommt es hier nicht vielleicht auf ganz andere natürliche Schutzvorrichtungen im Innern unseres Körpers an, die wir nur zu stärken brauchen, indem wir ahnungsvoll den Winken der Natur Folge leisten?

So fragt mit Recht die denkende Laienwelt und wir Aerzte haben, wenn wir ehrlich sein wollen, einzugestehen: Hätten wir die neuen Errungenschaften eines Koch und Pasteur von der hohen Warte vergleichender naturwissenschaftlichen Rundschau in's Auge gefaßt und unsere Naturanschauung harmonisch ringsum, statt nur nach einer Richtung, erweitert, wie es von Hüppe u. A. und auch von meiner Wenigkeit auf all' den Naturforscherversammlungen der letzten zehn Jahre so dringend dem Staate an's Herz gelegt wurde — wir wären nicht durch die blindlings nach einer Richtung vorstürmende Technik zu solchen Einseitigkeiten unserer Probeversuche, zu so vorschnellem Systematisiren und Dogmatisiren, wir wären nicht zu so vielen voreiligen Schlüssen und Enttäuschungen gekommen.

Die Folge dieser Enttäuschungen ist, daß der Heilmittelmarkt so wie der große Jahrmarkt der Kurverfahren schnell erst noch einmal, ehe die Skepsis die Kauflust ganz erlahmen läßt, mit allem Möglichen und Unmöglichen unter jeder Sorte von Reklamen überschwemmt wird.

Da schwirrt es nur so auf den Umschlägen der medizinischen Zeitungen von -oten und -yten und -inen, da verfertigt eine Londoner Firma Pastillen aus Hirn, aus Testikelsubstanz, Muttertrompetensubstanz, Vorsteherdrüse — Alles zum Essen. Das Publikum fühlt sich immer mehr angeeckelt und jeder Schuster, Tischler, Dorfpfarrer fühlt sich berechtigt, eine neue Badewanne mit Bidet, eine Wiese zum Barfußlaufen als Universalrettungsmittel gegen jene Verunglimpfungen des menschlichen Körpers zu empfehlen und damit alle Räthsel des Daseins, die Langlebigkeitsfrage, ja, wo möglich auch die soziale Frage zu lösen und seine Methode aufdringlich dem Publikum aufzuschwatzen.

Unter dem Rufe: „Zur Natur zurück!" sammeln sich die Schaaren des heilsbedürftigen Publikums und lauschen den Worten des Pfarrers Kneipp zu Wörishofen und wenn Einer im Architektenhaussaale Alles auf die Folgen der Selbstbefleckung zurückführt und damit für Vertrieb seiner Broschüren sorgt, die in der Garderobe zu haben sind, so wird kein schlechtes Geschäft gemacht, ebensowenig, wie wenn der Tischler Kuhne in Leipzig gewisse Arten von Unterleibs- und anderen Abreibungen in seinem eigens dafür konstruirten Bidet den Leutchen als die Panacee der Wiedergenesung der Menschheit durch Erweckung neuer Lebens- und Zeugungskraft hinstellt.

Jeder hat, was er bietet, natürlich der „Natur abgelauscht“. Das ist der Lieblingsausdruck dieser neuen Offenbarungspriester. Wie machen sie das? Ja, das ist eben das tiefe Geheimniß! Kein Wunder ohne Glauben! Ein Herr Just, aber, klüger und vernünftiger als seine beiden Vorgänger, Kneipp und Kuhne, nimmt das beste von Beiden, erfrischende, natürliche Lebensweise, ohne eine zu pedantische Anwendung des Vegetarismus und zum Zwecke von Licht-, Luft- und Wasserbädern, Reibebädern, Reibesitzbädern à la Kuhne, aber modifizirt, Nacktgehen, nackt auf der Erde schlafen, macht er eine Heilanstalt im Harz zurecht und predigt in seiner neu erschienenen Broschüre, wie er durch dies Verfahren aus einem nervösen ein gesunder, kräftiger Mensch geworden, und schließt mit einer Anpreisung seiner Heilanstalt im Harz, die er „Jungborn“ nennt.

Um es aber Jedem — auch dem Verbohrtesten — mundgerecht zu machen, muß auch diese seine Entdeckung (Modifikation von Kuhne's Bidet und Kneipp's Verfahren) in ein philosophisch allseitig wohl ausgearbeitetes Universalsystem gebracht werden, das mit der Bibel und zugleich auch mit allen Philosophien der Neuzeit übereinstimmt.

Nur mit dem, was die Naturwissenschaft lehrt, braucht es nicht übereinzustimmen, dann hat das neue System um so mehr Aussicht auf Anklang beim Volke.

Das Lockungswort: „Der Natur abgelauscht“ zieht erst dann, wenn es irgendwo in recht krassem Widerspruch geräth mit dem leider nicht immer unanfechtbaren Dogma der Medizin; die Lehre vom „Zugwind“, von „Erkältungen“, von „Warmgehen“ wird lächerlich gemacht (wie sie es ja auch stellenweise verdient) und dann sind zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: ein altes Dogma beseitigt und schnell dafür ein neues aufgestellt. Wie Adolph Just „die Natur belauscht“ erfahren wir in seinem Buch: „Die naturgemäße Lebensweise als einziges Mittel zur Heilung aller Krankheiten und Leiden des Leibes, des Geistes und der Seele“ von Ad. Just — aber der Titel ist noch nicht zu Ende — nun folgt in der Mitte querüber dick gedruckt: Kehrt zur Natur zurück! und darunter wieder kleiner, damit es Platz hat: das naturgemäße Bad, Licht und Luft in ihrer Anwendung im vollen Sinne der Natur, die Erdkraft als wichtigstes Heilmittel der Natur. Naturgemäße Ernährung. Mit Abbildungen. Braunschweig bei A. Graff. 1896.“ Das Wort Natur kommt 6mal im Titel vor. „Du sollst den Namen der Natur nicht unnützlich führen, denn die Natur wird den nicht ungestraft lassen, der ihren Namen mißbraucht“ möchte man sagen, wenn man das liest. „Was man nicht recht verstehen kann, das sehen als Natur wir an“ würden sie Einem erwidern. Die jahrhunderte-, die jahrtausendelangen Mühen des Menschengeistes, von der Entdeckung des Feuersteins und der ersten Utensilien bis zu der des Sauerstoffs und der Aequivalentlehre, die der Natur langsam und mühevoll vom Menschengeiste abgeschmeichelt worden sind, die existiren für diese Propheten nicht, denn

Die hohe Kraft der Wissenschaft,
Die aller Welt verborgen,
Und wer nicht denkt, dem wird's geschenkt,
Der hat sie ohne Sorgen.

Alles für sie Unverständliche, vom „Ding an sich" bis zum letzten metaphysischen Nonsens eines Nitzsche, dazu was sie läuten gehört haben von Elektrizität und Magnetismus nebst Mesmerismus, Hypnose, Suggestion und etwas Homöopathie und spiritistisches Medien-Fluidum dazwischen — das werfen sie in einen großen Topf, der heißt Natur bei ihnen, und in dem kochen sie ihre Rezepte, ihr Naturheilverfahren, ihre Naturphilosophie und was gewünscht wird. Der Prophet hört dem Brodeln dieser Suppe gläubig zu, so „belauscht er die Natur". Adolph Just hat im Walde Hirsche, Rehe und Wildschweine beobachtet, wie sie suhlten (sich badeten), wie sie ihre hinteren und unteren Körpertheile in dem Schlamm der Waldtümpel-Pfützen bewegten. Das war der Moment der „Naturoffenbarung" und der Ausgangspunkt für sein Universalheilverfahren. An diesem Verfahren der Thiere sollten sich die verzärtelten Menschen ein Muster nehmen. Die Thiere sind ihm ja alle das Urbild der Gesundheit, weil er als Laie ihre Krankheiten nicht kennt. Für ihn hüpft der von Schuppenflöhen geplagte Fisch, der sich vor Qual in die Höhe schnellt, vor Freude über die schöne Natur. Alles trällert, lacht und freut sich im Walde des Lebens, nur die Menschen sind schlecht und ungesund. Also nährt Euch und badet Euch wie die Thiere des Waldes, Eure Muster. Adolph Just hat nebenbei entdeckt, daß Christus Vegetarianer war, weil nach ihm „Osterlamm" bloß eine falsche Uebersetzung statt „Passahmahl" ist und mit einigen Brocken aus Faust, und einer guten Portion frischen Naturburschenthums ausgestattet, unternimmt er es, dem Gläubigen durch Bibelzitate, dem Andern durch Faustzitate das von ihm modifizirte Reibesitzbad des Tischlers Kuhne und die von ihm modernisirte und vervollkommete Abhärtungsmethode des Pastor Kneipp als Universalmittel für Alles und noch etwas mehr anzuempfehlen, damit wir dadurch uns gedrungen fühlen, uns einmal seinen Jungborn im Harz anzusehen.

Ich muß offen gestehen, so naiv die Sache auch ist, es liegt doch Witz und Methode drin, und ich als praktischer Arzt würde keinen Augenblick anstehen, gelegentlich diese Satyre auf unsere wissenschaftliche Dogmatik in der Heilkunde einmal in Augenschein zu nehmen, ja ich würde wohl auch, falls die Sache überwacht wird, Städterpublikum, das verzärtelt und verwöhnt worden ist, gelegentlich in die frische Harzluft von Jungborn schicken, wenn ich fände, daß die enthusiastische Naturliebhaberei dort mit derselben rührenden Begeisterung, wie sie uns in dem Büchlein gepredigt worden ist, auch durchgeführt wird. Denn es ist schon Roheres und Schlechteres lediglich durch die Begeisterung in ganz nützlicher Weise zum Wohle der Menschheit verwandt worden, warum also nicht auch die Scherze wie Reibesitzbad, Nacktgehen u. dgl.

Begeisterung thut viel zur Sache. Oft ist sie Alles.

Sie wird, so hoffen wir, auch der wissenschaftlichen Medizin sich wieder zuwerden, wenn wir mit der Einseitigkeit, mit dem nach einer Richtung hin

routinirten Technikerthum und mit dem Dogma in gewissen Fächern der Medizin brechen und die nach Kochs Entdeckungen nothwendigen Reformen einer erweiterten Arten- und Zonen-vergleichenden Forschung, wie ich sie betont, eingeführt haben werden; das heißt für uns Aerzte: vom Dogma zur Natur zurückkehren.

Berlin. Dr. med. prakt. Arzt E. Below.

Büchersaal.

Grundriß der Nationalökonomie von Paul Leroy-Beaulieu. Bearbeitet von E. Ramsperger, Rechtsanwalt in Frauenfeld. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag. 1896.

Paul Leroy-Beaulieu, ein etwas bedeutenderer französischer Nationalökonom, es ist augenblicklich bei unseren westlichen Nachbaren schlecht mit dieser Lehre bestellt, hat seine Studien hauptsächlich an deutschen Hochschulen getrieben. Seinem Grundriß merkt man das an; es ist im Wesentlichen ein Auszug und Niederschlag aus Collegien, Collegheften und Lehrbüchern deutscher Docenten. Theils recht populär-oberflächlich, theils auch recht hübsch knapp und klar, entbehrt der „Grundriß" doch logischer Schärfe, kenntnißreicher Tiefe und ethischer Durchdringung des Stoffes. Immerhin mag der Neuling, der das Streben hat, sich über die nationalökonomischen Grundlehren in Kürze zu unterrichten, das Buch mit Nutzen lesen. Zur Erhöhung seiner Brauchbarkeit hätte es allerdings wohl beigetragen, wenn die Uebersetzung und Bearbeitung von einem deutschen Fachgelehrten besorgt wäre.

Die Sittlichkeit auf dem Lande. Erweiterter Conferenz-Vortrag von Pastor E. Wagner. Leipzig. Verlag von Reinhold Werther. 1896.

Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im Deutschen Reiche. II. Band. Mittel-, West- und Süddeutschland. Redigirt von E. Wagner. Leipzig. Reinhold Werther.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hat vor sechs Jahren ein anonym erschienenes Buch gewirkt: „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" von einem thüringischen Landgeistlichen. Es waren da böse Wunden in dem für so gesund gehaltenen bäuerlichen Leben bloßgelegt; man zischelte sich dies und das zu, aber so recht offen sprach man nicht darüber, selbst die Recensionen umgingen meist die heikelen Stellen. Das ist jetzt anders geworden; man hat die Fragebogenfonde tüchtig und mehr oder weniger auch verständig gebraucht. Fragebogen sind von den Sittlichkeitsvereinen ausgesandt und zwar auf Anregung, die Pastor Wagner mit seinem auf der VI. allgemeinen Conferenz 1894 gehaltenen Vortrag: „Die Sittlichkeit auf dem Lande" gab. In der Bearbeitung dieser Fragebogen, die im ganzen Deutschen Reiche versandt wurden, ist ein Werk von größter Bedeutung geschaffen. Geschichtsforscher, Kulturhistoriker, Socialpolitiker, überhaupt Jeder, der sein Volk liebt und es

kennen lernen will, wird aus dieser Quelle mit schöpfen müssen. Ob aber auch Jeder zu den Schlüssen der Herren Bearbeiter gelangen wird, bezweifle ich; denn ich halte ihre Methode für falsch: sie fragen nicht, was ist und warum ist es so, sondern sagen, das ist und dürfte nicht sein; sie messen an abstrakten Dogmen ohne die Existenzberechtigung concreter Verhältnisse — und die menschliche Natur genügend zu würdigen. Ich werde das gelegentlich in einem besonderen Artikel ausführen.

Malthus und seine Gegner von Marie Fischer geb. Lette. Leipzig. Reinhold Werther.

Selten las ich eine Schrift von solcher Verworrenheit in Anordnung und Durchführung, im Ganzen und in Einzelheiten. Eigenes, Citate aus der Bibel, ärztlichen Schriften und Gedichte der Verfasserin sind bunt durcheinander gewürfelt. Die große Frage, die sich an Malthus Namen knüpft, wird natürlich ihrer Lösung nicht näher gebracht.

Die Frau ist schuld. Ein Weckruf im Kampf gegen die sociale Noth von Sibylle von Waldheim. Leipzig. Reinhold Werther.

Eine theilweise recht verständige Schrift, deren Verfasserin vom besten Willen beseelt ist. Aber sie sieht die Symptome der Krankheit für deren Ursache an und vermag in Folge dessen nicht zur wahren Erkenntniß zu gelangen. Ut desint vires tamen est laudanda voluntas.

Aesthetisch-politische Briefe von einem Aesthetiker. Leipzig. Reinhold Werther.

Der anonyme Verfasser sagt uns weder Neues noch das Altbekannte in geistreicher Form; einzelne Kapitel sind immerhin lesenswerth.

Schwere Noth im Nähr-, Wehr- und Lehrstand. Beleuchtet von E. Schall, Pastor in Bahrdorf. Leipzig. Reinhold Werther.

Der ehrliche Streiter für unseres Volkes inneren Frieden und wahres Wohlergehen haut in jugendlichem Eifer manchmal daneben. Seine Erfahrung aber und sein Gerechtigkeitssinn durchleuchten auch diese treffliche Schrift.

Die neue Frau in der Dichtung von Lily von Gizycki. Verlag von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

„Die „neue Frau" muß eben auch des neuen Mannes warten, um sich entwickeln zu können" so läßt die phantastische aristokratische Socialdemokratin auf gutem Büttenpapier drucken. Ob das nicht jeder große und gute Mann — es muß aber wirklich ein Mann sein — vermögen sollte? Einem solchen scheint allerdings Frau von Gizycki noch nicht begegnet zu sein. Personificirte Moralsätze und verkörperte Parteiprogramme werden auch der „neuen Frau" nicht zur Entwickelung verhelfen. Es gilt weder „neu" noch „alt", sondern nur der Mensch, Mann und Weib und die Liebe!

Weib oder Persönlichkeit von Gustav Thudichum. München. Staegmeyr'sche Verlagshandlung.

Weib und Persönlichkeit ist des geistvollen Verfassers Endschluß; und mit Recht, denn nur in dem Falle kann ein einseitiges und doppelseitiges Glück entstehen: Zufriedenheit und Liebe. Und darnach streben wir Alle. R. W.

Verantwortlich für Redaktion u. Verlag: Dr. Richard Wrede, Berlin. Druck: F. Cynamon, Berlin.

Im Bad. Schwarzwald.

Naturheilanstalt Glotterbad.

Stat. Freiburg und Denzlingen

Dirig. Arzt: **Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz.**

Das ganze Jahr, Sommer und Winter, geöffnet.

Prospecte frei durch die Badeverwaltung

126000 Artikel. | **16 Bände geb. à 10 M.** | **16550 Seiten Text.**

Brockhaus' Konversations-Lexikon liegt vollständig vor.

10000 Abbildungen | **Jubiläums-Ausgabe.** 300 Karten. 130 Chromos. | **980 Tafeln.**

R. F. Liedtcke.

Importeur

echter Havana-Cigarren

Berlin W., Unter d. Linden 12.

Altbewährtes Mittel gegen **Gicht- u. Rheumatismus** ist **Russische Einreibung.** à Fl. 1 M., 6 Fl. 5 Mk. in der Apotheke Schwedt a. O.

Feinste Tafelbutter

liefert billigst im Postfell

C. H. Petersen Eggebek b. Schleswig

Apfelwein beste Qualität, über 28 Pr. Monsseux Flasche 1.30 unter Nachnahme.

C. Fritz, Hochheim a. M.

Krebse!

Suppenkrebse	2— 3 Mark	per 100 St.
Grosse Tafelkrebse	5—12 „	
Riesen (Hummerragout)	12—25 „	

versendet springlebend per Post.

B. Reche, königl. Hoflieferant in Mysłowitz.

Emser Pastillen der Königl. **Brunnenverwaltung in Ems.** Vorzügl. bewährt bei allen Katarrhen der Schleimhäute, des Rachens und Halses als lösendes, den Hustenreiz milderndes Mittel. Zu haben in allen Apotheken, Droguen und engr. in der Hauptniederlage von **H. Barkowski,** Berlin NO., Weinstrasse 20 e. Fabrik u. Versand-Geschäft medizinischer Spezereien.

Danziger Spezialität

1 Fl. Goldwasser
1 Fl. Kurfürstl. Magen, } in feinster Qualität
1 Fl. weiß Pomeranzen }

incl. Kiste und Porto Mk 5,—
offerirt die **Dampf-Liqueur-Fabrik Julius v. Götzen, Danzig.**

Monatsblätter für häusliche Kunst.

Zeitschrift für die Liebhaberkünste.

Preis pro Halbjahr 7,50 Mk.

Ist allen Dilettanten sehr zu empfehlen.

Verlag von F. C. Wehr'n Werder.

Amateur-Photograph

Illustrirte Monatsschrift.

— Jährlich Mk. 5. —

Laterna-magica

Vierteljahrsblatt für Projectionskunst.

— Jährlich Mk. 3. —

Man verlange Prospecte.

Ed. Liesegang's Verlag, Düsseldorf.

Celler Victoria-Zwieback,

garantirt ohne Margarine, delicat im Geschmack, ist der beste

Butter-Zwieback

der Welt, feinstes, Monate lang haltbares **Kaffeegebäck,** überall höchst prämiirt. Eleg. Blechkasten mit 60 St. **M 3,60,** franco gegen Nachn. Prospecte, Analysen, Atteste u. Muster gratis.

HARRY TRÜLLER, Dampfzwieback-Fabrik,

Celle 6, Provinz Hannover.

Schutzmarke „Victoria". Export n. all. Welttheil.

Was ist Feraxolin?

Feraxolin ist ein großartig wirksames Fleckputzmittel wie es die Welt bisher noch nicht kannte. Nicht nur Wein-, Kaffee-, Harz- und Oelfarben-Flecken, sondern selbst Flecken von Wagenfett verschwinden mit verblüffender Schnelligkeit, auch aus den heikelsten Stoffen.

Preis **35** und **60** Pfg.

In allen **Galanterie-, Parfumerie-, Droguenhandlungen** und **Apotheken** käuflich. En gros bei

Joh. Grolich,

Engeldrogurie

in **Brünn** (Mähren).

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

Sensationell! Sensationell!

Isabella-Accord-Zither

von Jedermann ohne Musikkenntniß sofort spielbar. 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rococo-Arbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, 2 Zitherringen, Notenhalter und **3 Notenheften** je ca. 15 Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur M. 12,50** incl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18—20 M.

Rich. Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Geg. Eins. v. M. 30 versende incl. Fass 50 Liter selbstgebauten weissen

Rheinwein.

Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.
Zahlr. Anerkennungen treuer Kunden.
Probefässchen von 25 Liter zu Mark 15 —.

Hochfeine Fahrräder

in modernster solider Bauart, leichtester Gang zu **Fabrikpreisen unter Garantie.**
Vertreter gesucht. Preislisten gratis.

H. F. Ohnesorge, Einbeck,
Fabrik und Versandthaus

---

250 Briefmarken

echte **verschiedene**, worunt. Costarica, Mexico, Türk., Aeg., Lux., Arg., Brasilien, Cap, Griechenl., Japan, Spanien liefert für nur **1 Mark**
Casse voraus. — Rückporto 20 ₰.
Hugo Siegert, Altona b. Hamburg

Für Blutarme und Reconvalescenten

FERRATIN

Die Eisenverbindung der Nahrungsmittel.

in allen Apotheken.

B. Becker

in Seesen a. Harz fabr. allein seit 1[illegible] den anerkannt unübertroffenen **Holländ. Tabak.** Ein **10** Pfd.-Beutel fco. **acht** [illegible]

Pianinos

vorzügl. u. preisw., Franko-Zusend., auch auf Probe. Teilzahlung. Kataloge gratis. Gebrauchte, zeitweise am Lager, billigst. **Pianofabr. Casper, Berlin W.** Linkstr. 1.

Tenderings
preisgekrönte Cigarren

Maatschappij	100 St.	3 M.	90 M.	500 Stück frko., aus rein überseeischen Tabaken hergestellt
La Palma	100 „	4 „	— „	
Aphrodite	100 „	4 „	50 „	
Wilhelm I.	100 „	4 „	30 „	
Esquisitos	100 „	4 „	60 „	
Musterliste je 20 Stck enthaltend	. . .	4 „	30 „	

erhielten im vergangenen Jahre tausende Anerkennungen.

Tenderings Rauchtabak, 9 Pfund 9 Mark, unübertroffen in Qualität.

Allein zu beziehen von

Tenderings Cigarren- und Tabak-Fabrik, Orsoy a. d. holländ. Grenze A.

Naturheilanstalt
Sommerstein

Die Anstalt ist besonders bei Unterleibs-, Nerven- und Frauenleiden, namentlich bei Circulations-Störungen zu empfehlen. — **Blut-Regenerationskuren** u. s. w. Erläuternde Prospect-Broschüre frei.
Die Kurleitung: **Ferd. Liskow.**

Photographische Vergrösserungen nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Greiz, Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

The Munson

Preis 360 Mark

Preisgekrönte amerikanische Schnell-Schreibmaschine

ist in Construction und ausführender Thätigkeit die **höchste Errungenschaft** auf diesem Gebiete

The Munsen Type Writer Co.

General-Vertrieb:
J. R. A. Boysen, Flensburg 6.
Filialen:
C. Asmussen jr.,
Berlin SW. 61, Waterloo-Ufer 15,
F. C. Boysen,
Hamburg, Holzbr. 3, Ecke Hopfenm. — Agenturen in allen grossen Städten. — Cataloge und Vorführung gratis.

F. G. TAEN-ARR-HEE

En gros. Speciel und Original En détail.

China- und Japan-Waaren und Thee-Import-Geschäft,
Lackwaaren, Porzellane,
Wandschirme, Dekorationsfächer etc. etc.
Illustrirte Preisliste gratis und franco.

BERLIN W., Leipziger-Strasse 119/120.

Druck von F. Cynamon in Berlin. — Verantwortlich für Inserate: Robert Jacoby in Berlin W.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgeber: Richard Wrede

III. Jahrgang | Nr. 98 | 15. August 1896

Um Manchester.
Die moderne Bildung. Von Adolf Kahle.
Unsere Kolonialbeamten. Von Dr. F. Martin.
Herzblut. Von Hermine von Preuschen.
Das erste Panjahr. Von Friedrich Fuchs u. Dr. R. Wrede.
Sprechsaal.
Mixed-Pickles.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Kritik-Verlag
Berlin S.W. 46, Hedemannstraße Nr. 9
Fernsprecher: VI, 1429.

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels
Berlin, den 15. August 1896.

Zu beziehen durch **Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin SW. 48, Hedemannstr. 9:**

Schneidt, Kellnerinnen-Elend 1 Mk.

Schulz, Wahrer kammen die kleinen Kinder? 80 Pf.

Grobe Keile auf grobe Klötze. (Von Konrad Alberti) 1,— Mk.

Buhr, Der Sozialismus in der Armee. 50 Pf.

Dan. Sanders, Sein Leben und s. Werke. Nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage. Herausgeb. v. Fr. Dusel 2. Aufl. Mit Photogr. 1,60 Mk. — **Pohl,** Pastor, Dr. D. Verhältniß d. Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon. 1,— Mk. — **Haberland,** Metamorphosen der Pflanzen. 50 Pf. — Wie unterscheidet sich die Methode der Mathematik von der der Philosophie? 80 Pf.

Neue Musikalien für Klavier. Verlag von Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen:

G. Stapel,

Op. 63, Friederike-Walzer. 60 Pf. Op. 64. Ada-Friedrich-Marsch 80 Pf. Op. 69. Elisabeth-Walzer 1,20 Mk. Op. 70, Mein schön Berlin, Gesangwalzer. 50 Pf.

H. Berger,

Op. 10, Baika-Mazurka. 60 Pf. Op. 11, Gavatte. 60 Pf.

Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart. Eben erschienen! **Rom.** Roman von Emile Zola. 3 Bände. Preis geheftet M. 6; in 2 Banden elegant gebunden M. 8.

Fast jede Figur des neuen Buches beansprucht typische Bedeutung, jede will ein lebendiges Sinnbild sein, ein Stück Rasse, ein Kapitel Weltgeschichte. Es sind keine Menschen, es sind ganze Geschlechter, die in ihren Vertretern an uns vorüberziehen . . ." (Neue Freie Presse, Wien).

„. . . ein Werk, das wahrscheinlich die meisten anderen Bücher des Verfassers überleben wird . . „Rom" ist alles in allem die beste Arbeit, die Zola geliefert hat. (The Athenaeum, London).

„Rom" ist, von welchem Gesichtspunkte aus man das Werk auch betrachten mag, eine erstaunliche Leistung. (The Graphic, London).

„Von allen Werken Zolas wird „Rom" sicherlich das bedeutendste bleiben."
(Mémoriel de la librairie française, Paris).

Von Emile Zola sind früher in unserem Verlage erschienen:

Das Geld. Roman. 2 Bände. Preis geheftet M. 5; in 1 Band eleg. geb. M. 6.

Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870 71). Roman. 3 Bände. Preis geheftet M. 5; elegant gebunden M 8.

Doktor Pascal. Roman. 2 Bände. Preis geheftet M 5; in 1 Band eleg. geb. M. 6.

Nantas. Novelle. Preis geheftet M. 1; elegant gebunden M. 1,50.

Lourdes. Roman. 3 Bände. Preis geheftet M 6; in 2 Bänden eleg. geb. M 8. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

---

Soziale Briefe an Schulze und Genossen. Aus dem Englischen des Robert Blatchford übersetzt und für deutsche Verhältnisse bearbeitet von Henry Wright 4—6. Tausend. Preis 1 Mark. Verlag von Reinhold Werther in Leipzig.

Im Kritik-Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fragen des öffentlichen Lebens.

Herausgeber Dr. jur. Rich. Wrede. Jährlich 12 Hefte 5 Mark, das einzelne Heft 50 Pf. Bisher sind erschienen:

Heft 1: **Die Börse und ihre wirthschaftliche Bedeutung** von Spectator.
„ 2: **Raoul Pictets Theorie vom Leben** von Dr. L. Gyström.
„ 3: **Staatsrath, Kammer und Volk** von J. M. von Raschér.
„ 4: **Röntgens Entdeckung** von Dr. R. F. Jordan.
„ 5: **Nietzsche und das Christenthum** von Prof. Dr. Geo Runze.
„ 6: **Frauenmoral und Herrenhalbheit** von Ad. v. Hanstein.
„ 7: **Die Grundlage der physischen Welt** von Dr. Eugen Dreher.

Naturheilverfahren im griechisch-römischen Alterthum von Dr. med. Seyrwald; hochinteressante Broschüre, 75 Pfg. franko, von Otto Klocssel, Dresden, beziehbar.

MERCURE DE FRANCE

RECUEIL MENSUEL DE LITTÉRATURE ET D'ART

15, *rue de l'Échaudé, Paris.*

Le n°: 1 fr. 25 (France): 1 fr. 50 (Union)

ABONNEMENTS

FRANCE Un an. . 12 fr.	UNION Un an. . 15 fr.
Six mois. 7 fr.	Six mois. 8 fr. 50

Alban Förster,

op. 90. Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied m. Pflegegl. f. mittl. Stimme 80 Pf., op. 100. Ich grüße Dich mit tausend Wangen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pflegegl. à 1 Mk. Verlag v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstraße. Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

La revue blanche

bi-mensuelle se rédige et s'administre

à PARIS,

Rue Laffite 1 et s'édite chez

Charpentier & Fasquelle.

60 cent. le numéro.

Abonnements France 12 fcs., Exterieur 15 fcs.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 15. August 1896

III. Jahrgang | Nr. 98 | Jahrgang III

Provinzialbriefe.

VII.

Um Manchester.

Die journalistischen Gewerbegehilfen unserer Zeitungsverleger haben soeben wieder einmal ihrer vertragsmäßigen Pflicht genügt und übereinstimmend das jämmerliche Fiasko des Londoner sozialdemokratischen Kongresses festgestellt. Sie stellen dies fest, so lange es derartige Kongresse giebt, und sie werden es auch fürderhin feststellen, bis eines Tages etwa die Chefs zur Einsicht gelangt sind, es sei bereits vom kaufmännischen Standpunkt klüger, den Uebergang ins feindliche Lager zu vollziehen. Dann wird man mit demselben kritiklosen Ramschurtheil einen unerhört glänzenden Erfolg nach dem andern feststellen. Es ist begreiflich, daß man sich eine derartige Zwangskritik möglichst zu erleichtern sucht, und so hat man sich begnügt, etliche grobe Aeußerlichkeiten zum Beweise des a priori gegebenen Urtheils hervorzuheben, während man sich keine Mühe gab, wirklich wunde Stellen zu erspähen. Sonst hätten sie wohl, anstatt sich sofort wieder auf Kanzlerkrisen und ähnliche welthistorische Probleme zu stürzen, noch einen Augenblick bei einer äußerst bedeutsamen Erscheinung verweilt, die auf dem sozialdemokratischen Kongreß jäh hervortrat, und zwar so unvermuthet, daß sie die Theilnehmer überrumpelte und sie unvermögend machte, das plötzlich entstandene Problem zu bewältigen. Es war die Frage

des „geistigen Manchesterthums", der sich der Kongreß nicht gewachsen zeigte, und die doch wichtig genug ist, daß sie auf den nationalen Parteitagen einer ernsthaften Erörterung unterzogen würde.

Am fünften Verhandlungstag beschäftigte sich der Kongreß mit der Bildungs- und Erziehungsfrage, und der Ausschuß empfahl in erster Linie folgenden Vorschlag: „Der Kongreß erkennt zwar in Sachen der Erziehung den Werth der individuellen Leistung an, erklärt es aber für eine wesentliche Pflicht der öffentlichen Gewalten eines jeden Landes, ein vollständiges Unterrichts- und Erziehungssystem zu schaffen, das unter demokratischer Kontrole steht und alle Bildungsanstalten, vom Kindergarten bis zur Universität, umfaßt (physische, wissenschaftliche, künstlerische, technische [Handarbeitsunterricht] Ausbildung). Diese Bildungsanstalten sind völlig unentgeltlich, und die öffentlichen Gewalten kommen durch Stipendien für die Unterhaltungskosten der fähigen Zöglinge auf, damit die getroffenen Einrichtungen allen Gesellschaftsgliedern zugänglich sind." Der Antrag schien unanstößig, ja selbstverständlich. Da ließen die Engländer durch Keir Hardie den Zusatzantrag auf Streichung des Wortes „fähigen" stellen und verlangten, daß auch die höheren Bildungsanstalten allen, ohne Unterschied der Befähigung zugänglich gemacht werden sollen. Den Deutschen erschien dieser Vorschlag, der von den berühmten praktischen Engländern kam, geradezu als verrückt, als eine naturwidrige und mißverständliche Uebertreibung des Gleichheitsprinzips, und sie erklärten sich demgemäß mit selbstgewisser Energie gegen das Amendement. Keir Hardie aber bezeichnete diese Opposition als einen Ausfluß des — Manchesterthums, dem man im Geistigen wider das sozialistische Prinzip fröhne, und — seltsam! — sein Antrag wurde mit 14 gegen 6 Stimmen (darunter die der Deutschen) angenommen. Die Deutschen waren so empört über den phantastischen Einfall, daß sie wegen des Amendements gegen den ganzen Antrag stimmten.

Man war hier unversehens auf ein prinzipielles schwieriges Problem gestoßen, und es gelang nicht, beim ersten Anprall gleich zur Klarheit sich durchzuringen. So entstand der schroffe Gegensatz in der Abstimmung, der schroffste während des ganzen Kongresses. Indessen es ist nicht mehr möglich, nachdem sich das Problem einmal erhoben hat, künftig an ihm vorbeizuschleichen, und

man wird es zur Lösung bringen, auf die Gefahr hin, die Grundanschauungen revidiren zu müssen. Wie steht es um den freien Wettbewerb im Geistigen? War die Mehrheit des Kongresses in dieser Frage konsequent sozialistisch, und offenbarte sich bei den Deutschen ein Rest rückständigen Manchesterthums, oder waren diese Realisten jene Utopisten?

Die Deutschen haben in London abgestimmt, wie es ihr Erfurter Programm verlangt: „Unentgeltlichkeit des Unterrichts, der Lehrmittel und der Verpflegung in den öffentlichen Volksschulen, sowie in den höheren Bildungsanstalten für diejenigen Schüler und Schülerinnen, die kraft ihrer Fähigkeit zur weiteren Ausbildung geeignet erachtet werden". In den parteioffiziellen Erläuterungen des Programms wird die Forderung hinzugefügt: „Werden ferner die Befähigten unentgeltlich die höheren Lehranstalten besuchen, so fällt das heute bestehende Vorrecht der Besitzenden auf die wissenschaftliche Bildung. Unter den jetzigen Verhältnissen sind dem Proletarier Thür und Thor dazu verschlossen, und nur ein seltener Glücksfall verschafft ihm Zutritt. Aber dies ist ein Treffer unter unzähligen Nieten. Die bürgerliche Gesellschaft läßt Tausende verderben, die kraft ihrer Begabung in Kunst und Wissenschaft Vorzügliches geschaffen hätten, in der Tretmühle der Lohnknechtschaft gehen die besten Köpfe jämmerlich zu Grunde."

Kein Zweifel, daß hier das reine Manchesterthum in der geistigen Konkurrenz unbedingt proklamirt wird, und wenn auch die Bildungsfrage im Erfurter Programm nur den Gegenwartsforderungen gehört, die des streng sozialistischen Charakters entbehren, so fragt sich andererseits eben, ob es sich nicht in der That um eine Frage des Prinzips handelt. Es ist begreiflich, daß gerade auf dem Gebiet der Erziehung Freisinnige und Sozialisten Nebenbuhler sind und sich gegenseitig Lehrerfang vorwerfen können. Diese Forderung gehört in der That zu denen, die man ungeläutert aus der liberalen Erbschaft übernommen hat, wie denn die liberale Lehrerschaft fast durchweg auf der Forderung der Einheitsschule in organischem Aufbau verharrt. Die Sozialisten bekämpfen hier nicht das freie Spiel der Kräfte, sondern sie wollen es wirklich frei machen. Sie streben im Geistigen das Manchesterthum zur ungehemmten Enthüllung zu bringen, sie sind in der That, es ist nicht

zu leugnen, in der Bildungsfrage Liberale, und was sie wünschen ist nichts anderes als ein Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren geistigen Wettbewerbs, der sich des unlauteren Mittels des Kapitals bedient, um die lautern Konkurrenzmittel des Intellekts zu ersetzen und zu entkräften. Unsere Sozialisten können sich nicht ohne guten Grund auf diese Forderung berufen, wenn man sie öder Gleichmacherei, der Erstickung der Individualität und der vandalischen Nivellirung des Hervorragenden beschuldigt. Ja, es scheint sogar, als ob sie nur Sozialisten sind, um wahrhaft Liberale sein zu können, gleichwie sie noch immer unter der Parole Freiheit marschiren. Es zeigt sich wieder einmal, wie alle Scheidungen, mögen sie noch so schroff scheinen, im Grunde nichts sind als innige Verbindungen.

Indessen damit ist das Problem nicht erledigt. Man mag zugeben, daß die Gegenwartsforderung nicht anders lauten kann, daß in Wahrheit den Sozialisten noch die merkwürdige Aufgabe verblieben ist, die liberale Idee des freien Spiels der Kräfte zu realisiren. Aber wie verhält es sich mit der prinzipiellen Entscheidung? Ist der freie geistige Wettbewerb, der nur durch die natürlichen, immanenten Mittel bestimmt und bewehrt wird, auch der sozialistischen Weisheit bester Schluß, und sind die Nationen, die in London auch im Geistigen dem Prinzip des Manchesterthums abschwören, Narren aus Nirgendheim, Prinzipferen und Phantasten?

Die Antwort ist nicht leicht, sie muß aber gewagt werden. Sie kann von der sozialistischen Anschauung der Gleichberechtigung aus, welche keineswegs die Gleichheit, sondern die Gerechtigkeit bedeutet, nicht anders lauten: Das Manchesterprinzip muß auch im Geistigen überwunden werden, sofern und soweit es sich in gesellschaftlichen Institutionen verkörpert. Scheidet man selbst die kapitalistischen Hemmungen aus und gelangt zu der sogenannten natürlichen Auslese der Kapacität, so ist damit eine neue und kaum minder schlimme Quelle der Ungerechtigkeit und Unterdrückung eröffnet. Der Begriff der Fähigkeit erschöpft sich nicht in einer Wesensbestimmung. In der ungeheuren Mannigfaltigkeit der Fähigkeiten sind es keineswegs die werthvollsten Qualitäten, die in dem an schulmäßige Organisation gebundenen geistigen Wettbewerb die

stärksten sein würden. Der Zufall des Besitzes würde dann zwar, wenn das reine Bildungsmanchesterthum zum Siege gelangt ist, als Hemmung natürlicher Auslese beseitigt sein, an seine Stelle würde der Zufall des Besitzes ganz bestimmter im geistigen Wettkampf überlegener Fähigkeiten treten, und damit abermals eine höchst unnatürliche Auslese entstehen. So zeigt es sich, daß der Sozialismus es nicht nöthig hat, sein Grundprinzip zu durchbrechen und in der Bildungsfrage das Manchesterthum als fremden Gast zu beherbergen. Er kann und muß konsequent sein. Das freie Spiel der Kräfte darf niemals das Prinzip gesellschaftlicher Organisationen und Institutionen sein, es ist allein berechtigt als individuelle Triebkraft. Der Sozialismus ist nicht nur ein Ideal, ein schöner Traum, ein frommer Wunsch, er ist eine Nothwendigkeit selbst dann, wenn er nur ein Nothbehelf sein sollte. Garantirte jene manchesterlich organisirte, auf die Fähigkeit aufgebaute Schulordnung wirklich die natürliche Auslese, so wäre sie schließlich zu billigen, obwohl damit die sozialistische Anschauung durchbrochen wäre. Das ist jedoch nicht der Fall. Die sogenannte freie Konkurrenz zeigt auch hier ihre innere Unwahrheit und Absurdität, sie entpuppt sich nicht minder im Geistigen wie im Wirthschaftlichen als Truggebild, hinter dem die Unfreiheit, die Despotie der Willkür sich verbirgt. Es ist unmöglich, mit diesem Prinzip vernunftgemäß zu organisiren, Einrichtungen der Gemeinschaft können nicht auf ihm beruhen. So bleibt gar kein anderer Ausweg, mögen wir uns noch so sehr sperren, wie prinzipiell anzuerkennen, daß alle Bildungsinstitute der Gesellschaft, von dem Kindergarten bis zur Universität, jedem Mitglied dieser Gesellschaft eröffnet werden, unabhängig nicht nur vom Besitz, sondern auch von der Fähigkeit. Nur so schrumpft die Ungerechtigkeit auf das Mindestmaaß zusammen.

Daß diese Forderung auch den Radikalsten unerhört und unerfüllbar erscheint, das bezweifelt Niemand, der da weiß, wie unausrottbar tief trotz aller so sozialistischen Ueberpinselungen die manchesterliche Weltanschauung zäh in uns haftet. Gleich wohl ist sie unbedingt nothwendig, und klar geschaut, auch keineswegs so ungeheuerlich. Sie verlangt nichts weiter, als daß die gesellschaftlichen Institutionen den Bedürfnissen der Gemeinschaft ohne

irgend eine Ausnahme angepaßt werden. Die Differenzirung und Individualisirung ist Sache des Einzelnen. So wird auch jene konsequente Schulforderung so wenig zur Verflachung und Verödung führen, wie sie auf dem Irrgedanken schablonenhafter Gleichheit beruht, sie wird vielmehr erreichen, daß auf dem erhöhten Niveau der Gemeinschaft die Aussonderung der Einzelnen beginnt. Individuelle Steigerung entzieht sich schulmäßigem Betrieb, sie ist Kunst, Vereinzelung, die einzige wahrhaft natürliche Auslese. Gemeinschafts-Institutionen, Realschulen, Gymnasien, Universitäten, gehören der ganzen Gemeinschaft, jede Auslese innerhalb dieser Gemeinschafts-Institutionen ist unnatürlich, gemeinschaftswidrig, antisozialistisch, manchesterlich im schlechtesten Sinne. Die Individualisirung beginnt erst, wo die Gemeinschafts-Institutionen aufhören. Dort auf der Höhe, jenseits der Gemeinschaft und ihrer Einrichtung oberhalb der Massenvegetationsgrenze hebt erst das freie Spiel der Kräfte an, das nun nicht mehr gesellschaftsfeindlich wirken kann, weil es sich außerhalb der Gesellschaft mit ihren Rechten und Pflichten tummelt, im unumschränkten Machtbereich des Individuums. Das ist die einzige prinzipielle Möglichkeit, zu der sich der Sozialismus bekennen kann, jeder andere Weg führt in die Irre. Es ist aber auch klar, daß dieser einzig mögliche Weg zugleich aufwärts in der Kulturentwickelung führt, mag man immerhin in den individuellen Gipfelungen nicht in der Höhe des Massenniveaus den Grad der Kultur ablesen wollen. Denn es ist ein Wahn, daß das Eine ohne das Andere möglich wäre.

Sollte man etwa den Einwand der mangelnden Begabung erheben, so gilt dieser ebenso sehr auf der niedrigsten Stufe wie auf der höchsten, er spricht gleichermaßen gegen die allgemeine Volksschule wie gegen die allgemeine Universität. Man würde zweifellos auch den Gedanken der allgemeinen Volksschule für utopisch und naturwidrig erklären, wenn wir sie nicht zufällig besäßen, Dank jener erleuchteten Zeiten, da man noch an Prinzipien und an Vernunft glaubte. Für schwachsinnige Individuen sind gesellschaftliche Institutionen eben so wenig geschaffen wie für geniale. Sie haben ihr Geltungsbereich in der breiten gemäßigten Zone des Normalen. Absonderungen unterhalb und oberhalb entwurzeln nicht diese Machtsphäre der kommunistischen Organisationen.

Dergestalt muß zugestanden werden, daß auf dem Londoner Kongreß die Mehrheit auch in der Bildungsfrage instinktiv das Richtige getroffen hat, wenn sie auch schwerlich den Horizont ihres Beschlusses gesehen hat. Als Augenblicksforderung mag die Anschauung der Minorität, welche von den Deutschen geführt wurde, zweckmäßig sein — das wäre noch näher zu untersuchen — prinzipiell darf darüber füglich kein Zweifel sein, daß das Manchesterthum auch in den Bildungs- und Erziehungsinstitutionen der Gesellschaft keine Berechtigung hat. Die Sozialdemokratie wird über dieses Problem, durch das sie heuer aus dem Hinterhalt überfallen wurde, einig werden müssen und, wenn sie klare Einsicht gewinnt, auch einig werden können.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß zu gleicher Zeit, wo sich das von allen Seiten gehetzte Manchesterthum in leichter Verschleierung ein Asyl bei seinem Todfeind zu verschaffen gewußt hat, von anderer Seite ein neuer erbitterter Feldzug gegen den verhaßten Volksverderber begonnen hat. Von dem Prinzip der Gewerbefreiheit, welche die Produktivkräfte des zentralisirten Großbetriebs zwar nicht gelöst aber deren Entfaltung sie erleichtert hat, ist gegenwärtig kaum etwas übrig geblieben. Es ist so sehr durchlöchert, daß es fast nicht mehr als Prinzip zu erkennen ist. Die preußisch-deutsche Zwangsinnungsvorlage, deren Erscheinen den Sommerpolitikern einen willkommenen und ergiebigen Stoff bietet, bedeutet eigentlich das Ende der Gewerbefreiheit. Hatten wir in jedem Erziehungsproblem ein Beispiel, wie das Manchesterthum durch den Sozialismus zu überwinden ist, so sehen wir hier eine der reaktionären Donquichotterien, welche den bösen Feind durch den rückständigsten Feudalismus zu erschlagen suchen, ein Versuch, der schon deshalb scheitern muß, weil das Manchesterthum gar nicht einmal der wirkliche Feind ist, sondern nur der Bundesgenosse des alles zermalmenden ökonomischen Naturgesetzes.

Das untergehende Handwerk, das innerlich bereits entzwei ist, will sich durch eine Organisation am Leben erhalten. Es wäre thöricht, in freisinnigem Aberglauben, in jeder beruflichen Organisation sofort den Teufel zu wittern. Im Gegentheil ist alles Organisiren zu fördern, sofern es produktive Organisation ist. Auch an der verzwickten bureaukratischen Fassung des Organisation, wie

sie sich in Zwangsinnungen, Handwerksausschüssen und Handwerkskammern aufbaut, ist an sich kein Anstoß zu nehmen. Die gesetzliche Fixirung täuscht stets über den Grad der Komplizirtheit. Hat man sich in die neue Ordnung dermaßen eingelebt, daß man sich unbewußt automatisch in ihr bewegt, so empfindet man kaum mit noch Schwierigkeiten, wenn anders sie nicht ungeschickter Weise mit unüberwindlichen Reibungsfaktoren behaftet ist. In jedem Betrieb, in dem eine Anzahl Personen gemeinschaftlich arbeiten, entwickelt sich eine äußerst feine, vielmaschige gesetzmäßige Organisation, die wir nur deshalb nicht als Hemmung fühlen, weil wir uns ihr fügen, ohne daß sie uns zum Bewußtsein kommt. Würde man sich eine solche latente bestehende Organisation, ohne die jeder Betrieb unmöglich ist, künstlich machen und sie in all ihren Verzweigungen schriftlich darstellen, so würde man erstaunen, über den gehäuften Bureaukratismus, dem willkürlich zu unterwerfen nun absurd und unmöglich erscheint, obgleich man vorher ihn unwillkürlich spielend ausgeübt hat. Es geht schließlich mit jeder Organisation wie mit dem Radfahren: Anfangs erstaunt man, wie man das Gleichgewicht gewinnen könne, nachdem wird es zum Wunder, es zu verlieren. Endlich spräche auch der Zwang nicht gegen die neue Handwerkervorlage, denn jeder Zwang, sofern er gemäße Gebundenheit ist, dient dem Fortschritt.

Alles kommt also darauf an: Ist die beabsichtigte Organisation produktiv, d. h. ist sie geeignet, durch sich selbst dem Handwerker in seiner wirthschaftlichen Lage zu helfen, das Handwerk in seiner Technik zu vervollkommnen, und kann sie dies leisten, ohne mit den Interessen der Allgemeinheit und den Bedingungen der ökonomischen Entwickelung in Konflikt zu gerathen? In den letzten beiden Beziehungen bietet die gewünschte Organisation kaum Bedenken. Sie führt weder das Verbot der Eisenbahnen, noch die Zerstörung der Maschinen herbei, auch nicht die Beseitigung des billigen Packet- und Drucksachen-Portos. Sie beruht nicht auf der Expropriirung der Waarenhäuser und Bazare, sie erpreßt nicht den lokalen Kaufszwang, etwa durch unerschwingliche Oktroiabgaben, wie sie denn auch nicht das Verkaufsmonopol des Handwerkers mit Ausschließung des Fabrikanten und Großkaufmanns veranlaßt, und die ökonomische Entwicklung steigt über den Strohhalm dieser Organisation, ohne

ihn auch nur zu beachten, hinüber. Genügten diese negativen Vorzüge, so braucht man dem Entwurf nicht widersprechen. Es fehlen ihm aber alle positiven Vorzüge, diese Organisation ist völlig unproduktiv, sie ist nich's als ein Morphiumpülverchen für die von Schmerzen Gequälten, sie ist eine politische Spekulation frivolster Art.

Das Handwerk, das zu erheblichem Theil insofern auf einer Fiction beruht, als der biedere Handwerker oft lediglich als Zwischenhändler von Fabrikwaare fungirt, ist in seinen wesentlichen Zweigen durch die ökonomische Entwicklung so weit überholt, daß die Frage der Gewerbefreiheit wie des Innungzwangs für seine Lage nichts Entscheidendes mehr hat. Es ist unrettbar verloren, und die Gewerbefreiheit vermag ihm ebensowenig zu schaden wie die Zwangsorganisation ihm nützen kann. Die Zwangsorganisation würde nur in dem einen Fall vorübergehend produktiv wirken, wenn sie Produktivgenossenschaften zur Folge hätte. Aber gerade das will ja der Handwerker nicht, darum widerstrebt er dem Uebergang zum Proletariat, das vielfach wirthschaftlich besser gestellt ist, als der sogenannte Mittelstand, er will selbständig sein, er will hungern, aber Herr sein, und deshalb werden auch alle Versuche genossenschaftlicher Organisation scheitern, die seine Selbständigkeit beeinträchtigen müßte. Daß der arme Tropf nicht merkt, wie er in seiner stolzen Bettlernabhängigkeit der Sklave jedes launischen Kunden ist, das ist die Tragik dieser untergehenden Klasse. Solange der Handwerker nicht eine Zwangsorganisation der Kunden erreicht, so lange nicht das „Kauft beim Handwerker" und „Kauft am Platze" ein drakonisches Gesetz ist, so lange er nicht zu den Bedingungen des kapitalischen Fabrikanten produziren kann, so lange ist die schönste Organisation bestenfalls nutzlos. Glaubt man aber wohl, daß sich unsere Hausfrauen je gewaltsam zum Handwerker treiben lassen, deren hauswirthschaftliche, fast unproduktive Kraftvergeudung durch den einzigen Umstand gemildert wird, daß sie durch möglichst vortheilhaften Einkauf — das ist die psychologische Erklärung der Sparsamkeit, die um Pfennige mit heiligem Ernst feilscht! — den Schein produktiver, Verdienst bringender Arbeit zu erhalten sucht? Unser Handwerker hält sich heute zumeist an dem langen Kredit aufrecht, den er gewährt — wodurch er sich

einen Kreis Kaufverpflichteter schafft —, er geht aber zugleich zu Grunde an dem kurzen Kredit, der ihm gewährt wird. Erreichte er selbst seinen Lieblingswunsch, der prinzipiellen Baarzahlung, so würde ihm auch das nichts helfen. Im Gegentheil: Wer baar bezahlen kann, geht nicht zum Handwerker. Auch die Möglichkeit, individuellen Bedürfnissen sich anzupassen, wird nicht immer eine Stütze des Handwerks bleiben. Je umfassender der Großbetrieb ist, desto mehr wird er auch diese Leistung in größter Vollkommenheit erfüllen. Der Schuster, der heute „naturgemäße" Stiefel liefert, wird überwunden durch die Fabrik, die auch für sämmtliche Typen des Unnormalen, deren Zahl ja weit geringer ist, als man gemeinhin glaubt, passende Stiefel auf Lager hält.

Das sind ja alles selbstverständliche Argumentationen. Nicht minder selbstverständlich ist es, daß der Handwerker, indem er Person und Beruf fälschlich zusammenkittet, nicht sterben will. Nicht fähig oder nicht muthig genug, die Causalität seines Niedergangs zu ergründen, hofft er von jedem Quacksalber Rettung. Er schreit nach Zwangsinnungen, weil er sich eben in einer Lage befindet, daß jenes anders-sein ihm zum besser-sein wird. Hätten wir heute Zwangsinnungen, so würde er genau so laut nach Gewerbefreiheit rufen, wie er jetzt nach jenen lechzt. Das wirthschaftlich-feudalistische System behauptete sich in Deutschland am längsten in Kurhessen, erst 1866 mit der Annexion kam die Gewerbefreiheit. Aber seltsam: Gerade die preußische Gewerbefreiheit war die Ursache der preußischen Gesinnung der Handwerker in Kurhessen. Damals hoffte man von ihr die Rettung, jetzt ist man auch dort zünftlerisch gesinnt. Der Wunderglaube an das Anders!

Wie aber hält es die Regierung mit ihren Pflichten vereinbar, diesen Wunderglauben zu unterstützen? Sie steht außerhalb der Bedrängnisse der Handwerker, sie muß wissen, daß sie verloren sind. Trotzdem reicht sie ihnen das Morphiumpülverchen des Organisationsentwurfs, anstatt ihnen ehrlich zu sagen: Schließt Euren Frieden mit dem Proletariat! Das ist für Euch und für Alle das Beste! die Regierung treibt aber, wie die reaktionären Parteien, frivol und kurzsichtig zugleich Wahlpolitik, in dem organisirten Handwerk will sie sich eine Art Zivilheer zum Schutz von Ordnung, Religion und Sitte, von Thron und Altar heranziehen, durch falsche Vorspiege-

lungen sucht sie sich die Zufriedenheit eines dankbaren Mittelstands zu erwerben. Das mag für morgen genügen. Ob aber auch für übermorgen, wenn das Truggold des Organisationsgeschenks erkannt ist? Fürchtet man nicht die blinde Wuth des rebellischen Philisters? Wenigstens hätte doch Oesterreich lehren sollen, dessen Handwerkerschaft trotz aller Organisation „anders"gläubig dem antisemitischen Anarchismus verfallen ist.

Um Manchester kreisen heute alle Gedanken. Doch nicht durch die Reaktion sind die „Folgen der liberalen Gesetzgebung" zu überwinden, und der gewaltig fluthende Strom der ökonomischen Entwicklung wird schließlich weder durch Freihandel noch Schutzzoll, weder durch Gewerbefreiheit noch Zwangsinnung gelenkt und gedämmt. Das sind nur Brücken! Der einzige Ausweg aus dem Labyrint von Manchester führt nach — Utopien!

Tat-Twam.

Die moderne Bildung.

I.

Die Bildung unter dem Absolutismus.

Die Geschichte der Bildung ist die Geschichte der Menschheit, jeder Fortschritt der Erkenntniß eine siegreiche Schlacht des Geistes — das gilt für den menschlichen Geist im Ganzen, wie für den Geist eines Volkes und den des Einzelnen. Alle Erkenntniß aber knüpft an das Vorhandene, das bereits Gewußte und im Bewußtsein Lebende an; deshalb muß derjenige, der vorwärts will, die Errungenschaft der Vergangenheit gegenwärtig haben, um zum Zukünftigen gelangen zu können. Wer in der Zukunft geistig mitleben will, muß die Gegenwart verstehen, wie sie aus der Vergangenheit geworden ist. Daher erscheint es zweckmäßig, die moderne Bildung in ihrem Entstehen und in ihren Wandlungen in der Neuzeit mit kurzen Zügen zu charakterisiren, um über Tagesarbeit und Tagesstreitigkeiten, nicht das Bewußtsein für die großen Ideen, die unserer Zeit ihren Stempel aufgedrückt haben und still und geräuschlos, aber wirksam und mächtig thätig sind, zu verlieren.

Rufen wir uns zunächst das Bild der sozialen Verhältnisse und namentlich des Bildungszustandes unter dem Absolutismus vor die Augen.

Für Deutschland und für Preußen insbesondere begann die neue Zeit der persönlichen Befreiung und der Mündigkeit des Volkes mit dem Jahre 1806. Die Niederlage am Tage von Jena, jenem Charfreitage der Nation, vernichtete nicht allein das dünkelhafte, hochmuthsgespreizte, aber ohnmächtige Kriegswesen Preußens, sondern veranlaßte auch den Zusammensturz fast aller unzeitgemäßen politischen und sozialen Verhältnisse. Die Niederlage des Fermenkrams ward ein Sieg des Geistes, der Tod der militärischen Macht die Auferstehung der bürgerlichen Tugend. Großartige Reformen, die den Namen eines Stein und Scharnhorst unsterblichen Ruhm verleihen, gestalteten die alte Armee in ein Volksheer um, gaben der ländlichen Bevölkerung die volle Selbstständigkeit und persönliche Freiheit wieder und begründeten durch die Städteordnung die Selbstregierung der Gemeinden. Auf diesen Grundlagen erwuchs der preußische Staat des XIX. Jahrhunderts.

Das Volk stand auf, der Sturm brach los: der wachgerufene Volksgeist machte dem französischen Drucke ein Ende und behauptete auf den Schlachtfeldern von 1813, 14 und 15 die errungene Freiheit; jede scharfsinnigste strategische Kombination, jede genialste taktische Berechnung

Napoleons ward vor diesem Volksgeiste zu Schanden, und ungeübte, schlechtbewaffnete, meist nur mittelmäßig geführte Milizen und Landwehren leisteten durch ihn den trefflichsten, kampfbewährtesten Heeren nicht nur erfolgreich Widerstand, sondern jagten auch die feindlichen Bataillone in wilde Flucht oder vernichteten sie höchst unmilitärischer aber höchst kriegerischer Weise mit dem Gewehrkolben. Was gilt das höchste Genie des Einzelnen gegen den Genius des Volkes? Ein Sonnenstrahl gegen das Sonnenlicht?

Die Heere der Verbündeten standen in Paris, Napoleon ward entsetzt, war ein Nichts mit ungeheurem Namen, das Ziel des Kampfes war erreicht, und nach der Rückkehr in die friedlichen Verhältnisse bedurfte man der vaterländischen Begeisterung und des lebenssprühenden Volksgeistes nicht; der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan; warum ging er nicht? Nun schlafe wieder ein, du deutscher Michel, deutscher Riese, deutscher Volksgeist! Aber er wollte nicht, und es ging den deutschen Fürsten wie dem Zauberlehrling in Goethe's Gedicht:

Die ich rief die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

Man sagte, im Kyffhäuserberge im Lande Thüringens, schlafe der alte, edle Kaiser Friedrich Rothbart vielhundertjährigen Schlaf: das ist kein anderer, als dieser echtdeutsche Geist, der vor manchem Jahrhundert schon mit den wackeren Stauffenhelden zu Grabe gegangen war. Und nun hatten sie ihn wachgerufen, heraufbeschworen mit dem furchtbaren, alle Menschenherzen bannenden Zauberwort „Freiheit"; er war gekommen und hatte geholfen gegen den fremden Unterdrücker; aber wer wußte das andere Wort, das ihn wieder bannte? Daß man ihn bleiben lassen dürfe, daß auch nach dem Kriege gewaltige Thaten geschehen, das deutsche Reich zu alter Macht und Herrlichkeit emporgetragen werden könnte, wer wagte im hohen Rath das zu denken? Und wenn's einer dachte, wer wagte es noch zu sagen, als vor Paris die zerlumpten Landwehren rechts abmarschiren mußten, während die Garde triumphirend in die Hauptstadt des Feindes zog?

Trotz alledem lebte der Geist fort in dem Herzen des Volkes; er sprach aus seinem Munde zu den Fürsten und verlangte die Weiterführung der begonnenen Reformen, die innere Freiheit, die Erfüllung des früher gegebenen Versprechens; da ward er, der vorher als guter Geist gepriesen worden war, zum bösen Geist für sie, zum mächtigen Gespenst. Wohl war der Drang, der das Volk erfüllte, bei den Meisten durchaus unklar, denn man lallte nur erst die Sprache der Freiheit und war ja bis vor Kurzem noch gewohnt gewesen, daß von jeder Neuerung von oben her der Anstoß gegeben ward; aber doch krystallisirten sich bereits die dunkeln Vorstellungen zu festen, klaren und bestimmten Forderungen; man wollte die Konstitution und durch sie Gleichheit Aller vor dem Gesetz, Gedanken-, Lehr- und Preßfreiheit auf geistigem Gebiete wie freie Entwicklung der Gewerbsthätigkeit in realer Beziehung. Die gebildeten Stände und namentlich die Universitäten hatten den Freiheitskampf von 1813 und die Erhebung des Volkes am geistigsten aufgefaßt, und daher waren sie am wenigsten fähig, den neuen Geist einzuschläfern

und von den mit sittlicher Begeisterung ergriffenen Ideen auf höheren Befehl abzulassen; da ward dieser Geist staatsgefährlich gescholten, und die Gendarmerie gegen die Ideen mobil gemacht. Und viele Jünglinge, die wenige Jahre vorher im Feldlager Schenkendorf's „Freiheit, die ich meine," gesungen hatten, ließen jetzt die Kerkermauern von demselben Liede wiedertönen:

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehr'nem Thor,
Kann das Herz noch schwellen,
Zu dem Licht empor.

Das Lied hallte und verhallte im Gefängniß, und der Lärm ward gedämpft. Der Hauptgrund hierfür lag in dem gänzlichen Mangel an Organisation im Volke, denn es gab keine Vereine, in denen ein Austausch der Gedanken, ein Befestigen in den einmal erlangten Ueberzeugungen, eine moralische oder gar materielle Stütze des Einzelnen gegen Verfolgungen hätte gefunden werden können, und die Zeitungen, die im Grunde genommen, nichts anderes als Vereinigungen, und zwar gerade die geistigsten Vereinigungen, nämlich zu gemeinschaftlichem Denken und Lernen und zur Organisation des Wollens sind, drangen einerseits wenig in den Bürgerstand und durften andererseits nur in höchst homöopathischen Pillen politische Meinungen bringen, deren Ungefährlichkeit noch dazu sorgfältig von den staatlicherseits angestellten Censoren geprüft worden war. Berichte über Geburten, Feste und Todesfälle in den fürstlichen Familien bildeten die wesentlichste Kost, an der sich der Patriotismus nähren und erlaben sollte. So starb bei dem größten Theile des Volkes das Interesse für das Staatswohl ab, und die soziale Bewegung verkümmerte in einer einseitigen Richtung.

Die ländliche Bevölkerung zunächst, fern dem regeren Verkehr der Städte und hinter der Bildung nicht unwesentlich zurück, genoß der vor kurzer Zeit verliehenen größeren Freiheit und benutzte dieselbe vorzugsweise zur Verbesserung ihrer materiellen Lage, die durch den Krieg noth- und sorgenvoll geworden war. Reichthum und Wohlstand des Friedens kehren nicht zugleich mit diesem zurück, sondern wollen erst wieder erkämpft werden — das ist der Kampf nach dem Kampfe, und er war in Folge des Hungerjahres 1817 diesmal besonders langwierig.

Auch dem Bürgerstande der Städte war es schwer, die Wunden des Krieges zu heilen, denn erst im Laufe der zwanziger und dreißiger Jahre blühten Gewerbe und Handel wieder auf. Es ist aber mit der Industrie nach dem Kriege wie mit dem längere Zeit nicht bebauten Acker; die Bestellung ist schwierig, aber der Ertrag dafür auch vortrefflich; die Brache hat nicht geschadet, sondern genützt. Die Anwendung der Dampfkraft in den Fabriken, und der durch die Anlage zahlreicher Chausseen und Eisenbahnen seit den dreißiger und dem Anfange der vierziger Jahre gesteigerte Verkehr, förderte den Einzelnen und hob das Nationalvermögen in staunenerregender Weise, und die täglich wachsende Industrie verbreitete selbst in die von der Natur auf's ärmlichste ausgestatteten Gegenden Wohlstand. Wohlstand aber ist der Vater der Bildung, und so zeigt uns die Geschichte von 1815—48 in Preußen und einem großen

Theile Deutschlands das Bild eines Bürgerstandes, der sich aus Armuth und Dürftigkeit durch eigene Kraft zu behaglicher Existenz emporgearbeitet und mit jedem Schritt, durch den er materiell vorwärts kommt, auch geistig fortschreitet und ein Stückchen von der Kluft, die zwischen ihm und der gebildeten Klassen besteht, ausfüllt. Und damit war erreicht, was unter den obwaltenden allgemeinen Verhältnissen erreicht werden konnte: das Wohl des bürgerlichen Unterthans; für das Wohl des Staatsbürgers war kein Platz.

Der Stand der Gebildeten endlich — denn bis zum Jahre 1848, seitdem derselbe mit dem intelligenteren Theil des Bürgerstandes verschmolz, gab es einen solchen scharfabgegrenzten und exklusiven Stand — befand sich seit den Freiheitskriegen sicherlich in einer bedauernswerthen Lage, weil er ein Bewußtsein von den Forderungen der Zeit hatte und denselben doch nicht durch die praktische Verwerthung seiner Theorien genügen konnte und durfte; er wußte etwas, was er durchzuführen nicht die Macht hatte. Es ist eine schmerzliche Empfindung, nicht helfen zu können, aber was ist das gegen das qualvolle Gefühl helfen zu können, und nicht helfen zu dürfen? Und da es verboten war, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, seine Aufmerksamkeit dem Staats- und Volkswohl zu widmen, so gereichte gerade das, wodurch sich der Stand der Gebildeten vor den übrigen Ständen auszeichnete, nämlich das ihm innewohnende gesteigerte geistige Interesse, ihm zum Schaden, denn der Geist, der sich nicht in seiner naturgemäßen und in zeitentsprechender Richtung entwickeln darf, wirkt verderblich, weil er nothgedrungen auf Abwegen irren muß. Und dazu war die gebildete Klasse in Folge ihres Ursprungs von vornherein geneigt.

Hervorgerufen durch das Interesse an der seit dem siebenjährigen Kriege in Deutschland aufblühenden Literatur, rekrutirte sie sich vorzugsweise aus den Kreisen der Gelehrten und höheren Beamtenwelt, aus den Familien der auf Universitäten gebildeten und mit der altklassischen Literatur mehr oder weniger bekannten Männer, wie denn auch alle großen Schriftsteller unserer Nation fast ohne Ausnahme gelehrten Studien obgelegen hatten, und deshalb auch mit ihren Werken, so volksthümlich zu denken und zu schreiben sie sich auch bemühten, doch nur von einem kleinen Bruchtheil des im Allgemeinen noch sehr wenig gebildeten und nach Bildung wenig strebenden Volkes verstanden werden konnten. Es ist charakteristisch, daß gerade die frühesten Werke Goethe's und Schiller's, Werther, Götz, Egmont, die Räuber, Kabale und Liebe, den größten Anklang fanden und in den weitesten Kreisen gelesen wurden; Dramen wie Iphigenie und die natürliche Tochter von Goethe, wie Don Carlos und die Braut von Messina von Schiller wurden nicht vom Volke, sondern nur von der schnell entwickelten, gebildeten Klasse gelesen und verstanden. Das Aufblühen der Alterthumswissenschaft durch den großen Philologen Wolf, der mit höchster Kunstvollendung geschaffenen Uebersetzungen aus todten und lebendigen Sprachen durch Voß und Schlegel, der Mangel eines einheitlichen Vaterlandes endlich, für das man sich hätte begeistern können, thaten ein übriges, um aus der Nationalliteratur, für die man vorher geschwärmt hatte, eine kosmopolitische, universale Weltliteratur zu schaffen, deren Verständniß allein dem Gebildeten blieb,

zu deren Würdigung es bestimmter historischer und ästhetischer Kenntnisse bedurfte, die eben nur im Stande der Gebildeten heimisch waren. Nächst der Dichtkunst war es ferner die Philosophie gewesen, die seit den achtziger Jahren durch Kant und in der Folge durch Fichte, Hegel und Schelling einen großartigen Aufschwung genommen, sich in kurzer Zeit zur Führerin aller Wissenschaften aufgeworfen und bald genug sogar die Herrschaft über dieselben auszuüben berufen war. Sobald sie aber so über die Grenzen, die sie bisher als Fachwissenschaft gehabt hatte, hinausging, fing sie auch an, für andere als einzig für die Fachmänner Interesse und Bedeutung zu gewinnen und ward in ähnlicher Weise, wie die Literatur, Eigenthum der Gebildeten. So waren denn nach den Freiheitskriegen, als alle politischen und sozialen Fragen, d. h. alle Bestrebungen für Staats- und Volkswohl in die Acht erklärt wurden, Literatur und Philosophie diejenigen Fächer, denen die Gebildeten ihre Aufmerksamkeit von Neuem zuwandten

Aber die Beschäftigung damit konnte wohl die Leere müßiger Tage und Jahre ausfüllen, jedoch nicht mehr die Geister befriedigen. Freilich waren die Gegenstände dieselben geblieben, die sie vor dem Kriege waren, aber die Menschen waren andere geworden, und deshalb ihr Verhältniß zu denselben ein anderes. Vorher war philosophische und literarische Bestrebung ernstes Lebensziel — jetzt — Spielwerk, oder noch richtiger bezeichnet anständiger Zeitvertreib. Und da mir das, was unseren Herzen als das Höchste aller irdischen Bemühung erscheint, uns heilig ist und sittlichen Einfluß auf uns ausübt, so mangelte von Tag zu Tag mehr diesen Interessen die sittliche Grundlage, auf die sich jede gesunde Fortentwicklung stützen muß. Unterbindet nur die Adern, die Eure Bestrebungen mit dem Volke und dem Volksthum in Zusammenhang erhalten, und sie werden absterben wie die Glieder, denen aus dem Herzen kein Blut zuströmt.

Die Literatur zunächst, die durch ihre Freiheits- und Kriegslieder-dichter so viel zu dem Aufschwunge des Volkes beigetragen hatte, verließ die erst durch die Größe der Zeit und die Noth der Gegenwart belebte und gepflegte vaterländische Richtung und folgte, wieder losgelöst von der Verbindung mit dem Volke dem früheren kosmopolitischen Triebe; aber jetzt begnügte man sich in der fieberhaften Hast, mit der man nach geistiger Nahrung jagte, um, wenn nicht dem Herzen, doch der Phantasie Befriedigung zu schaffen, nicht mehr mit dem alleinigen Uebersetzen slavischer, griechischer, arabischer, persischer, indischer, ja chinesischer Werke; nein, man dichtete selbst in dem fremdländischen Geiste, in seinen exotischen, sinnberauschenden Formen: auf Neapels sonnenbeglänztem Muschelgestade, unter den Oelbäumen Attikas, unter den Cedern des Libanon, unter dem Zeltdache des Beduinen, da hörte man nicht mehr das leise Rauschen der deutschen Eichenwälder, die an die Großthaten der Vorfahren mahnten, und unter den Palmen Indiens, bei den Lotosblumen am Ganges, da wollte man:

Fried' und Ruhe trinken
Und träumen seligen Traum —

ja träumen, ewig träumen und nie erwachen zur trostlosen, jämmerlichen Gegenwart im Heimathlande. Ja, Jin-Jin, die japanische Schöne auf

Hikoke, und Afrika's todte Wüste, und die mit der Rennthierfettlampe erleuchtete nordische Hütte mit den thranliebenden Eskimos — das war alles noch interessanter als das Land zwischen den Alpen und dem Belt, wo die Langeweile und die Gensdarmen wohnten, als das Land, das man „Vaterland" hätte nennen können, wenn's erlaubt gewesen wäre; aber es gab kein deutsches Vaterland, es gab nur die deutschen Bundesstaaten. Und es folgte eine Sintfluth von Oden, Sonetten, Canzonen, Trioletts, Gabseln, Makamen usw., und man badete täglich in diesem Wasser, bevor man in die ästhetischen Thees der Salons ging. Es war damals ein Zeitalter nicht des Handelns, sondern des Schreibens, nicht des praktischen Schaffens, sondern des Dichtens. Die fremdländischen Trachten gaben den Dichtwerken den Charakter eines Maskenspiels — und Maske und Spiel war in der That nur das ganze Treiben, das, äußerlich glänzend, innerlich arm und leer, nachdem es die Empfindung für das Große und Gute verloren, auch den Sinn und das Verständniß für das Schöne einbüßte und nur am Pikanten und Paradoxen Gefallen fand.

Zwar fehlte es, namentlich in Romanen, nicht an einzelnen Versuchen, an die realen Verhältnisse der Heimath anzuknüpfen, und auch in der lyrischen Dichtgattung erstarb niemals ganz der Sinn für das Nationalwohl und die Liebe zum Vaterlande, und oft genug schlug an das Ohr der träumenden Nation das Trompetengeschmetter des Lieder eines Hoffmann von Fallersleben, eines Herwegh, eines Freiligrath und anderer; aber die wenigen tüchtigen Männer, die die Augen offen und das Herz sich warm für die Gegenwart hielten, vermochten nicht der Literatur im Ganzen eine bessere Richtung zu geben, weil einerseits die schaale Wirklichkeit nur mangelhaften Stoff bot, und andererseits der Blick für die richtige Auffassung desselben fehlte; dazu kam, daß das Bleigewicht der Preßzensur, die eine freimüthige Betrachtung der Gegenwart mit ihren politischen und sozialen Gebrechen unmöglich machte, überhaupt die Geister hemmte und lähmte und nicht nur in dem Punkt allein, wo sie gehemmt und gelähmt sein sollten. Reißt dem Adler auch nur ein paar seiner Schwungfedern aus, er kann doch nicht mehr ordentlich fliegen. Es gilt eben auch hier das Wort des Wachtmeisters in Wallensteins' Lager:

Zum Exempel, da hackt' mir einer
Von den fünf Fingern, die ich hab'
Hier an der rechten den kleinen ab.
Habt ihr mir den Finger bloß genommen?
Nein, beim Kuckuck, ich bin um die Hand gekommen!

Selbst diejenigen, die dem Vaterlande Lebewohl sagten und nach Frankreich oder England freiwillig oder gezwungen in die Verbannung gingen, um fern von der Verfolgung und polizeilicher Quälerei die Bedürfnisse der Zeit, so weit ihr Scharfblick sie erkannte, zu vertreten, blieben nicht frei von der Krankheit der Zeit, ruinirten sich in vergeblichem Streben nach phantastischen Idealen, oder gingen zu Grunde, weil sie kein Ohr für ihre Lehren und keinen Platz für sich in der Welt fanden; problematische Naturen waren das nicht, sie wurden es durch die Umstände, die Zeit hat sie dazu gemacht; es liegt ja nicht allein an dem Individuum, ob aus ihm ein Göethe oder Heine wird, denn es giebt

Zeiten und Zustände, in denen Größe eine Unmöglichkeit ist. Aber es spiegelte sich in den Schriften dieser Männer, namentlich in den vierziger Jahren, bereits das Morgenroth einer besseren Zeit und es grollte in ihren Gedichten schon der Donner des Wetters, das 1848 losbrechen sollte, der echte Dichter ist so gut ein Prophet, als der echte Prophet ein Dichter ist. Nicht minder zeigte sich bei den Geschichtsschreibern und anderen tüchtigen Lehrern des Volkes eine hoffnungsreiche, nationale Richtung; aber noch hörte die Masse nicht auf sie: das frühere literarische Treiben ward fortgesetzt, nur daß die Literatur in zunehmendem Siechthum allmählig der Salonmusik und dem musikalischen Virtuosenthum — denn auch die Virtuosen gehören zu den Karrikaturen, die eine verbildete Zeit hervorbringt — ihren Platz einräumte. Aber das Interesse für die Musik vermochte, so zeitgemäß auch „Lieder ohne Worte" unter Umständen, wo das „freie" Wort verpönt war, sein mochten, noch weniger als Literatur und Theater auf längere Zeit die Unterhaltung suchender und nach Selbstvergessenheit trachtenden Geister zu befriedigen.

Eine ähnliche Richtung hatte die Philosophie eingeschlagen. Dieselbe befand sich nach den Freiheitskriegen, äußerlich betrachtet, in außerordentlich günstiger Lage. Nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Vertreter gediehen vortrefflich. Sie erfreute sich namentlich in Preußen wo Hegel sich in seinem System leidlich mit der Staatskirche und noch besser mit der herrschenden Politik in's Einvernehmen zu setzen gewußt hatte, der Gunst und Protektion der Regierung in so hohem Maße, daß sie als Grundlage aller Wissenschaft anerkannt und Alle, die sich überhaupt einem Universitätsstudium widmeten, gezwungen wurden, sich bei ihr das Denken — natürlich das Hegel'sche — durch die Logik theoretisch beibringen zu lassen. Man schrieb Philosophien nicht allein für das stärkere Geschlecht, sondern auch für Frauen und Kinder — natürlich der Gebildeten, denn die Uebrigen, die hatten an der „Weisheit von der Gasse" genug, und außerdem hätten sie auch die philosophische Sprache nicht verstanden, denn die deutsche Philosophie sprach alles andere, nur nicht deutsch. Dieses philosophische, oder, richtiger gesagt, philosophirende Zeitalter, welches von vielen für das goldene gehalten wurde, und es den Philosophen zum Theil auch war, sollte leider bald auch in dem exclusiven Kreise, der sich für ihn hingab, seine Macht gebrochen sehen.

Hegel starb 1831 an der Cholera, und ein Witzbold bemerkte, es sei das natürlich, da er dieselbe in seinem philosophischen Systeme nicht habe unterbringen können. Was damals ein frivoler Witz schien, sollte bald in geistiger Beziehung eine Wahrheit werden; die Fortschritte der Medizin und der mit ihr verbrüderten Naturwissenschaften wurden der Tod der Hegel'schen und aller spekulativen Philosophie. Es liegt auf der Hand, daß, wenn die Philosophie jenem gewaltigen Streben und Ringen, das die Geister während und nach den Freiheitskriegen vorwärts getrieben hatte, auf die Dauer ein Ende machen sollte, sie ein zusammenhängendes, in sich fertig abgeschlossenes, unangreifliches System hinstellen mußte, das jedem Suchen und Forschen darüber hinaus den Weg vertrat und wenigstens für die Gegenwart nichts zu wünschen, nichts zu erstreben übrig ließ. Sie konnte das nicht, weil sie, wie alles Menschliche, unvollkommen und mangelhaft war und Lücken genug ließ; dazu

kam, daß die Naturwissenschaften in ihrer, von Jahr zu Jahr reicheren und mannigfaltigeren Entwicklung, die von der Philosophie ihnen gezogenen Grenzlinien überschritten und ihre Erkenntniß der philosophischen feindlich gegenüber stellten. Es bewährte sich auch hier die Erfahrung, daß den Fortschritt des menschlichen Geistes Fesseln irgendwie auf die Dauer nicht zu hemmen vermögen, nicht einmal geistige, wie die eines philosophischen Systems, geschweige denn polizeiliche; eine Erfahrung, so alt wie die Welt, und doch nie von der Welt beachtet.

Auch der Versuch, den der nach Berlin berufene Philosoph Schelling mit seiner Offenbarungsphilosophie machte, ein abgerundetes, jegliche Forschung in sich schließendes, jeden Gedanken, ja jede noch zu machende Entdeckung bereits im Voraus in sich fassendes System hinzustellen, mißlang völlig. Die geheimen Räthe, Professoren, Richter u. s. w., die sich Anfangs in sein Auditorium gedrängt hatten, um noch einmal an dem Brüsten der Wissenschaft zu saugen und auf ihre alten Tage noch die einzig wahre Weltanschauung zu gewinnen, flohen enttäuscht von dannen, und von dem ganzen Spuk blieb nichts Reales übrig, als die sechstausend Thaler, die der preußische Staat jährlich an Schelling bis zu seinem Tode als Gehalt bezahlte.

Nachdem die Philosophie in dieser Weise Bankerott gemacht, erweckte die Uebersättigung mit spekulativen Ideen und der Mangel festen und sittlichen Halt gewährender Lebens- und Zeitanschauung die beiden Extreme kirchlicher, an Buchstaben haftender Orthodoxie und frivoler, alles leugnender, alles höhnender, sich selbst und jeden ernsten Gedanken vernichtender Blasirtheit, die mehr materiell als materialistisch gesinnt, nichts anerkannte als krassen Egoismus und irrlichtartigen Witz; nun waren alle Wünsche und Bestrebungen, ja der Mensch selbst, das Leben, die ganze Welt nichts anderes, als buntschillernde, immer wieder zerplatzende Seifenblasen, die weder ernsten Nachdenkens noch dauernder Freude oder bleibenden Schmerzes werth waren; man war so elend geworden, daß man nicht einmal von Herzen mehr unglücklich zu sein und sein Elend ganz und völlig zu empfinden vermochte, weil man nicht mehr ernst sein, ernste, tiefe Gedanken nicht mehr festhalten konnte. Das war die Zeit, wo ein Pilatus fragen mochte: „Was ist Wahrheit?" und Niemand zu antworten verstand, denn die Wahrheit ist immer real und positiv.

Das war das Resultat der von dem Stande der Gebildeten erstrebten Ziele, nachdem er der Aufgabe des Jahrhunderts untreu geworden und von der Sache des Volkes und dem realen Leben abgefallen war.

II.

Die Bildung der neuen Zeit.

Da kam das Jahr 1848. „Jahr der Schmach" schilt es der Militär-Adel, „Geburtsjahr der konstitutionellen Monarchie" rühmte es das Volk. Gesündigt wurde von allen Parteien; die eine wollte die Zeit zurückschrauben, die andere wollte mehr als die Zeit gewähren konnte, die dritte endlich wußte nicht, was sie wollte. Und das ist immer die schwerste Sünde, denn sie ist der Tod der That. Größer aber noch als

das Streben zu schaffen, war die Folge der früheren Zustände, der gegenseitige Haß der Parteien: „Kampf" war darum auf allen Seiten die Losung: „Revolution, nicht Organisation." Deshalb unterlag, als Gewalt gegen Gewalt stand, das unorganisirte Volk, dem es an Einigkeit des Willens, des Denkens, des Interesses und der Führung fehlte. Als sich in den folgenden Jahren der Sturm legte, blieb darum von äußerlichen Resultaten des gewaltigen Streites verhältnißmäßig nur wenig; eine oktroyirte, im Laufe der Jahre vielfach modificirte, von willfährigen Kammern schlecht vertheidigte und noch schlechter benutzte Verfassung, deren Wort nur langsam Fleisch ward; dagegen war die angestrebte deutsche Einigung nicht erreicht, und die beiden wichtigsten und umfassendsten Aufgaben des Jahrhunderts, die Erziehung des Volkes zur Selbstregierung auf Grundlage der durch die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung innerlich wie äußerlich geänderten Verhältnisse, die eine Ausbildung der Städte-Ordnung und eine freisinnige Gemeinde-Ordnung für die ländliche Bevölkerung erheischten und die auf Grund der Gewerbefreiheit einzig mögliche Lösung der sozialen Frage war nicht erfolgt; sie war in den Hintergrund geschoben, vertagt, vertuscht oder in ihrer realen Existenz ganz geleugnet; man sah sie in den maßgebenden Kreisen nicht mehr, weil man sie nicht sehen wollte, dem Strauße ähnlich, der beim Anblick des heranschleichenden Jägers den Kopf in den Sand steckt.

Aber es zeugt von sehr beschränkten Fähigkeiten oder sehr befangenem Standpunkt, wenn man die Bedeutung und den Werth des Jahres 1848 nach seinen unbedeutenden Errungenschaften und seinen großen Mißerfolgen taxirt. Im Grunde war Ungeheures geschehen, denn es war eine soziale Umwandlung eingetreten, deren Wirkungen und Folgen sich bis jetzt noch jeder, selbst der kühnsten Berechnung entziehen.

Auf allen Gebieten materiellen und geistigen Strebens, in allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, machte sich urplötzlich eine erhöhte Thätigkeit geltend. Die ungeborene That ruht, noch ungeahnt vom eigenen Selbst und tot im Gehirn; da kommt von außen her von einem ihr verwandten Gegenstande der Anstoß, durch den sie dem Geist zum Gedanken wird, der sie durch den hinzugetretenen Willen zur Welt gebiert; aber zwischen dem was geschieht und dem menschlichen Geiste besteht eine gegenseitig sich fördernde Wechselwirkung, denn der Geist producirt die That, und die That wirkt zurück auf den Geist und regt ihn zu fernerer Thätigkeit an. So wirkte die ursprünglich rein politische Bewegung auf die von ihr wachgerufenen Geister. Nicht der politische Sinn allein war lebendig geworden, der Feuereifer für Schaffen und Arbeiten, der Drang nach vorwärts, das Verlangen nach erhöhter, befriedigenderer Thätigkeit ergriff die ganze Seele. Wenn der Fuß der hemmenden Fessel ledig wird, ist nicht allein dem Fuße wohl, sondern dem ganzen Körper. Alle Elemente im Volk, die noch nicht völlig für gesunde Entwicklung abgestorben waren, wurden von dieser Windsbraut, die den Pesthauch versumpfter Gleichgiltigkeit verjagte, angeweht und entfalteten je nach ihrer Eigenthümlichkeit nach den naturgemäßen Richtungen hin ihre Kräfte, von denen das Volk selbst vorher keine Ahnung gehabt hatte. Nun waren dem Schiffe des Fortschritts die hemmenden Ankertaue gekappt, nun nützt' es alle Segel beizusetzen. Aber die mit dem

Wiederbeginn des politischen Lebens neu erwachte, soziale Entwicklung, die dem geistigen Leben der Nation die sittliche Grundlage, die dasselbe seit 1815 mehr oder weniger eingebüßt hatte, wiedergab, richtete ihr Streben einzig und allein auf die reale Wirklichkeit und die thatsächlichen Verhältnisse des wirklichen Lebens, die sich mit unwiderstehlicher Kraft geltend machten. Die Forderung politischer und sozialer Wohlfahrt des Volkes war hinfort keine Phrase mehr, weil man den Weg zum Ziele entdeckt hatte und entschlossen war, ihn zu gehen, weil man es sich zum Bewußtsein gebracht hatte, daß das reale Wohl der Einzelnen die Bedingung für das Wohl der Gesammtheit sei, und daß alles Wohlergehen im Wesentlichen auf Bildung und Arbeit beruhe. „Bildung" und „Arbeit" ward mehr und mehr zur Losung der Nation, und sie ist derselben bis auf den heutigen Tag treu geblieben.

Aber die von der Gegenwart erstrebte Bildung ist sowohl in ihrem Zweck und ihrer Verbreitung wesentlich von der der gebildeten Stände in vormärzlicher Zeit verschieden. Da diese Umwandlung sich allmälig vollzog, so blieb das Wort, aber seine Seele wurde eine andere. Zunächst übte der neue Geist, der die Herzen ergriffen, auf die gebildeten Stände selbst seinen epochemachenden Einfluß aus, indem auch in diesen der Blick auf das reale Leben zurückgelenkt wurde: „Weg mit dem literarischen Zeitvertreib, der die krankhaft aufgeregte Phantasie mit erträumtem und erlogenem Glücke abspeist, weg mit der Philosophie, die das Glück in der Verachtung des realen Lebens sucht und zu finden heuchelt, weg mit der Blasirtheit, die das Glück in der Gleichgiltigkeit gegen Herzensfreunde und Seelenschmerz findet", das war das Gefühl, das in dem gebildeten Theile der Nation hervorbrach; man erkannte mit Schrecken, daß fast alle geistige Thätigkeit Spezialwerk und Tändelei gewesen sei, und was überhaupt noch genesen konnte, ward durch die gesunde Realität der Zeit von selbst gesund. Nun liebte man die Ideen nicht mehr um der Ideen willen, sondern nur insofern sie sich realisiren ließen, und es war dies das charakteristische Zeichen der Zeit, daß sie von Jahr zu Jahr in ihren Ideen realistischer ward. Auf diesem Realismus aber, d. h. auf dieser Anerkennung der Gegenwart, ihrer Macht, ihres Werthes und ihrer Bedürfnisse basirt alles, was unsere Zeit Gutes, Schönes und Großes schon hervorgebracht hat und noch hervorbringen wird. Man denkt sich nicht mehr in elegischer Stimmung in die Vergangenheit hinein, man träumt sich nicht mehr in eine utopische Zukunft, man lebt in der Gegenwart für die Gegenwart.

Es giebt viele einsichtsvolle und hochgebildete Männer, welche diese ihnen ungewohnte und überraschende Erscheinung mißdeuten, indem sie glauben, daß die Gegenwart allem Idealen abhold sei und mehr und dem trassesten Materialismus sich zuneige. Mit tiefstem Schmerze beobachten sie, wie von Kunstausstellung zu Kunstausstellung die Zahl der Maler, welche Madonnen mit Christuskindern, Auferstehungen und Himmelfahrten zum Stoff für ihre Gemälde wählen, geringer wird, und Trostlosigkeit überkommt sie bei der Versicherung des Kupferstichhändlers, daß ein Menzel'sches Bild von Friedrich dem Großen dreißig mal so viele Abnehmer finde, als die klassische heilige Cäcilie oder die apokalyptischen Reiter, und sie murren über die einreißende Barbarei, wenn streng antik

gehaltene Darstellungen von Amor und Psyche, Aphrodite und den Grazien, wenn die klassisch behandelten nackten Krieger auf der Schloßbrücke in Berlin alle Welt kalt lassen oder gar Anlaß zu frivolen, kunstmörderischen Scherzen und Witzen geben, während die Einrichtung der Denkmäler preußischer Heldengenerale in geschmackloser Uniform ein freudiges Ereigniß für die halbe Bevölkerung der Stadt ist; sie stöhnen, wenn das Theater bei Freitag's „Fabier" schon nach der ersten Vorstellung, die die alte Garde der Kenner zusammenrief, leer bleibt, aber bei dem lustigen Liebesspiel vom tollen alten Dessauer und seiner munteren Anne-Liese zum 50. Male sich bis auf den letzten Platz füllt. Achselzuckend murmeln sie in die Zähne:

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Aber das Schiller'sche Wort paßt nicht auf diese Erscheinung, und sie thun Unrecht, über die neue Richtung den Stab zu brechen. Ob an Kunstwerth und formeller Vollendung vorläufig auch noch die Werke der alten Richtung denen der neuen vielfach überlegen sein mögen: „nur der Lebende hat Recht", und nur das Lebendige kann belebend wirken. Was ist der protestantischen Weltanschauung die Madonna? Ein schönes Weib, aber können wir zu dem Bilde beten wie die Italiener des XVI. Jahrhunderts? Was sind uns Darstellungen griechischer Götter und Göttinnen? Wir können sie bewundern, können vielleicht an jedem Zolle ihres Körpers ideale Schönheit loben; aber der Glaube an sie fehlt uns, und ist nicht der Glaube der Vater aller echten Kunst? Wir aber glauben an die Menschenrechte, an die Denkfreiheit, an die Fortentwicklung des menschlichen Geistes! gebt uns die Vorkämpfer derselben in Luther, Calvin, in Lessing, Herder, den großen Philosophen, den deutschen Dichterheroen, in Stein und den übrigen Vorkämpfern der Volksfreiheit; wir glauben an den Beruf des preußischen, des deutschen Volkes in der Weltgeschichte; malt und bildet in Erz unsere vaterländischen Helden, ihr Maler und Bildhauer; singt uns, ihr Dichter, die Großthaten unserer Vorfahren in den Freiheitskriegen: nicht Magdalena und Veronika, nicht Gregor, Crispin u. s. f., sondern jene Männer, die sich jubelnd in den Tod gestürzt für Freiheit und Vaterland, das sind unsere Heiligen, zu denen wir aufblicken in trüber und schwerer Zeit, an deren Gedächtniß wir uns aufrichten und stärken zu neuem Kampf, zu neuen Großthaten. Kunst und Literatur können zu der hohen Blüthe, die sie in vergangenen Jahrhunderten erreichten, aufs neue nur dann gelangen, wenn wir wie die Künstler und Schriftsteller der klassischen Perioden die Natur nachahmen, d. h. die Gegenwart auf uns wirken lassen und von deren Standpunkt aus wirken und schaffen; ahmen wir aber die Werke jener Männer nach, so sind und bleiben wir Epigonen und unsere Werke werden Nachahmungen von Nachahmungen der Natur sein, nicht Bilder des Lebens, sondern die Schatten solcher Bilder. Nur das, was die Gegenwart liebt und begeistert, wofür das gegenwärtige Geschlecht von vornherein Sinn und Empfänglichkeit in sich selber hat, kann Stoff der Kunst sein, wenn sie Geltung im Leben der Gegenwart erringen will. Und mehr oder weniger dieses Gedankens sich bewußt, streben Kunst und Literatur jetzt

ihrer Zeit und den Anschauungen, Empfindungen und Bedürfnissen derselben gerecht zu werden, indem ihre Pfleger und Vertreter in der Mehrzahl es vorziehen, lieber die unbeholfenen Begründer neuer Richtungen als die formgewandten und formseligen Epigonen einer unwiderruflich vergangenen Klassizität zu sein. Die lebensvolle Realität steht ihnen höher, als der traditionelle Idealismus, und deshalb werden sie, so mangelhaft in vielen Beziehungen ihre Schöpfungen noch sein mögen, doch besser von ihren Zeitgenossen verstanden und gewürdigt werden und eindringlicher auf sie wirken, als die Anhänger der alten, theils von der Nationalität, theils von dem charakteristischen Leben des Jahrhunderts losgelösten Schule.

Und ähnliches gilt von den Klagen, daß die Wissenschaften in Verfall gerathen seien durch den veränderten Zeitgeist. Freilich die alten Systeme der spekulativen Philosophie sind dahin und erregen nur noch ein historisches Interesse; ja, es ist sogar zuzugestehen, daß das Interesse für alle spekulative Philosophie großentheils verschwunden ist, aber ist darum die Wissenschaft und die Wissenschaftlichkeit des deutschen Volkes tot? An die Stelle jener sind die Geschichte und die Naturwissenschaft getreten und zu ungeahnter Höhe emporgewachsen: auch hier hat sich eben der Realismus der Zeit geltend gemacht, weil das äußere Leben, sozusagen, realer geworden, d. h. mehr Fülle gewonnen und deshalb mehr Wichtigkeit bekommen hat, ist auch im geistigen die Hinwendung zur Empirie, zu den Erfahrungswissenschaften eingetreten, ohne daß darum die Wissenschaftlichkeit selbst darunter gelitten hätte. Und niemand wird auch zu behaupten wagen, daß darum der Einfluß der Wissenschaft auf das Leben der Nation geringer geworden sei; die jetzige Bildung hat sich derselben im vollsten Maße bemächtigt: wie hätte sonst, um nur ein Beispiel anzuführen, eine volksthümliche Zeitung Deutschlands wochenlang mit dem Sonnenspektrum sich unterhalten? Physik, Chemie, Geologie, Geographie, Geschichte und verwandte Fächer haben den Platz der Philosophie bei den Gebildeten eingenommen und sind weit über den Kreis der Berufsgenossen hinaus Gegenstände des lebendigsten Interesses geworden.

Aber nicht die Stoffe nur, mit denen sich die Bildung der Jetztzeit beschäftigt, sind andere geworden; auch das Ziel und der Zweck der Bildung hat sich wesentlich geändert.

Vor dem Jahre 1848 war dieselbe wesentlich auf Genuß berechnet; sie machte fähig an dem ästhetischen Treiben desjenigen Standes Theil zu nehmen, der von derselben seinen Namen führte und in dem alleinigen Besitz derselben war; sie hatte ausgesprochenermaßen keinen anderen Zweck, als die Möglichkeit des Verständnisses künstlerischer und literarischer Schöpfungen zu gewähren, und blieb mithin Privilegium der Begüterten, die nicht nöthig hatten, ihre Aufmerksamkeit lediglich auf den Erwerb des täglichen Lebensunterhaltes zu richten und es verschmähten, ihre Zeit rein sinnlichen Genüssen zu widmen. Deshalb war sie auch hauptsächlich von Frauen gepflegt, deren günstige Stellung es erlaubte, die Geschäfte des Hauses ihren Untergebenen zu überlassen; die Männer aber, welche irgend einem bestimmten Lebensberuf sich gewidmet hatten, füllten mit ihr die arbeitsfreie Zeit, namentlich die langen Winterabendstunden

gehaltene Darstellungen von Amor und Psyche, Aphrodite und den Grazien, wenn die klassisch behandelten nackten Krieger auf der Schloßbrücke in Berlin alle Welt kalt lassen oder gar Anlaß zu frivolen, kunstmörderischen Scherzen und Witzen geben, während die Einrichtung der Denkmäler preußischer Heldengenerale in geschmackloser Uniform ein freudiges Ereigniß für die halbe Bevölkerung der Stadt ist; sie stöhnen, wenn das Theater bei Freitag's „Fabier" schon nach der ersten Vorstellung, die die alte Garde der Kenner zusammenrief, leer bleibt, aber bei dem lustigen Liebesspiel vom tollen alten Dessauer und seiner munteren Anne-Liese zum 50. Male sich bis auf den letzten Platz füllt. Achselzuckend murmeln sie in die Zähne:

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Aber das Schiller'sche Wort paßt nicht auf diese Erscheinung, und sie thun Unrecht, über die neue Richtung den Stab zu brechen. Ob an Kunstwerth und formeller Vollendung verläufig auch noch die Werke der alten Richtung denen der neuen vielfach überlegen sein mögen: „nur der Lebende hat Recht", und nur das Lebendige kann belebend wirken. Was ist der protestantischen Weltanschauung die Madonna? Ein schönes Weib, aber können wir zu dem Bilde beten wie die Italiener des XVI. Jahrhunderts? Was sind uns Darstellungen griechischer Götter und Göttinnen? Wir können sie bewundern, können vielleicht an jedem Zolle ihres Körpers ideale Schönheit loben; aber der Glaube an sie fehlt uns, und ist nicht der Glaube der Vater aller echten Kunst? Wir aber glauben an die Menschenrechte, an die Denkfreiheit, an die Fortentwicklung des menschlichen Geistes! gebt uns die Verkämpfer derselben in Luther, Calvin, in Lessing, Herder, den großen Philosophen, den deutschen Dichterheroen, in Stein und den übrigen Verkämpfern der Volksfreiheit; wir glauben an den Beruf des preußischen, des deutschen Volkes in der Weltgeschichte; malt und bildet in Erz unsere vaterländischen Helden, ihr Maler und Bildhauer; singt uns, ihr Dichter, die Großthaten unserer Vorfahren in den Freiheitskriegen: nicht Magdalena und Veronika, nicht Gregor, Crispin u. s. f., sondern jene Männer, die sich jubelnd in den Tod gestürzt für Freiheit und Vaterland, das sind unsere Heiligen, zu denen wir aufblicken in trüber und schwerer Zeit, an deren Gedächtniß wir uns aufrichten und stärken zu neuem Kampf, zu neuen Großthaten. Kunst und Literatur können zu der hohen Blüthe, die sie in vergangenen Jahrhunderten erreichten, aufs neue nur dann gelangen, wenn wir wie die Künstler und Schriftsteller der klassischen Perioden die Natur nachahmen, d. h. die Gegenwart auf uns wirken lassen und von deren Standpunkt aus wirken und schaffen; ahmen wir aber die Werke jener Männer nach, so sind und bleiben wir Epigonen und unsere Werke werden Nachahmungen von Nachahmungen der Natur sein, nicht Bilder des Lebens, sondern die Schatten solcher Bilder. Nur das, was die Gegenwart liebt und begeistert, wofür das gegenwärtige Geschlecht von vornherein Sinn und Empfänglichkeit in sich selber hat, kann Stoff der Kunst sein, wenn sie Geltung im Leben der Gegenwart erringen will. Und mehr oder weniger dieses Gedankens sich bewußt, streben Kunst und Literatur jetzt

ihrer Zeit und den Anschauungen, Empfindungen und Bedürfnissen derselben gerecht zu werden, indem ihre Pfleger und Vertreter in der Mehrzahl es vorzieben, lieber die unbeholfenen Begründer neuer Richtungen als die formgewandten und formseligen Epigonen einer unwiderruflich vergangenen Klassizität zu sein. Die lebensvolle Realität steht ihnen höher, als der traditionelle Idealismus, und deshalb werden sie, so mangelhaft in vielen Beziehungen ihre Schöpfungen noch sein mögen, doch besser von ihren Zeitgenossen verstanden und gewürdigt werden und eindringlicher auf sie wirken, als die Anhänger der alten, theils von der Nationalität, theils von dem charakteristischen Leben des Jahrhunderts losgelösten Schule.

Und ähnliches gilt von den Klagen, daß die Wissenschaften in Verfall gerathen seien durch den veränderten Zeitgeist. Freilich die alten Systeme der spekulativen Philosophie sind dahin und erregen nur noch ein historisches Interesse; ja, es ist sogar zuzugestehen, daß das Interesse für alle spekulative Philosophie großentheils verschwunden ist, aber ist darum die Wissenschaft und die Wissenschaftlichkeit des deutschen Volkes tot? An die Stelle jener sind die Geschichte und die Naturwissenschaft getreten und zu ungeahnter Höhe empergewachsen: auch hier hat sich eben der Realismus der Zeit geltend gemacht, weil das äußere Leben, sozusagen, realer geworden, d. h. mehr Fülle gewonnen und deshalb mehr Wichtigkeit bekommen hat, ist auch im geistigen die Hinwendung zur Empirie, zu den Erfahrungswissenschaften eingetreten, ohne daß darum die Wissenschaftlichkeit selbst darunter gelitten hätte. Und niemand wird auch zu behaupten wagen, daß darum der Einfluß der Wissenschaft auf das Leben der Nation geringer geworden sei; die jetzige Bildung hat sich derselben im vollsten Maße bemächtigt: wie hätte sonst, um nur ein Beispiel anzuführen, eine volksthümliche Zeitung Deutschlands wochenlang mit dem Sonnenspektrum sich unterhalten? Physik, Chemie, Geologie, Geographie, Geschichte und verwandte Fächer haben den Platz der Philosophie bei den Gebildeten eingenommen und sind weit über den Kreis der Berufsgenossen hinaus Gegenstände des lebendigsten Interesses geworden.

Aber nicht die Stoffe nur, mit denen sich die Bildung der Jetztzeit beschäftigt, sind andere geworden; auch das Ziel und der Zweck der Bildung hat sich wesentlich geändert.

Vor dem Jahre 1848 war dieselbe wesentlich auf Genuß berechnet; sie machte fähig an dem ästhetischen Treiben desjenigen Standes Theil zu nehmen, der von derselben seinen Namen führte und in dem alleinigen Besitz derselben war; sie hatte ausgesprochenermaßen keinen anderen Zweck, als die Möglichkeit des Verständnisses künstlerischer und literarischer Schöpfungen zu gewähren, und blieb mithin Privilegium der Begüterten, die nicht nöthig hatten, ihre Aufmerksamkeit lediglich auf den Erwerb des täglichen Lebensunterhaltes zu richten und es verschmähten, ihre Zeit rein sinnlichen Genüssen zu widmen. Deshalb war sie auch hauptsächlich von Frauen gepflegt, deren günstige Stellung es erlaubte, die Geschäfte des Hauses ihren Untergebenen zu überlassen; die Männer aber, welche irgend einem bestimmten Lebensberuf sich gewidmet hatten, füllten mit ihr die arbeitsfreie Zeit, namentlich die langen Winterabendstunden

aus, worin der Grund liegt, daß Thee und Aesthetik in enge Verbindung traten, und es ist nicht zu leugnen, daß in die Kreise, denen die äußeren Mittel jenen versagten, auch diese selten drang. Wie damals fast alles Zeitvertreib war, war es auch die Bildung: eine Lieblingssklavin der vornehmen Gesellschaft.

Die jetzige Bildung verfolgt, wie oben gesagt, zum Theil gänzlich von den früheren verschiedene Zwecke. Denn wenn auch schwerlich jemand leugnen wird, daß Kenntnisse allgemeiner Natur jetzt nicht minder als früher die Fähigkeit, an geistigeren Genüssen Theil zu nehmen gewähren, so begnügt sich dieselbe hiermit keineswegs. Während nämlich in früherer Zeit die Ansicht Geltung hatte, daß, abgesehen von jener allgemeinen Bildung, die das Eigenthum eines Einzigen, im Verhältniß zum übrigen Volk an Zahl geringen Standes war, eine besondere, die sogenannte gelehrte oder Fachbildung nur für diejenigen nothwendig sei, die sich entweder dem Staatsdienste oder der Theologie, oder dem Lehrerstande, oder der Rechtskunde, oder der Medizin widmen wollten, so bezweckt die jetzige Bildung, entsprechend den fortgeschrittenen Forderungen von Handel und Gewerbe, im weitesten Kreise die Erziehung zur Arbeit. Und während man in der früheren Zeit wähnte, daß die Volks- und Bürgerschule der Hauptmasse des Volkes und seinem eigentlichen Kerne so viele oder auch so wenige Kenntnisse beibringen, als eben genug und übergenug seien, ist jetzt fast schon bis in die untersten Schichten der Bevölkerung die Ueberzeugung durchgedrungen, daß die Schule nur die Jugenderziehung sei, daß die Erwachsenen aber der dauernden Fortbildung verschiedenster Art bedürfen, um bei der Schnelligkeit der geistigen Entwicklung der Gegenwart zur nutzbringenden, möglichst vergeistigten Arbeit fähig und gebildet zu sein, d. h. gebildet zur Erfüllung sowohl der Berufsarbeit als der staatsbürgerlichen Pflichten. Die Verbesserungen in den Gewerben und in der Agrikultur, die Erfindungen der mannigfaltigsten, in ihrer Anwendung und Behandlung zum Theil umfassende Kenntnisse fordernden Maschinen, die Vermehrung der Verkehrswege und der Transportmittel, das Aufblühen des Handels und ähnliches gestatten weder der ackerbauenden Bevölkerung noch dem Bürgerstande der Städte bei dem in der Jugend Erlernten stehen zu bleiben; man ist in diesen Ständen nicht mehr wie sonst mit dem zwanzigsten Jahre mit dem Lernen fertig, man kann nicht mehr wie sonst, in der im Jugendalter erlernten altväterlichen Art fortarbeiten bis ans Lebensende; allgemeine und spezielle Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaften und der Technik müssen fortwährend zugelernt, geistig aufgenommen und angewandt werden, um den erwählten Lebensberuf fortsetzen zu können. Wenn jemals, so gilt jetzt der Spruch: Wir lernen, so lange wir leben. Und dies ist die Ursache, weshalb jetzt der Drang nach realer Bildung, der sich nicht allein in dem täglich stärker werdenden Verlangen nach Vermehrung der Realschulen für die Jugend äußert, sondern auch in der Einrichtung zahlreicher Fortbildungsschulen und Lehrvereine für die Erwachsenen kund giebt, gerade in den Kreisen hervortritt, die früher auf Unterricht am wenigsten Wert legten.

Es ist dies aber keine zufällige und willkürliche Mode der Zeit, sondern ein Streben, das naturgemäß aus den Verhältnissen der Gegen-

wart erwächst. Zu dem alten Satze: willst Du leben, so mußt Du arbeiten, ist für alle Volksklassen der neue hinzugekommen: willst Du leben, so mußt Du lernen, denn die Arbeit ist um so nützlicher, je geistiger sie ist, und je geistiger die Arbeit ist, um so mehr will sie gelernt sein. Nicht Neugierde oder Langeweile treibt den tüchtigsten Theil der Bürgerschaft in die Handwerkervereine, die im letzten Jahrzehnt wie Pilze aus der Erde geschossen sind und selbst in kleinen Landstädten ihre Mitglieder nach Hunderten zählen, sondern die richtige Erkenntniß, daß dieselben die Schule der Erwachsenen seien; selbst die beschränktesten Köpfe haben die dunkle Ahnung, daß der Fortschritt der Zeit keine Rücksichten auf sie nimmt, und daß sie an der allgemeinen Bewegung theilnehmen mußten, um nicht in's Hintertreffen zu gerathen und materielle Verluste zu erleiden.

Dieses Streben nach vermehrter Bildung aber, das die zeitgemäße Bildung in weitere und immer weitere Kreise trägt, ist es nun auch gewesen, das die unnatürliche Scheidewand zwischen dem früheren „gebildeten" Stande und dem übrigen Volke niedergerissen und auf diese Weise den bis zum Jahre 1848 immer höher wuchernden Kastengeist im Volke gemindert hat. Also auch in dieser Beziehung wirkte jenes Jahr segensreich. Man verachtete in den höheren Ständen nicht mehr alles, was sich auf das Volksleben bezog; man mied nicht mehr exklusivisch, wie früher, den gesellschaftlichen Verkehr mit dem Bürger, der das, was er von Anschauungen und Urtheil besaß, nicht den Büchern, sondern dem Leben verdankte; die Abgeschlossenheit der gebildeten Klassen hörte auf, und die Wissenschaft selbst trat in Zusammenhang und Verkehr mit dem Volke, indem sie aus der Studierstube heraus auf die Rednerbühne der Volksvereine und öffentlichen Versammlungen trat; und wenn sie früher, nicht selten absichtlich, ihre Lehre in eine dem Laien unverständliche Sprachweise gehüllt hatte, so bemühte sie sich seit jener Zeit, von möglichst Vielen verstanden zu werden; man erkannte und bewies durch die That, daß die Sonne der Wissenschaft ebensowenig wie die Sonne des Himmels für wenige Auserwählte zu leuchten habe, sondern für Alle, und gab selbst dem Arbeiterstande, den ehemaligen Parias der Wissenschaft, das heiligste Menschenrecht, die Freiheit und Möglichkeit geistiger Entwicklung wieder. So war die Verbreitung der Wissenschaft und die Verallgemeinerung der Bildung der erste Schritt auf dem Wege zum geistigen Kommunismus.

Berlin. Adolf Kahle.

Unsere Kolonialbeamten.

„F. Schröder ging nach Sumatra, wo er sich im Tabaksbau ausbildete“ hat ein „mit den Verhältnissen in Deutsch-Ostafrika genau vertrauter, in amtlicher Stellung befindlicher Herr“, ein Mitarbeiter des „Louis Hirsch's Telegraphen-Bureau“ hat unter Anderem über F. Schröder mitgetheilt. Für sachverständige Leute kann es keine vernichtendere Kritik über gewisse Leute unserer Kolonialverhältnisse geben, als sie gerade in diesen kurzen Worten liegt.

F. Schröder war nämlich im Jahre 1882 oder 83 ungefähr 3 Monate in Sumatra als Assistent einer dortigen Plantagen-Gesellschaft. Aber schon nach Ablauf dieser kurzen Zeit mußte er das Land wieder verlassen. Er hatte nämlich auf einen Javanen, der ihm angeblich bei seiner javanischen Haushälterin Grund zur Eifersucht gegeben, mit dem Revolver geschossen, ohne den Mann jedoch zu treffen. Glücklich für Schröder, denn so allein war der betreffende Beamte in der Lage, Gnade für Recht ergehen und den damals noch jungen Mann entfliehen zu lassen, bevor zu seiner Verhaftung geschritten werden mußte.

Man war damals allgemein froh, Schröder, der durch Protektion, wohl dieselbe, die ihn später nach Ostafrika gebracht, nach Sumatra gekommen war, auf so glatte Weise loszuwerden, da er sich schon in den wenigen Monaten seiner Anwesenheit nichts weniger als zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten benommen hatte. Nach dieser kurzen Laufbahn in Holländisch-Ostindien sehen wir Schröder nach einigen Jahren in Deutsch-Ostafrika als gelernten Tabakpflanzer und Autorität im Plantagenbau auftreten. Wenn unsere Plantagengesellschaften noch mehr solche Kräfte aufzuweisen haben, dann sind allerdings die bisher erwachsenen Mißerfolge nur zu erklärlich! In 3 Monaten konnte ja Schröder kaum die Landessprache erlernen, viel weniger irgend etwas vom Tabaksbau, es müßte ihm denn ähnlich ergangen sein, wie seinem Bruder, Herrn Dr. Schröder-Poggelow, der mit dem hinterlassenen großen Vermögen eines der ersten und hervorragendsten Pioniere der Ostküste von Sumatra auch dessen hochbedeutendes kolonisatorisches Talent erheirathet zu haben meint.

Das oben Gesagte im Zusammenhange mit den jetzt gemeldeten Ereignissen genügt wohl zur Charakteristik des Herrn F. Schröder. Daß aber dessen anscheinend notorisches, fast möchte ich sagen, gerichtsbekanntes Verhalten so lange von unseren Kolonialbeamten geduldet wurde, wirft ein grelles Schlaglicht auf die Verhältnisse in Ostafrika. Man denke nur, ein junger Mensch, der wegen eines Verbrechens nach schon ungefähr

Digitized by Google

dreimonatlichem Aufenthalte eine holländische Kolonie verlassen mußte, spielt sich in einer deutschen als Autorität im Tabaksbau auf und treibt, gestützt auf diesen Vorrang, dortselbst Jahre lang den gröbsten Unfug. Theils Unerfahrenheit des betreffenden Beamten, theils die hohe (?) Protektion des Herrn Dr. Schröder-Poggelow mögen Schuld daran sein, daß erst jetzt dem Treiben des Herrn F. Schröder ein Ende gemacht wurde. Die rasche Verurtheilung des Thäters an Ort und Stelle ist dabei ein sehr zu begrüßendes Faktum, denn nur auf diese Weise blieb Deutschland vor einem neuen Skandalprozesse à la Leist-Weblan bewahrt; Prozesse, die von unseren liebenswürdigen Nachbarstaaten stets in ungebührlicher Weise zu unserem Nachtheil ausgebeutet und breitgetreten werden. Leider war man bei uns naiv genug, durch langwierige Verhandlungen in Deutschland selbst den betreffenden Feinden die Mittel hierzu an die Hand zu geben. Man darf nun ja nicht glauben, daß in Kolonien fremder Staaten keine Kulimißhandlungen vorkämen. Im Gegentheil, ich könnte aus eigener Erfahrung gar Manches erzählen, was den Fällen Schröder usw. ruhig an die Seite gestellt werden kann. Ich bin z. B. überzeugt, daß Schröder die Strafe mit dem Einklemmen der Finger in die Kopierpresse in Sumatra erlernt hat, vermuthlich jedoch ist dies eine seiner wenigen dortigen Erfahrungskenntnisse.

Aber der große Unterschied in deutschen und fremden Kolonien liegt in der Behandlung solcher Fälle. In einer holländischen Kolonie giebt es zwei verschiedene Verfahren gegen derartige Uebelthäter. Handelt es sich um einen Menschen, der entweder wegen seiner Jugend (vide Fall Schröder), oder wegen bisherigen tadellosen Verhaltens eines milden Verfahrens würdig erscheint, so wird dem Betreffenden einfach bedeutet, er möge sofort die Kolonie verlassen, widrigenfalls gegen ihn eingeschritten würde. In ernsteren Fällen jedoch erfolgt die Verhaftung des Missethäters sofort, der dann von dem Gerichtshof zu Batavia ohne großes Aufsehen abgehandelt wird. Die Kunde von solchen Fällen dringt kaum in die holländische Presse, geschweige, daß es hierüber zu internationalen Erörterungen kommt. Und doch ist auch in diesem Falle dem verletzten Menschenrechte Genüge gethan. Das niederländisch-indische Recht straft nämlich schwere Mißhandlung von Eingeborenen mit drakonischer Schärfe, und eine langjährige Freiheitsstrafe, die natürlich auch in der Tropenkolonie verbüßt werden muß, ist einer Todesstrafe beinahe gleichzustellen. Daß hier die liebe Protektion selten in Kraft tritt, beweist mir die vor einigen Jahren erfolgte Verurtheilung des Bruders eines hohen indischen Beamten. Betrachten wir dagegen die Verhältnisse in den deutschen Kolonien, so zeigen uns die Prozesse Leist und Weblan, daß man unklüger Weise schlimme Verhältnisse an die große Glocke hängt; der Fall Schröder aber, daß es in unserer Kolonie möglich ist, jahrelang Kulis zu mißhandeln und außerdem sich die gröblichsten Rechtsverletzungen zu Schulden kommen zu lassen, ohne ein Einschreiten der hierzu berufenen Autoritäten befürchten zu müssen, wenn die nöthige Protektion dabei mithilft.

Sollten alle die Fälle, verbunden mit den großartigen Mißerfolgen, welche bisher unsere Kolonien aufweisen, nicht endlich auch maßgebende Kreise auf den Gedanken bringen, daß in den Prinzipien der Verwaltung

unserer Kolonien so manches falsch ist! Als das wieder geeinigte Deutschland innerlich geregelt war, wurde gar bald der Ruf nach Kolonien laut. Ob derselbe beim Mangel jeder passenden Landwirthschaftskolonie gerechtfertigt war und ist, will ich hier nicht erörtern, da ich diese Frage schon an anderer Stelle genügend beleuchtet habe. Nachdem man aber einmal an die Erwerbung von Kolonien gegangen war, hätte man deren Erschließung und Verwaltung ganz andere Maximen zu Grunde legen müssen, als die bisher angewandten. Mag Deutschland einen großen Theil seiner heutigen Macht seinem einzig dastehenden Heere und seinen vortrefflichen Beamten verdanken, ein alter europäischer Kulturstaat und ein Stück afrikanische Wildniß lassen sich eben nicht mit dem gleichen Maßstabe messen! Wenn man daher glaubte, deutsche Lieutenants und Assessoren seien die wichtigen Männer für unsere jungen Kolonien, so dürfte die Zeit wohl das Unrichtige dieser Ansicht lehren. Was nützt in einem Lande, wo dem Neuankommenden völlig fremde Verhältnisse entgegentreten, der tapferste Degen oder der schneidigste Jurist. Der erstere wird allzu leicht geneigt sein, alles mit der Waffe in der Hand zu entscheiden, während der Jurist mit noch so geistreichem Verhandlungen eben auch zu keinem befriedigenden Ziele gelangen wird. Hier ist nur der Mann am Platze, der durch jahrelange Erfahrung in Tropenkolonien (dies müssen fremde sein, da wir deutsche bisher noch keine besaßen) im Stande ist, Eingeborene zu behandeln und Gedeihliches auf Plantagengebieten zu leisten. Man fürchte nicht, daß dieser Mann nicht im Stande ist, da, wo er es für nöthig erachtet, seinen Willen mit Waffengewalt durchzusetzen, oder anderseits durch kluges Unterhandeln zum Ziele zu gelangen. Deutsche, die ihre Erfahrungen in fremden Kolonien erworben haben, sind zumeist auch widerstandsfähiger gegen das Tropenklima, als junge, aus Europa kommende Leute, denen jeder Begriff von richtiger Tropenhygiene mangelt und die zumeist nach ein- höchstens zweijährigem Aufenthalts bereits wieder aus Gesundheits- oder anderen Rücksichten mit Urlaub nach Hause gehen! Man glaube doch nicht, daß ein derartiger kurzer Aufenthalt die Menschen zu tüchtigen Kolonisten oder Kolonialbeamten macht. Haben doch die wenigstens nur die Zeit, um die nöthigen Sprachen erlernen zu können. Ein ersprießlicher Umgang mit Eingeborenen ist aber nur möglich, wenn man ihr Idiom beherrscht. Der Gedanke den Eingeborenen die deutsche Sprache beizubringen, ist, abgesehen von der daraus hervorleuchtenden Lernfaulheit unsererseits, ein großer kolonial-politischer Mißgriff. Was vom Verkehr mit Eingeborenen mit Hilfe von Dolmetschern zu halten ist, brauche ich kaum zu erörtern. Das Heil unserer Kolonien ist daher nicht bei dem Herrn Lieutenant zu suchen, der auf einer Expedition einige Hundert Neger getödtet oder gar einen Häuptling gefangen und unterworfen hat und dann ruhmgekrönt und ordengeschmückt nach meist kurzem Aufenthalt zu längerem Urlaub nach Hause zurückkehrt, auch nicht beim Herrn Assessor, der dieselbe Zeit auf massenhaften Verbrauch von amtlichen Papieren nebst Tinte und Federn verwendet hat! — Mit dem Prinzipe des Militarismus und Assessorismus wird aber auch nicht gebrochen werden, so lange nicht eine Wandlung in unseren heimischen, maßgebenden Kreisen geschaffen ist. Wie viele von all' den Herren, die heute in Berlin unsere Kolonien verwalten helfen, haben denn je nur

eine solche gesehen, geschweige denn lang genug darin gelebt, um die nöthige Erfahrung zu haben. Wer kann denn glauben, daß zum Beispiel Herr Ministerialdirektor Kayser mit einem Besuche in Ostafrika etwas erreicht hat? Waren wir da nicht unwillkürlich an die Reise der großen Katharina mit dem klugen Potemkin durch Rußland erinnert. Die Reise des Herrn Ministerialdirektors war ja lange voraus angesagt und genau detaillirt, so daß man für seinen Empfang alles auf's Schönste vorbereiten konnte. Zudem muß ich doch bezweifeln, ob selbst ein Mann von den hervorragenden Eigenschaften des Herrn Direktors Kayser im Stande ist, bei einer ersten wirklichen Tropenreise, wo so viel Neues auf den Besucher einstürmt, mit scharfem Auge das Richtige zu erkennen. Nun der Erfolg war ja ein sehr günstiger Rapport, schade nur, daß dadurch die ziemlich ungünstigen faktischen Verhältnisse nicht geändert werden. Man hat häufig schon die Theilnahmslosigkeit unserer großen Kaufleute der Hansastädte an den deutschen Kolonien getadelt. Dieselbe erklärt sich leicht von selbst. Viele jener Herren, die jetzt in Hamburg und Bremen über Millionen verfügen, waren in ihrer Jugend selbst im Auslande und haben dort genügend Erfahrung gesammelt, um einzusehen, daß der von uns eingeschlagene Weg nie zum Heile unserer Kolonien führen kann. Und warum das häufig sauer verdiente Geld in aussichtslose Unternehmungen stecken, während gute ausländische Kolonien genügend Gelegenheit zu sicherer und gewinnbringender Kapitalsanlage bieten? So kommt es, daß alle unsere deutschen kolonialen Unternehmungen größtentheils in Händen von Kolonialeiferern und eingebildeten Kolonialverständigen sind, die ihr gutes Geld für ihre Lieblingsideen zu opfern bereit sind. Unglücklicherweise fehlt hier zumeist die richtige Führung, so daß der unausbleibliche Mißerfolg gar bald die Begeisterung für die Kolonien abschwächt. Leider wird dann die Schuld für das Mißlingen auf ganz andere Faktoren geschoben, als die eben erwähnten!

So lange aber kein völliger Wandel im Prinzip der Verwaltung sowohl in Deutschland wie Draußen geschaffen wird, kann an ein Aufblühen unserer Kolonien nicht gedacht werden. Möge man dort an maßgebender Stelle endlich einsehen, daß die Befähigung zum kolonialen Werthe nicht in der Kaserne oder in den Hörsälen einer Universität und im Auswärtigen Amt in Berlin erworben wird. Einzig und allein jahrelange Erfahrung draußen selbst, bildet die richtigen Männer hierzu. Da jedoch Deutschlands Kolonien noch zu jung sind, um solche selbst hervorzubringen, muß man sich eben an jene halten, die ihre Erfahrungen in fremden Tropenkolonien erworben haben. Bevor diesen Männern nicht der gebührende Antheil an der Leitung, sowohl in Berlin als auch Draußen eingeräumt ist, kann man eine Besserung unserer kolonialen Verhältnisse nicht erwarten.

München. Dr. F. Martin, kgl. bayr. Rath.

Herzblut.

Studie aus jedem Künstlerleben.

Von Hermine von Preuschen.

(Nachdruck verboten.)

— Und so such' ich mir Rechenschaft zu geben, wie Alles gekommen — wie Alles kommt. — Vielleicht wird ja noch Alles gut, nur daß ich nicht daran glaube, — und daß ich schon „des Gottes Schreiten höre", der mich vernichtet, so oder so. — Und es giebt viele, die mich beneiden! — Ja, wenn ich nicht krank wäre, wie eine Frucht, die von außen glänzt, innerlich den Wurm in sich arbeiten fühlt, Alles in Staub und Moder zu verwandeln, — als wenn es nie gewesen, das, was sie mein „Genie" nannten, schon von früher Jugend. Und das mir so jammervoll gelogen — so jammervoll! Warum schein' ich mir nur noch so jung, und mein Leben, der lange, staubige Weg, auf dem ich schon so müde geworden bin, — als wenn's gestern begonnen. Alles ist mir so gegenwärtig. Und ich hab mich nicht verändert — innerlich, oder doch, ich bin noch viel, viel begehrender geworden, nach Leben und Glück, meinem Glück, wie in frühester Jugend.

„Was Einer wird, das ist er schon", wo hab' ich das gelesen? Ich bin die Illustration dazu. — Dies „verzehrende Sehnen", das atemraubende, zuerst lernt' ichs kennen, als ich vier Jahre alt war, und es ging nach einer Schachtel mit farbigen Stiften. Als ich sie dann wirklich unter dem Weihnachtstisch fand und Papier dazu, — noch kann ich's nachfühlen, dies, ich möchte sagen, sinnliche Glück, als ich das blasse Himmelblau der Vergißmeinnichtblumen und mitten den gelben Kelch schuf, meine erste, künstlerische Leistung!

Und dann jener ungebändigte Freiheitsdrang, der mich, mit fünf Jahren meinen Eltern weglaufen ließ, nach einigen Stunden aber heimlich wiederkommen (ich weiß heut nicht mehr, wie ich das unentdeckt vermochte), und auf dem Balkon hinter der Epheuwand bis zum Abend ausharren ließ, mit wollüstigem Grausen die Klagen meiner Eltern hörend. Nach der Entdeckung gab's Prügel, da fühlt ich mich dann wieder einsam und „ungeliebt". Ueberhaupt, dies Einsamkeitsgefühl schritt riesengroß durch meine Kindheit. Alle Gespielinnen schienen mir nur wie kleine Schooßhunde, mit denen man wohl einmal tollen und lachen, nimmer aber ihnen seine Gefühle zeigen könnte.

Aber ich sehnte mich nach Freundschaft und Liebe. In meinem Stübchen schuf ich mir eine Welt für mich. Vor dem Fenster pflanzte ich Bohnen und Winden. Es war Alles mit bunten Papierlampions

aufgeputzt und mit frischen Blumensträußen. Ein Teller Obst mußte neben einem spannenden Buch stehen, davor ein bequemer Sessel, alles ohne ein Stäubchen. Wenn ich nun aus der Schule kam und in die Thür trat, wie genoß ich diesen Anblick. Ueber uns wohnte eine Familie mit einer Tochter, ungefähr sechs Jahre älter als ich. Das war meine erste Liebe. Als ich neun und sie fünfzehn Jahre zählte, verbot meine Mutter mir den Umgang mit ihr, weil sie ein Rendezvous mit einem Gymnasiasten hatte. Ich weinte Nächte lang. Dann sah ich zwischen meinen blauen Winden heimlich in den Hof hinab, wo „Auguste" mit Nachbarskindern tollte und lachte. Und ich schrieb ihr einen glühenden Brief; daß, wenn auch meine Mutter mir den Umgang verboten, ich sie dennoch in alle Ewigkeit lieben und heimlich sehen wolle. Dieser Vertrauensausbruch trug meiner Mutter einen groben Brief des Vaters von Auguste und mir neue Prügel ein.

So vertraute ich nun meine Sehnsucht nur noch meinem „Tagebuch". Damals machte ich die ersten Gedichte. Sie galten „Italia".

„Komm, Göttertind der Phantasie, und trage
Mich auf dem Aether leichtbeschwingt
Ins Land, da alle Wünsch' erlöschen,
Als der, der mich zum Künstler dingt.
Anch'io sono pittore"

Fast jeden Sommer gingen wir für zwei Monate zu meiner Großmutter, auf das alte Rittergut in der „Schwalm".

Da probirt' ich zuerst das Zeichnen nach der Natur, machte heimlich Exkursionen in Wald und Wiesen, saß stundenlang an einem Sumpfteich und sah den Libellen zu und träumte, vertraumte ganze Tage. Dazwischen hatt' ich ein scharfes Ohr für Alles, was ich nicht wissen sollte — nächtliche Abenteuer der Volontairs, eine Liebesgeschichte meines Onkels, die Großmutter und Tante zur Verzweiflung brachte. Dann ließ ich mir Schauergeschichten erzählen über alte Familienbilder und den Glanz und Reichthum vergangener Tage, da die Familie meiner Mutter, die sieben „Kanzler" gezählt, noch vierzehn Rittergüter besessen, mit weißseidenen, japanisch bemalten Tapeten und dem wundervollen Porzellan, das die „Holländerin", die Frau des Generals in die Familie gebracht, dieselbe, die sich nachher an Schnaps zu Tode trank. Oder ich sah stundenlang den Wolken zu und sah Ritter und Drachen, Engel und Teufel auf mich herniederdräuen. Heimlich las ich Alles, was ich an „Liebesgeschichten" in meines Onkels Bibliothek auftreiben konnte, naschte dazwischen vom Obst und hatte schon ein so scharfes Empfinden jeder Naturstimmung, daß ich mich heute noch darüber wundere. — Als ich größer ward, wuchs meine Sehnsucht, die Welt zu sehen, und Reisebeschreibungen konnten mir bittere Thränen entlocken. Und dann kam die gleichfalls thränenselige Konfirmation. Wie wichtig fühlt ich mich in meinem ersten schwarzseidenen Kleid, als ich vor dem Vergißmeinnichtkränzchen kniete — und wirklich fromm war.

Jetzt versteh' ich meinen Einsegnungsspruch anders: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben."

Ich bin mir selber ja getreu, nur zu getreu, bis zum Letzten, aber keine Krone wird mir je das Haupt schmücken.

Aber all den anderen, die das Leben weniger schwer nehmen, denen fallen die Lebenskronen vor die Füße. Und das geschieht mir recht; warum geb' ich Herzblut und Seele, wo Andere nur Berechnung haben?

Die Abende, an denen meine Eltern ausgingen, hatt' ich schon seit Jahren dazu benutzt, hinter ihrem Rücken den ganzen Byron zu studiren, ich kannte ihn bald halb auswendig, namentlich Don Juan, und besonders entzückte mich dessen Anfang:

„Kennt Ihr das Land, wo Cypressen und Myrthen."

Und Lara „so jung, so bleich und schon erschlafft die Stirn vom Kampf der Leidenschaft."

Dann erlebt' ich meine erste größere Reise in die Schweiz, zu Freunden meiner Eltern, am Genfer See.

Aber dort starb ich fast vor Unruhe. In dem behaglichen Haus und dem schönen Garten, hoch über Vevey, wollte man stillesitzen, keine Ausflüge und Bergtouren machen, wie ichs erhofft.

So stand ich wie ein Verbrecher bei Tagesanbruch auf und machte um 3 oder 4 Uhr früh Parthien auf eigene Faust, saß dann Morgens 9 Uhr am Kaffeetisch der spätaufstehenden Familie, als wenn ich auch eben aus dem Bett getrochen sei. Chillon sah ich so beim ersten Morgengrauen. Drinnen im Gefängniß detlamirte ich den ganzen Prisoner: my hair is gray — but not with years — now grew it white in a single night." Als ich von dieser Tour eben zurückkam, theilte mir Frau von Pulizeur mit, daß sie am Nachmittag mir Chillon zeigen wolle. Ich wäre eher gestorben, als daß ich verrathen hätte, ich sei gerade dort gewesen, es hätten mich natürlich auch alle für verrückt gehalten, und damals wäre mir das noch peinlich gewesen, an das ich mich später nur zu bald gewöhnte. Die Todesangst aber, daß die Gustedin mich wiedererkennen könne! Ich verbarg ihr geflissentlich mein Gesicht, trotzdem murmelte sie: „mais je connais donc cette demoiselle". Kein Verbrecher hat je größere Sorge um seine Entdeckung gehabt.

In Mondscheinnächten schlich ich mich, wenn alles schlief, wieder hinaus auf die Aussichtsbank. Wie blau, wie zauberblau lagen See und Berge vor mir, phantastisch und märchenhaft wie meine Zukunft, nach der mein Herz schwell, wie in Sehnsucht nach einem unermeßlichen Glück. Damals malte ich, auf meine naive Art, Sonnenuntergänge und Mondnächte und schrieb Novellen und Gedichte und mußte auch Tags über Lawn-tennis und Croquet spielen und mich einsam und verlassen fühlen unter einer Flutb heiterer junger Mädchen und Männer. Seit jener Zeit aber haßte ich diese Spiele der Faullenzer und nahm niemals mehr, an keinem Ort, daran Theil.

Hie und da fiel doch eine kleine Bergparthie ab, aber ich war schon müde, vom innerlichen Sehnen danach. Ich nahm Alles zu ernst, lebte darin, ging darin auf, vergaß alles darüber. So gingen wir auch nach den Narzissenfeldern von les Avants. Die weißen, berauschenden Narzissen, die wie Schneedecken auf den grünen Matten liegen, machten mir einen unvergänglichen Eindruck. Ueberhaupt: Thatsächliches aus meinem

Leben hab' ich vergessen, eine Stimmung, die mich voll erfaßt — niemals. Auf dem Rückweg blieb ich dann noch drei Wochen in Straßburg, wo mein Onkel Gouverneur war. Es war die echte „Vetternreise.“) Da bekam ich Ständchen und Rosenbouquets und hatte in dem herrlichen Palais eine ganze Zimmerflucht für mich.

Und das Münster! Täglich, wenn die Sonne unterging, saß ich darin und berauschte mich an der Pracht seiner farbigen Fenster und ihren bunten Reflexen; auf dem Thurm las ich mit heiligem Schauer Goethe's Namen.

Als ich wieder in meine Vaterstadt zurückgekehrt, gefiel mir's noch weniger dort und meine Sehnsucht nach draußen und nach Grösse und — ich weiß selber nicht nach was, wuchs und wuchs. In dem Winter darauf sollt' ich zuerst in die Welt geführt werden. Ich beschwor meine Mutter unter Thränen, mir dies zu erlassen, da ich viel zu häßlich hierzu sei. Am Ende des Winters aber war ich schon übertrieben eitel auf mein Aeußeres geworden und das Leben ohne „Karneval“ erschien mir grenzenlos öde. Dazu kam eine Schwärmerei für einen Attachés, der mir einmal eine Camelie geschenkt. Ich weinte nächtelang und machte Bände von Gedichten. Dazwischen las ich jetzt Schopenhauer und besichtigte mit meiner Mutter die Landesirrenanstalt, wo mir die Tobsüchtigen, die ich durch's Schlüsselloch beobachtete, einen unverwischbaren Eindruck machten. „Und ich begreife selbst das Narrenhaus“, war der Refrain eines daraus entsprungenen Gedichts.

Ich schrieb nun an Theodor Storm, dessen Novellen mich entzückten, und es entspann sich hieraus eine langjährige Korrespondenz und intime Freundschaft zwischen dem jungen Mädchen und dem alten Manne, der doch so gut mit der Jugend zu fühlen verstand und dem ich unendlich viel verdanke. Freilich, damals merkte ich das nicht. Erst heute, wenn ich seine Briefe wieder lese, wird mir dies klar, und die ganze unselige Zeit meines zwecklosen „Unglücklichseins“ steigt greifbar lebendig wieder vor mir empor.

Ich hatte es von meinen Eltern durchgesetzt, wöchentlich zum Malunterricht zweimal nach Frankfurt zu fahren, das nur ¾ Stunde von unserer „Residenz“ entfernt ist. Aber dort durft' ich nur kopiren, wenn's auch italienische Landschaften waren, und das langweilte mich unsäglich. Da kam ein Landeskind nach D. zurück, das draußen in der Welt, in Paris und London, ein sogenannter „berühmter Maler“ geworden war. Ich beschwor nun meine Mutter, mit mir und meinen Arbeiten zu ihm zu gehen, ihn zu fragen, ob es der Mühe werth sei, daraufhin sich „ausbilden“ (nettes Wort!) zu lassen. Und er sagte Ja und dreimal Ja, aber nur nach der Natur arbeiten und alle Kopien in den Ofen werfen. Und so kam ich denn, sofort nach Schluß meines ersten Karnevals, kaum siebzehnjährig, nach Karlsruhe zu Prof. Hans Gude. Dort hielt ich's drei Wochen aus, abermals zu kopiren. Dann ward ich fahnenflüchtig und lief auf eigene Faust, ohne irgendwen zu fragen, geradewegs zu dessen Todfeind, Ferdinand Keller. Und der Farbenrausch schlug in hohen Wellen über mir zusammen. Ich wußte nichts anderes mehr als Farben, Gluth, Leidenschaft. Nebenbei schwärmte ich natürlich noch höchst schulmädchenhaft für meinen „Meister“. Als die „drei Monate Ausbildung“

vorbei waren, veranlaßte ich Keller, meinen Eltern zu schreiben, mich noch länger in Karlsruhe zu lassen, weil selbst drei Jahre noch zu wenig Studien seien. Aber ich hätte trotzdem zurückgemußt, da die lieben Verwandten ihr Dachkämmerchen, das ich occupirt hatte, selber brauchten. Da erbarmte sich Gustav zu Putlitz' Frau meiner Noth. Bei Fremden in Pension zu gehen, hätten meine Eltern erstens nicht „standesgemäß" und dann auch allzu kostspielig gefunden.

Drei Jahre verbrachte ich nun in dem gastfreien Dichterhaus, in dem ich nur allzuviel geistige Anregung fand, trotzdem ich mich innerlich nur zu oft im Widerspruch mit vielen dort gehegten Ansichten befand. Denn ich entwickelte mich geistig immer selbstständiger und lachte heimlich über alle „korrekten Ideale" der Alten. Wie das gekommen, unter dem Druck meiner konventionellen „vornehmen Erziehung" — oder vielleicht gerade dadurch — weiß ich selber nicht.

Wenn ich daran zurückdachte, schien mir's kaum glaubhaft, daß ich während meiner ganzen Kindheit nur in der Loge der „Hofgesellschaft", auf rothen Sammtstühlen, mit meiner Mutter den allsonntäglichen Kirchenbesuch abstatten durfte und zwar immer möglichst nahe an der Fürstenloge! Mit welcher Verachtung schaute ich nicht auf den „Plebs" drunten und fühlte meine Brust vom Stolz geschwellt, so offenkundig zur „Ersten Gesellschaft" zu gehören.

Und nach wenig Jahren schon, ohne daß mir's Einer klar zu machen nöthig gehabt, ward ich mir der ungeheuren Lächerlichkeit all dieses „Standesgemäßen" bewußt und lernte eine andere, die einzige Vornehmheit kennen — die der großen Persönlichkeit.

Von Tagesgrauen bis Abends spät war ich im Atelier und Nachts schrieb ich — wenn ich nicht tanzte, oder weinte, vor Sehnsucht nach „Glück", kurz, ich brannte wie ein Licht an beiden Enden. Aber die Zeit flog. Ich hatte Erfolg mit meinen ersten Arbeiten, glänzende Kritiken und gute Verkäufe, und bildete mir fast selber ein, ich sei „berühmt, Bestellungen kamen, der Kopf schwindelte mir von Allem. Denk' ich aber an diese ganze bunte Studienzeit zurück — immer seh' ich mich im Frühling, den blühenden Lindengang nach der Kunstschule gehen und in meinem Herzen Scheffel's Worte sagen:

„Leb' wohl, süßduftiger Lindengang,
Du Gastner Klosterpforte,
Da ich im ersten Singedrang
Den Vöglein stahl die Worte."

Scheffel selber war sehr gut zu mir und ich kam bald allsonntäglich zu ihm zu Tisch. Ich bewunderte und liebte ihn, aber über das Philisterium seines äußeren Menschen konnt' ich mich niemals beruhigen. Einmal, als ich ihn bat, doch wieder etwas zu schreiben, antwortete er mir: „Liebes Kind, schaffen Sie mir Herzensruhe." Darauf war ich jahrelang sehr stolz.

Dann ging's endlich, nachdem ich drei Sommer lang Kunstreisen nach München, Paris, Berlin und Husum zu Theodor Storm gemacht, mit dem Eigenersparten auf die langersehnte Italienfahrt. — Italien zum ersten Mal und mit zwanzig Jahren. Erst nach 1½ Jahren kam

ich zurück, nachdem ich den Sommer in Sizilien und dem Sabinergebirge verlebt und an einer „unglücklichen Liebe“ seelisch fast zu Grunde gegangen war. Jetzt sehe ich's ein, sie gehörte dazu, sie gab „Stimmung“. — Wie unglücklich ich aber auch damals war, hundertmal sterben wollte ich, nur daß mir zuletzt natürlich immer der Muth dazu fehlte, jetzt, nachdem ich nach der bittersten Enttäuschung die wahre Liebe gefunden, ein großes Herzensglück, jetzt fühl' ich's, damals war's trotz Allem das Glück, denn ich glaubte noch an mich selber. — An mich selber glaub' ich freilich noch immer, oft nur allzu sehr, nicht mehr aber an meinen „Stern“. Und der „Verfolgungswahn“, der viel bespöttelte, er reckt sich auf den Zehen, ganz von weitem — und starrt mir in die Augen. Muß das das Ende sein?

Und hab' ich mir einmal einen Namen gemacht — den der Staub überrieseln will — sollte es mir nicht ein zweites Mal glücken, mit so viel mehr Können, so viel mehr zielbewußter Kraft, so viel mehr Leidenschaft? Hab' ich nicht noch immer Flügel? Und wenn sie auch oft müde sind — nach einer guten Rast rauschen sie um so stärker empor, tragen um so höher? Wenn ich nur nicht den Glauben verloren hätte an mein Glück, meinen Sieg. Ich fühl' es, ich könnte noch immer die Welt zwingen, wenn meine „Feinde“ nicht wären, und mein Feind ist die ganze Welt, jeder Einzelne, der meiner „Ruhmsucht“ spottet. Das bricht meine Kraft, das tödtet meine Seele.

Doch weiter in meiner „Geschichte“. Von Rom und meiner „unglücklichen“ Liebe ging ich nach München, arbeitete und hatte „Erfolg“, der mir ja damals selbstverständlich schien. Und dann lernte ich einen Mann kennen und glaubte ihn zu lieben. Und doch hätt' ichs merken können, daß es nur Selbstbetrug war. Wie hätt' ich's sonst über's Herz gebracht, direkt nach der Verlobung mich freiwillig für dreiviertel Jahr fast von ihm zu trennen, indem ich Studien halber erst nach Paris ging, dann für zwei Monate nach Südfrankreich und Spanien und später nach Berlin. Es war das instinktive Gefühl in mir, meine „Freiheit“ noch zu nutzen. Nach der Rückkehr heirathete ich trotz des Widerstrebens meiner Eltern — und diese Erfahrung, diese Enttäuschung, kostete mir sieben meiner besten Jugendjahre — und welche Fülle von Leid und Elend — verborgen unter dem Schein glatten Glücks. Trotzdem arbeitete ich, mehr denn je, und mein „erfolgreichstes“ Bild, „Mors Imperator“, entstand in jener Zeit. Durch vier Wochen, in Berlin, kostete ich dabei von dem Gift, eine „Tagesberühmtheit“, die in aller Mund ist, zu sein. Dies Gift ist wie Morphium, man kann sich seiner nicht mehr entwöhnen, sein Verlust führt zum Tode oder Wahnsinn.

Dann malte ich noch „Irene von Spilimbergh“, Tizians Schülerin auf der Todtengondel, dies Bild, zu dem mir Scheffel seiner Zeit die erste Idee gegeben.

Hierzu macht' ich interessante Studien im Friaul, in Maniago, bei Verwandten der Irene — was ich auch dichterisch verwerthete.

Und dann gab ich meine Jugendgedichte, „Regina vitae“, heraus und erntete damit die Empörung des „korrekten“ Paul Heyse und meines alten Freundes Theodor Storm, der mir darauf schrieb: „Ihr großes Talent berechtigt mich zu den höchsten Anforderungen und kann ich diese

allzu intimen Tagebuchblätter nur verwerfen." Lieber Gott, als wenn Kunst, meine Kunst, anders als „Intimes", Intimestes! das eigene Herzblut geben könne, trotzdem man komischer Weise gerade mir immer wieder den Vorwurf der Pose und des Decorativen macht. Es kommt vielleicht daher, weil das „Pathetische" den Meisten nicht liegt, sie sich daher auch nicht vorstellen können, daß es bei anderen vorhanden, ohne daß man es erst künstlich hervorruft. Das objektive „Darüberstehen" über dem eigenen Werk, dies mag in der früheren Generation wohl angegangen sein. Ich meine, die Kunst ist für den Künstler, wie eine Geburt auf Tod und Leben. Man gibt Alles — Alles. Und ob die Welt lacht, oder die Achsel zuckt, man kann nicht anders, nur mit Herzblut bezahlt man jedes neue Werk. Aber die Sache ist anstrengend und wenn man Niemand findet, der dem unter tausend Schmerzen Geborenen zulächelt, dann schließen sich die Wunden nimmer und man stirbt an Entkräftung.

Vielleicht aber bin ich gar kein moderner Mensch, weil ich so schwerfällig bin, so tausendfach täglich meine Seele verausgabe; und der wahre moderne Künstler ist nur wie ein geschickter Jongleur, der die bunten Bälle seiner Phantasie mühelos vor den Augen der Welt auf und niedertanzen läßt und sich höchstens darüber amüsirt, wenn irgend Einer einen Augenblick seine Einfälle für baare Münze nimmt. So thöricht wird er nicht sein, sich das kurze Leben noch selber zu vergällen.

Endlich fand ich die Kraft mich von meinen Fesseln loszureißen. Vorher, zur Probe, ging ich für drei Monate in die Einsamkeit, in ein ganz kleines Seebad der Normandie, wo ich vor lauter Stimmungen und Sehnsuchten halb wahnsinnig wurde.

Und dann reist' ich immerzu, nach der Schweiz, einen Winter lebt' ich in Nizza, einen Winter in Nervi, dann heirathete ich spießbürgerlich zum zweiten Mal, meine große, meine einzig wahre Liebe. Und sie hat mir diesmal nicht gelogen, das Schicksal aber hat sich wohl hierdurch mit mir abzufinden gedacht.

Es beginnt wie ein Nagethier die unmerkliche Arbeit und wühlt leise, aber unermüdlich. Und täglich ein Stäubchen und allnächtlich eines, es rinnt und rinnt — rastlos wie aus einer Sanduhr — sucht es meinen Namen, der noch niemals, noch kein einziges Mal leuchtend gestrahlt, leuchtend in meinem Sinn — wie ein Meteor aus der Nacht, mehr und mehr zu verschütten. Und ich will es nicht leiden — ich stemme mich dagegen mit aller Kraft, mein Herzblut fließt in breiten Strömen und färbt den Sand des Vergessens mit Purpurgluth. Sieht es denn Keiner, Keiner?

„Der Ruhm ist wie ein Kind, man muß ihn wild wachsen lassen, soll er gedeihen", das las ich neulich irgendwo. — Es ist vielleicht wahr. Wie aber soll ich das „wild wachsen" lassen, was schon längst verkümmert ist? Wie soll ich leben, von Mißerfolg zu Mißerfolg, von Enttäuschung zu Enttäuschung? Wie soll ich leben, mit der Legion von Feinden, die mit Argusaugen meinen endlichen Fall überwachen, und die alle nagen und Sandkörner rieseln lassen über meinen blassen, ach schon allzu blassen Namen?

Da ist er wieder der „Verfolgungswahn". Wieder reckt er sich — schon ein wenig näher — und starrt mir in die Augen. Wie lange halt'

ich's noch aus. Bin ich nicht jetzt schon oft so flügelmüde? Mit leerem Hirn starr' ich dann in die Sonne, bis mir der Kopf schwindelt.

Und wenn ich doch einmal wieder denke: Ein kleiner Erfolg könnte wieder kommen, einfach nur, um dich vor dem Aeußersten zu retten — dann kommt sicher am gleichen Tag die Absage dieser Hoffnung. Denn das Schicksal will mich vernichten. Das klügste wäre, den Kampf nicht unnütz zu verlängern, die Waffen zu strecken und ruhig in den Tod zu gehen — denn lebend zu resigniren, solange ich noch urtheilsfähig bin, das vermag ich nicht.

Oder aber den Feind mit den starren Augen fest anzublicken und wissentlich hinabtauchen in Nacht und Wahnsinn.

Bei Cäsar Flaischlen las ich die Geschichte von dem Jungen, der die schönen schillernden Blasen aus dem Strohhalm aufsteigen ließ. Die Menge lachte und schaute, bis er todt umsank, denn die Gebilde waren aus seinem Herzblut emporgetrieben.

Da zuckten sie gleichmüthig die Achsel und sagten: „Seife hätt's auch gethan."

Und ist das nicht das Fazit meines ganzen Lebens? Wozu all' die Seelenqual, die tausendfachen Schmerzen — das Zerstückeln bei lebendigem Leibe?

Der Jongleur ist der Künstler der Zukunft — Seife hätt's auch gethan!

Ach, nur einmal freie Bahn, nur ein Jahr lang! — Da denkt das liebe Publikum, es käme nur auf den Künstler an — ob er gute oder schlechte Bilder male, oder den Dichter, ob er Bedeutendes oder Triviales schaffe. Ich aber sage — ein eigentlicher Künstler zu sein, das ist nicht die Hauptsache, sondern das sich in Szene setzen, respektive in Szene gesetzt werden. Und man kann dem Bildungsphilister Alles als „bedeutend" vorsetzen, man muß es nur richtig anfangen. Wären sonst die achtundzwanzig Auflagen von Johanna-Ambrosiusgedichten in einem Jahr möglich? — Noch könnt' ich gerettet werden, noch. Wenn sich Einer für meine Arbeiten derartig begeisterte, daß er, wie ein Arnold von Winkelried, für mich Bahn bräche. Und da ich diesen weißen Raben nicht finde — ergo war wohl Alles nicht der Rede werth und das ganze Genie auch nur eine Seifenblase.

Oder wird man mich später „würdigen"; was hab' ich aber davon, wenn ich todt bin? Wenn das ganze lange, goldene Leben verfrettet und verquält wurde in täglicher, stündlicher Pein und Qual. — Vielleicht aber gehör' ich zu denen, die immer ein großes Unglück und eine große Sehnsucht haben müssen. Ist es der Ruhm nicht, ist es die Liebe. Ist es nicht die Liebe, ist es der Ruhm. Und ist diese Sehnsucht der stimulus, der mich weiter treibt? Ja, aber zu was, wenn die Bahn nicht frei ist. Zu einem „guten Abgang" vielleicht, um mit dem Schauspieler zu reden. Und vielleicht hilft der, für ein paar Tage wieder mich in den Vordergrund zu bringen und meine vielen Bilder, meine wenigen Bücher „abzusetzen", en vogue zu bringen — wenn ich selber nichts mehr davon habe.

Meine Seele ist wund, todtwund und es gibt nur eine Hülfe, oder

vielmehr, für mich gibt es keine und nur eine Rettung. Aber noch graut mir davon. Mit fünfzehn Jahren, in einer Sylvesternacht, schrieb ich einmal ein Gedicht: „Mir graut vor mehr". Ich hab' es alles standhaft ertragen, aber nun — brech' ich bald zusammen, seit ich sehe, daß System in allen Enttäuschungen, die das Leben mir in Nord und Süd bereitet. Warum nehm' ich's so schwer? Warum steh' ich nicht „darüber", wie mir so viele leidenschaftslose Seelen rathen, warum bin ich nicht „größer als mein Schicksal", und finde „Befriedigung im Schaffen selber"? — Rath für Dilettanten und Hundeschnauzen. — Wenn eine Flamme aus meinen Worten, meinen Bildern züngelt, muß sie beim Beschauer, beim Leser die gleiche Flamme wecken, wenn auch nur für Minuten und bei denen, die mit ehrlichem Verstehenwollen herantreten. Wenn aber keine Flamme geweckt wird, ist dann nicht auch das eigene Feuer Einbildung, und Täuschung, verzehrt nur mich selber, ist aber keine Fackel, keine Leuchte für die Welt? Und läßt den eigenen Pfad so dunkel, wie den eigenen Namen. Das Herzblut rinnt vergebens in den Sand. Die schillernden Blasen sind nur Selbstbetrug. Seife hätt's auch gethan!

Und das ganze lange Leben wird aus der Tragödie nur eine jämmerliche Farce.

Komm doch nur, komm, Du mit den grellen Augen. Schlage Deinen dunkeln Mantel um mich und gieb mir einen Becher Lethe, daß ich mich selber vergesse, mein eigenstes Sein. Damit ich wieder lustig werde und harmlos und den Duft der Blumen, die an meinem Wege blühen, noch bis zu ihrem Welken genießen kann. Denn ich lieb ihn ja so sehr den Blumenduft, was lieb' ich wohl nicht alles, in diesem goldenen Leben, das für mich nur Sand und Moder bringt, und eine wunde Seele und Flügel, die hinter mir im Staub schleifen, nicht weil ich nicht fliegen kann, sondern weil ich keinen Raum habe, meine Flügel zu entfalten.

Gebt mir freie Bahn.

Kein Bettler hat jemals verzweifelter um ein Almosen gefleht als ich um dies, doch nur mein gutes Recht! Wie „undelikat" und „indiskret" finden Philister dieses Bekenntniß. Was wißt denn Ihr von meinen Qualen. Wenn Ihr satt seid, seit Ihr zufrieden.

Aber ich weiß, daß es so nicht weiter geht; ich ertrag es nicht mehr lang. Bald wünsch' ich mir das Schauerliche, das sich langsam bereitet, und strecke ihm die Arme entgegen — bald graust mir namenlos davor und ich fühl's dennoch, ich kann ihm nicht entrinnen und früher oder später zermalmt es mich.

Der Philister schüttelt immer andächtiger den Kopf. Die Thörin — und könnt' es so gut haben und hat sich muthwillig alles zerstört.

Und tragen wir unser Schicksal nicht selber in unser Brust? — Das schrieb' mir, glaub' ich, Storm einmal.

Vielleicht deshalb kann ich nicht davon loskommen, von diesem einzig irren Gedanken, daß es so nicht weiter geht. Vielleicht hat in meinem Hirn die schon krankhafte Wucherung begonnen.

Und Alles nur, weil ich's zu ernst genommen, an jedes kleinste Lebensmoment meine ganze Seele gesetzt. Das macht müde vor der Zeit. Und die tausendfach enttäuschten Hoffnungen, die, wie Hydraköpfe, stets

neu wachsend, stets neu vom Leben zerstückt werden. Und bei jedem Mal schneidets uns tiefer in's Leben und wir werden matt und matter — und

„In schweren Tropfen fließen langsam nieder
Wie schwarzes Herzblut unsre letzten Lieder."

Gute Nacht Leben und Glück, gute Nacht Liebe und Ruhm. Mein Leben war nur eine Posse, denn ich nahm es zu ernst — „Seife hätt's auch gethan".

Das erste Panjahr.

Vor nun gut zwei Jahren hörte man zuerst in den Kreisen, die sich um Kunst ein wenig kümmern, von einem neuartigen Unternehmen reden. Eine große Zeitschrift für Kunst sollte ins Leben gerufen werden, die unabhängig von den Wünschen des großen Publikums und unbeeinflußt von geschäftlichen Spekulationen als eine rein künstlerische Publikation gelten könne, in einer Ausstattung, an der aus keiner Rücksicht geschmälert zu werden brauchte. Die Kunst im Selbstverlag! Wiedererweckung der Buchdruckkunst! — Für ihren wunderschönen Gedanken machten die Urheber, die genau wußten, was sie wollten und an wen sie sich zu halten hatten, mit energischem Eifer Propaganda; bald waren in ausreichender Zahl leistungsfähige Erzeuger, Pfleger und Liebhaber der Kunst für die gute Sache erwärmt, und als nach einiger Zeit Arnold Böcklin durch Berlin kam, konnte den hohen Gast, der mit dem „Verein Berliner Künstler" keinerlei Beziehungen unterhält, bereits eine Gesellschaft Zusammengehöriger festlich bewirthen.

Der Pankopf zeigte sich hier zum ersten Male, wenn auch nur auf der Titelseite einer Speisenfolge, und Herr Julius Meyer-Gräfe machte bei dieser Gelegenheit gewandt und geschäftig die Honneurs. Man kann ihm schon als ein Verdienst anrechnen, daß er kluge und feine Leute an eine Tafel zu behaglichem Genießen zusammenbrachte; eine gute Cigarre nach Tisch kann eine wahrhafte Förderin idealer Interessen sein.

Die Genossenschaft Pan organisirte sich. Es war eine geschlossene Gesellschaft, wie sie in ihrer gewissen Ungemischtheit ein seltenes Element für Berlin darstellte; mit prätentiöser Sorgfalt hat man seine Leute sich ausgesucht, nicht jeden ersten Besten, der einen Hundertmarkschein oder deren mehrere allzu gern hingegeben hätte, um an der Spitze der Civilisation zu paradiren. Man wollte unter sich sein. Ein Aufsichtsrath wurde gewählt, der zu ziemlich gleichen Theilen gut und auch apart klingende Namen von Künstlern, Dichtern und Kunstgelehrten aufwies. Zu geschäftsführenden Vorstandsmitgliedern wurden die Herrn Otto Julius

Bierbaum und Julius Meyer-Gräfe bestimmt, mit Recht, denn sie waren diejenigen gewesen, die den Stein ins Rollen gebracht hatten; ihnen konnte eine aufopferungsstarke Elternliebe für den erzeugten Gedanken zugetraut werden. Sie hatten weitreichende Interessen und unmittelbare persönliche Beziehungen nach dem Auslande, von denen sie werthvollen Gebrauch bereits gemacht hatten.

Im April 1895 erschien dann die erste Nummer der fünf geplanten Jahreshefte als vollendete Thatsache. Mit Spannung war sie erwartet worden. Ob sie den Erwartungen entsprach? Ihr Aeußeres war reich, ihr Inneres reichhaltig. Ganz abgesehen von dem Reiz ihrer Neuheit, konnte sie den Anspruchvollsten interessiren, es war die Kunst in den modernsten, aktuellsten Nuancen, Archaistisches und Chickistisches, bewußt Primitives und naiv Raffinirtes; manches Tiefe und Ernste, daneben aber viel Spielerisches — geistreiches Experimentiren mit dem Werkzeug, Reproduktion als Selbstzweck. Es war etwas für Kenner, nicht für jeden beliebigen Bilderbeseher. Dem wäre mancherlei unergründlich geschienen, putzig und absurd. Aber der Pan wollte ja nicht Kunst für Alle bringen, und sein exclusives Publikum mochte wohl das feine Unterscheidungsvermögen und das gefestete Urtheil besitzen, um nicht sich in seinen Begriffen verwirren zu lassen.

Aber schon entdeckte sich bei den Maßgebenden ein Widerspruch in den Anforderungen an die Ausstattung einer illustrirten Kunstzeitschrift. Der Geheimrath Bode sprach sich darüber in einem Aufsatze dieser ersten Nummer aus und machte als Hauptbedingung für den künstlerischen Charakter die konsequente Stileinheit geltend, eine durchgehend gleichmäßige, möglichst neutrale Type für den Buchdruck. Die verantwortliche Redaktion war aber für die Mannigfaltigkeit; die einzelnen Theile natürlich sollten für sich, ihrer Individualität gemäß, abgerundet sein. (Abwechselung ist wahre Erholung.) „Um so fröhlicher soll alles künstlerische den Muth der Nuance haben." Und sie fuhren fort, auch das nächste Heft nach der bunten Verschiedenheit der gesammelten Stoffe zu nuanciren. Der Inhalt der ersten Folge fesselte wieder durch den schillernden Reiz der Gegensätze, durch erfinderische Vielseitigkeit. Auch das dritte Heft noch. Aber ein Vordruck darin unterrichtete die Genossenschaftler, daß wegen unausgleichbarer Meinungsdifferenzen die bisherigen Geschäftsführenden von ihrer Stellung zurückgetreten seien und den Herren Doktoren Cäsar Flaischlen und Richard Graul die betreffenden Funktionen übertragen worden seien.

Beim Aufschlagen der Nummer 4 merkte es ohnedies Jeder, daß ein anderer Geist über diesen Blättern schwebte. Das Papier zwar war von derselben vorzüglichen Sorte, aber der übrige Stoff war aufgebraucht. Die Nachfolger versuchten wohl in unsicherem Tasten einige der angeschlagenen Töne wiederzufinden. Für eine eigene Melodie versagte ihnen die schöpferische Erfindung, über die gerade der verfügen mußte, welchem der gewichtigere Theil der Aufgabe, die künstlerische Ausstattung, zufiel. Herr Dr. Graul aber ist kein Künstler, sondern Direktoral-Assistent am Kgl. Kunstgewerbemuseum, Spezialist für das Archiv der graphischen Künste. Trotzdem oder deshalb hielt man ihn für berufen. Sicherlich hat auch er seine Beziehungen, allerdings nicht zu den produzirenden Künstlern

selbst, sondern zweiter Hand zu den Verlegern von illustrirten Werken. Das hat er nach Kräften ausgenutzt. Reproduktionen füllten die nächsten Hefte, die man auch anderswo, als im Pan, sehen konnte; es war nichts Besonderes mehr. Seine Interessensphäre reicht nicht über den Lichthof des Kunstgewerbemuseums hinaus, und das Material seiner Sonderausstellungen dort, diente ihm zugleich als bequemes und wohlfeiles Füllsel seiner Panhefte.

Seinen Stoffquellen hätte man bald auf den sandigen Grund gesehen. Aber zum Glück für ihn wurde das Programm des Pan nach dem ersten Jahre schon geändert. Man einigte sich für die Zukunft auf die nationale Tendenz. Nur vier Ausgaben sollten jährlich veranstaltet werden, von denen je eine von dem Kunstleben vierer Städte im Reich genährt würden. Als Warten sind Berlin, München, Dresden und Hamburg bestimmt worden. Allerdings — die Kunst des Auslandes sollte keineswegs unberücksichtigt bleiben.

Nun, von Berlin ist der Lokalanzeiger jetzt heraus. Menzel wiederum und die Elf müssen den Bedarf decken. Milde Artikel von den Museologen Bode und von Tschudi nehmen einigen Raum ein. Die leeren Berichte von Graul und die trockenen Lebensbeschreibungen von — ich weiß nicht wem — brauchten aber nicht auf so guten Papier gedruckt zu sein; das ist Verschwendung. Mit dem dicken Papier und den fetten Buchstaben, und dem breiten Text macht das Werk jetzt den Eindruck einer gediegenen Schweinsledernheit. Das Porträt Fontane's, wie es Liebermann lithographirt hat, kann allein ein lebhaftes Entzücken noch wecken.

Was soll erst von Dresden Gutes kommen, und gar von Hamburg, wo doch alle Kunst, die einstweilen dort vorhanden ist, von dem thätigen Lichtwark erst importirt wurde? Der Pan wollte doch, wenn ich mich recht erinnere, eine große Zeitschrift für *schöpferische* Kunst im weitesten Sinne sein und für alle die Interessen, die aus der Kunst entstehen und ohne Sonderabsichten thätig sind. Als Ziel hatte er sich gesetzt eine allseitige Pflege der Kunst im Sinne einer organischen Kunstauffassung, die das gesammte Bereich des Schönen umfaßt. Nicht nur das von Berlin oder von Dresden.

Jüngst erschien in einer Münchener illustrirten Wochenschrift, in der Jugend, (die den fruchtbaren Pangedanken auf ihre Weise begriffen hat) ein doppeltes Bildniß: Der Pan einst und jetzt; erst das zottige launige Haupt, wie der Stuck ihn gezeichnet hat, daneben aber war es verschandelt, — gescheitelt und geschniegelt. Die Spötter haben Recht.

In der Generalversammlung, die dieser Tage, nur von einigen Mitglieder der Genossenschaft besucht, abgehalten wurde, sollte zum Beschluß erhoben werden, daß die Genossen auch gehalten seien, die herausgegebenen Hefte des Pan zu erstehen; das erschien aber Einigen als zuviel verlangt. Man mag ihn selbst nicht mehr. — Der große Pan geht schlafen.

— Vielleicht, daß der Gedanke wieder ermuntert wird und zu einer Form sich gestaltet, die Lebenskraft besitzt. England hat uns ein Vorbild geschaffen in „The Studio". Das steht Allen offen. Die Kunst ist nicht exclusiv und nicht in der Pacht einer exclusiven Genossenschaft.

Berlin. Friedrich Fuchs.

* * *

Diesen Ausführungen über die künstlerische Seite des Pan möchte ich noch Einiges über die literarische hinzufügen.

Ich habe bis jetzt die Panhefte stets in glücklichen Stunden liebevollen Sichversenkens, die uns nur die große Nachtstille oder innigste Freundschaftszweiheit beut, betrachtet und gelesen.

Der kalte Blick des strengen Beurtheilers hatte noch nicht die Blätter und Seiten getroffen. Weshalb das jetzt geschehen? Weil mir Seelenruhe und Herzensfreundschaft jetzt fehlte, oder weil das erste Heft des neuen Jahrganges wirklich so Jämmerliches bietet? Ist da ein Herr Christian Morgenstern, der sich als Farbenstimmungs-Gymnastiker längst überwundener Zeiten; zu beweisen sucht Arno Holz Beitrag ist so parodieverlangend gesucht, daß man dem Urheber fast böse werden könnte; Schlaf bietet einige seiner ewigeinerleien kleinen Prosagedichte; für Fontanes „Auf der Kuppe der Mügelberge" und „Arm oder reich" dürften sich geeignetere Zeitschriften finden lassen, z. B. das Daheim oder die Gartenlaube; Dehmels Dichtereien sind mittelgut, was ich seinetwegen nicht gern sehe; und schließlich der Stammbuchvers, den Flaischlen „Dem Dichter" widmet, nun der läßt immer noch eher für den Dichter in ihm als den Redakteur hoffen. Eine tiefere Wirkung übt nur eine kurze Erzählung von Heinrich Hart: Der Ringkampf; sie beweist wieder, was Einsichtige ja schon immer wußten, daß Hart nicht nur ein Schriftsteller, sondern auch ein Dichter ist.

„Das künstlerische Leben Deutschlands soll in seinen mannigfaltigen Verschiedenheiten dargestellt werden." Wenn die neunmal hochweihlweise Redaktionskommission meinen sollte, im ersten Hefte sei ihr der Versuch für den Nordosten Deutschlands gelungen, so irrt sie. Es ist garnichts spezifisch Ostelbisches zu finden. Brosamen vom Tische Bierbaums ist das Meiste; das kraftvoll Individuelle fehlt. Schablonenarbeit, wie sie geschickte Versemacher leicht nachempfinden können, ohne stolz darauf sein zu dürfen. Von den Aufsätzen interessiren mich zwei; der Schlenthers über „Die freie Bühne" und der Julius Harts über „Die Entwickelung der neueren Lyrik in Deutschland". Ich hätte lieber gesehen, es wäre umgekehrt gewesen. Schlenthers Aufsatz enthält Unrichtigkeiten, die man fast Unwahrhaftigkeiten nennen könnte. Schlenther schreibt nur die offiziöse Wahrheit über die „Freie Bühne", und sucht, da das Geschäft unter der alten Firma nicht mehr geht, klug ein neues zu eröffnen, einen „Verband der Freien Bühnen Deutschlands"; eine kleine Reklame für das neue Unternehmen schließt den Artikel ab.

Ich würde Schlenthers Aufsatz nicht besonders erwähnt haben; aber wo ich etwas von dem strahlenden Philister bemerke, da spukt der Geist des Compromisses zwischen Kunst und Geschäft, und so scheint mir auch im Pan der Artikel ein böses Omen. Das lebensfrische, überquellend fröhliche Kunststreben der Begründer wird geschäftlichen Rücksichten zum Opfer gebracht: man geht auf den Abonnentenfang. Man wird kaufmännisch und geheimräthlich zumal. In der Luft erstickt aber das junge freie Leben und gedeiht nur die Treibhauspflanze des Epigonenthums. Das zeigt das erste Heft des neuen Panjahrganges.

R. W.

Sprechsaal.

Zur Beurtheilung der „Sphinx."

Sehr geehrter Herr Doktor!

Herr Dr. jur. Ludwig Kuhlenbeck in Jena, der verdienstvolle Uebersetzer der Werke des großen italienischen Märtyrer-Philosophen Giordano Bruno, Verfasser einiger mystisch-occultistischer Schriften und einer der ältesten und fruchtbarsten Mitarbeiter der „Sphinx" widmete dieser Zeitschrift, die nach Beendigung ihres 21. Bandes unter dem bisherigen Titel zu erscheinen aufgehört hat, in Nr. 93 der „Kritik" einen recht wenig ehrenvollen Nachruf. Vielleicht gestatten Sie nun auch einem andern Mitarbeiter der „Sphinx" das Wort, um den Versuch zu machen, einer ruhigeren und wohl etwas gerechteren Beurtheilung dieser Zeitschrift, ihres Begründers, langjährigen Herausgebers und Redacteurs Dr. Hübbe-Schleiden und dessen Bestrebungen die Wege zu ebnen.

Was ich hauptsächlich an Dr. Kuhlenbecks, mit einem Witz und einer satirischen Ader, die fast an Ch. G. Lichtenberg erinnern, geschriebenem Nachruf vermisse, ist eine gerechte Werthätzung der Mühen und Arbeiten, Anstrengungen und Opfer, welche die Erhaltung dieser Zeitschrift, die ja dem Geist unserer gegenwärtigen Zeit mit seiner den Egoismus befördernden Tendenz direkt entgegentrat, von ihrem Herausgeber und Redacteur verlangte. Ohne die ganz außerordentliche Arbeitskraft dieses Mannes wäre die „Sphinx" zur Freude ihrer zahlreichen Gegner und scharfen Verurtheiler sicherlich schon nach den ersten Heften wieder eingegangen. Man mißverstehe mich aber nicht! Es ist nicht blinder Personen-Kultus, nicht das Bedürfniß nach übertriebenen Lobeserhebungen, welches mir die Feder in die Hand drückt, um den Ausführungen Dr. Kuhlenbecks über die „Sphinx" und deren Begründer in einigen Punkten entgegenzutreten, sondern vielmehr das Verlangen nach einer gerechten Beurtheilung der bisherigen Wirksamkeit dieses Mannes. Um eine gerechte Würdigung der Verdienste, nicht um eine überschwängliche Lobeserhebung handelt es sich. Eine derartige, etwas stark übertriebene Lobhudelei ihres Begründers brachte die „Sphinx" vor einigen Jahren aus der Feder eines Mannes stammend, der später seine Meinung über den also in den Himmel Gehobenen in's gerade Gegentheil umkehrte. In beiden Fällen ein verhängnißvoller Irthum.

Mit dem, was Dr. Kuhlenbeck über die Bedeutung des weitaus hervorragendsten Mitarbeiters des „Sphinx" Dr. Freiherr Carl du Prel sagt, stimme ich in der Hauptsache vollkommen überein. Daß übrigens dieser so ausnehmend productive philosophische Schriftsteller seine Arbeiten auch in anderen verbreiteteren Zeitschriften veröffentlichte, als in der doch im Allgemeinen recht wenig beachteten „Sphinx", liegt in der Natur der Sache. Dieser rein praktische Grund bildete wohl die Hauptveranlassung zu seinem allmählichen Abfall von der „Sphinx", nicht wie Dr. Kuhlenbeck meint, das Unbehagen über die Gesellschaft. Daneben darf allerdings nicht übersehen werden, daß zwischen Dr. Hübbe und seinem eben genannten Mitarbeiter von Anfang ihres Zusammenwirkens an principielle Unterschiede in der ganzen Richtung ihrer Neigungen und Bestrebungen auftraten. Während es keinem aufmerksamen „Sphinx"leser verborgen bleiben konnte, daß jener als Mitglied der seit 1875 bestehenden „internationalen theosophischen Gesellschaft" eine möglichst weite Verbreitung der Lehren der Theosophie — auf die wir gleich näher zu sprechen kommen werden — im Auge hatte, war es diesem um den weiteren Ausbau seines eigenen philosophischen Systems des transcendentalen Individualismus zu thun, welches ihn bekanntlich dazu führte, den Nachdruck auf den experimentellen Occultismus zu legen, d. h. im Sinne Dr. du Prel's: auf den praktischen Hypnotismus, Somnambulismus und Spiritismus. Diese, auf das occultistische Experiment gerichteten Neigungen in der „Sphinx" zum Ausdruck zu bringen, war aber Dr. du Perl entschieden so lange berechtigt, als die „Sphinx", was ja in den ersten 12 Bänden der Fall war, eine „Monats-Schrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung" sein wollte.

* * *

Diese übersinnliche Weltanschauung nun hielt Dr. Hübbe mit dem Abschluß des 6. Jahrgangs (des 12. Bandes) für hinlänglich begründet und wollte jetzt einen Schritt weiter gehen. Er erweiterte sein Programm. Sein Streben sollte von nun an darauf gerichtet sein, die Nutzanwendung der gewonnenen Anschauungen in allen Zweigen des socialen Lebens und der Kunst durchzuführen. Die „Sphinx", die sich in den bis dahin erschienen Bänden hauptsächlich an die akademisch gebildeten Kreise gewandt hatte, sollte nun gemeinverständlich werden.

Dieses Programm, so gut gemeint und so altruistisch gedacht es an sich auch war, ließ sich aber leider, wie die Erfahrung auch bald bewies, nur auf Kosten des Renommées der Zeitschrift überhaupt durchführen. Dann fanden sich in Deutschland nur äußerst wenige schriftstellerische Kräfte, die im Stande waren, die gewonnene übersinnliche Weltanschauung in eine allgemein verständliche novellistische Form zu gießen. Die gelieferten occultistischen Erzählungen, die von nun an einen großen Theil des verfügbaren Raumes einnahmen, errangen nur wenig Beifall und das allmählich immer bemerkbarer werdende Sinken des bisherigen guten Klangs des Namens „Sphinx" konnte auch durch Herbeiziehung der Kunst des Zeichners nicht aufgehalten werden.

Ganz vereinzelt aber dürfte wohl Dr. Kuhlenbeck mit seiner Verurtheilung der Zeichnungen von Fidus dastehen, wenn er diese „seltsam verrenkt" findet. Man geräth im Gegentheil in Versuchung, namentlich bei Betrachtung der so ausnehmend anmuthigen und phantasievollen Fidus'schen Vignetten, dieses Urtheil für „seltsam verrenkt" zu erklären. Im geraden Gegensatz zu Dr. Kuhlenbeck ging das allgemeine Urtheil eher dahin, daß die Fidus'schen Zeichnungen geradezu das beste und wirksamste war, was die „Sphinx" in dieser kurzen Periode ihres Strebens nach Gemeinverständlichkeit überhaupt gebracht hat.

* * *

Im Winter 1892/93 erfolgte dann die Uebersiedelung Dr. Hübbe's von München nach Berlin und damit die Gründung der „Theosophischen Vereinigung". Von dieser Zeit an aber fanden die Bestrebungen dieses mit rastloser Energie seine edlen Ziele verfolgenden Mannes in Deutschland und sogar in den Kreisen seiner alten Mitarbeiter, immer weniger Verständniß. In den Rahmen der du Prel'schen Weltanschauung paßte die Theosophie mit ihren — wie ihre Gegner sagen, — unbewiesenen Behauptungen nicht recht hinein. Wohl aber paßt umgekehrt die du Prel'sche Philosophie recht gut in den Rahmen der Theosophie. Nur müßte ihr transcendaler Individualismus zu einer Lehre der nach dem Gesetz des Karma, d. h. im Sinne der Gerechtigkeit der Weltordnung erfolgenden Wiederverkörperung der menschlichen Individualität erweitert werden. Was speciell Dr. Kuhlenbeck anlangt, so ist es auffallend, daß er, der begeisterte Schüler des Giordano Brunos, jenes Philosophen, der, wie Dr. Kuhlenbeck im 6. Bd. d. „Sphinx" selbst ausführte, eine Seelen-Präexistenz und Seelenwandlung durch Wiederverkörperung lehrte, der Theosophie anscheinend kühl und ablehnend gegenüber steht. Oder richtet sich sein absprechendes Urtheil in Nr. 93 der „Kritik" mehr gegen die theosophische Gesellschaft als gegen deren Schriften. Sollte ihm etwa die Persönlichkeit von Frau Blavatsky besonders unsympathisch sein, wie es den Anschein gewinnt, dann könnte er aus dem Aufsatz: H. P. B. und die Geheimlehre, im 18. Bd. der „Sphinx" am besten darüber Belehrung schöpfen, wie in dieser Beziehung die theosophische Gesellschaft denkt; er könnte diesem Aufsatz entnehmen, daß es deren Mitglieder ganz und gar nicht um diese Persönlichkeit, sondern vielmehr um die Aeußerung jener höheren Geisteskräfte zu thun ist, die durch dieselbe wirkten, d. h. um den Inhalt der so entstandenen Sekret Doctrine.

Sehr unsympathisch scheint ferner Dr. Kuhlenbeck Frau Annie Besant zu sein. Ich bedauere auch hier ihm entgegenhalten zu müssen, daß er, wie bei Fidus, mit seinem Urtheil über diese Frau ziemlich vereinzelt dasteht. Sie ist nämlich keine „an sogenannter Logorrhoe anscheinend ernstlich erkrankte Engländerin," sondern eine an Körper, Seele und Geist durchaus gesunde, durch Wort und Schrift rastlos wirkende Dame, über welche das Urtheil Dr. Kuhlenbeck's vermuthlich ganz anders lautete, wenn er nicht bloß die zum Theil etwas mangelhaften Uebersetzungen ihrer Vorträge in den letzten Bänden der „Sphinx", sondern auch deren Schriften, namentlich die kleinen theosophischen Handbücher

im Original gelesen hätte. Vielleicht läßt er sich auch darüber aufklären, daß Theosophie nicht gleichbedeutend mit esoterischem Buddhismus, d. h. wie er sich ausdrückt, mit „einem von englischem Spleen in Indien mit dem wirklichen Buddhismus erzeugten Bastard" ist, sondern eine Synthese von Philosophie und Religion, d. h. den allen Regionen, der christlichen so gut wie der buddhistischen, gemeinsamen Kern darstellt.

Um aber auf das Schicksal der „Sphinx" zurückzukommen, so erwarb sich diese in der letzten Zeit offenbar um so weniger Freunde, je ausgesprochener theosophisch sie allmählich wurde. Kein Wunder! Es fehlte Dr. Hübbe dasjenige Element, wodurch sich die theosophische Bewegung so rasch über die ganze Erde ausgebreitet hat, um seine litterarischen Bestrebungen zu unterstützen: das lebendige Wort, d. h. der theosophische Vortrag. Es fehlte eine wirksame theosophische Centralstelle in Deutschland, wie solche allenthalben in der angelsächsischen Culturwelt bestehen. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß sich Dr. Hübbe im Herbst 1894 zu einer längeren Erholungsreise nach Indien entschloß. Daß es seinem Nachfolger, Dr. H. Göring trotz dessen aufrichtigste Bemühungen nicht gelungen ist, das sinkende Schiff der theosophischen Bewegung in Deutschland vor dem drohenden Untergang zu retten, ist ja sattsam bekannt. Die gegenwärtige Stimmung ist dieser Beziehung drückt in Nr. 69 der „Kritik" Karolns Paulo in den folgenden Worten aus: „Soll durchaus Theosophie in's Volk dringen, weil es (angeblich) nicht mehr an Confessionen glaubt, so gebe man ihm wahrhaft hausbackenes Geistesbrot, statt süßlicher, schwer verdaulicher Hindukuchen. Wir sind keine Lotophagen!" Dies ist zwar weniger geschmackvoll, als deutlich, aber wie ich glaube, recht treffend und bezeichnend für die herrschende Stimmung. Während ich dies schreibe, erscheint endlich nach Ueberwindung mancherlei unvorhergesehener Schwierigkeiten das I. Heft der Nachfolgerin der „Sphinx", die „Metaphysische Rundschau", deren Programm so ziemlich wiederum dasjenige der ursprünglichen „Sphinx" ist. Sie will wieder diejenigen Elemente zu einigen suchen, welche die so vielfach mißverstandene „Sphinx" unabsichtlich getrennt hat.

Was heute in Deutschland in denjenigen Kreisen, die sich mit den Problemen des Uebersinnlichen befassen, Noth thut, ist eine trotz aller Divergenz der Richtungen gegenseitig zu übende Duldsamkeit.

Wie aber Dr. Kuhlenbeck, aus dessen Feder die „Sphinx" kürzlich die folgenden Verse:

Dein Leben sei ein rastlos Streben
Zum Dreigestirn des Wahren, Guten, Schönen!
Mag auch die Menge Dich als Schwärmer höhnen,
Wag' Du es kühn, zum Flug Dich zu erheben!

brachte, dazu kommt, in der „Kritik" über „trübe Fluthen der Schwärmerei, die sich erst wieder völlig verlaufen müssen" zu klagen, ist mir völlig unverständlich.

München. Ludwig Deinhard.

Mixed-Pickles.

Ich kann es mir immer noch nicht verzeihen, daß ich trotz liebenswürdigster Einladungen keine Vorstellung im Theater Alt-Berlin besucht habe. Vor Jahresfrist bereits hatte ich in einer anderen Zeitschrift den Witte-Wild-Blumenreich'schen Gründerunternehmungen, über die damals gut dafür bezahlte Zeitungsreporter niederen und höheren Grades, allzu eifrig Reklamenotizen brachten, einen plötzlichen Tod, nach einem kurzen, elenden Kunstparasitenleben, vorausgesagt. Aber ich habe die Arrangirgeschicklichkeit des ehematigen unbeliebten Börsenredakteurs doch für schmiegsamer gehalten, als daß er durch die Coulissen des echt Berlinischen Generalmumpitztheaters, das man stolz Gewerbe-Ausstellung nennt, sich nicht besser hätte winden können. Wenn auch der Kunstgenuß da draußen jedenfalls nur meinen Erwartungen entsprochen hätte, so wäre es doch ein kleines Momentbildchen für den Forscher gewesen, welches ich gern der Sammlung meiner culturhistorischen Kenntnisse eingereiht hätte. So muß ich nun für mein Ruhebedürfniß, das allmählich nach der ersten Theaterreferentensaison, sich einstellt, die an anonymen Schmähungen und verführerisch einschmeichelnden Bestechungsversuchen so reich war, büßen. Diese Reue ließ mich einst die übliche Nachmittagskaffeesitzung bei Josty früher als gewöhnlich abbrechen, und das hat mir auch wieder leid gethan. Es war die erstmalige Vorführung eines mißlungenen Versuches an einem untauglichen Objekt, zu der ich fuhr. Ein Roman von Savage, der s. Z. mehr gelesen als beachtet wurde, die „officielle Frau" hat einige Herren und eine Dame, dieweil sie den vielleicht vorhandenen göttlichen Funken dichterischer Begabung in sich zur promethischen Siegesflamme des Dramatikers ausputzen möchten, veranlaßt zu versuchen, ein wie schlechtes Stück jeder aus einem Durchschnittsroman zusammensetzen kann. Diese „officielle Frau", die Direktor Samst im Alexanderplatz-Theater, als erster der Berliner Direktoren, vorgeführt hat — man wird in der Saison schon den Harem eines türkischen Kleinmillionärs aus diesen bestrickenden Damen bilden können, denn drei bis vier andere Theater werden uns auch noch den Beweis liefern, daß wir in Deutschland weder Dramatiker haben, noch mehr das zahlende Publikum Verständniß für Dramen besitzt — ist von Herrn J. Lehmann bearbeitet. Das ist zwischen den vieren so der ganze Unterschied, aber es ist ein Unterschied. Die dramatischen Finger des Herrn Lehmann sind nicht sehr geschickt; ein plumpes Zutalpschen aus Verständnißlosigkeit für die feinmaschige Intriguenkomödie hat manches verdorben. Aber auch ein klügerer Techniker hätte wenig Besseres schaffen können. Ein ehematiger Sozialdemokrat erzählte mir einmal, er habe einst mit der Partei gebrochen, weil die Genossen ihm verübelten, daß er zu gleicher Zeit die Freuden und Leiden der freien Liebe doppelt und

dreifach genoß. Ich weiß nicht, da jener Herr nur sehr selten die Wahrheit zu sagen pflegt und seitens der Genossen einer allzu großen Vertraulichkeit mit Polizeiorganen beschuldigt wird, ob das der wahre Grund des Gesinnungswechsels eines Gesinnungslosen gewesen ist, aber es ist ja immerhin denkbar; jedenfalls mußte ich bei der Aufführung der „officiellen Frau" an diese kleine Episode denken. Die gefährliche Nihilistin, die Heldin, ist zu ihrer politischen Ueberzeugung der That nicht etwa durch allgemeine Betrachtungen oder Untersuchungen über Verfassungsverhältnisse Rußlands und die politische und wirthschaftliche Lage seiner Bewohner, für deren Besserung dann auch ihr Herz sich hätte begeistern müssen, gekommen, sondern weil sie persönlich zu leiden hatte. So wird eine große Idee zur kleinlichen Rachsucht prostituirt, so wird der Altruismus in den Egoismus verschändet, ohne uns beides menschlich verständlich zu machen. Es ist eine blöde Gaukelei mit erborgtem Flitter, die ich für tief unsittlich halte; für ebenso unsittlich wie den nothzüchtigen Schluß. Die vaterrächerische Nihilistin will einen Minister auf einem Ball ermorden, im Roman ist's der Zar selber; wir warten jeden Augenblick auf den Schuß, der Schuß wäre eine Lösung — und Erlösung für unsere Nerven; aber er fällt nicht. Dagegen gießt der Titulaturgatte der Heißgeliebten ein augenblicklich wirkendes Schlafmittelchen in ein Glas Sekt, das er ihr reicht. Sind wir denn wirklich schon so tief gesunken, daß am Alexanderplatz kein Minister mehr in einer Komödie erschossen werden darf, sondern wir uns ekelhafte Uebertölpelung als der Weisheit letzten Schluß gefallen lassen müssen? Freilich ein Land und eine Stadt, wo man kein Verständniß mehr für die Werke des größten Sohnes seines Volkes hat, wo ein Richterquintett erklären darf, daß einzelne Stellen aus dem ersten und vornehmsten deutschen Roman zu citiren strafbar sein kann, wo man die Heiligkeit der Goethe'schen Menschenseelenoffenbarung so fast mit Füßen tritt und schon jedes derb schlagende oder zierlich-treffende Wort für brunstschwellende Naturtriebe eine manchmal recht lustige Anklage auf Grund des § 184 R.-St.-G.-B. zur Folge haben kann .... So etwas thut man wohl, aber man sagt es nicht. Man, und gar erst ein Mann sollte auch nicht vor Gericht weinen. Das edle Vetternpaar kann sich billig mit der weichlichen Natur der Orientalen entschuldigen, aber die Siegernatur, die sich im Kampfe ums Dasein des Goldes meist so trefflich bewährt, sollte nicht vorschnell das bängliche Fürchten verrathen. Thränen vor Gericht sind das Zeichen eines kleinlichen, inconsequenten Charakters, der das Mitleid, welches er durch die sichtbaren, salzigen Tropfen zu erwecken sucht, nicht verdient. Große Seelen zeigen nie ihren Schmerz, sie schreien vielleicht im einsamen Kämmerlein oder im brausigen Walde und weinen sich langsam versiegend ihre Seele frei. Weinen ist nicht unmännlich, aber Weinen vor Gericht ist erbärmlich; denn es ist nicht nothwendig ein Zeichen tiefer Reue, sondern meist des traurigen Abganges eines schwächlichen Comödianten.

Verantwortlich für Redaktion u. Verlag: Dr. Richard Wrede, Berlin. Druck: F. Cynamon, Berlin

Honig! Garantirt naturreinen, mehrfach prämiirten, allerfeinsten **Blüthenhonig**, versende die 10 Pfund-Dose zu 6 Mk. **franko.** Nichtkonvenirend 8 nehme zurück.
J. H. Roter. Gutsimkerei. mittelsten.
Thüle b. Friesoythe (Oldenburg)
Hoflieferant.

HAMMONIA-FAHRRÄDER

erstklassiges Fabrikat. Solide Preise. Vertreter gesucht. Katalog gratis u. franko.
A. H. Ueltzen, Hamburg.

Altbewährtes Mittel gegen Gicht- u. Rheumatismus
ist **Russische Einreibung**, à Fl. 4 M., 6 Fl. 5 Mk.
in der **Apotheke Schwedt a. O.**

Was ist Feroxolin?

Feroxolin ist ein großartig wirksames Fleckputzmittel wie es die Welt bisher noch nicht kannte. Nicht nur Wein-, Kaffee-, Harz- und Oelfarben-Flecken, sondern selbst Flecken von Wagenfett verschwinden mit verblüffender Schnelligkeit, auch aus den heikelsten Stoffen.

Preis 35 und 60 Pfg.

In allen **Galanterie-, Parfumerie-, Droguenhandlungen** und **Apotheken** käuflich. En gros bei

Joh. Grolich,
Engeldroguerie
in **Brünn** (Mähren)

Photographische Apparate

sowie sämmtliche Bedarfsartikel.
Illustr. Preisliste kostenlos.
Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Julifang, hochdelikat, zart und fett,

direkte Zufuhr ab England 9 Nachm. 4 Ltr.-Postd. neu Ia Salzher 2 Mk., 4 Ltr.-Postd. Vollh. 2,50, **beste** 3 Mk. 4 Ltr.-Postd. **fetttriefend. Matjes** 2,50, beste 3 Mk. **60 Pfd.-Faß selten schöner Salzhr. M, vollfett, extra Grß. 6,50 Mk.** 60 Pfd.-Faß do. **Vorfang!** 5,50 Mk. 4 Liter-Dose hiervon 1,50 Mk. 4 Liter-Dose 5. 50 fein marinirte Heringe **ohne Gräten** 2,50, beste 3 Mk. **4 Liter Ia. Rollmops 1,50** und **2, beste 2,50** Mk.

Delikater See-Aal,

8 Pfd.-Kolli tägl. frisch v. Rauch 4.50 Mk., nur dicke Stücke: in **Gelée 3,50** Mk. 8 Pfd.-Kolli **Flunder, frisch v. Rauch 2,50** Mk.
E. Degener, Fisch-Export u. Import!
Swinemünde. (Zeitung angeben!)

Preis per Stück 10 Mark

für 1 Cyl.-Rem.-**Uhr** in Silber, 0,800 gef. gen. Goldrand. 6 St. vergoldet. Zeiger u. inner. Deckel 2 Jahre schriftl. Garantie. Allein-Fabr. d. vorzügl. Rem.-Uhr **„Secunde"**, hochf. regul., Primo-Werk in Süd.-Gehäuse. Goldr. ff. gron. Decel 2c. 3 Jahre schriftl. Gar. 20 M. — versendet
Gustav Staar, Düsseldorf.
Fabrik u. Lager in Uhren u. Goldwaaren.
Umtausch gestattet oder Geld zurück. Preisl. gr. u. fr.

Danziger Spezialität

1 Fl. Goldwasser
1 Fl. Kurfürstl. Mogen,
1 Fl. weiß Pomeranzen
} in feinster Qualität

incl. Kiste und Porto Mk. 5,—
offerirt die **Dampf-Liqueur-Fabrik**
Julius v. Götzen, Danzig.

250 Briefmarken

echte **verschiedene**, worunter Costarica, Mexico, Türk., Aeg., Lux., Arg., Brasilien, Cap, Griechenl., Japan, Spanien liefert für nur **1 Mark**
Casse voraus. — Rückporto 20 ₰.
Hugo Siegert, Altona b. Hamburg

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erschien =
in 5. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

272 Hefte zu 50 Pf. — 17 Bände zu 8 Mk.

17 Bände in Halbfrz gebunden zu 10 Mk.

17,500 Seiten Text. — 152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Luftkurort Cleve. Kneipp'sche Heilanstalt.

Das ganze Jahr geöffnet. Ausführl. Prospekt gratis.
Dirigirender Arzt, **Dr. med. Bergmann,**
früher l. Badearzt bei Herrn Pfarrer Kneipp in Wörishofen.

Digitized by Google

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

Ueberlegter Einkauf

erspart dem Käufer viel Geld! Besonders trifft dieses zu beim Einkauf von **Cigarren** und **Tabak direkt** aus der **Fabrik**, der **Vortheil** solchen **direkten Bezuges** liegt **klar auf der Hand.** Zudem ermöglicht es der **billige Postpacketverkehr** auch dem vom Herstellungsort **entferntest Wohnenden** in der bequemsten Weise seinen Bedarf **direkt aus der Fabrik** zu beziehen. Die **Garantie** für **gleichmäßige** Lieferung kommt ebenfalls in Betracht.

Alle Welt sucht **milde,** dabei aber der **Würze** nicht entbehrende Qualitäten. Diese Eigenschaften aber bietet in **hervorragendstem Maße** das **holländische Fabrikat,** welche Thatsache von **Kennern** längst **gewürdigt** wird.

Die bekannte Firma **Clever & Werres** in **Geldern,** deren **holländische Cigarren und Tabak-Fabrikate vor allen** wegen ihrer **Milde** und ihrer **Würzhaftigkeit** gerühmt werden, präsentiren in der heutigen Beilage ihren neuesten **Preis-Courant** und empfehlen wir denselben gerne der Aufmerksamkeit unserer Leser. Die bekannten und aus dem Vorlexte der Preisliste ersichtlichen geschäftlichen Grundsätze der Firma **Clever & Werres** in **Geldern** bieten die Gewähr **gut** bedient zu werden.

Man wolle sich bei Bestellungen freundlichst auf unser Blatt beziehen.

B. Becker in **Seesen** a. Harz fabr. allein seit 18[illegible] den anerkannt unübertroffenen **Holländ. Tabak.** Ein **10** Pfd.-Beutel fco. **acht** [illegible]

R F. Liedtcke.

Importeur

echter Havana-Cigarren

Berlin W., Unter d. Linden 12.

Krebse!

Suppenkrebse	**2—3 Mark**	[illegible]
Grosse Tafelkrebse	**5—12**	[illegible]
Riesen (Hummerngross)	**12—25**	[illegible]

versendet springlebend per Post.

B. Reche, Königl. Hoflieferant in Myslowitz.

F. G. TAEN-ARR-HEE

En gros. Special and Original En détail.

China- und Japan-Waaren und Thee-Import-Geschäft,

Lackwaaren, Porzellane,

Wandschirme, Dekorationsfächer etc. etc.

Illustrirte Preisliste gratis und franco.

BERLIN W., Leipziger-Strasse 119/120.

Im Bad. Schwarzwald.

Naturheilanstalt Glotterbad.

Stat. Freiburg und Denzlingen.

Dirig. Arzt: **Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz**

Das ganze Jahr, Sommer und Winter, geöffnet.

Prospecte frei durch die Badeverwaltung.

Für Blutarme und Reconvalescenten

FERRATIN

Die Eisenverbindung der Nahrungsmittel

In allen Apotheken.

Eine praktische Patentdose mit Brutto 10 Pfd.

hochfeinster Delikateß-Senfgurken.

Eine Kiste ca.

100 echter großer Harzkäse

je Mark 3,50 mit Verpackung franko Nachnahme

Gust. Mackenrodt, Quedlinburg.

Apfelwein beste Qualität, Liter 28 Pf.

Mousseux Flasche 1,30 unter Nachnahme.

G. Fritz, Hochheim a. M.

Photographische Vergrösserungen nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Greiz, Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

Tenderings

preisgekrönte Cigarren

Mootschoppiy	100 St.	3 M.	90 M	500 Stück frko., aus rein überseeischen Tabaken hergestellt
La Poima	100 „	4 „	— „	
Aphrodite	100 „	4 „	60 „	
Wilhelm I.	100 „	4 „	30 „	
Esquisitos	100 „	4 „	60 „	
Musterkiste je 20 Stck enthaltend	. . .	4 „	30 „	

erhielten im vergangenen Jahre tausende Anerkennungen.

Tenderings Rauchtabak, 9 Pfund = 9 Mark, ist unübertroffen in Qualität

Allein zu beziehen von

Tenderings Cigarren- und Tabak-Fabrik, Orsay a. d. holländ. Grenze A.

Heilung

d. d. Naturheilverf. ohne Arznei u. Berufsstör **d. schwersten Unterleibs-, rheum., Mag.-, Nervenl., Asthma, Flechten, Mannesschwäche,** veralt. **Harnröhr.** u. sämtl. **Frauenkr. Auswärts** brieflich, absolut sichere Erfolge.

Kurhaus Berlin-Zehlendorf

Direktor Bruckhoff.

Bei Anfrag. Retourmarke erb.

Druck von F. Cynamon in Berlin. — Verantwortlich für Inserate: Robert Jacoby in Berlin W.

Digitized by Google

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgeber: Richard Wrede

III. Jahrgang — Nr. 99 — 22. August 1896

Die Limonadenseele.
„Dieweil Euch das Nichts angeht." Von Dr. Ernst Below.
Sozialdemokratische Bewerthung der Geistesarbeit. I. Von Francis Adams.
Bibliophilie — Bibliomanie. Von Willy Rath.
Der III. internationale Kongreß für Psychologie. Von Falk Schupp.
Eine allgemeine Kunstlehre. Von Dr. Hans Schmidkunz.
Büchersaal.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark
einzelne Nummern 50 Pfennig.

Kritik-Verlag
Berlin S.W. 46, Hedemannstraße Nr. 9
Fernsprecher: VI, 1429.

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels

Berlin, den 22. August 1896.

Zu beziehen durch **Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin SW. 46, Hedemannstr. 9:**

Schneidt, Kellnerinnen-Elend 1 Mk.

Schulz, Woher kommen die kleinen Kinder? 80 Pf.

Grobe Keile auf grobe Klötze. (Von Konrad Alberti) 1,— Mk.

Buhr, Der Sozialismus in der Armee. 50 Pf.

Dan. Sanders, Sein Leben und s. Werke. Nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage. Herausgeb. v. Fr. Düsel 2. Aufl. Mit Photogr. 1,60 Mk. — **Pohl,** Pastor, Dr. D. **Verhältniß d. Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon.** 1,— Mk. — **Haberland, Metamorphosen der Pflanzen.** 50 Pf. — **Wie unterscheidet sich die Methode der Mathematik von der der Philosophie?** 80 Pf.

Neue Musikalien für Klavier. Verlag von Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen:

G. Stapel,

Op. 63, **Friederike-Walzer.** 60 Pf. Op. 64. **Adolf-Friedrich-Marsch** 80 Pf. Op. 69. **Elisabeth-Walzer** 1,20 Mk. Op. 70, **Mein schön Berlin, Gesangwalzer.** 50 Pf.

H. Berger,

Op. 10, **Polka-Mazurka.** 60 Pf. Op. 11, **Gavotte.** 60 Pf.

Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart. Eben erschienen: **Rom.** Roman von Emile Zola. 3 Bände. Preis geheftet M. 6; in 2 Bänden elegant gebunden M. 8.

Fast jede Figur des neuen Buches beansprucht typische Bedeutung, jede will ein lebendiges Sinnbild sein, ein Stück Rasse, ein Kapitel Weltgeschichte. Es sind keine Menschen, es sind ganze Geschlechter, die in ihren Vertretern an uns vorüberziehen . . ." (Neue Freie Presse, Wien).

„. . . ein Werk, das wahrscheinlich die meisten anderen Bücher des Verfassers überleben wird . . „Rom" ist alles in allem die beste Arbeit, die Zola geliefert hat. (The Athenaeum, Londoa).

„Rom" ist, von welchem Gesichtspunkte aus man das Werk auch betrachten mag, eine erstaunliche Leistung. (The Graphic, Loadon).

„Von allen Werken Zolas wird „Rom" sicherlich das bedeutendste bleiben."
(Mémorial de la librairie fraaçaise, Paris).

Von Emile Zola sind früher in unserem Verlage erschienen:

Das Geld. Roman. 2 Bände. Preis geheftet M. 5; in 1 Band eleg. geb. M. 6.

Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870/71). Roman. 3 Bände. Preis geheftet M. 5; elegant gebunden M. 8.

Doktor Pascal. Roman. 2 Bände. Preis geheftet M. 5; in 1 Band eleg. geb. M. 6.

Nantas. Novelle. Preis geheftet M. 1; elegant gebunden M. 1,50.

Lourdes. Roman. 3 Bände. Preis geheftet M. 6; in 2 Bänden eleg. geb. M 8. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

---

Soziale Briefe an Schulze und Genossen. Aus dem Englischen des Robert Blatchford übersetzt und für deutsche Verhältnisse bearbeitet von Henry Wright 4.—6. Tausend. Preis 1 Mark. Verlag von Reinhold Werther in Leipzig.

Im Kritik-Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fragen des öffentlichen Lebens.
Herausgeber Dr. jur. Rich. Wrede. Jährlich 12 Hefte 5 Mark, das einzelne Heft 50 Pf. Bisher sind erschienen:

Heft 1: **Die Börse und ihre wirthschaftliche Bedeutung** von Spectator.
„ 2: **Raoul Pictets Theorie vom Leben** von Dr. L. Gystrow.
„ 3: **Staatsrath, Kammer und Volk** von J. M. von Raschér.
„ 4: **Röntgens Entdeckung** von Dr. K. F. Jordan.
„ 5: **Nietzsche und das Christenthum** von Prof. Dr. Geo Runze.
„ 6: **Frauenmoral und Herrenhalbheit** von Ad. v. Hanstein.
„ 7: **Die Grundlage der physischen Welt** von Dr. Eugen Dreher.

Naturheilverfahren im griechisch-römischen Alterthum von Dr. med. Schwald; hochinteressante Broschüre, 75 Pfg. franko, von Otto Klocssel, Dresden, beziehbar.

MERCURE DE FRANCE

RECUEIL MENSUEL DE LITTÉRATURE ET D'ART

15, *rue de l'Échaudé, Paris.*

Le n°: 1 fr. 25 (France): 1 fr. 50 (Union)

ABONNEMENTS

FRANCE Un an. . 12 fr.	UNION Un an. . 15 fr.
Six mois. 7 fr.	Six mois. 8 fr. 50

Alban Förster,

op. 90. Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied m. Pftebegl. f. mittl. Stimme 80 Pf., op. 100. Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pftebegl. à 1 Mk. Verlag v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstraß.. Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

La revue blanche

bi-mensuelle se rédige et s'administre

à PARIS,

Rue Laffite 1 et s'edite chez

Charpentier & Fasquelle.

60 cent. le numéro.

Abonnements France 12 fcs., Exterieur 15 fcs.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 22. August 1896

III. Jahrgang | Nr. 99 | Jahrgang III

Provinzialbriefe.

VIII.

Die Limonadenseele.

Einer der gefräßigsten Krebsschäden unserer Zeit ist bekanntlich nach den tiefsten Zeitgenossen die erweichte Mitleiderei, die Gefühlsseligkeit. Ihr verdanken wir die sogenannte soziale Frage, welche das unverdaute Christenthum etlicher wirrköpfiger Pastoren nicht zur Ruhe kommen läßt, zum großen Schaden unserer Industrie, die an Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt durch die ewigen Störungen erhebliche Einbußen erleidet. Dieser selben weibischen unklaren Zerflossenheit, diesem psychischen Gewebezerfall, dieser ethischen Zuckerkrankheit verdanken wir aber auch die Kolonialskandale, die uns zum Spott der ganzen zivilisirenden Welt machen, und deren sensationelle Ausbeutung durch eine allen Philister-Instinkten sklavisch ergebene Oeffentlichkeit dem nationalen Ansehen und dem nationalen Reichthum enorme Verluste zufügte, für die jene gewissenlosen Moralgigerl schwerlich Ersatzpflicht leisten werden. Die grassirende Humanitätscholera — bald sind die Weiber, bald die Probirmamsells, bald die lieben Schwarzen Gegenstand der allerzärtlichsten Neigungen — richtet größere Verheerungen in dem Deutschbewußtsein an, als der heimtückischste Kommabacillus, und wenn uns nicht bald ein fröhlicher Krieg aus der nationalen Erschlaffung aufrüttelt, so laufen wir Gefahr, in flennender Kulturentartung zu Grunde zu gehen!

Mit welcher skrupellosen Verlogenheit diese Ethomanen die Ehre des deutschen Namens dem Gelächter preisgeben, das zeigen eben die jammervollen Treibjagden auf die besten Männer aus germanischem Blut, die mit Lebensgefahr für Kaiser und Reich die Aufgabe erfüllten, den Negerbestien in Afrika zum Heile des Vaterlandes zu imponiren. Man hat nicht eher geruht, bis man die verdienstvollen Helden in dem Schleim ekler Massenentrüstung erstickte. Ein Leist muß jetzt in Chicago Lustmörder vertheidigen, ein Peters prostituirt sich zähneknirschend mit Federfuchsereien über Englands Weltmachtsentwickelung, ein Wehlan irrt suchend nach einem neuen Amt umher, und den allergrößten Kulturarbeiter Afrikas, einen Faust der That, den Friedrich Schröder, haben die Herren vom grünen Tisch zu Tanga, die keine Ahnung von den wirklichen Verhältnissen haben, gar ins Zuchthaus geschickt, zur großen Freude unserer englischen Vettern, die damit die gefährlichste Konkurrenz los werden. Es ist bezeichnend, daß die Leute, die stets von Sittlichkeit triefen, auf die unsittlichste Weise die Männer verfolgen, die kein anderes Verbrechen begangen haben, als daß ihre ragende Größe den winzigen Krämerseelen ein Gegenstand ohnmächtigen Neides ist. Denn es muß einmal offen gesagt werden, diese ganzen Kolonialskandale sind von Anfang bis Ende Märchen, gemeine Erfindungen, die bösartigen Zettelungen einer mit englischem Gelde arbeitenden Clique, die keinen anderen Zweck haben, als den wirklichen Schuldigen des kolonialen Niedergangs, einen warmen Freund der Engländer, im Verborgenen zu halten, indem die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums von ihm abgelenkt wird. Daher muß uns jeder Tag einen neuen Kolonialskandal bescheeren, um des einen Schuldigen willen werden Massenopfer von Unschuldigen dargebracht, und die dupirte Oeffentlichkeit letzt sich an erfundenen Tendenzenthüllungen, während der Schuldige weiter seine Verrätherdienste fremden Interessen widmen darf.

Wir sind nun in der Lage, diese Persönlichkeit zu entlarven. Gestützt auf untrügliches Material erheben wir in aller Form die Anklage, daß unsere Kolonialverwaltung, obwohl sie nicht im Unklaren sein kann, stillschweigend duldet, daß jenes Individuum bisher straffrei geblieben ist, daß, um ihn zu schonen, die Peters, Leist, Wehlan und Schröder — in der letzten monatlichen Rechnungslegung der sozialdemokratischen Partei wird man das englische

Honorar für die Bebel'schen Anklagen im Reichstag finden — zu Tode gehetzt wurden. Wir verzichten für heute darauf, den Namen der Persönlichkeit und der Kolonie zu nennen, den Eingeweihten werden die Andeutungen genügen, um zu wissen, auf wen sie zielen. Gerade jetzt, wo man in dem hochverdienten Jesko von Puttkamer ein neues Opferlamm schlachten will, ist es höchste Zeit, dem verderblichen Spiel ein Ende zu machen und den Thäter der unerhörtesten Kolonialgreuel an den Pranger zu stellen.

Jener traurigste Augenblick der deutschen Geschichte, die unvergeßliche Entlassung Otto Bismarck's, war auch entscheidend für das Schicksal dieser Kolonien. Man weiß, welche unsägliche Rathlosigkeit in jener Zeit tiefster Nationaltrauer allgemein herrschte. Die Minister, die bis dahin in dem schützenden Schatten des Großen gelebt hatten, wurden plötzlich an das grelle Licht gezogen, und man sah sie nun schwitzen in all ihrer Winzigkeit. Der damalige Leiter der Kolonie, die wir meinen, gehörte zu den wenigen Getreuen des gestürzten Kanzlers, die sofort ihr Amt aufgaben, entschlossen, ihrem Meister in die Verbannung zu folgen. Die Lage in der Kolonie ward deshalb sehr schwierig, die Schwarzen, die in dem weißen Herrn einen streng aber gerecht prügelnden Vater verehrten, drohten, den Theuren mit Gewalt zurückzubringen, namentlich da ihre Weiber erklärten, ohne ihn nicht mehr leben zu können. Es mußte auf der Stelle ein Nachfolger gefunden werden. Eigentlich kam nur eine einzige Persönlichkeit in Betracht. Einen Tag vor der definitiven Ernennung aber wurde in Folge einer Indiskretion sein Name in den Zeitungen veröffentlicht, und damit war er natürlich unmöglich geworden. Ein anderer war nicht zur Stelle, und da, in der höchsten Noth, nahm man die Dienste eines sich anbietenden Mannes an, der weiter kein Verdienst hatte, als daß er etwa zehn Jahre ohne die geringste Schutztruppe Afrika durchwandert hatte. Als Bismarck damals ein vertrauter Freund über die überraschende Wahl befragte, antwortete er mit jenem unnachahmlichen feinen Lächeln: „Seit dem Sozialkongreß sind die Limonadenseelen obenauf", und fügte er mit einem jener packenden landwirthschaftlichen Gleichnisse hinzu: „Sie wollen Lämmer vor ihre Pflüge spannen." Bismarck's Warnwort verhallte natürlich wirkungslos.

In der Kolonie selbst machte die Runde, wer zum neuen

Herrn auserwählt sei, den denkbar schlechtesten Eindruck. Dieser Günstling des anarchischen Zufalls, der seit Bismarck's Demission herrscht, hatte ein Vorleben, das die schlimmsten Befürchtungen erweckte. Schon auf dem Gymnasium zeichnete er sich durch ekelhaften Fleiß aus, unmännlich, undeutsch, wie er war, trank er weder, noch rauchte er. Selbst als Primaner war er noch nicht so gereift, daß er rothe Laternen als Wegweiser zu deutscher Kraftbethätigung zu erkennen vermochte. Man sagte ihm nach — das ist freilich unerwiesen — daß er schon auf dem Gymnasium Kant gelesen habe. Jedenfalls steht so viel fest, daß er sein wüstes Leben auf der Universität fortsetzte. Weder mit dem Bierkomment, noch mit Quecksilber und Jodoform wußte er Bescheid. Dafür ergab er sich der ausschweifendsten Arbeitsvöllerei, kein Wunder, daß er bereits nach sechs Semestern sein Examen bestand und sein militärisches Dienstjahr ohne erhöhte Qualifikation abschließen mußte. Damals soll er zum Marristen geworden sein und er wurde deshalb von allen anständigen Menschen gemieden. Ausgestoßen wie er war, fröhnte er dem Spiel — es war charakteristisch für diese Limonadenseele, daß Robert Schumann im Spiel sein Liebling war — und statt im Café Reck Würde und Männlichkeit zu gewinnen, studirte er auf seiner Bude. Bisweilen sah man ihn selbst in Wäldern sich umhertreiben, überflüssig zu sagen, daß er nie fehlte, wenn Ibsen's ebenso unsittliche wie undeutsche Farcen in irgend einem Winkeltheater aufgeführt wurden. Dazu entstanden in dem durch die erwähnten Ausschweifungen zerrütteten Hirn allerlei wirre Phantasien. Seine Lieblingshallucination pflegte er in dem ulkigen Schwatz von dem kulturellen Weltberuf des Deutschthums zu äußern, und mit der eigensinnigen Konsequenz eines Narren glaubte er aus diesem Grunde unsere große vaterländische Kolonialpolitik, die Bismarck's weitschauender Geist geschaffen, unterstützen zu müssen. Das war aber offenbar nur ein Vorwand, um für einige Jahre spurlos in Afrika zu verschwinden, nachdem ihm der Boden in Deutschland zu heiß geworden war. Er soll während dieser Zeit Pflanzen und Käfer gesammelt haben, beseelt von einem unwiderstehlichen Drange, unschuldige Wesen zu tödten.

Einem solchen Mann also lieferte der neue Kurs die Kolonie aus. Schon am zweiten Tage begann die unerhörte Mißwirthschaft, welche man bei einem zivilisirten Menschen für unmöglich

halten sollte. Von einer Art Cäsarenwahnsinn ergriffen, erließ er, unmittelbar nach seiner Ankunft, ein drakonisches Edikt, durch das er die Einziehung aller Nilpferdpeitschen verordnete. Die schwarzen Bestien, welche sich bereits völlig an dies Kulturmittel gewöhnt und seine Segnungen begeistert anerkannten, hatten nicht übel Lust, zu rebelliren, und ihre gerechte Empörung steigerte sich zu wilder Wuth, als der einen Brutalität sofort eine andere, noch schlimmere folgte: Die Benutzung der Nilpferdpeitsche wurde unter Strafe gestellt. Zeigte schon die gewaltsame Einziehung den Einfluß sozialistischer Lehren, so stammte die Strafansetzung ganz aus dem Bannkreis der Guillotine. Es war klar, der Mann litt am Humanitätskoller, und jede neue Handlung bewies, daß in dem von Grund aus verdorbenen Menschen die letzte Spur von Anstand, Schneidigkeit, Korrektheit und imponirender Energie erstickt war.

Da hatte er z. B. sich ein Frauenzimmer mitgebracht, mit dem er sogar verheirathet war und dem er sich ausschließlich widmete!! Keine Ahnung von den Pflichten gegenüber den eingeborenen Damen, nicht der geringste Sinn für reizvolle Abwechslung. Daß er die schwarzen Damen platonisch traktirte, war schon gefährlich, unklug und zeigte die niedrige Gesinnung, daß er sie niemals unter Aufrollung der Lendentücher prügelte, war schamlos, daß er aber nicht einmal so viel Muth und Würde besaß, hin und wieder eine aufzuknüpfen, das war geradezu, es muß gesagt werden, eine Taktlosigkeit. So weit aber ging er in seiner kaum noch zurechnungsfähigen Brutalität, daß er sämmtliche Beamte der Kolonie zwang, sich gleichen Frevels an der afrikanischen Kulturthätigkeit zu ergeben. Es durften weder mehr den schwarzen Damen galante Aufmerksamkeit erwiesen werden, man durfte sie weder streicheln, noch striegeln, noch hängen. Die Folgen sollten sich bald zeigen.

In gleicher Weise wurde der Patriotismus systematisch untergraben. Früher war es eine schöne Sitte, an Kaisers Geburtstag und sonstigen vaterländischen Gedenktagen etliche Dörfer anzuzünden, und mit ein paar Dutzend Männern, Frauen und Kindern die lodernden Flammen zu garniren. Jetzt hörte das auch auf. Es war selbstverständlich, daß sich damit alle Begriffe der Schwarzen verwirren mußten. Welche Achtung konnten sie noch vor den Deutschen haben, wenn sie sich nicht einmal mehr patriotisch bethätigten! Selbst die besten und geduldigsten eingeborenen Freunde der Deutschen

klagten über Zurücksetzung und unerträgliche Tyrannei, und die in ihren heiligsten Gefühlen verletzten Weiber stachelten sie noch mehr auf.

Die aller Zivilisation Hohn sprechende Tyrannei bewies sich auf jedem Gebiete. Bisher überließ man in liebenswürdigster Weise patriotisch gesinnten Kaufleuten große Stücke für billiges Geld, die sie dann mit einigen wenigen tausend Prozent Verdienst weiter verkauften. Das förderte die Kultur außerordentlich. Auf einmal wollte nun die Regierung nichts mehr verkaufen, sondern nur noch verpachten. Die Entrüstung über solchen, gar nicht mehr verhüllten Anarchismus konnte kaum gezügelt werden. Ebenso wurde der Verkauf von schwarzen Männern und Frauen verboten, die sich selbstverständlich nicht wenig ob dieser Entwerthung erboßten. Um das Maß des Unerträglichen voll zu machen, wurde für alle Beamte dreistündige Dienstzeit eingeführt. Die reinste Sklaverei!

Und dieser Mensch, der dergestalt mit dem Schicksal der Kolonie und seiner Bewohner sein grausames Spiel trieb, der es wagte, wie ein Nero zu herrschen, war in seinem Privatleben der erbärmlichste Geselle. Tags schlich er sich heimlich in die Schule und wohnte dem Unterricht der schwarzen Burschen bei, in einer Art jämmerlicher geistiger Päderastie, die er — — Wohlwollen nannte!! Nachts aber saß er auf, und brachte seine bösen Gedanken zu Papier. Er schrieb über die wirthschaftliche Zukunft der Kolonie — welche Narrheit! — er studirte die Sprache der Eingeborenen und erniedrigte sich so weit, ihre Märchen und Lieder zu sammeln. Um ein Beispiel dieser entsetzlichen Thätigkeit zu geben, sei hier nur eines der von ihm aufgezeichneten Negermärchen weitergegeben:

Von Gottes Gnaden!

In der Mitte von Afrika lebte ein Stamm, über den herrschte der König Bana Bill. Es war ein mächtiger Fürst und besaß vieles Land, viel Vieh und viele Weiber. Das Volk aber gab ihm die Hälfte von Allem, was ihm zuwuchs. Früchte, Vieh und Weiber. Bana Bill aber hatte um sich viele Getreue, die Herolde seiner Herrlichkeit und die Wächter seiner Größe, Minister nannten sich die einen, Hoflieferanten die anderen, und der König bezahlte sie mit dem, was er besaß und erwarb von seinem Volk, mit Land und

Vieh und Weibern. Da priesen die Minister und Hoflieferanten ihn und nannten ihn den Sohn des großen Gottes. Das Volk jedoch stand und betete ehrfürchtig zu seinem vergötterten Herrn und arbeitete für ihn und starb für ihn, und die Todesstrafe stand auf jedem unehrerbietigen Gedanken; wer aber den König mit lautem Wort lästerte, wurde lebendig den Löwen vorgeworfen zum Fraß, und wer gar schändlich behauptete, es sei ein Fürst nicht von Nöthen, dem wurde die Haut abgezogen und der blutende Leib in die sengende Sonne gelegt. So lange man aber denken konnte, wurden niemals solche Strafen verhängt, denn der Stamm war von Natur fromm geartet, und seinen Fürsten zu lieben war ihm Lust und Noth zugleich, wie der Hunger und die Liebe. Der große Gott hatte die Fürsten eingesetzt, Bana Bill und seinen Vater und seinen Großvater und seinen Urgroßvater und so weiter bis zu dem Ahnherrn des gewaltigen Geschlechts, der bei der Schöpfung der Welt den Stamm der Fürstennarren — so nannten den Stamm höhnisch die wilden Barbaren der Nachbarschaft — zeugte. So war es und blieb es, und stets gab das Volk ihm die Hälfte dessen, was ihm zuwuchs, und die Minister und Hoflieferanten jauchzten dem erhabenen Herrscher zu, dem Sohn des großen Gottes, dem König von Gottes Gnaden. Es war aber ein Weiser im Lande, der heilte alle Krankheiten und kannte die Wurzeln der Dinge und hatte viel gesehen, fremde Stämme und Sitte. Der zerfann sich den Kopf, wie sein Stamm just mit dem monarchistischen Trieb behaftet sei, und er schrieb dicke Bücher über das seltsame Ding und meinte schließlich, daß die Seele seines Volkes eine Kammer mehr habe als die der übrigen Stämme, und daß in dieser Kammer verborgen der Trieb zum Fürsten sei, der stärker sei und heiliger als die Liebe zu Vater und Bruder. Nun begab es sich aber, daß weiße Menschen sich nieder ließen in der Residenz Bana Bills. Die besaßen viel Perlen, bunte Röcke mit güldenen Knöpfen, feine Hölzer, mit denen man zwischen den Zähnen bohrt, wenn man gegessen, blinkende Schwerter und kunstvolle Rattenfallen. Des Königs Herz aber begehrte nach den köstlichen Dingen, und er kaufte sie den weißen Menschen ab für vieles Vieh und Früchte. Bald mangelte ihm, womit er zahlen konnte. Die weißen Menschen aber wußten Rath. Sie liehen ihm funkelndes Gold, und dafür verschrieb er den Ertrag seines Landes den weißen Menschen, und that einen

großen heiligen Blutschwur, daß er erfülle, was er gelobte. Das Geld aber zerrann ihm und Bana Bill mußte alles, was er bekam und besaß, den weißen Menschen geben, wie er geschworen. Bald hatte er nichts mehr, womit er seine Minister und Hoflieferanten lohnte, denn selbst die Weiber verkaufte er den weißen Menschen. Da murrten die Minister und Hoflieferanten und fragten: Ist das unser König? Und als Bana Bill gar begehrte, daß das Volk ihm alles brächte, was es besäße, und daß die Minister und Hoflieferanten, treu ihrem Herrn, zurückbrächten ihn von dem, was er und sein Vater und sein Großvater und sein Urgroßvater ihnen gespendet, da sprachen die Minister und Hoflieferanten zum Volk: Was nützet er uns? Frisset er uns nicht auf und unsere Habe? Lasset uns ihn ermorden! Da rottete sich das Volk zusammen und folgte den Ministern und Hoflieferanten zum Palast des Königs, und es ging die Kunde, daß der Königsmord nicht bestraft werde; denn es stand nicht in den Gesetzen, weil Niemand so Ungeheuerliches zu denken gewagt. Bana Bill aber war von den weißen Menschen gewarnt worden; da flüchtete er sich zu ihnen und verkaufte sich selbst und ging mit einem Manne über das Meer und stund von nun an jegliche Nacht an der Thüre eines glänzenden Hauses, in das gingen viele weiße Männer und Frauen, um die Zungen zu letzen und sich zu beschauen mit feurigen Blicken. Zur selbigen Zeit aber knüpfte sich der Medizinmann, der aller Dinge Wurzeln kannte, an einer schlanken Palme auf, in zehrendem Wahnsinn. Die Fürstenkammer in der Volksseele, die Entdeckung seiner Lebensarbeit, hatte sich ihm als Trug erwiesen, und sein armer Geist war nicht stark genug, des Räthsels erdrückende Last zu tragen. Wo war sie geblieben, die heilige Liebe des Volkes zu seinem Herrscher, den Sohn des großen Gottes? Fortgeweht auf einmal der Glaube an Gottesgnadenthum und all der fromme Unterthanentrieb, der seinen Stamm leitete seit dem Anfang aller Dinge . . . . . .

* * *

Es möge diese eine Probe genügen, um zu zeigen, womit unser Kolonialheld seine Zeit vertrödelte, wie es uns denn anwidert, weiter in dem Schmutze seiner Unthaten zu wühlen. Die Besten unserer Kolonien sandten wiederholt an das Berliner

Kolonialamt Beschwerden und verschwiegen nicht die furchtbaren Folgen, die solche Mißwirthschaft haben müßte. Alles vergebens. Selbst als sie auf seine nichtswürdigen hochverrätherischen Bündeleien mit den Engländern hinwiesen, erreichten sie nichts. Und doch trieb er sein Handwerk ganz offenkundig. Engländer gingen in seinem Hause aus und ein, einmal bediente er sich sogar amtlich der englischen Sprache. Leute, die seine Antezedentien kannten, behaupteten, er habe schon früher in verdächtigster Weise englische Interessen gefördert. Shakespeare soll er seinen besten Freund genannt haben, ja seine undeutsche Gesinnungslosigkeit ging soweit, daß er einmal erklärte, Thomas Morus, ein auf dem Schaffot verstorbener Gentlemen, sei größer, als unser Otto Bismarck.

Kein Wunder, daß er, im Vertrauen auf mächtigen Schutz, immer übermüthiger wurde. Er hatte eine krankhafte Abneigung gegen Alkoholica. Nicht nur daß er seinen Beamten den Schnapsgenuß untersagte, daß er selbst den Champagner nicht dulden zu können erklärte, er versuchte, sogar den Schwarzen den Branntwein zu entziehen. Zu diesem Zwecke stellte er das unglaubliche Ansinnen an die deutsche Reichsregierung, die Schnapseinfuhr nach den Kolonien zu verbieten. Jetzt endlich schien man auch im Mutterlande einzusehen, weß Geistes Kind dieser Kolonialleiter war. Freilich, der damals amtirende Reichskanzler Caprivi, unwissend, kurzsichtig und beschränkt wie er war, zeigte sich geneigt, den Vorschlag zu acceptiren. Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich infolgedessen aller vaterländisch Gesinnten. Man entsinnt sich der flammenden Worte, mit denen damals die „Zukunft" im Namen der werthschaffenden Stände gegen das Attentat auf das deutsche Volk und im Interesse unserer schwarzen Brüder, gegen diesen Exzeß des Caprivismus protestirte. Der Artikel machte einen großen Eindruck, zumal da sein Verfasser 14 Tage in Afrika und 8 Tage auf einem Gut in Hinterpommern gewesen war und dergestalt sachverständig genug war, um autoritativ versichern zu können, daß ein solches Verbot nicht nur den Ruin der heimischen Landwirthschaft bedeuten, sondern auch eine beispiellose Unmenschlichkeit den Schwarzen gegenüber darstellen würde. Minder bekannt ist, daß trotzdem Caprivi eigensinnig auf seinen Plan beharrte, und daß dies der eigentliche Anlaß zu seinem Sturz wurde. Alles athmete auf, als

endlich mit Beendigung der capriviſtiſchen Epiſode auch jener Kolonialbeamte zurückberufen wurde.

Indeſſen die Fehler, die er begangen, waren nicht mehr gut zu machen. Der wachſende Unmuth der Schwarzen, den ſie hinter einer gewiſſen grinſenden Gutmüthigkeit zu verbergen verſtanden, machte ſich unmittelbar nach der Entlaſſung des verhaßten Mannes gewaltſam Luft. Es kam zu jenen verheerenden Aufſtänden, die unſere Kolonien an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Die koloniale Einheit kann nur mit Blut und Leder geſchmiedet werden, hat ein großer Staatsmann gelegentlich geſagt. Es iſt begreiflich, daß die Schwarzen die Mißachtung dieſes Prinzips auf das Schwerſte erbitterte. Sie hatten für immer verlernt, ſich von den Deutſchen imponiren zu laſſen, und die Rückkehr zu der bewährten Kulturthätigkeit konnte die Folgen jener wüſten Wirthſchaft nicht mehr aufhalten, obwohl die Zahl der Nilpferdpeitſchen verdreifacht, die ſchwarzen Weiber ſelbſt unter geſundheitlicher Aufopferung der Beamten verhätſchelt, und die Dörfer in erhebendem Umfang illuminirt wurden. Die Schwarzen blieben unverſöhnlich, verbittert und voller Verachtung gegen die Deutſchen.

Gleichwohl iſt bisher dem Zerſtörer unſerer Kolonien kein Haar gekrümmt worden. Er ſitzt ungeſtört in Deutſchland und treibt litterariſche Unzucht. Auf ihn und ſeine Clique ſind alle die Kolonialſkandale zurückzuführen, die zur boshaften Freude der Engländer gerade die beſten und erfolgreichſten unſerer Afrikaner ihrer Wirkſamkeit entführten. Der Schuldige aber erfreut ſich derweile in behaglicher Muße des Erfolgs ſeiner Verleumdungen. Wie lange wird die Kolonialverwaltung noch warten, bis ſie den Menſchen zur Verantwortung zieht? Wie lange wird ſie ſich noch von ſeinen Spießgeſellen dupiren laſſen und Unſchuldige ſtatt des Schuldigen zur Strecke bringen? Die Schädigung am Deutſchthum iſt heute ſchon unermeßlich, das beleidigte Deutſchgewiſſen will und wird das Treiben nicht länger dulden.

Tat-Twam.

„Dieweil Euch das Nichts angeht."

Ein mächtiger Baum bildete eine gewaltige weit gewölbte Krone voller Blätter und Blüthen, die zart verzweigt und veräſtelt wie eine waldige Bergkuppe, wie ein von einer geſchorenen Hecke ganz bedeckter Hügel anzuſehen war und mit ihren, von munteren Vögeln und Bienen umſchwärmten Knoſpen und Blüthen einen prächtigen Anblick gewährte, denn die Krone des Baumes war ſo groß und ebenmäßig und umwölbte den Standort ſo, daß vom Stamm wenig zu ſehen war, der ſich unten gabelförmig theilte, ſo daß es ausſah, als wären zwei Bäume aus derſelben Wurzel entſproſſen.

Die Bienen, welche oben den Saft aus den Blüthen ſogen, hatten an jedem der beiden Stämme ihren Stock.

Die beiden Schwärme hielten genaue Ordnung unter ſich. Wiewohl die ſchöne und ebenmäßig gebildete Baumkrone keinen Spalt und keine Lücke aufwies, betrachtete der Schwarm des rechten Bienenſtocks bis zu einer gewiſſen, für Andere gar nicht merkbaren Grenzlinie, die Krone rechterſeits für ſein Reich und der linke Schwarm auf der anderen Seite desgleichen und wehe dem, der dem andern in's Gehege kam. Es ging ihm wie Einem, der ſich in das Fach eines Andern einmiſcht. Er wurde hinausgebiſſen und verfolgt. Wiewohl beide Schwärme auf demſelben Baume hauſten, ſchienen ſie ſich untereinander Nichts anzugehn und Nichts mit einander gemeinſam zu haben. Und dieſelbe Ordnung hielt hinſichtlich der verſchiedenen Aeſte und Zweige ſeines Ravens jeder Schwarm unter ſich. Und je mehr kleine neue Zweige ſproßten, um ſo mehr Unter-Abtheilungen gab es, die ſich ganz ſpeciell jedes Jahr dieſem von ihnen allein erkorenen Zweige widmeten.

Da kam eines Tages vom Boden und der Wurzel her ſchwarzes, kriechendes und krabbelndes Gethier, wie Ameiſen und Termiten anzuſehen, welches ſeit langer Zeit ſchon den Stamm und die Wurzeln angefreſſen und unterwühlt hatte, ſo daß die Krone in Folge deſſen an einigen Stellen abzuſterben begann und auch die fleißigſten Bienen nicht mehr die reichliche Ernte wie vorher fanden.

Der Gärtner, der das sah, sann darüber nach, wie er da am besten helfen könnte. Da das Gewürm an beiden Stämmen hinaufkroch und die Bienenstöcke zu belästigen und zu zerstören begann, überlegte er, ob er die beiden Bienenstöcke höher hinauf, oder tiefer nach abwärts verlegen sollte. Verlegte er sie höher hinauf, so würden die Zerstörer ihnen nachkriechen und schließlich durch ihre Ueberzahl mit den auf die einzelnen Zweige Vertheilten fertig werden.

Da wußte er sich denn keinen andern Rath, als daß er beiden Stöcken zusammen dicht bei einander unten, wo der Stamm sich über der Wurzel theilte, ihren gemeinsamen Platz gab. Erst war es etwas Ungewohntes für die überraschten Bienen, die bis dahin wenig in Berührung gekommen waren.

Doch bald erkannten sie in ihren so nah dem Stamm und der Wurzel aneinander gerückten Arbeitsfeldern den gemeinsamen Nutzen, den sie sich leisten konnten, indem sie den gemeinsamen Feind, der sie und den ganzen Baum bedrohte, an der Wurzel des Stammes gewahr wurden. Hier erst wurden sie gewahr, daß sie nicht auf zwei Bäumen, sondern auf einem Baum mit gemeinsamem Stamm und Wurzel lebten und von da ab gelang es ihnen auch, des gemeinsamen Feindes Herr zu werden, der schon des alten Stammes Mark und Wurzel anzufressen begonnen hatte.

War vorher ein Jedes nur um seinen kleinen Zweig, von dem es lebte, bemüht gewesen, als ginge sie der andere Ast und Zweig daneben Nichts an, so rettete ihre gemeinsame Arbeit gegen den das Ganze unterwühlenden Feind nun sämmtliche Zweige für das gemeinsame Wohlergehen und war früher ihr Wahlspruch: Ein Jeder kümmere sich nur um seinen Zweig und nicht um den Anderen, dieweil ihn das Nichts angeht, so ist er jetzt, wo sie die Gleichheit und Gemeinsamkeit von Stamm und Wurzel erkannt hatten: Den Dingen auf den Grund gehen und das Uebel bei der Wurzel anfassen, Alle für Einen und Einer für Alle, dieweil das Jeden angeht.

Gerade wie mit den Bienen auf ihren Blüthenzweigen verhält es sich heut mit unserem durch unendliche Verzweigung der einzelnen Wissenschaftsfächer herangezüchteten Fachmenschenthum. Es sind soviel neue Spezialfächer entstanden, daß bei dem bienenmäßigen Fleiß, welches jedes neue Spezialfach für sich auf allen Gebieten des Wissens und Forschens erfordert, ein Ueberblick des Ganzen für den Einzelnen fast zur Unmöglichkeit wird, ja, daß darunter sogar das Interesse für das Gemeinsame, Große, Ganze leidet. Dies hat ein Fachmenschenthum herangebildet, welches von vornherein auf Universalbildung im früheren Sinne der

Universitas literarum verzichtet. Skepsis und Zweifel an Allem, was das andere Fach betrifft, ist die Folge davon. Seelenlosigkeit ist an Stelle der früheren Begeisterung getreten, die jenen Zeiten angehört, wo man sich in beiden Hauptfächern, dem der Metaphysik und dem der Physik und Naturwissenschaften noch des gemeinsamen Ursprungs, des gemeinsamen Stammes und Wurzelgrundes bewußt war. Der Natur- wie der Gottes-Begriff ist der Welt über allem Fachmenschenthum abhanden gekommen. Wo Jeder nur Ausnützung seines Faches und Zweiges unbekümmert um die Nebenzweige und den Ursprung des Ganzen auf seine partikularistische Fahne geschrieben hat, da gehen die Bestrebungen so auseinander, daß der Techniker nichts mehr mit dem Pädagogen und der Theologe nichts mehr mit dem Naturforscher gemein hat. Sie sind sich unter einander vor lauter Fachmenschenthum unverständlich geworden, als wären Metaphysik und Physik zwei Welten, wie Himmel und Hölle verschieden, wie die zwei Bienenreiche auf dem gabelig gespaltenen Stamm.

Da weisen die Führer der Menschheit, die Forscher, die Ahnenden und Wissenden alter und neuer Zeit, die man nach wie vor verketzert und verfolgt hat, auf den Ursprung beider Stämme. Die vergleichenden Religionsstudien der Urvölker von Max Müller in Oxford zeigen auf die Ahnung Gottes und der Natureoffenbarung, die in jeder Menschenbrust schlummert und die stets seit Jahrtausenden die Phropheten beseelte und in Zungen sprechen ließ zur blöden Menschheit, die den Sinn für den Ursprung des Göttlichen verloren hatte. Zu gleicher Zeit weist der Physiologe und Theologe Henry Drummond die Einheit von Naturgesetz und Geistesgesetz nach und tiefernste Gedanken Egidys ziehen den Schluß, daß die Stunde der Versöhnung geschlagen hat und daß wir fortan mit Dogma und Lügen-Compromissen zu brechen haben.

Der Gärtner, der Führer zur Vertiefung und Verinnerlichung, zeigt den in alle Winde Zerfahrenen die gemeinsame Wurzel und den gemeinsamen Feind, die Lüge, die daran nagt und bei unserem Fachmenschenthum den ganzen Baum der Menschheit veröden wird.

In dem Momente wird denen, welche die große Kluft des Mißverständnisses und der Kurzsichtigkeit mit dargereichten Händen überbrücken wollen, zugerufen: „Religion ist ein Ding und Politik und Leben ist ein ander Ding. Ihr, die Ihr im Dienste der Macht steht, laßt ab, Euch um Politik zu kümmern, dieweil Euch das Nichts angeht."

Sie, die dicht vor der Versöhnung standen, welche mit Egidy sagt: „Religion nicht mehr neben unserm Leben — unser Leben selbst Religion", sie, die von ganzem Herzen überzeugt sind, daß der Streit zwischen beiden

Seiten vermittelnd durch Hinweis auf den gemeinsamen Ursprung alles Menschlichen und Natürlichen zur Versöhnung führen, und daß statt des Fachmenschenthums ein begeistertes Gottmenschenthum, das im Ganzen aufgeht, zum Siege verhelfen muß, sie werden aufgefordert, zu schweigen von dem, dessen ihr Herz voll ist und zu sagen, was ihnen herkömmlich erlaubt ist.

Was den Predigern direkt gesagt ist, gilt auch den Aerzten, Lehrern und allen selbstdenkenden Menschen. Religion soll nach wie vor das Mäntelchen bleiben, das wir über unsere politischen Schliche decken, die Hammerstein-Maske, mit der wir uns als Stützen für Thron und Altar ausgeben und dabei im Dunste der Lüge weiterarbeiten als Fachmenschen, deren Fach nur die Spezialität des Gelderwerbs ist.

Werden die Führer der Menschheit zur Vertiefung und Erweiterung unserer Welt-, Natur- und Gottesanschauung diesem Gebot folgen? — Sie werden thun wie der Gärtner und wie die Bienen, von denen sie lernen sollen, dieweil das Jeden angeht.

Berlin. Ernst Below.

Sozialdemokratische Bewerthung der Geistesarbeit.

Der durch die Umsturzvorloge unterbrochene Mauserungsprozeß der deutschen Sozialdemokratie, der am Ende dahin geführt haben würde, sie aus einer revolutionären zu einer radikalen Reformpartei umzugestalten, hat nicht allein Fragen der Taktik, sondern auch Programmpunkte zum Gegenstande gehabt, welche die stärksten Meinungsverschiedenheiten zwischen den Parteileitern aufgedeckt haben. Nach dem sozialdemokratischen Programm, wie es in Halle festgestellt worden ist, besteht wenigstens theoretisch ein wesentlicher Unterschied zwischen geistiger und körperlicher Arbeit nicht und im sozialistischen Zukunftsstaat würde konsequenter Weise von einer höheren Bewerthung der geistigen Arbeit nicht die Rede sein dürfen. Da die handarbeitenden Genossen das Hauptkontingent zur sozialdemokratischen Partei stellen, ist die Neigung, die materielle Arbeit der geistigen gegenüber zu bevorzugen und eine höhere Entlohnung der letzteren unangemessen zu finden, begreiflich genug. Auf den Parteitagen in Köln und Frankfurt a. M. ist denn auch die offene Empörung gegen die hohen Gehälter, welche die in der sozialdemokratischen Presse thätigen Leiter der Bewegung beziehen, zum Ausbruch gekommen. Der Sturm gegen die „Akademiker" wurde vorläufig nur durch einen von August Bebel damit begründeten Kompromiß beschwichtigt, „daß man die höhere Bewerthung der geistigen Arbeit sich gefallen lassen müsse, so lange man in der bürgerlichen Gesellschaft lebe und sich ihren Voraussetzungen zu fügen gezwungen sei, da sonst schwerlich die erforderliche Anzahl von Leuten gefunden werden könnte, welche ihre geistige Fähigkeit in den Dienst der Partei stellen würden". Dieses Kompromiß bildet indessen nur eine Verkleisterung der gegensätzlichen Auffassung über die Werthschätzung der geistigen und körperlichen Arbeit innerhalb der sozialdemokratischen Partei. Diese Auffassung wird an Schärfe noch zunehmen, und aus diesem Grunde kann für die Uebersetzung folgender novellistischen Skizze von Francis Adams aus der Contemporary Review um Aufmerksamkeit gebeten werden.

Berlin. Clara Steinitz.

* * *

Ein neuer Kapitalist.

I.

„Er saß mit dem Briefe des Freundes in der Hand da, starrte bald hinweg, um sich den Inhalt des Schreibens klar zu machen, bald ließ er die festen, klaren, schwungvollen Worte außer Auge, um sich in träumerisch zärtliche Erinnerungen an ihre ehemalige Freundschaft zu verlieren.

Seit sieben Jahren hatten sie einander nicht gesehen. Und in diesen sieben Jahren schienen Beide eine gleich gründliche Wandlung an Leib und Seele durchgemacht zu haben. Jetzt stand Jeder so weit wie möglich vom Andern getrennt da. Einst — damals — hatten sie einander so nahe gestanden. Nur zwei intime Beziehungen hatte er in seinem ganzen Leben unterhalten und beide waren bestimmt, einen nachhaltigen Einfluß auf ihn auszuüben. Die eine war nahezu erloschen, die andere wirkte noch immer mächtig auf ihn. Die eine knüpfte sich an seinen ehemaligen Schulgenossen Jack Daniel, die andere an den jungen irisch-amerikanischen „Arbeiterführer" Charlie Goulburn.

Diese zwei hatte er, wenn auch auf sehr verschiedene Weise, geliebt und bewundert. Er war sich dessen nicht bewußt, aber die Zeilen, die er endlich auf Daniels herzliche und sogar zärtliche Einladung, ihn zu besuchen, zu erwiedern sich anschickte, wurden mehr oder weniger unter dem direkten Einfluß der Erinnerung an jenen andern, fern weilenden Freund geschrieben.

Die Worte kamen dem Schreibenden anfangs stockend und mühsam, sodaß er mehrere verfehlte Versuche zerriß und fortwarf, bis endlich seine wirkliche Empfindung durchbrach und die Feder nur so dahinflog.

„Mein lieber Daniel," sagte er — —

„Mein lieber Daniel! Dein Brief hat mich, wie Du Dir wohl denken kannst, auf das Angenehmste erregt. Die ganze Hochfluth unserer Knaben- und Jünglingserinnerungen drängte bei seinem Anblick auf mich ein. Unsere nächtlichen Spaziergänge und Gespräche de omni scibili et quibusdam aliis traten mit einer unglaublichen Deutlichkeit vor meine Seele und ich sehe und höre uns, wie wir in unvergleichlicher Sommernacht durch St. Johns Wood schreiten (denkst Du daran?) und vom Obergrund bei Primrose Hill den jungen Tag aufdämmern sehn. Dann wieder, wie wir unsere Winterferien antraten, wie die mit einem dünnen Schneemantel bedeckte Reutische Rhede, über die wir nächtlich dahinwandern, im schwachen Licht der zunehmenden Mondsichel und der Myriaden Sterne erschimmert, wie wir die hallende See entlang nach Luccombe Chine und bei glorreicher Morgendämmerung durch den Bergsturz zurückkommen.

Sorglose und entzückende Zeiten, die für uns Beide schwerlich wiederkehren! Wie eng verbunden schienen wir damals zu sein, und doch erkenne ich jetzt, wie weit wir in der That auseinander gingen. Als wir in jener Nacht unter strömendem Regen in Edgeware Road Abschied nahmen, hätte ich weinen mögen. Damals galtest Du mir unendlich viel,

Alles, wie ich glaubte. Als leidenschaftlicher Anhänger meiner Kaste erzogen, stolz auf den Namen meiner Ahnen, ein ungezügelter junger Tory, für den nichts weiter sprach als eine ebenso leidenschaftliche Parteigängerschaft des Noblesse oblige, traf ich in Dir eine Art Befreier aus den Fesseln ehemals edler, nunmehr veralteter und schädlicher Ideen. Du bekehrtest meinen thörichten Stolz, indem Du mir das Recht der Andern darthatest, um ihre eigne Seligkeit zu ringen. Durch Dich belehrt, begann ich die himmelgeborene Bestimmung meiner Kaste zur „Führerschaft" anzuzweifeln und schließlich zu leugnen. Du überzeugtest mich von der physiologischen Ungereimtheit der „hohen Geburt" und von dem lächerlichen Gebahren, bloße soziale Gepflogenheiten ernst zu nehmen. Und alles Das (und wie viel mehr) brachtest Du ohne ein hartes oder grausames Wort, einzig und allein durch Milde, Takt, und den indirekten Einfluß Deiner schönen, edelheiteren Persönlichkeit zu Wege. Wie also konnte es geschehen, daß ich sechs Monate nach meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten aufgehört hatte, Dir zu schreiben und Du mir? Daß wir uns in Jahresfrist aus dem Gesicht verloren? Daß ich ein paar Jahre später zu der Annahme gelangt war, der liebenswürdige Verkehr zweier junger Seelen sei der einzige thatsächliche Gewinn unserer Freundschaft? Ein Gleiches bei Dir vorauszusetzen, scheine ich kaum berechtigt und doch spricht Manches dafür. Ich hatte Dir nichts zu lehren — absolut nichts. Du nahmst das Kapital und seine Verpflichtungen ja niemals ernst. Das ungeheure Vermögen Deines Vaters und das Arbeiterheer, das er befehligte, schienen wenig oder gar keine Wirkung auf Dich zu üben. Deine pivlosophische Betrachtung der Dinge war von selbstischen Interessen ganz unberührt. Allerdings wurde damals Dein älterer Bruder zur Leitung der Mühlen und Fabriken einexerzirt, während Du das Leben eines gebildeten Dilettanten zu führen beabsichtigtest. Dein Liberalismus jedoch — Dein Radikalismus — Dein Sozialismus möcht' ich fast sagen (denn als solchen erkenne ich heute Deine Kritik des bestehenden Rechts wenigstens stellenweise) zog zuweilen die berechtigte Existenz des Ganzen in Frage; und so faßte ich es auf.

Wie ist das Alles heute von Grund aus anders! Als ich mich vor vier Jahren inmitten einer verzweifelten Organisation als Arbeiteragent — oder wie es auch geläufiger heißt, als „bezahlter Agitator" in Chicago befand — hörte ich plötzlich Deinen Namen nennen. Da Dein Vor- und Zuname genannt wurden, konnte ich kaum im Zweifel darüber sein, daß mein ehemaliger Freund mit einer mitleidslosen Energie den seit Menschengedenken berechtigsten Streik gegen die tyrannische Ungerechtigkeit des Kapitalismus niedergeworfen habe. Nach und nach wurde ich über die Sachlage vollständig aufgeklärt und mußte schließlich zu einem entsetzlichen Urtheil über Dich gelangen. Wie lebhaft erinnere ich mich des Abends, an dem ich zuerst das unabweisliche Zeugniß dafür erhielt. Ich kletterte in mein erbärmliches Schlafstübchen in der eisigen Einsamkeit jener grausamen Winternacht, Daniel, und während der Föhn das baufallige, in seinen Balken erzitternde Haus peitschte, lag ich auf meinem Angesicht und stöhnte (weinen konnt' ich nicht) über all' die holdvergangnen Stunden, die wir mit einander verlebt. Dann stand ich mit zusammengebissenen Zähnen auf und ein mörderischer Haß und Hohn

brannten mich wie weißglühendes Eisen aus. Es dauerte lange, sehr lange, bis dieser Anfall vorüberging und die mildmenschliche Duldsamkeit, die wir schließlich Allem schulden, was aus unserm schwachen Fleisch geschaffen ist, sich auch auf Dich erstreckte.

Du siehst, ich bin noch derselbe leidenschaftlich heftige „Parteigänger", der ich immer war, nur daß mir vielleicht die straffe Selbstbeherrschung, die meine aristokratische Erziehung mir zur Pflicht gemacht, abhanden gekommen ist, was mir zuweilen leid genug thut, denn so sehr sich diese Selbstbeherrschung auf ein gehässiges Ueberlegenheitsgefühl Andern gegenüber stützt, bildet sie doch im tödtlichen Zweikampfe der Besitzer gegen die Enterbten eine Waffe von höchstem Werth. Ja wohl, bis zum Widerwillen, bis zum Haß und zur Verachtung meiner Standesgenossen hab' ich es aus der Erkenntniß ihrer endlosen Schädlichkeit gebracht, aber Du darfst mir glauben, daß ich die Mittelklasse, die Bourgeoisie, wo möglich noch tiefer verabscheue und verachte, und das ist der einzige Berührungspunkt zwischen meiner Vergangenheit und meiner Gegenwart. Soviel wenigstens darf ich zu Gunsten meiner Standesgenossen sagen: Es giebt immer noch Männer und Frauen unter ihnen, die bereit sind, sich dem neuen Licht zuzuwenden und sich dafür zu opfern. Ueberzeuge sie von der Ungerechtigkeit ihrer ehemaligen Bevorzugung und freiwillig werden Viele von Ihnen derselben entsagen, um ihr Loos mit dem der ausgebeuteten Dulder zu verschmelzen. Schmähe die französischen Aristokraten des achtzehnten Jahrhunderts so viel Du willst, deshalb haben doch Viele von ihnen unter Ludwig XVI. ein in diesem Maße von jeder andern herrschenden Kaste in der Weltgeschichte unerhört edles Benehmen an den Tag gelegt. Deine Mittelklasse aber, Deine Bourgeoisie? Nie, niemals! Die müssen um jeden Preis, außer wenn die Angst es ihnen austreibt, ihr Pfund Fleisch und wo möglich ein halbes Pfund des Andern noch dazu haben. O, ich habe keine sieben Jahre unterm Sternenbanner zugebracht, ohne einzusehen, daß der englische Grundbesitzer gegen den amerikanischen Kapitalisten ein Engel an Einsicht und Güte ist, und der amerikanische Kapitalist ist doch nichts weiter als die Apotheose eines Bourgeois Imperator! Ich setze mehr Hoffnung (so gering sie auch sein mag) auf unsere englischen Junker als auf unsere englischen Plutokraten, und von diesen bist Du, mein einstmaliger Freund, einer der ber . . ühmtesten. Kennst Du den Ruf, den Du unter den Arbeitern unserer Zeit hast? Denn ein solcher Ruf ist heut zu Tage international und der Arbeiterführer von Chicago oder Sydney lauscht dem Bericht über den Kapitalistenführer aus London, Paris oder Berlin. Du bist gehaßter und gefürchteter als irgend ein Kapitalist in England und das ist derselbe Mann, ohne dessen Hülfe und Führung ich heute aller menschlichen Berechnung nach der betitelte Herr weiter Landstrecken, ein Pachtverwüster zu Gunsten von Wildgehegen, ein Vertreiber von Männern, Weibern und Kindern einer Anzahl Hasen, Rebhühner und Haselhühner zu Liebe wäre:

Mein Freund, (den ich alten Zeiten zum Gedächtniß so nenne und zu dem ich aus demselben Grunde mit ungeschminkter Offenheit rede), welcher Gewinn würde uns aus einer Zusammenkunft, aus dem Versuch erwachsen, den einstmaligen Verkehr wieder aufzunehmen? Die bloße Thatsache, daß Dein Brief aus einem Palaste kommt, ruft die abscheu-

lichsten Erinnerungen in mir wach. War's nicht gerade am Hofthor Deines Wohnpalastes zu Felixstowe, wo eine Deputation hungernder Weiber mit hungernden Kindern auf den Armen und an den milchleeren Brüsten am bittern Schluß des Streiks zu Dir kam und Dir sagte, daß ihnen der Tod in's Angesicht starre, wenn ihre Männer ihre Arbeit nicht aufnehmen könnten? Und ich sollte mich diesem Thore nähern, sollte es überschreiten und als Dein Gast — als Dein Freund Dein Haus betreten?

Nein, Daniel, nein! Unsere Pfade liegen in entgegengesetzten Richtungen und so muß es bleiben bis zum Schluß. Ein Zufall gab Dir meine Adresse, Du benutztest sie und ich danke Dir für die Worte, die Du mir schriebst. Sie klangen mir wie eine Stimme aus meines Lebens glücklichster Zeit. Ich erwidere Dir, wie es mir unserer so ächten, so lautern, so edeln Beziehung einzig angemessen scheint. Halte mich nicht für hart und pharisäisch. Ich verurtheile Dich nicht — o keinen Augenblick! Gott weiß, daß ich in diesen Jahren eines finstern und trostlosen Kampfes Anfechtungen genug zu bestehen hatte, und daß es Zeiten gab, wo ich ihnen erliegen zu müssen glaubte. Auch mir sind Schönheit und Kenntniß überaus werth — Kunst und Musik, Literatur und Wissenschaft. Auch ich möchte „bleiben und Hütten bauen." Aber das wird kaum geschehen dürfen. Das fällt erst unsern Kindeskindern zu und ihnen vielleicht nicht einmal. Aber wann es auch geschehe — wenn es nur überhaupt geschieht — nicht für einige Wenige — nein, nicht einmal für Viele, sondern für Alle, — dann will ich zufrieden sein! Einer solchen Hoffnung entgegenzustreben, darf man tausendmal kämpfen und sterben!

Noch einmal Deine Hand, mein Freund — zum letzten Male. Leb' wohl.

Gerald Hastings.

II.

Am Spätnachmittag des folgenden Tages saß Hastings von hartem Tagewerk völlig erschöpft im dürftigen und unbehaglichen Zimmer einer Pension am Russel Square, als es plötzlich an seine Thür klopfte und die Magd ihn benachrichtigte, daß ein Herr unten auf ihn warte. Er folgte ihr achtlos in das Empfangszimmer, dessen klapprig dürftige Möbel im Schein der einzig flackernden Glasflamme, die offenbar eben erst angezündet worden war, noch charakterloser und unsauberer aussahen als sonst. Gewiß einer der befreundeten Propagandisten, dachte er, ohne sich in seiner düstern Verfassung sonderlich den Kopf darüber zu zerbrechen, wer es sein könnte. Er stand Daniel gegenüber.

Einige Augenblicke verharrten sie schweigend und bewegungslos im gegenseitigen Anschauen, jeder erkannte, wie sehr und doch wiederum wie wenig der Andere verändert war, dann stieß Hastings einen tiefen Seufzer aus und wandte den Kopf ab.

„Gerald, alter Junge," sagte die vertraute Stimme mit derselben musikalischen Biegsamkeit von ehedem, „kannst Du mir nicht vertrauen?"

Hastings sah schnell zu ihm hinüber.

Das weiche tiefschwarze Haar spann sich rings um das olivfarbene

Antlitz mit seinen sanften tiefschwarzen Augen, aus denen genau wie früher eine freundlich furchtlose und schlichte Aufrichtigkeit sprach. Ein leichter dunkler Schnurrbart verbarg die lächelnde Zuversicht der schöngeschwungnen Linien der Lippen und des Kinnes nicht. Merkwürdig, wie der persönliche Zauber des Mannes, jenes Etwas, mit dem er den aristokratischen Schuljungen beim ersten Blick gefangen genommen hatte, ein malerisch orientalisches Element in der gewohnheitsmäßig ruhigen, doch äußerst entschlossenen Natur des brünetten Nordländers — wie die Hochfluth der Erinnerungen, wie der angenehm gesunde körperliche Magnetismus mit seinem geistigen Gegengewicht eines heitern, leidenschaftlich und mystisch zugleich angewehten Freimuths zusammenwirkten, um Hastings zu unterjochen, ihn trotz seines Widerstrebens abermals zum Freunde zogen, ihn wieder zwangen, den Freund zu lieben und an ihn zu glauben.

Eine Minute später saßen sie auf dem verblichenen Marterjopha bei einander, schwatzten wie zwei Schuljungen, und Daniels Arm ruhte leicht auf des Andern Schulter.

„Du mußt gleich mit mir kommen, Gerald," sagte er. „Wir kommen gerade noch zum Diner hinunter, dann plaudern wir in einem sternhellen Thurm, bis der Tag anbricht, wie wir es sonst zu thun pflegten, und erzählen uns, was wir in diesen sieben Jahren Alles gethan, gedacht und erlitten haben."

Nach einem kurzen Kampf mit seines Freundes zaghaftem Widerstande setzte Daniel seinen Willen durch, führte Gerhard nach dem offenen Wagen, der vor der Thür auf sie wartete, ließ ihn einsteigen, stieg selber ein und hurtig fuhren sie von dannen.

„Wir können den ganzen Weg fahren," sagte er. „In einer Stunde sind wir auf freier Flur, fahren in den Sonnenuntergang hinein und lassen uns wieder einmal die Reinheit und Schönheit der Natur um die Stirne wehen."

„Und also bist Du verheirathet," sagte Hastings etwas träumerisch. „Hast Du Kinder?"

„Ja, drei; zwei Knaben und ein Mädchen und zwar glücklicher Weise das Mädchen, dem Alter nach, zwischen den Knaben."

„Sprich zu mir," murmelte Hastings; „erzähl' mir von Dir. Weißt Du, wie mir zu Muthe ist," fuhr er fort, während seine trüben Blicke träumerisch über den Menschenstrom irrten, „hier in Deiner luxuriösen Equipage, von der man auf die blassen gequälten Gesichter herunterjieht? O, Du wirst mir viel, sehr viel erklären müssen!?

„Liebster Junge, berenst Du schon, mir vertraut zu haben?"

„Nein, nein. Ich vertraue Dir, wahrhaftig. Aber es ist hart. Vielleicht haben die Frauen in den Umschlagtüchern dort . . ." Und die Visien der schauerlichen Prozession an den Thoren von Felixstowe stieg vor ihm auf.

„O, sprich zu mir!" sagte er schnell. „Erzähle mir von Dir! Was fingst Du an, als ich England verließ? Wer ist Deine Frau? Ist sie schön? War sie's, die Dich an das „bestehende Recht" glauben und dafür eintreten ließ? Schwache Frauen bezwingen den stärksten Mann, gerade wie die Liane die Riesenbäume der Tropen mit üppig giftigen Blüthen-

ranken umschlingt und seinen sterbenden Wipfel umklammert, bis Beide im gemeinsamen Ruin zusammenstürzen."

Eine Pause trat ein.

Dann sagte Daniel: Ich werde Deinem Wunsche nachzukommen und Dir eine Skizze meines Lebensganges zu geben versuchen. Was ihm zu Grunde liegt — der geistige Kampf im Finstern, bis ich mich zum Licht durchzuringen vermochte — davon ein ander Mal; heut' Abend meinetwegen, wenn wir allein sein werden."

Der von zwei Vollblutpferden gezogene Wagen flog menschenleere Straßen entlang, bis sich der Lärm des Londoner Handelsverkehrs in ein Murmeln verlor, das nicht laut genug war, um die melodisch klare Stimme des Sprechers ersticken zu können.

„Du erinnerst Dich," sagte er, „daß ich Dir ein, zwei Mal nach dem Rancho in Texas schrieb, wie das Oxforder Leben auf mich wirkte, und daß mir schon damals, nach einem kaum vierwöchentlichen Aufenthalt zu Muthe war, als könne ich nicht viel länger dort ausharren. Es war augenscheinlich nichts weiter, als eine Fortsetzung unseres Lebens in Harrow, und mich verlangte nach etwas Frischem, Neuem. Ich wollte das Leben aus vielen Berührungspunkten als ein Ganzes kennen lernen und Oxford stellt heutzutage günstigen Falls einen geschickten Abriß akademischer Einförmigkeit dar. Mein Vater ließ mich meinen eigenen Weg gehen, was ich einerseits dem Einfluß meiner Mutter, die mir stets blindlings vertraute, andererseits seiner Apathie verdankte, die eine Folge seiner schwindenden Gesundheit war. Am Schluß des zweiten Semesters verließ ich Oxford und ging nach Paris studiren. Dort hab' ich Dich ein paar Monate später aus dem Gesicht verloren. Ein Brief, den ich Dir nach dem Rauche geschickt hatte, kam mir mit dem Bedeuten zurück, Du seiest abgereist und habest keine Adresse hinterlassen, und just um diese Zeit muß ich auch wohl die Entdeckung gemacht haben, daß ich in Paris gerade so hoffnungslos unruhig und unzufrieden wurde, wie ich es in Oxford gewesen war. Renan war eine große persönliche Enttäuschung für mich. Ein Lehrer geistiger Vertiefung und einer idealen Philosophie endete sichtlich in Gourmandise und sein epikuräisches Bedauern (sein Bedauern nämlich, kein Epikuräer zu sein), war nicht nach meinem Geschmack. So stellte ich mich eines Tages in Jena ein, um in Ernst Häckel ein Tonikum für eine erschlaffte Seele zu suchen. Aber auch dort fand ich Enttäuschung, Widerwillen und die alte Unraft. Häckels Beschränktheiten sind furchtbar. Ein wissenschaftlicher Philister von Genie, der von Frankreich als einer Stätte roher Unwissenheit spricht und eine Rotte gelbhaariger junger Leute in der ganzen Inbrunst dieser unvernünftigen Anschauung eines teutonischen Chauvinismus dritten Ranges großzieht, konnte mich nicht lange befriedigen. Ich ging darauf mit einem prächtigen jüdischen Alterthumsforscherchen, einem Herrn Doktor aus Jena, nach Italien und Sicilien und half ihm Material für eine Monographie über die Sarazenen in Europa sammeln, bis mich die alte Ruhelosigkeit abermals überfiel, — und zwar diesmal nicht in der Gestalt persönlicher Abneigung und Enttäuschung (ganz das Gegentheil vielmehr) sondern weil ich fühlte, daß ich mich blindlings auf Seitenwegen verirre und daß der eine große Gegenstand unserer Zeit — der echte

Zeitgeist — mir entwische. Diese Erkenntniß stimmte mich um so tiefer herab, als ich für mein Unbehagen erst spät die richtige Diagnose fand."

Er hielt inne und Hastings lauschte ihm mit wachsendem Interesse.

„Als ich plötzlich mit mir in's Klare kam, empfand ich eine unaussprechliche Freude. Das soziale Problem bildete das große Trachten meiner Zeit. Es war die einzige Frage, die eine Lösung durchaus verdiente und gebieterisch erheischte. Literatur, Kunst und Wissenschaft waren gewiß befugt, unser volles Streben in Anspruch zu nehmen, was aber den Grundton zu Allem gab, war die soziale Frage. Der Mensch ist und muß stets der Gegenstand höchster Wichtigkeit für den Menschen bleiben, der Mensch, wie er auf dieser, unserer heutigen Erde lebt, sich bewegt und sein Wesen treibt. Die alte Lösung der Frage war, wie jeder einigermaßen Vernünftige einsehen mußte, völlig unangemessen. Wie lautete die neue Lösung? Gab es eine neue Lösung?"

Abermals hielt er inne.

„Merkwürdig," sagte Hastings, „wie übereinstimmend wir uns bisher entwickelt haben."

„Wie Du weißt, hatte ich schon zuvor in Soziologie herumgestümpert, wie ich es mit Literatur, Kunst und Wissenschaft gethan, ohne Tiefe und Methode. Jetzt nahm ich mir vor, der Sache ernst zu Leibe zu gehn. Und da zur Erringung jeglicher Wissenschaft zwei Dinge nöthig sind, nämlich Gedanke und Erfahrung, was mit guten Büchern und eigener Anschauung identisch ist, so beschloß ich, nach dem Ostend in London und mehr noch nach seinem Südend zu gehen, um meine Frage an Ort und Stelle zu studiren. Dazu fanden sich denn bald die erwünschtesten Gelegenheiten. Die Religiösen — Heilsarmee und unsere eignen kirchlichen Missionäre — nahmen mich herzlich auf und Das thaten nach kurzem Argwohn auch die mehr oder minder säkularisirenden Sozialisten und Arbeiterpropagandisten. Denn ich war zu harter Arbeit und harter Münze (in vernünftigen Grenzen) gleich erbötig und dieser Verbindung widersteht man nicht lange. Das geschah vor fünf Jahren und ich hielt ein Jahr hindurch unverbrüchlich daran fest und würde würde wahrscheinlich doppelt so lange daran festgehalten haben, wenn nicht eine Reihe unerwarteter Ereignisse eingetreten wäre."

„Ja?" sagte Hastings.

„Innerhalb weniger Monate starben mir Vater, Mutter und Bruder. Auf den ersten Todesfall war ich gefaßt, vielleicht sogar auf den zweiten, denn meine Mutter hatte jüngst eine schwere Krankheit durchgemacht und hing außerdem auf das Innigste an meinem Vater; dagegen versetzte mir der Tod des Bruders — und zwar die Art und die begleitenden Umstände desselben — einen wahrhaft schweren Stoß. Ich wußte nicht viel von ihm. Wir hatten von frühester Kindheit auf wenig oder nichts gemeinsam und waren Jeder seinen eigenen Weg gegangen. Vor Kurzem hatte er geheirathet, die Frau war im Kinderbett gestorben, das Kind folgte nach. Seit den letzten fünf oder sechs Jahren hatte er thatsächlich den ungeheuer ausgedehnten Betrieb der Daniel'schen Werke geleitet und ich war nicht umsonst ein Soldat oder sogar ein Hauptmann im Arbeiterheer gewesen, und verstand recht wohl, wie unmenschlich streng er es gethan. Eine starke und vernachlässigte Erkältung war in eine heftige

Lungenentzündung umgeschlagen und ein Telegramm rief mich unter seinem Namen unverzüglich an sein Lager. Was folgte, war über jeden Ausdruck mitleiderregend. Aus Angst, daß ich ihn bewußtlos antreffen könnte, hatte der arme Junge einen Brief an mich dittirt. Im Augenblick, als ich eintrat, mußte ihn mir der Wärter, auf den nervös heftigen Befehl des Kranken, in seiner Gegenwart vorlesen. Es war ein strenger leidenschaftlicher Appell an mein Pflichtgefühl als Mensch und meinen Stolz als ein Daniel, meinen müßigen erbärmlichen Dilettantismus abzuschwören, die Geschäftsleitung zu übernehmen und den Betrieb unserm Namen zu erhalten. Ich sei der letzte Daniel. Er könne nicht glauben, daß ich einen der ersten Namen des englischen Handels, einen Namen, der allerorten mit Ehren bekannt sei, wo die englische Flagge wehe, untergehen, oder was ebenso schlimm sei, dem Ge- und Mißbrauch Fremder überlassen werde. Dann begann er zu sprechen. Weder Arzt noch Wärter vermochten ihm Einhalt zu thun. Er hatte bloß wenige Stunden zu leben und nur die schreckliche Kraft seines Willens hielt ihn davon zurück, in Bewußtlosigkeit zu versinken. Gar viele Gedanken flogen mir durch den Sinn. Ich war in Bezug auf das soziale Problem bei bestimmten Schlüssen angelangt — bei Schlüssen, die mir jedoch noch nicht unumstößlich feststanden. Vor sechs — vor drei Monaten hätte ich mich in der Praxis zu einem überzeugten Arbeiter, in der Theorie zu einem überzeugten Sozialisten bekannt. Jetzt fühlte ich, das mit wirklicher Aufrichtigkeit nicht thun zu können. Noch empfand ich, daß ich Beides war, aber ich wußte, daß meine Auslegung der Worte von neun Zehnteln oder vielmehr von neunhundert neunundneunzig Tausendsteln meiner Kameraden sehr abweichen würde. Mittlerweile fuhr die zitternde heisere Stimme meines Bruders fort, beschwörend und vertheidigend an mein Ohr zu schlagen, während der verzehrend feierliche Ausdruck seines todumschleierten Auges meinen Blick zu unterjochen begann. Der unsinnige Stolz auf unsern Namen berührte mich natürlich als veraltet und widersinnig, aber das Pathos der im Tode ringenden Seele ergriff mich und vielleicht hat gerade dieser unsachliche menschliche Impuls den Ausschlag gegeben. Ich nahm plötzlich seine Hand auf und erklärte ihm langsam und überlegt, daß ich das Geschäft übernehmen und der erfolgreichen Leitung desselben mein Leben opfern wolle. Mit seinen scharfen knochigen Fingern griff er fest nach mir, lächelte, nickte, seufzte schwer, schloß seine Augen halb und war todt."

Wiederum hielt Daniel inne, und wie sie auf der Chaussee dahinfuhren und der rothe Sonnenuntergang ihre Gesichter matt erschimmern ließ, schien die bedeutungsschwere Szene noch einmal vor ihm aufzuleben.

„Nun?" fragte Hastings sanft.

Daniel seufzte.

„Vierzehn Tage später," fuhr er fort, „benachrichtigte mich der Direktor unserer größten Mühlen von einem sogenannten Ultimatum, das die Arbeiter mir stellten. Es enthielt die Forderung eines zehnprozentigen Gehaltsaufschlages für die Leute in Reih und Glied, des Zehnstundentages und der Reform vieler mißbräuchlicher Ordnungsstrafen. Ich hatte von der wirklichen Tragweite der Sache keine Ahnung, bis

mir am folgenden Tage ein Interviewer der „Pall Mall Gazette“ eine Nummer vom vergangenen Abend überreichte und mich um die Beantwortung einiger Fragen ersuchte. Zuerst las ich das Blatt. Die persönlichen Thatsachen waren alle so ziemlich korrekt. — Nachträglich erfuhr ich, wer sie geliefert hatte. Es war einer meiner Arbeiterfreunde, der mir bis auf sein Leben so ziemlich Alles verdankte.“ — (Hier lächelte er amüsirt). „Und auch die Angaben betreffs der „Mißbräuche“ in den Danielmühlen stimmten meines Wissens so ziemlich. Sie waren im üblich sensationellen Stil prächtig aufgebauscht und wie ein Blitz durchfuhr mich's, daß ich in der That, wie mein Freund, der Interviewer, mich versicherte, der Held des Tages sei. „Was wird er damit anfangen? — Ein Ostend-Sozialistenführer gelangt zur Herrschaft über 15000 Arbeiter! — Das Vermögen der Daniel!“ und so ging's fort. Es war sehr spaßhaft. Dann wandte der Interviewer sich mit den Fragen an mich: Waren die Berichte über die Mißbräuche in den Danielmühlen richtig? Ich glaubte wohl. Ich stünde im Begriff, mich davon zu überzeugen. — Was ich thun würde? Ich wisse es noch nicht. Ich würde sehn. Und etwas Anderes bekam er aus mir nicht heraus.“

Hastings nickte mit leicht zusammengezogenen Brauen.

„Weiter?“

„Zu Einem war ich entschlossen: nichts unüberlegt und in Eile zu thun. Ich begab mich schnurstracks nach Morwen, wo die Unruhe ausgebrochen war, und interviewte den Direktor ausführlich. Dann hatte ich eine Unterredung mit einer Deputation der Leute. Und dann versuchte ich ein paar Arbeiter und Arbeiterinnen besonders auszufragen. Die Erregung in der Mühle — in all' unsern Mühlen — war, wie ich sofort sah, sehr stark. Die Arbeiter schienen die ungefähre Idee zu haben, daß eine Balgerei um die Danielmillionen stattfinden solle, an der sie theilzunehmen ein gutes Recht hätten. In drei Tagen stand ich erst einer argwöhnischen, dann einer wildentfesselten Opposition gegenüber. Plötzlich stellte man mich vor die Wahl, entweder den Forderungen der Leute zu willfahren oder auf einen allgemeinen Streik gefaßt zu sein. Auf dieser Höhe standen die Sachen, als drei meiner alten Arbeiterfreunde — Arbeiterführer — hinkamen und mich sofort aufsuchten. Ich legte ihnen die Verhältnisse klar auseinander. Sie fingen damit an, einige Bedenklichkeiten zu äußern, fragten, weshalb ich den Forderungen der Leute nicht vor, statt nach meinen Untersuchungen nachgegeben hätte, willigten aber schließlich darein, ihr Bestes zu thun, um den Streik zu vermeiden, und spät am nächsten Abend benachrichtigte man mich von einer vierzehntägigen Frist, die man mir biete; nach Verlauf dieser Zeit jedoch müsse ich mich den Leuten stellen oder die Folgen auf mich nehmen. Einer der drei Gesandten sagte mir gerade heraus, daß mir nichts übrig bleibe, als zu kapituliren. Er habe nie entschlossenere und rechtlichere Leute gesehen und die öffentliche Meinung stehe auf ihrer Seite. Unterdessen hatte mich die Presse über aufregende ausländische Begebenheiten, die sich mittlerweile glücklicherweise Weise ereignet hatten, einigermaßen fallen lassen aber die Tory-, die freisinnigen und radikalen Blätter schlugen ins-

gesammt einen Ton cynischer Erwartung an und ich empfand im innersten Herzen, daß sie in ihrer Ansicht der Dinge nicht enttäuscht sein wollten.

„Ah!" machte Hastings.

„Ich begann meine Untersuchung", fuhr Daniel ruhig fort, „und setzte sie einer starken Opposition in's Angesicht durch, arbeitete Tag und Nacht, wobei meine drei Arbeiterfreunde mich sardonisch „unterstützten". Schließlich blieben mir drei freie Tage für die reife Ausarbeitung meiner Vorschläge und ich bestand darauf, daß man mich absolut allein ließ. Ich war mir der Bedeutung meiner Entscheidung bewußt. Einige Male gestehe ich zu, fühlte ich mich geneigt, die Sache aufzugeben und den Leuten in aller Weise ihren Willen zu lassen, denn mir war völlig klar, daß sie Krieg, bitteren Krieg beabsichtigten, ohne weitere Möglichkeitsberechnung. Konnten meine jüngsten sozialistischen Schlüsse nicht unrichtig und meine alte praktische Theorie, nach welcher die Verbände (sie hatten einen Verband organisirt) die praktische Verwaltung nach eigenem Ermessen regeln sollten, nicht richtig sein? Es war ein langer und schwerer Kampf, der nach der einen oder der andern Richtung beendet werden konnte. Ein neues Ereigniß jedoch führte die Entscheidung fraglos herbei. Eine drohende Deputation überfiel mich. Das war zu viel. Ich stellte mich dem großen Meeting meiner Leute mit meinen absolut auf den neuen und nicht den alten Schlüssen beruhenden Vorschlägen. Ich hatte während des letzten Jahres in London häufig öffentlich gesprochen, aber diesmal hatte es offenbar eine viel weittragendere Bedeutung und ich war auf Gewaltthätigkeiten gefaßt. Dennoch wandelte mich's sonderbar trämmerisch und lethargisch an. Gewiß war ich von der Anstrengung übermüdet. Als ich mich erhob, trat eine lautlose, eine peinliche Stille ein. Ich konnte niemand unterscheiden. Erst als ich mitten in meinem Speech war und der Sturm sich sammelte, gewann ich meine Selbstbeherrschung zurück und nun traten die Gesichter deutlich, wie in Mittagssonne getaucht, vor mich hin. Ich begann mit den Mißbräuchen der Disziplin — hauptsächlich Geldstrafen für zu spätes Kommen, Schwatzen und Unsinntreiben während der Arbeitsstunden. Viele dieser Mißbräuche stellte ich ab, andere reduzirte ich auf bloße Nominalsummen, selbst für alte ausgezahlte Löhne. Ein leises starkes Gesumme, das entschieden zu meinen Gunsten sprach, begrüßte mich beim Schluß der Liste. Dann kamen die Löhne an die Reihe. Sämmtliche Aufseher erhielten einen Zuschlag von 50, einige einen solchen von 70—80 Prozent. Alle geschickten Arbeiter, die industriellen Spezialisten, stiegen gleicherweise von 30 bis 60 Prozent. Alles was einen höheren Arbeitstypus, Gehirnarbeit, Gedankenanstrengung, Urtheilsfähigkeit und Originalität in sich schloß, nahm an dem hohen Zuschlag theil. Ohne Unterbrechung wandte ich mich nun den kenntniß- oder fast kenntnißlosen Arbeitern oder Arbeiterinnen zu. Den Leuten, welche die gleiche Arbeit thaten, sollten genau die gleichen Löhne gezahlt werden und ich theilte die Klassen ab, bevor ich den Zuschlag nannte, den ich zu bewilligen bereit war: höchstens 7 oder 8, mindestens 4 oder 5 Prozent. Eine schreckliche Pause trat ein, dann brach der Tumult los. Ich bat um Stille und begann von den von mir beabsichtigten Verbesserungen der allgemeinen Verhältnisse der Arbeiter zu sprechen — von Häusern, Schulen, Bibliotheken, einem Park, Bädern

und dergl. Der Aufruhr wuchs und wuchs. Ich harrte trotzdem aus, beherrschte ihn zu Augenblicken und sprach von einem Pensionirungs-System. Eine laute Stimme rief: „Zum Henker mit Pensionen. Höhere Löhne wollen wir.“ Damit war's entschieden. In zehn Minuten riefen gellende Stimmen nach dem Streik. Meine Londoner Freunde umringten mich, schrieen und gestikulirten mir ihre Einwendungen vor. Ich zuckte nur die Achseln, faltete meine Papiere zusammen und ging fort. Zu bleiben wäre Thorheit gewesen.“

„Und daraufhin bekämpftest Du sie?“ fragte Hastings.

„Nun, ganz daraufhin nicht. Es fanden mancherlei Zusammenkünfte statt und ich war Tag und Nacht bereit, die Leute anzuhören und mit ihnen zu reden, aber ich wußte freilich, daß es vergebens sei. Ihre Stimmung war für Krieg und Krieg sollte es sein. Um es kurz zu fassen — die Danielarbeiter wollten dreierlei: erstens, einen Griff in die Danielmillion thun, zweitens, womöglich sich für die Dauer in Arbeiter-aristokraten wandeln, drittens für die Arbeiter in Reih und Glied einen im Verhältniß zum Werth der geleisteten Arbeit um 50 Prozent höheren Lohn als für die Hauptleute und Obersten. Mit andern Worten, sie wollten die Geschicklichkeit der Kraft, das Gehirn dem Leibe, den höheren Typus dem niederen opfern. Die beiden ersten Forderungen zuzugestehen, bedeutete den Zusammenbruch des Betriebs, ein Nachgeben der dritten bedeutete die Verleugnung meiner leidenschaftlichen Ueberzeugung Dessen, was sich nicht nur als sozialen, sondern als kommerziellen Ruin, nicht nur Englands, sondern unserer ganzen Zivilisation herausstellen würde. Auf diese Folgerung hin war ich entschlossen, bis zum verzweifelsten Ausgang mit den Leuten zu kämpfen.“

„Und Du kämpftest — und gewannst?“

„Und ich kämpfte — und gewann!“

Hastings ließ niedergeschlagen den Kopf sinken.

„Ich verstehe Deine Folgerung nicht ganz,“ sagte er. „Sie kommt mir pedantisch vor, und all' die Leiden einer Pedanterie wegen aufzuerlegen, wäre gerade zu verbrecherisch.“

„Laß uns über die Frage abstrakt verhandeln,“ sagte Daniel, „wenn wir nach Tisch im Sternenthurm beisammen sitzen. Denn hier sind wir an die Avenue gelangt, und da es keine „fürstliche“ ist, wird sie uns binnen einer oder zwei Minuten nach Hause geschickt haben.“

(Ein Schlußartikel folgt).

Bibliophilie — Bibliomanie.

Unsere Zeit scheint neben so manchem thörichten und schädlichen Sport, auch den im Grunde edlen und harmlosen der Bücherliebhaberei mit wachsendem Eifer zu pflegen. Bei uns in Deutschland freilich ist der Sinn für das Bücherwesen, speciell das Verständniß für planmäßiges Sammeln jetzt unverhältnißmäßig schwach entwickelt. Unverhältnißmäßig; denn die gern betonte deutsche Armuth ist bei weitem nicht schlimm genug, unser Zurückbleiben auf diesem Gebiet des Luxus gegenüber den anderen großen Nationen zu erklären und zu entschuldigen.

Zu rechter Stunde kommt ein Buch, das uns über viele Fragen aus dem weiteren Bereich der Bibliophilie aufklären und besonders durch Hinweis auf das Beispiel Frankreichs, Englands und Hollands unsern Eifer spornen kann. Der Verlagsbuchhändler Otto Mühlbrecht ist der Verfasser; es heißt: „Die Bücherliebhaberei (Bibliophilie — Bibliomanie) am Ende des 19. Jahrhunderts."

Daß das Werk stilistisch nicht sehr hervorragend ist, verschlägt nichts. Daß es, frei von literarischem und wissenschaftlichem Ehrgeiz, durchweg sich populär und bewußt anspruchslos giebt, ist vielleicht sein größter Vorzug; denn nur so kann es in weiteren, freilich immer begrenzten Kreisen anregend wirken. Und auf die praktische Wirkung durch gemeinverständliche Form kommt es auch hier viel mehr an, als auf langathmige Gelehrsamkeit. Die hat sich, übrigens auch in Deutschland, ohne besonderen Nutzen schon seit langem mit der Bücherkunde beschäftigt.

Mühlbrecht freilich betont sehr, daß wir in Deutschland keine Sammlerblätter und -Vereine haben, während sie in Frankreich und England außerordentlich zahlreich sind. Mir scheint, er läßt sich da zu sehr durch Erscheinungen imponiren, deren praktischer Werth nicht sehr hoch anzuschlagen ist. Das größte Verdienst gewisser Bibliophilen-Vereinigungen, die Besorgung von Neudrucken schätzbarer älterer Werke, wird ihnen bei uns durch Professoren und Verleger streitig gemacht. Es giebt gerade in Deutschland wohl kaum ein wirklich werthvolles Werk von allgemeinerem Interesse, das nicht in den letzten Jahrzehnten neu gedruckt worden ist oder nächstens gedruckt werden wird. Der Bibliographie ist alle Förderung zu wünschen, so lange sie in Bescheidenheit sich ihrer untergeordneten Stellung bewußt bleibt. Dasselbe gilt von der Bibliophilie; es darf nie vergessen werden, daß sie der Literatur und

weiterhin der literarischen Produktion nur bis zu einem gewissen Punkte nützlich ist, von dem ab alles weitere Wachsthum des Bücherkultus unbedingt auf Kosten des lebendigen Schriftthums geschieht.

Mehrfach zeigt Mühlbrecht in seinem Buch, daß es ihm nicht um die Stärkung anmaßenden Alexandrinerthums zu thun ist. Mit seiner Schilderung des echten Bibliophilen kann man wohl einverstanden sein: „Er will die Bücher besitzen, weil er sie um ihrer selbst willen liebt, mit Ueberlegung, ja mit Hingebung und Verehrung. Alle schönen und guten Bücher haben ein Anrecht auf sein Interesse, seine Bewunderung; er kennt viele nach ihren Vorzügen und Fehlern und beschränkt sich nicht darauf, sie nach ihrem Aeußeren zu beurtheilen, ihr Papier mit den Fingern zu prüfen, die Güte des Einbandes mit Kennerblicken zu mustern, Titel und Jahreszahl mit den Angaben von Brunet zu vergleichen; nein, er ergründet ein Buch bis in alle seine inneren Tiefen, preßt den geistigen Saft für sich heraus und stapelt es in seinem Gedächtniß ebenso auf, wie in seiner Bibliothek ꝛc." — Wie schön das klingt! Geltung hat's leider nur sehr bedingt; es dürfte, an diesem Idealbild gemessen, doch bedeutend weniger echte Bibliophilen geben, als Mühlbrecht offenbar annimmt. „Das sind die Bibliophilen ersten Ranges, aber nicht alle haben diesen weiten Blick." So räumt er selbst ein. In der Praxis aber scheint er doch geneigt zu sein, in allzugroßer Milde die Grenzen des echten Bibliophilenthums zu weit hinaus zu schieben. Er ist — und dahin kommt schließlich fast jeder eifrige Bücherfreund — allzu optimistisch in diesem Punkt; er hat selbst eine naive Freude an bibliophilen Kuriosis, an bibliographischen Details, an ungewöhnlichen Bücherpreisen. Es ist die Frage, ob die sicher außerordentlichen Fleiß erfordernden, ungefähr 100 Seiten (die Hälfte des Werks) umfassenden bibliographischen Register („Allgemeine und kritische Bibliographie", „Allgemeine Bücherliebhaberei," „Allgemeine Geschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels," „Specialgeschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels," Dasselbe biographisch geordnet, „Schriften für Gutenberg als Erfinder," „Schriften gegen Gutenberg" ꝛc. ꝛc.) wirklich zu diesem im Plauderton gehaltenen Buch gehörten, ob sie hier überhaupt von Nutzen sind.

Die Grenzlinie zwischen Bibliophilie und Bibliomanie ist — Mühlbrecht selbst giebt es zu — selten mit Sicherheit zu ziehen.*) Wie die meisten Monomanen halten auch die Bibliomanen ihren Zustand selbst in vorgerückteren Stadien für völlig normal und ihre Sammelthätigkeit mit allem Zubehör für weltbewegend wichtig. Sie sehen vor Büchern die Literatur und die Schriftsteller nicht.

Die einseitige Vorliebe für alte Werke kann in vielen Fällen dem guten Theil der gleichzeitigen Literatur unmittelbar schaden. Auch Mühlbrechts Interesse gilt nur den alten Büchern; in dem ganzen klugen und maßvollen

*) Nach Vollendung des Artikels kommt mir zufällig eine Besprechung des Mühlbrecht'schen Buches durch F. von Zobeltitz (im „Magazin") zu Händen, der dies fast wörtlich ebenso sagt: „Wo hört die Bibliophilie auf und wo beginnt die Bibliomanie? Es dürfte schwer sein, eine scharfe Grenze zu ziehen. „Jeder Sammler hat seinen Spahn," sagte mir einmal der verstorbene Maltzahn"

Buch weist er nicht ein mal auf die Gefahren dieser produktionsfeindlichen Einseitigkeit hin. Und doch sind diese Gefahren größer, als die von ihm erwähnten, durch Bücherwahnerzesse verursachten, wie Bibliokleptomanie und die immerhin höchst seltenen Mordthaten unseliger Büchernarren.

Mühlbrecht entwirft trotz seiner Urtheilsbefangenheit ein getreues Bild der Bibliomanen, die er folgendermaßen eintheilt: „Der Schätzesammler ist glücklich im Besitze seiner Bücher wie der Geizhals im Besitze des blanken, baaren Geldes — — — —. Der eitle Bibliomane sammelt möglichst ostensibel seine Kostbarkeiten, namentlich Prachtwerke mit Miniaturen und schön gemalten Anfangsbuchstaben, Drucke auf Pergament und Velin, wenn möglich auf Großpapier (mit sehr breitem Rande), dann Drucke mit Gold, Silber und anderen Farben, Bücher, deren Text ganz in Kupfer gestochen ist, Fürstenausgaben u. dergl. — — Uebrigens liest er seine Bücher nie. Seine Bibliothek ist eine Sehenswürdigkeit, die er gern Jedermann zeigt, ohne Auswahl: Frauen, Kindern, Banquiers, Sportsleuten u. A. — Der neidische Bibliomane fahndet auf alles, was er nicht hat; sobald er s besitzt, geht sein Verlangen andere, neue Wege. Wenn er in Erfahrung bringt, daß ein anderer Bibliomane, mit dem er rivalisirt, ein gewisses, ihm fehlendes Buch besitzt, so ist es um seine Ruhe geschehen. Ueber kurz oder lang begiebt er sich auf den Kriegspfad, er schreckt nicht vor Intriguen und Verführung anderer zurück, wenn er sich dadurch das begehrte Buch aneignen kann. — — Der exklusive Bibliomane hat eine „Kollektion", das ist sein Gott und sein Ideal. Er besitzt z. B. 1200 verschiedene Ausgaben von Petrarca, oder von Voltaire hat er nach und nach 10100 verschiedene Schriften in allen möglichen Ausgaben zusammengebracht, oder die französische Revolution liegt friedlich begraben in einem wahren Kirchhofe von werthlosem litterarischen Wissen aller Art, die solch ein Bibliomane in Jahrzehnten sammelte . ." — Sehr naiv schließt der Verfasser diese Eintheilung mit dem köstlichen Satz: „Mit einem Wort, die Bibliomanie, die erhabenste wie die kostbarste, ist eine Manie, die stets mit mehr oder weniger Narrheit verbunden ist."

Es hieße dem Mühlbrecht'schen Buch Unrecht thun, wollte man nach der nothwendigen Erörterung des Unvollkommenen nicht auch auf das Gute eingehen. Es ist in mancher Beziehung thatsächlich einem Bedürfniß entgegengekommen, und gerade die zwanglose Form erleichtert es, Daten und Fakten, bunt gemischt, in Hülle und Fülle zu geben, die den gebildeten Laien interessiren müssen, ihm aber im Zusammenhang nicht leicht zugänglich sind.

Einem sehr richtigen Gefühl folgte Mühlbrecht, als er einen Abschnitt „Geschichtliche Grundlagen" voranschickte. Wir, d. i. wir deutschen Laien, erfahren darin nicht ohne Betrübniß, daß zwar ein Deutscher die Buchdruckerkunst erfand und Deutsche die ersten, wesentlichen Verbesserungen angebracht, daß aber in der Vervollkommnung der Kunst sehr bald das Ausland die größere Bedeutung gewann; vor allem Italien und Holland, dann aber auch Frankreich und England. „Von hervorragendster Bedeutung unter den ältesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst sind die Aldinen, so nennt man die Drucke

aus den Officinen der venetianischen Druckerfamilie Manutius," 1494—1597. (nach dem Begründer Aldus Manutius). Populärer ist die Leydener Familie Elzevier (auch Elsevier, Elzevirius), die von 1592—1712 in Buchdruck und Buchhandel thätig war. In Frankreich nehmen einen ähnlichen Rang die Etienne's (Stephanus) ein (1509—1674), von denen der hervorragendste, Robert Stephanus, als Anhänger der protestantischen Lehre vor der französischen Geistlichkeit flüchtend, nach Genf übersiedelte. Sein Sohn und Nachfolger gerieth dort in Geldverlegenheiten und nahm eine jährliche Unterstützung des Augsburger Fuggers an, wofür er sich auf seinen Drucken bis 1568 bezeichnete als: Jll. viri Hulrichi Fuggeri typographus. — Auch Deutschland hatte übrigens schon in den ersten Jahrzehnten nach der Zerstörung der Fust-Schöffer'schen Officin in Mainz durch Adolph von Nassau's Plünderung der Stadt (1462) einen so hervorragenden Drucker und Buchhändler wie Anton Koberger (auch Koburger, geb. 1440), der von 1470 bis zu seinem Tod (1513) in Nürnberg thätig war, aber auch in Frankfurt a. M., Venedig, Hamburg, Ulm, Augsburg, Basel, Erfurt, Wien u. a. O. offene Geschäfte unterhielt. „Ein Freund der Wissenschaft und Kunst, angesehen, reich und gelehrt, wußte er seinem Geschäfte eine solche Ausdehnung zu geben, daß ihn schon seine Zeitgenossen den „König der Buchdrucker" nannten." Noch mehrere deutsche Drucker von Rang werden in dieser Zeit genannt, die der Schönheit des Drucks und der Ausstattung die größte Sorgfalt widmen und für die Illustrationen Künstler wie Michael Wohlgemut, Hans Holbein und Hans Sebald Beham herangezogen. — Diese kurzen Andeutungen mögen eine Ahnung von der Fülle des Interessanten geben, das Mühlbrecht aus der Geschichte der Druckerkunst zu erzählen weiß. Die zahlreichen Beispiele erheblicher Preisschwankungen älterer Bücher, die der Verfasser an verschiedenen Stellen seines Buches giebt, lese man dort selbst nach.

Eine besondere Aufmerksamkeit bringt er den Erstlings- oder Wiegendrucken, Incunabeln genannt, entgegen. Es sind Druckwerke, die bis 1500 (nach andern: bis 1520, 1526, 1536) erschienen, 25—30000. Sie sind natürlich sehr selten, da sie meist nur in kleinen Auflagen gedruckt zu werden pflegten und im Laufe der Zeit vielfach durch Vandalismus, Feuer ꝛc. zu Grunde gingen. Von den Incunabeln hat wieder eine Gruppe, die Editiones principes, besonderen Werth. — Eine andere Gattung seltener Bücher sind die vom Büchermarkt verschwundenen Werke, die Unica. Es sind streng genommen nur solche Werke, die durch Elementarereignisse, Gewalt oder Zufall, Plünderung oder richterliches Urtheil oder durch Einstampfung wegen Mangel an Absatz bis auf ein einziges Exemplar vernichtet wurden. — Besonderen Reiz für den Sammler haben auch die unverstümmelten Exemplare eines absichtlich verstümmelten, sowie die übrig gebliebenen Exemplare eines von geistlicher oder weltlicher Obrigkeit unterdrückten oder eines inhaltlich seltsamen Werks, ferner Luxusausgaben verschiedener Nuancen, Bücher, die nur in wenigen Exemplaren gedruckt wurden, Ausgaben „in usum Delphini" (zum Gebrauch des Dauphins. Paris 1674—1730), ꝛc. ꝛc.

Sehr gesucht sind auch die aus Privatdruckereien hervorgegangenen Werke. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß die erste deutsche Privatdruckerei 1534 von dem Mathematiker Peter Apianus (Bienewitz) in Ingolstadt errichtet und von Karl V. begünstigt wurde. Auch der Astronom Tycho Brahe, Albrecht Dürer (für seine Holzschnittwerke), Ulrich Fugger, Ulrich von Hutten, Thomas Münzer u. a. besaßen eine Druckwerkstätte.

Viele Bibliophilen und mehr noch die Bibliomanen legen Gewicht auf eine berühmte Abstammung der Bücher, die sich meist aus den Bibliothekzeichen, den sog. „Ex libris" ergiebt. Diese Ex libris, für deren Förderung wir übrigens neuerdings in Deutschland besondere Vereine und Organe haben, wurden oft künstlerisch ausgeführt; man kennt solche nach Zeichnungen von Lucas Kranach, Chodowiecki, Ludwig Richter u. a.

Auch der Einband spielt für den eifrigen Sammler eine bedeutende Rolle, besonders wenn er die Abstammung aus früheren berühmten Bibliotheken beweist. Hier gebührt, nach Mühlbrecht, Frankreich der Ruhm, die Buchbinderei zuerst zu einer Kunst entwickelt zu haben. Der Schatzmeister Franz I., Jean Grolier (1479–1565), ging hier mit bestem Beispiel voran; er ließ die Bücher seiner Bibliothek, meist griechische und römische Klassiker, von geschickten italienischen Meistern nach seinen eigenen, künstlerisch hervorragenden Zeichnungen einbinden. — Seit fünfzig Jahren erst legt man mehr und mehr Werth auf schöne, alte Einbände. Sie werden in den Catalogen besonders bezeichnet und erhöhen oft den Preis des Buches beträchtlich.

* * *

Mit all dem hier flüchtig Erwähnten ist vielleicht ein ungefährer Begriff alles dessen gegeben, was für den heutigen Sammler größeren und mittleren Stils von Wichtigkeit ist. Bibliophilie und Bibliographie haben sich zu selbstständigen Fächern, beinah zu Wissenschaften entwickelt, deren Bedeutung zwar, wie eingangs dieser Betrachtung geschehen, zu Gunsten der lebendigen Litteratur energisch einzuschränken ist, deren Verdienste aber andererseits, besonders auf kulturgeschichtlichem Gebiet, nicht geleugnet werden dürfen. Es soll den Bibliophilen auch gern der Name „Bibliomane" erspart bleiben, wenn sie hie und da Bücher nicht lediglich nach dem geistigen Gehalt beurtheilen, — falls nur im Prinzip und im Durchschnitt der praktischen Fälle dieser innere Gehalt maßgebend bleibt. Die Gefahr überwiegender alexandrinischer Einflüsse liegt ja nicht allzu nahe, so lange wir trauriger Weise so verschwindend wenig ernsthafte Privatbibliotheken im theuren Dichter- und Denkerlande haben.

Wie wenig umfangreich eine ziemlich vollständige Sammlung der älteren Druckliteratur zu sein brauchte, zeigt Mühlbrechts recht melancholisch stimmende Betrachtung, die freilich zum guten Theil auf subjektiven Schätzungen beruhen muß: „Es ist lehrreich für uns, daß von den sämmtlichen Büchern aus der Incunabelnzeit nicht mehr als 300 noch von besonderer Wichtigkeit für den Büchersammler (Bibliophilen?) sind. Von den etwa 50000 besseren (?) Er-

ſcheinungen des ſiebzehnten Jahrhunderts genießen heute nur noch etwa 100 Werke ein hohes unbeſtrittenes Anſehen, und von den etwa 80000 hervorragenden Erſcheinungen des achtzehnten Jahrhunderts hat man kaum 300 Werke durch einen Neudruck in unſerer Zeit für werth gehalten, vor der Vergeſſenheit und dem Untergange bewahrt zu werden!“

Mühlbrecht citirt hierzu die Schätzung der Geſammtzahl der bis 1822 gedruckten Bücher durch den franzöſiſchen Bibliophilen Peignot:

1. Jahrhundert	von 1436	1536 . . .	42000	Werke
2. „	„	1536—1636 . . .	575000	„
3. „	„	1636—1736 . . .	1225000	„
4. „	„	1736—1822 . . .	1839000	„
		Total:	3681000	Werke.

Und wieviel Millionen kommen bis 1922 hinzu?

Die fortwährend wachſende übermäßige Produktion auf allen Gebieten der Literatur erſchwert die Auswahl mehr und mehr und drängt auch in der Bücherliebhaberei zum Specialiſiren. Umſomehr iſt beſonders in Deutſchland zu wünſchen, daß der wahrhaft Gebildete dem Zug zur Einſeitigkeit entgegenarbeite und den hohen Reiz beſſer verſtehen lerne, der in der Anlage einer Sammlung innerlich werthvoller Bücher jeder Gattung liegt.

Berlin. Willy Rath.

Der III. internationale Kongreß für Psychologie.

Unsere gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Zustände zeigen seit wenigen Jahren eine immer deutlichere Tendenz zu Massenwirkungen und Massendemonstrationen. Ganz besonders deutlich prägt sich diese Strebung in der pilzartig vermehrten Zahl der Kongresse und Tage aus, von denen uns die Tagesblätter wochaus wochein zu berichten haben. Alle diese Kongresse, seien sie nun national oder international, haben ein Merkmal, in welchem ihr Vorzug und ihre Hauptschwäche besteht. Es sind Zunfttage, welche die Menschen einer bestimmten Berufsart zusammenführen, von den mittelalterlichen Vorgängern nur durch den vergrößerten Umkreis ihrer Theilnehmerschaft, nicht aber sonstwie thatsächlich unterschieden. Ihr Vorzug besteht eben darin, daß die kleinen Fortschritte und Kniffe, welche da und dort innerhalb des handwerkmäßigen Betriebes aufgetaucht sind, sich nicht örtlich festsetzen, sondern allen mitgetheilt werden, indem sie so das Gesammtniveau langsam und sicher heben. Dies gilt für die Kongresse der Gewerbe ebenso wie für die politischen Parteien und der wissenschaftlichen Handwerke. Der Nachtheil solcher Veranstaltungen aber besteht darin, daß neue große Ideenrichtungen oder solche inaugurirende Persönlichkeiten sich so gut wie nicht geltend machen können, sie werden niedermajorisirt. In Folge dessen ist es eine selbstverständliche Erscheinung, daß die großen Fragen und Linien einer Wissenschaft oder Sache auf Kongressen nicht berührt werden dürfen und können, und daß im Interesse eines sicheren Resultates nur „Krümmelfragen" auf der Tagesordnung stehen. Je geschlossener die Berufsart ist, welche für eine gewisse Sache einen Kongreß abhält, desto krasser tritt diese Verflachung in Erscheinung, ebenso je weiter der Umkreis der Antheilnehmer gesteckt wird Die internationalen Kongresse sind daher regelmäßig von einer Schaalheit und Flachheit, welche auch die erprobtesten Helden der Langeweile gähnend zu Boden streckt.

Von dieser fast zum Gesetz gewordenen Thatsache machte der soeben in München abgehaltene internationale psychologische Kongreß eine doppelte Ausnahme, er war durchaus interessant und die Resultate in Gestalt fruchtbarer Anregungen betreffen gerade vorwiegend Haupt- und Grundfragen. Diese Ausnahme ist wesentlich in zwei Momenten begründet, einmal in der zentralen Stellung, welche die Psychologie einnimmt und welche von ihr fordert, daß sie ihre Strahlen nach allen Richtungen menschlicher Bethätigung aussendet, sodann in der Thotsache, daß keine enge zunftmäßige Gilde sich daselbst ein Stelldichein geben konnte, sondern daß die wissenschaftlichen Vorarbeiter der verschiedensten

Gebiete sich zusammenfanden, um hier den Ueberblick und Zusammenhang mit dem Ganzen der Psychologie zu gewinnen.

Als äußerer Umstand hat ferner viel dazu beigetragen, daß die Organisation des Kongresses eine musterhafte war, was besonders der unermüdlichen Arbeit des Generalsekretärs, des als hypnotischen Forschers bekannten Münchner Arztes Dr. Freiherr von Schrenck-Notzing zuzuschreiben war.

Eröffnet wurde der Kongreß durch die Einleitungsrede des ersten Vorsitzenden, des Professors Stumpf von der Berliner Universität. Stumpf ist allerdings kein besonderer Redner, persönliche Erscheinung und Organ verrathen ihn sofort als Mann der Studierstube und des Laboratoriums. Seine Ausführungen, welche eine Uebersicht der Entwicklung der psychologischen Kongresse gab, und sich auf dem gleichzeitig vertheilten Abdruck gelesen ganz gut machte, beeinträchtigte in der tonloser Nüchternheit, in welcher sie herunter floß, für's erste den Eindruck. Er schilderte die wachsenden Bestrebungen zur Erforschung psychologischer Probleme, und gab ein Bild von dem Umfang und den Inhalten der beiden vorausgegangenen internationalen Kongresse, deren erster in Paris unter Richets Vorsitz 1889, deren zweiter in London unter Sidgwicks-Cambridge Leitung stattgefunden hatte.

An diese Eröffnungsrede schlossen sich die offiziellen Begrüßungen Zunächst sprach Namens der K. Bayerischen Staatsregierung der Staatsminister des Innern, Ritter von Landmann, gewandt diplomatisch und zugleich eindringlich. Allerdings konnte er sich nicht enthalten, sich einen staatsministerlichen Herzenswunsch von der Seele zu reden, indem er die Hoffnung aussprach, der Kongreß möge dazu beitragen, daß die großen Gefahren, welche dem öffentlichen Leben der Kulturvölker aus gewissen psychologischen Theorien erwachsen könnten, zu beseitigen, und den alten Glauben an die Verantwortlichkeit des Menschen für seine Handlungen nicht erschüttern, sondern nur befestigen.

Von einem gewissen Gesichtspunkt aus ist es eine recht drollige Leistung für einen Kultus- und Unterrichtsminister und ein erneuter Beweis dafür, wie wenig die Vertreter historisch-regulativer Wissenschaften noch heutigen Tags von den Naturwissenschaften verstehen. Es heißt deren Wesen grob verkennen, wenn man glaubt, Theorien und deren Hypothesen würden in den Naturwissenschaften mit Rücksicht auf den Vortheil der bestehenden staatlichen Ordnung geschaffen oder verworfen. In der Jurisprudenz, als einer regulativen und normativen, ist solche Nebenrücksicht bisweilen nicht ganz von der Hand zu weisen, in den Naturwissenschaften jedoch durchaus verwerflich.

Im Gegensatz zu der Ansicht des bayerischen Kultusministers begrüßte der Vertreter der Stadt München, Bürgermeister Brunner, den psychologischen Kongreß in warmer theilweise humoristischer Rede, hinweisend auf die hohen Ziele der Wissenschaft, der höchster Zweck der Selbstzweck sei. Nach einer dritten rednerisch und inhaltlich nicht besonders bemerkenswerthen Rede des Universitätsrektors Professor Dr. von Baur, begann die erste allgemeine Sitzung mit einem Vortrag von Charles Richet aus Paris, der über sein Lieblingsthema sprach: «sur la douleur«.

Richet, eine schmächtige Erscheinung mit tief gebräunten, neroigen Zügen und einer volltönenden, aber dennoch diskret sich gebenden Vortragsweise, behandelte das schwierige Thema in umfassender Weise. Leider muß ich mir es versagen, auf den Inhalt des Vorgetragenen selbst einzugehen, es würde den für den vorliegenden Zweck gestellten Raum weit zu überschreiten erfordern und mich von dem Hauptzweck abbringen, ein Umrißbild von den Arbeiten und Persönlichkeiten kurz und klar zu entwerfen. Als er geendet, wurde ihm tosender Beifall zu Theil, der allerdings etwas demonstrativen Beigeschmack hatte. Ein neben mir sitzender, französischer Kongreßtheilnehmer konnte sich nicht enthalten, zu einem Landsmann darüber die den Sachverhalt geißelnde, wenn auch etwas boshaft geistreiche Bemerkung zu machen: une pillule pour 1870! Es wird den Franzosen eben weidlich schwer, Wissenschaft von der Politik zu trennen.

Nach ihm sprach der Hallenser Prof. Dr. von Liszt über die kriminelle Zurechnungsfähigkeit, worin er zu dem Schlusse gelangte, in Zukunft werde man auf die Bestrafung der Gewohnheitsverbrecher verzichten und diese auf die Stufe gemeingefährlicher Geisteskranker stellen.

Am Nachmittag um 3 Uhr begannen die Sektionssitzungen. Das umfangreiche Gebiet der Psychologie war dazu in fünf Sektionen zerlegt. Die erste Sektion umfaßte die Anatomie und Physiologie des Gehirns, Physiologie und Psychologie der Sinne und die eigentliche Psychophysik. Für diese Abtheilung waren 36 Vorträge angemeldet, viele von hervorragenden Gelehrten von europäischem Ruf, wie Exner, Ebbinghaus, Morselli, Binet, Preyer und Erdmann.

In der zweiten Sektion wurde die Psychologie des normalen Individuums behandelt. Für dieselbe waren 34 Vorträge angemeldet, darunter von Bekannteren, Wundt (Leipzig), Ribot (Paris), der geistvolle Geschichtsschreiber der deutschen Psychologie Lipps, Binet, G. Hirth. Leider mußte Wundt im letzten Augenblick absagen, der berühmte Leipziger Philosoph war daher nur durch einen ihm täuschend ähnlich sehenden Doppelgänger vertreten, was zu vielen drolligen Verwechslungen Anlaß gegeben.

Die Sektion III umfaßte die Psychopathologie und kriminelle Psychologie. In ihr wären namhaft zu machen: Janet, der über die Aenderungen der Aufmerksamkeit bei nervösen Erkrankungen besonders in Bezug auf die Reaktionszeit sprach, ferner Grashey, der eine Genese der affektiven Wahnideen gab, zu erwähnen. Im Uebrigen war diese Sektion durch 28 großentheils hochinteressante Themen ausgefüllt.

Die IV. Sektion umfaßte die Psychologie des Schlafes, Traumes, der hypnotischen und verwandten Erscheinungen. In ihr waren fast alle auf diesem Gebiet bemerkenswerthen Forscher vertreten, insbesondere der berühmte Stockholmer Psychotherapeut und Hypnotiseur Dr. med. Wetterstrand, ferner Sigdwick-London, Myers, Flournoy, Janet, Crocq, Bramwell, von Deutschen Hirth, Hecker-Wiesbaden, Stadelmann und Referent dieses. Entschuldigt hatten ihr Ausbleiben Bernheim und Liébault von Nancy. Diese Sektion hatte mit 36 Vortragsthemen das größte Arbeitspensum.

In der V. Sektion endlich wurde die vergleichende und pädagogische Psychologie behandelt, welche bekanntlich von allen Zweigen noch am wenigsten ausgebaut ist. Nichts destoweniger waren 28 Vorträge angesagt, darunter viele, welche hochinteressante Fragen zum Vorwurf hatten. Vertreten war sie durch die Namen Preyer, Westermarck, Eulenburg, Ziehen, Offner, Berillon und Hirth u. A.

Ein wichtiges Resultat für die Fortentwicklung der Psychologie in Deutschland brachte die zweite allgemeine Sitzung in der der Professor der Psychiatrie Flechsig „Ueber die Assoziationscentren des menschlichen Gehirnes" sprach und demonstrirte. Er vertrat darin die seit 40 Jahren in Deutschland dominirende Richtung, welche alle wirklichen Erklärungen in der Psychologie auf physiologische Thatsachen begründet wissen und andere psychologische Methoden nicht gelten lassen will. Ihm traten die deutschen Psychologen unter der Führung von Prof. Lipps in München entgegen, sodaß sich eine hochinteressante Debatte entwickelte. Lipps, ein Herbartianer, der sich zu einer selbstständigen Stellung durchgerungen, vertrat die Ansicht, daß die Psychologie, wohl vom naturwissenwissenschaftlichen Experiment einige werthvolle Aufschlüsse erhalten habe, aber trotzdem in der Hauptsache nicht mit dieser Methode arbeiten könne. In dem aus der Seldstdeobachtung erschöpfenden Material habe sie eine große wissenschaftliche Aufgabe für sich, welche die ganze Kunst der logischen Analyse allein bedürfe. Lipps, der schon aus seinem Werk „Grundthatsachen des Seelenlebens" als ein gewandter Dialektiker bekannt ist, entpuppte sich hier auch als mannhafter Kritiker. Zwar mußte er einige überscharfe Ausdrücke im weiteren Verlauf der Debatte wieder auswetzen, aber es verminderte dies den Werth seiner Ausführungen nicht im geringsten. Zum ersten Male sind die beiden großen Richtungen in der Psychologie, welche gerade in Deutschlend bisher getrennt neben einanderher marschirt sind, auf einander geraten, das Resultat wird eine Annäherung beider bedeuten. An der bedeutsamen Debatte betheiligten sich ferner Dechterew-Petersburg, Tuckey-London, Richet-Paris und Schrenck-Notzing-München.

Als weiterer Redner sprach Prof. G. Sergi aus Rom über das Thema: »Dov' è la sede delle Emozione?« (Wo ist der Sitz der Gefühlserregungen?). Anknüpfend an N. Lange's Buch „Ueber Gemüthsbewegungen" hat der Vortragende Forschungen unternommen, welche er in einem größeren Werke Dolore e Piacere, storia naturale dei sentimenti. Milano 1894 niedergelegt. Danach ist nicht das Gehirn im engeren Sinn das Centrum des Gefühlslebens, sondern das verlängerte Rückenmark der Ausgangspunkt der Gefühlserregungen ist peripher wie ihr Sitz, da sie nur Modifikationen der vegetativen Funktionen sind.

Als dritter sprach W. Preyer-Wiesbaden über die „Psychologie des Kindes". Mit Recht beklagte der Redner die Vernachlässigung der genetischen Beobachtung in der Psychologie, welche er seiner Zeit durch seine verdienstvolle Kinderpsychologie angebahnt hatte. Als Ursache will er die vorwaltende mechanistische Betrachtungsweise und die Vorliebe für's Laboratoriumsexperiment angesehen

wissen. Der Vortragende führte nun aus, wie an dem Kind sich alle psychologischen Prozesse in ihrer ursprünglichsten Form zeigen und durch die langsame und continuirliche Art ihrer Weiterentfaltung ein dankbares Objekt der Beobachtung darböten. Die vollen Bewußtseinserscheinungen spielen vorerst beim Kinde nur eine nebensächliche Rolle, das Trieb- und Instinktleben waltet vor. Bald aber versteht das Kind den Anpassungsprozeß an die ihm fremde Welt so zu bemeistern, daß es rasche Fortschritte macht. Während Anfangs der Unterschied vom Thier ein sehr geringer, fast unmerklicher war, wird er nun mit Riesenschritten deutlicher. Bald lernt es an der Funktion der Zeit einerseits und durch die Anschauung eines Raumes und die primitive Zugrundlegung einer Causalität andererseits sich in der Welt vollkommener orientiren. So liefert die Beobachtung des Kindes werthvolle erkenntniß theoretische Beiträge zur Genese des Bewußtseins und die Entfaltung des Ichbegriffes. Mehr als bisher sollte man sich diesem Studium zuwenden, da die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts sich wie die körperliche im Fötus, im Kinde abgekürzt wiederfindet.

Ich kann mir nicht versagen eine Bemerkung hier anzufügen. Angesichts des großen Strebens, welches die Frauen heute auf wissenschaftlichem Gebiete zeigen, sei nicht verfehlt auf die genetische Psychologie besonders hinzuweisen, in der die Frauenarbeit noch ganz und gar fehlt und der Sachlage nach sicher viel fruchtbarer sein wird, als die männliche, da das Weib als Mutter schärfer sieht, wie der genialste männliche Beobachter. Vielleicht wird der Kongreß Anlaß zur Ausfüllung dieses Mangels.

In der dritten allgemeinen Sitzung, welche am 7. August stattfand und welche den Beschluß des Kongresses machte, sprach zunächst der ehemalige Wiener Professor der Philosophie Dr. Franz Brentano: „Zur Lehre von Empfindung." Brentano ist ein ausgezeichneter Redner, von schauspielerisch vollkommener Modulationsfähigkeit des Tones, welche ihm erlaubt, trotz breitschichtiger Satzentladung doch vollkommen klar zur sprechen. Nach ihm sprach Pierre Janet, Direktor des psychologischen Laboratoriums an der Salpetrière in Paris über „L'influence somnambulique et le besoin de direction". Ihm lohnte wohlverdienter reicher Beifall.

Ihm folgte Prof. Ebbinghaus in Breslau, der über eine neue Methode zur Prüfung geistiger Fähigkeiten und ihre Anwendung bei Schulkindern sprach. Ebbinghaus, der in eine Breslauer Kommission berufen worden war, um dort die Schulüberbürdungsfrage entscheiden zu helfen, war zu dem Resultat gekommen, daß die üblichen Proben durch Rechnung und Gedächtnißprüfung als zu dieser wichtigen Erkenntniß zu einseitig, nicht ausreichend wären. Viel vollkommener könne die Leistungsfähigkeit eines Schülers an seiner Kombinirungskraft erkannt werden. Er schlug vor, Schüler Lesestücke, aus denen Worte und Silben entfernt waren, wieder ergänzen zu lassen. Bis zu einem abschließenden Urtheil ist die Kommission noch nicht vorgerückt, doch wird es sich danach unzweifelhaft ergeben. Einige interessante Nebenerträge aus diesen dankenswerthen Untersuchungen verdienen noch hier erwähnt zu werden. Zunächst stehe schon

so viel fest, daß man einen scharfen Unterschied zwischen unteren und mittleren Klassen machen müsse. In den untersten Klassen seien die Schüler nach einstündigem Unterricht schon in ihrer Leistung minderwerthig. Ferner ergaben die Rechnungsproben, daß die Entwicklung der Mädchen sich rascher vollzieht, wie die der Knaben, während die kleinen Mädchen schlechter rechnen, wie die Knaben, dreht sich das Verhältniß später gerade um.

Von den Arbeiten der Sektionen wird besonders die der IV. bleibende Resultate haben. In ihr kamen zum ersten Male in Deutschland die Vertreter der Suggestionstherapie zu Worte, welche sich damit auch äußerlich den ihr gebührenden Rang in der Heilkunde erobert hat. Von den Vertretern derselben wären zu nennen: v. Schrenck-Notzing in München, Prof. Dr. Forel in Zürich, Dr. med. Hecker in Wiesbaden, Lloyd Tuckey in London, welcher unter großem Beifall über the value of Hypnotisme in chronic Alcoholism sprach, ferner Bramwell-London, Dr. med. Stadelmann-Saal und Referent dieses, welcher über die von ihm wiederentdeckte Rapidathmungsmethode zur Einleitung eines hypnotischen Zustandes sprach, in welchem völlig schmerzlos chirurgische und zahnärztliche Operationen vollzogen werden können.

Ebenso bedeutsam sind die in den anderen Sektionen erzielten Resultate, wenn sie auch nur mehr dem stillen Fortschritt der psychologischen Wissenschaft zu Gute kommen und nicht zugleich die äußere Bedeutung beanspruchen dürfen, welche diejenigen der IV. Sektion durch die Sonderstellung des Hypnotismus erreicht haben.

Ebenso glänzend wie der wissenschaftliche Theil verlief der gesellige, obwohl ein Theil der angesagten Festivitäten durch das massive Münchener Regenwetter zu Wasser geworden war. So mußte das bei dem Herausgeber der „Münchener Neuesten Nachrichten" und der „Jugend", Dr. Hirth, angesagte Gartenfest unterbleiben und ebenso die Rundfahrt auf dem Starnberger See mit anschließendem Tutzinger Kellerfest.

In besonders erhebender Weise verlief der Festabend im alten Rathhaussaal, welchen die Stadt München den versammelten Forschern und Gelehrten gab.

Besonders erfreute das Verhalten des bayerischen Hofes, der durch zwei seiner Prinzen, welche beide ausübende Aerzte sind, sowie die Gemahlin des einen, Prinzessin Therese, fast ununterbrochen vertreten war.

Im Auftrag des Prinzregenten fand ferner in der Amalienburg, einem reizend im Rokokostyl gebautem Lustschlößchen im Nymphenburger Park Hoftafel für die Koryphäen des Kongresses statt. Das sonst nicht benützte Schlößchen wurde für den Abend zu einem Bankettsaal eingerichtet und die Parkwege geschmackvoll erleuchtet.

Es verlohnt, noch einige aus Anlaß des Kongresses stattfindende Demonstrationen zu erwähnen. Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft in Berlin ließ durch einen ihrer Angestellten eine besonders wirksame Art von Röntgenröhren in Verbindung mit den von ihr erfundenen fluorescirenden Schirmen aufstellen, welche eine vollständige Durchleuchtung des menschlichen Körpers gestattete, sodaß man direkt ohne den Umweg über die photographische Platte die inneren

Organe erkennt. Nicht bloß die Knochen wurden auf diese Weise sichtbar, sondern auch die Weichtheile, wie Zwerchfell, Herz, Magen. Ganz deutlich konnte man den Blutkreislauf verfolgen.

Mehr Interesse durfte noch der Indier Herr Bheema Sena Pratapa beanspruchen, einer der angeblichen Fakire, in Wirklichkeit ist es ein Yoga, was soviel als ein Angehöriger der zweithöchsten, der Kriegerkaste, der sich selbst in den Verzückungszustand versetzen kann, bedeutet, welche auf der Milleniums-Ausstellungs in Budapest sich dem Publikum vorgestellt hatten und durch das ruchlose Ränkespiel zweier geldgieriger Impresarien, welche mit der Presse Verbindung hatten, um sich gegenseitig zu schädigen, der Oeffentlichkeit das Märchen von der Entlarvung der Fakire aufgebunden. Ich behalte mir vor, über meinen Eindruck, sowie meine Versuche an Herrn Pratapa an anderer Stelle noch ausführlicher zu berichten. Hier nur soviel, daß Pratapa niemals entlarvt worden ist, weder Karten spielt noch überhaupt raucht, sondern vielmehr strenger Vegetarier ist, und daß der produzirte Schlafzustand, wie ich mich als Kenner der Hypnose überzeugen konnte, nicht nur echt ist, sondern zugleich eine so vollendete Ausbildung dies Phänomens zeigte, wie sie an Europäern bis jetzt überhaupt noch nicht erzielt ist und für lange nicht nachahmbar sein wird.

Wenn ich das Hauptergebniß des III. internationalen Kongresses noch einmal kurz resumiren soll, so erscheint mir als das Wichtigste die Thatsache, daß die Psychologie darin sich zum ersten Mal in offizieller Weise durchgesetzt hat und nunmehr auch in Deutschland den ihr zukommenden Rang unverlierbar einnehmen wird. Hat sie doch schon auf diesem Kongreß in deutlichen Ansichten gezeigt, daß die Psychologie über kurz oder lang ausschließlich berufen sein wird, die ohne Zusammenfassung methodisch und inhaltlich auseinanderstrebenden Bereiche der Naturwissenschaften um einen gemeinsamen Kulminationspunkt zu vereinigen, daß sie also an die von der Philosophie einst innegehabte, aber leider nicht behauptete Stelle zu treten, die würdige Nachfolgerin ist.

Soden. Falk Schupp.

Eine allgemeine Kunstlehre.

Das Bedürfniß nach zusammenfassenden Belehrungsbüchern auf allen Wissensgebieten macht sich in unserer Zeit so gebieterisch geltend, und die Gefahr, mit solchen Werken Ungleichmäßiges zu bieten, ist so groß, daß Publikum, Sortimenter, Verleger, Verfasser und Kritiker kaum mit einem Litteraturzweig so sehr ihre liebe Noth haben als mit diesem. Um so anerkennenswerther die Tapferkeit, mit der sich ein Verleger und Verfasser dieser rosen- und dornenreichen Aufgabe unterzieht.

In hohem Maß ist dies von der Belehrung zu sagen, die der Oeffentlichkeit geboten wird durch das große Werk von Hermann Riegel: „Die bildenden Künste. Kurzgefaßte allgemeine Kunstlehre in ästhetischer, künstlerischer, kunstgeschichtlicher und technischer Hinsicht. Mit 77 Abbildungen. Vor einem Menschenalter, 1865, war davon (zu Hannover) die erste Auflage erschienen unter dem Titel: „Grundriß der bildenden Künste. Eine allgemeine Kunstlehre"; und ein guter Theil der jetzigen Generation mag aus diesem Buch, das zwei Jahrzehnte später in dritter Auflage kam, seine ersten Verständnisse der Kunst geholt haben. Mit um so größerer Ehrfurcht, aber auch Bangniß darf man der „völlig neu bearbeiteten" vierten Auflage entgegentreten, die jetzt (in dem Verlag von Heinrich Keller zu Frankfurt a. M.) erschienen ist. Der Verfasser hat sich bereits durch eine Reihe fachmäßiger Arbeiten das Recht und die Autorität zu einer solchen zusammenfassenden Belehrung erworben. Er hat u. a. Carstens' Werke herausgegeben, hat über Cornelius, über die Zeit der Jahrhundertswende, hat „Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte" und (in Virchow-Holtzendorff's „Sammlung wissenschaftlicher Vorträge") „Ueber Art und Kunst, Kunstwerke zu sehen," geschrieben. Als Professor an der technischen Hochschule und als Direktor des herzoglichen Museums in Braunschweig steht er in fortwährender Berührung mit Theorie und Praxis; als ein Vorkämpfer des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins" und als Herausgeber der „Zeitschrift" dieses Vereins vertritt er auch über sein Fach hinaus allgemeinere Interessen.

Von einem durch diese Thätigkeiten gekennzeichneten Schriftsteller wird u. a. Zweierlei zu erwarten sein. Erstens eine tüchtige historische und kunstkritische Grundlage seiner Darbietungen, und zweitens, wenn wir seine schriftstellerische Vorliebe für die klassicistische Zeit bedenken, eine Parteinahme für idealistische Richtungen in Kunst und Kunstauffassung. So vielversprechend jene Grund-

lage ist, so gefährlich diese Parteinahme. Indessen sind damit die Stärken und Schwächen des Buchs noch nicht ausschließlich gegeben. Denn so wenig ein tüchtiger Historiker und Kritiker auch schon als systematischer Theoretiker tüchtig sein muß, eben so sehr kann ein einseitiger Standpunkt durch seine gediegene Durchführung erfolgreich wirken, wie es z. B. bei der bewunderungswürdigen Gallerie Schack in München der Fall ist. Immer handelt es sich erst um das Wie, mit dem im Einzelnen die Aufgabe und der spezielle Standpunkt durchgeführt worden ist; und dieses Wie setzt sich bei dem vorliegenden Werk aus so verschieden Wertvollem zusammen, daß ein genaueres Eingehn der Mühe werth und bei dem wirklich dringenden Bedürfniß, dem das Buch entgegenkommt, auch erforderlich sein dürfte.

Vor allem zeichnet sich unser Kunstführer durch das Bestreben aus, dem Leser über die Grundzüge, aus denen sich künstlerisches Schaffen zusammensetzt, anschauliche Vorstellungen und bestimmte Begriffe beizubringen. Die verschiedenen Stile, z. B. selbst den Unterschied von „Baustil", „Bauart", „Bauweise", sucht er scharf herauszuarbeiten, das Eindringen in Werke der Kunst als den Weg, „auf dem allein man zu sicheren Begriffen gelangt", zu lehren. Sein Eifer für solche begriffliche Bestimmtheit ist so groß, daß es ihm sogar einmal widerfährt (S. 329), von „Kunstbegriffen" zu sprechen, die der Künstler angeblich hat. So theoretisch sich nun diese Behandlungsweise anläßt, so wenig liegt die starke Seite des Verfassers im allgemeinen Theoretischen, zumal in dessen begrifflicher Bestimmtheit. Die hier nicht wiederzugebende, wenig greifbare Einleitung des gesammten Stoffes z. B. macht den Eindruck, daß eine andere Anordnung den Absichten des Verfassers ebenso gut entsprachen hätte. Wo ferner Definitionen erforderlich sind, durch deren Bündigkeit das Lernen so sehr erleichtert würde, fühlt sich der Leser meist ohne festen Boden. Wenn z. B. (S. 107) unter Symmetrie „doch nichts Anderes zu verstehen ist, als Gleichmäßigkeit", so sollte man meinen, daß darunter wirklich nichts Anderes als Gleichmäßigkeit zu verstehen sei. Dennoch ist aber in der unmittelbaren Fortsetzung des Satzes etwas Anderes als diese zur Definition der Symmetrie benützt, nämlich: „die gleichmäßige Anordnung eines Gegenstandes zu beiden Seiten einer senkrechten Linie oder Ebene, so daß die eine Hälfte der andern etwa so entspricht, wie die Wirklichkeit dem Spiegelbilde" Zugleich ist hier dem Verfasser eine Verwechslung zugestoßen zwischen „senkrecht" und „lothrecht", dessen Sinn er offenbar meinte; ganz abgesehen davon, daß nicht jede Symmetrie auf eine lothrechte oder wenigstens nur auf eine lothrechte Axe bezogen sein muß. Die Definition von „Stil" (S. 331), wenn es überhaupt eine sein soll, dürfte kaum jemandem einen bestimmten Eindruck hinterlassen. „Ausdruck" wird erst bündig von „Haltung" geschieden (S. 251), dann aber doch zu keiner bestimmten Unterscheidung von dieser gebracht. Dazu kommt manchmal ein Wortgebrauch, der schlechthin und ohne Rechtfertigung den üblichen Gebrauch umstößt: so wenn der Ausdruck „Augenpunkt" gebraucht wird für den Standpunkt des Malers, von wo aus er die zu zeichnenden Gegenstände sieht oder sehen würde. Auffallend ist, daß Riegel's Definitionen und Einleitungen häufiger zu eng als zu

weit sind. Wenn er z. B. die Kunst in die beiden Hauptgruppen der tönenden und bildenden Künste theilt, so fehlen die Künste der Geberde; sie können nicht zu den bildenden oder nicht zu diesen allein gehören, da der Verfasser jene Einteilung auf den Unterschied von Zeit und Raum gründet.

Eine besondere Vorliebe entfaltet Riegel für Citate, ohne jedoch die Kunst des Citirens seiner Vorliebe entsprechend zu beherrschen. Zu dieser Kunst gehören vor allem Mäßigkeit im Gebrauch der Citatenhülfe und richtige Auffassung wie Einfügung der angeführten Stellen. An beiden fehlt es hier. Namentlich werden die Bedeutungen der Citate gern im Sinne des Citirenden nuancirt und dadurch, zumal wenn ein Gedanke durch eine Citatenreihe gestützt werden soll, verwischt. Der Uebergang: „das heißt in unserer Ausdrucksweise", oder: „Man sieht hiernach leicht ein", oder dergl. trägt zum Uebersehen der Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Gedankens bei. Beispielsweise werden einmal (S. 385) Schelling, Schiller, Goethe, Wieland, Forster, Kant citirt, worauf als Ergebniß folgt: „Verständlicher als in diesen Stellen kann man sich schwerlich aussprechen, um als Erfahrung festzustellen, daß zur Würdigung der Kunstwerke eine natürliche Anlage, ein mitgegebener Sinn, eine gewisse Neigung gehöre." Ein Ergebniß, das vor allem auf das Kant-Citat durchaus nicht paßt.

Um so erfolgreicher ist unser Autor, wo er die Fülle seiner Belehrungen über Geschichtliches und über das Formale im engeren Sinn entfaltet; meist unterstützt durch geschickt gewählte Abbildungen. So werden die Entwicklungsformen von Vorstufe, Blüthe und Verfall durch drei Darstellungen des heiligen Sebastian illustrirt. In ganz besonders trefflicher Weise wird uns vor Augen geführt, wie sich die Stil-Unterschiede architektonischer Komposition auf die Elemente der Konstruktion gründen. Dies geschieht zunächst im 8. Abschnitt: „Mittel und Verfahren der Darstellung", dann im 10.: „Das Dargestellte nach Wesen und Stil"; doch wäre die erst hier folgende systematische Aufklärung besser vor jenen Darlegungen zu bringen. Der Verfasser sieht das für die Konstruktion Entscheidende in der Decke und entwickelt in anschaulichster Weise ihre Formen. Immerhin dürften dabei die wesentlichen Unterschiede der lothrechten Konstruktion unterschätzt sein. Im Einzelnen möchte man etwa wünschen, daß der Begriff des „Centralbaues" nicht auf die Verwendung der Hängekuppel eingeschränkt, und daß die diese versinnlichende Abbildung der Sophienkirche durch deutlicheren Bezug auf das vorhergehende Schema verständlicher würde. Die Unterschätzung der lothrechten Konstruktion erzeugt hier einen ähnlichen Mangel an Eindringen in den gothischen Stil, wie ihn sonst solche Populärwerke zeigen. Abermals wird der Spitzbogen vorangestellt, anstatt der Analysirung der Wand in Kraft, Last und indifferente Zwischenglieder; abermals wird seine Hauptbedeutung, das Ermöglichen der gleichen Wölbungen über einem Rechteck, übergangen. Um so werthvoller scheint uns für die Gegenwart der Hinweis auf den, vorzüglich für den Eisenstil passenden, Flachbogen (S. 150, 343). Auch die Auseinanderhaltung der baulichen Konstruktionsformen und Kunstformen, die nur ebenfalls in der schriftstellerischen Vertheilung des Stoffes deutlicher zum Ausdruck kommen sollte, ist instruktiv; ebenso die Scheidung dieser Kunstformen in geometrische und naturnachahmende (organische).

Manchem Widerspruch dürfte Riegel durch sein Eintreten für die Grundform des „goldenen Schnittes“ begegnen, den er in schlagender Weise z. B. an der sixtinischen Madonna nachweist; andererseits dürften seine Darlegungen viel beitragen zur Ueberwindung des Vorurtheils gegen dieses Prinzip. Nur scheint er selbst die Stelle nicht recht erkannt zu haben, die der goldene Schnitt in der Stufenfolge des mehr oder minder entwickelten Schönen einnimmt, das ist eine ziemlich niedrige, primitive. Außerdem möchte man in diesem Zusammenhang die neue Theorie Dehio's vom gleichseitigen Dreieck, wie kritisch man auch über sie denken will, nicht ganz vermissen.

Ebenso trefflich werden wir über elementare Unterschiede in den übrigen Künsten belehrt; allerdings tragen dazu die Abbildungen noch besser bei als der meist etwas umständliche, nicht scharf zugreifende Text. Derart sind z. B. die Durchschnitte von Flach- und Hochbildern, die Auseinanderhaltungen von Allegorie und Personifikation, von geschichtlichem und gattungshaftem Bildniß und dergl mehr. In der Lehre von der Gewandung vermissen wir einen Hinweis auf nasse Modellgewänder; in der etwas zerstreuten Lehre von der Haltung in Ruhe und Bewegung einen Versuch, ihr Verhältniß zu den anatomischen und physiologischen Bedingungen zu erörtern, und speziell ein Hereinziehen der glücklichen Lösung, die Sigmund Exner dem Problem vom Fliegen und Schweben in bildender Darstellung gegeben hat; bei der Erwähnung successiver Darstellungen in räumlicher Einheit einen Hinweis auf ihr Vorkommen auch im Alterthum und ein Auseinanderhalten „kontinuirender“ und „kompletirender“ Darstellung, worüber seither Studien besonders von Wickhoff in Wien vorliegen; bei den gattungshaften Bildnissen eine Anführung Joshua Reynold's mit seinen wohl einzigartigen Mutterbildern. Weitaus zu gering scheinen uns die „anhängenden“ Künste, besonders das Kunstgewerbe, bedacht; sein heutiger Aufschwung legt ein genaueres Eingehen nahe, und zumal die Bedeutung des Stoffes, des Bedürfnisses und der Phantasie für die Kunst würde hier tiefer sichtbar werden. Auch der damit zusammenhängende neuste Aufschwung des Dilettantismus im guten Sinn fehlt in unserem Buch gänzlich.

Eine besondere Mühe giebt sich Riegel, die wesentlichen Unterschiede der Künste herauszuarbeiten. In einzelnen Zügen und an einzelnen, namentlich illustrirten Beispielen werden in dem Abschnitt „Grundlage der Kunstübung“ die architektonische, bildnerische und malerische Auffassung unterschieden; schade nur, daß trotzdem keine grundlegenden Momente dafür in faßbarer Weise hervortreten. Dem Wortlaut nach scheint es allerdings so zu sein: die drei bildenden Künste sollen sich von einander grundsätzlich durch den Stoff unterscheiden, und die „eigenthümlichen Bedingungen, unter denen jede in ihrer Weise ihre Werke in die Erscheinung setzt,“ sollen größtentheils hieraus entspringen (S. 26). Von da ab erfahren wir jedoch weder, welches denn der besondere Stoff jeder Kunst ist, noch auch, wie der Stoff jene Bedingungen erzeugt. Nur die Unterschiede, die innerhalb der Baukunst durch den Stoff gegeben sind, werden näher herausgearbeitet (S. 142 ff, 353 ff.).

Speziell das Malerische wird wiederholt gekennzeichnet; klar tritt die falsche

maleriſche Auffaſſung eines bildneriſchen Werkes (S. 99), die richtige eines Architekturbildes (S. 316) hervor. Allein dieſe Kennzeichnungen gehn leider auf keine bündige Weſensbeſtimmung zurück (wie ſie Riegel wohl hätte im Begriff der Fläche finden können). Darum ſtehen auch jenen klaren und wahrſcheinlich richtigen Kennzeichnungen einige unklare und kaum richtige zur Seite. Wieſo ſich z. B. das Hochbild dadurch nach der maleriſchen Richtung entwickeln kann, daß die Erhebungen ſtärker, die Geſtalten runder und freiſtehender werden (S. 266), dürfte mindeſtens unverſtändlich bleiben. Michel Angelo ſoll, „obwohl Bildhauer, dennoch mehr als Maler geartet" geweſen ſein; ſeine Bildnerwerke „ſind, wie bekannt, maleriſch aufgefaßt, d. h. ſie ſind in Haltung, Bewegung und Ausdruck mehr oder minder nach Art gemalter Figuren behandelt, ſind mit der Phantaſie des Malers gedacht." So richtig dies zum Theil ſein mag, ſo ſehr mögen doch über den übrigen Theil dieſer Behauptungen ſelbſt des Verfaſſers engere Fachgenoſſen den Kopf ſchütteln.

Auch einzelne für die Erkenntniß der Malerei wichtige Begriffe bleiben unbeſtimmt. Beiſpielsweiſe iſt an vielen Stellen die Rede vom „Ton". Er wird nirgends definirt und wird oft neben Farbe ſowie neben Licht und Schatten genannt; einmal jedoch (S. 196) wird er im Vorübergehen dem Helldunkel und dem Spiel der Lichter und Schatten gleichgeſetzt. Auch der Begriff des „Lokaltons" wird nicht klar und wird dem „Geſammtton" nicht deutlich genug entgegengeſetzt. Daß die Kunſt nur die beleuchteten Seiten der Körper darſtellen könne, iſt entweder, wenn man die Schatten (mit Recht) als theilweiſe Beleuchtungen faßt, ohne weiteres richtig und kann wohl nur dazu dienen, die ältere ſtarre Behandlung der Schatten zu widerlegen — worüber ſich ein modernes Kunſtbuch allerdings hätte näher auslaſſen ſollen. Oder der Satz iſt, wenn man die „beleuchteten Seiten" und die „Schatten" als Gegenſätze faßt, geradezu falſch und kann wohl nur zu der Erkenntniß dienen, daß ſein Verfaſſer ſich entweder über das Schickſal der Schatten in der Entwicklung der Malerei nicht auf dem Laufenden gehalten oder nicht bemüht hat, ſeine Gedanken adaequat auszuſprechen. Daß die Gegenſtände der Natur oder der Malerei in deſto höherem Grad uns den Eindruck der Farbenharmonie erregen, in je vollerem Maß ihre verſchiedenen Farben ſich gegenſeitig ergänzen, iſt mindeſtens genau ſo nicht unbeſtritten. Als Grundfarben ſchlechtweg roth, gelb oder blau anzugeben, ohne des verſchiedenen Sinnes von „Grundfarbe" und der verſchiedenen einander beſtreitenden Theorien darüber wenigſtens markirend zu gedenken, iſt irreführend.

Ein Werk wie das vorliegende hat vor Allem die Aufgabe einer möglichſt objektiven Belehrung über den geſicherten oder nunmehr zu ſichernden Beſtandtheil der Theorie ſeines Gegenſtandes, auf daß der Benützer des Buchs zur einſichtigen Beurtheilung auch von parteilichen Streitigkeiten geſchult werde; nicht aber darf es im Sinn ſolcher Streitigkeiten ſprechen. So gut es nun auch nach den angeführten Proben, die zumeiſt aus ſeinen ſpäteren ſpeziellen Theilen ſtammen, jene Aufgabe erfüllt, ſo ſehr beeinträchtigt es, namentlich in ſeinen früheren, allgemeineren Theilen, ſeinen Werth durch das Zurückdrängen objek-

tiver Belehrung hinter subjektiven Streit. Der Verfasser ist, wie schon aus seinen früheren Schriften zu ersehn, Anhänger idealistischer Kunstauffassung und Kunstrichtung. Das ist natürlich kein Fehler; zu einem Fehler wird es aber, wenn eine solche Stellung ersichtlich einem Zurückbleiben hinter der Entwicklung entspringt (wie seine Bemerkungen über Cornelius zeigen), und wenn sie ein Belehrungsbuch einseitig macht. Dies geschieht schon durch seine Ueberschätzung der Griechen, (einschließlich des „Laokoon, über den Vf. seine eigene Kritik des Manierismus vergleichen möge) und durch seine Ueberschätzung einerseits der Renaissance und ihrer (sonst gut charakterisirten) Abarten, andrerseits der Moderne. Aus dieser sind beispielsweise der Fortschritt von linearer zu flächenhafter Zeichnung und die heutige künstlerische Form des Panoramas an der Aufmerksamkeit des Verfassers anscheinend spurlos vorübergegangen.

Allein die energisch einseitige Durchführung eines Standpunktes hat ebenfalls zur Klärung unserer Einsicht ihren Vorzug, und zwar in dem Maß ihrer Gediegenheit. Mit glücklichem Griff setzt der Anfang unseres Buchs hauptsächlich bei solchen Werken ein, die — wie besonders Grabmäler — nicht die Natur nachahmen, sondern einem selbstständigen Gedanken Ausdruck geben sollen. Ebenso glücklich ist hiermit einem Zurückführen der Kunst auf „äußerliche Bedürfnißforderungen" wie auf „das Spiel bloßer Nachahmung des Wirklichen" vorgebeugt. Ebenso unglücklich aber ist daraus die Folgerung gezogen, das Wesen der Kunst berube darin, daß „ein Gedanke, daß etwas Geistiges in die sinnliche Erscheinung gesetzt wird". Ein dreifaches Versehn scheint hier vorzuliegen. Erstens ist von jenen besonderen Fällen künstlerischen Schaffens auf den Gesamtbereich der Kunst geschlossen; zweitens ist so vorgegangen, als gebe es außer jenen drei Auffassungen keine anderen mehr. Die für sich ganz richtig gestellte Frage, ob etwa das bloße, spielende Nachahmen des Gepfeifes oder Gezwitschers der Vögel schon Musik sei, und die unausbleibliche Folgerung im Sinn des Verfassers, nun auch die Musik als „Veranschaulichung des Geistigen" zu fassen, könnten darüber aufklären. Drittens vermöchte man sich mit all' dem noch zu befreunden, wenn nur des Verfassers eigene Auffassung eindeutig durchgeführt wäre. Allein bald hören wir als angeblichen Grund für sie die (an sich allerdings ganz richtige) Behauptung, daß der Urheber auch des innerlich armseligsten Kunstwerkes „zuerst einen Gedanken, und wäre dieser auch noch so dürftig, von Dem fassen mußte, was er in der Arbeit seiner Hand ausführen wollte. Das ist doch — trotz des daraufgesetzten Zitats aus Goethe vom „inneren Gehalt" — etwas ganz anderes als ein im Kunstwerk veranschaulichtes Geistiges! Ein ander Mal wird dazu gefordert, daß „eine gewisse innerliche Beziehung einen geistigen Hintergrund herstellt"; und kurz darauf wird der Satz: „im Kunstwerke ist etwas innerliches, dessen geistigem Wesen vollkommen entsprechend, zum Ausdruck, zur Darstellung gebracht" usw., als Auslegung des doch anderswohin zielenden aristotelischen Satzes von der Zusammenfassung der Mannigfaltigkeit der Theile nach einer nothwendigen Ordnung zu fester Einheit vorgeführt. Gleiches Mißgeschick trifft den Versuch, des Aristoteles Definition der Kunst als der „vernunftmäßigen Fertigkeit des

Schaffens" übereinstimmen zu lassen mit der eigenen, diesmal zu weiten, Definition: „Die Kunst ist die Thätigkeit des Menschen, Vorstellungen seiner Phantasie in sinnlicher Erscheinung darzustellen". Der Verfasser scheint gar nicht zu merken, daß Aristoteles hier eine andere „Kunst" als die in Rede stehende meint.

Ebenso mehrdeutig werden auch die entgegenstehenden Auffassungen behandelt.. „Bedürfniß" wird der „seelischen Anforderung" gegenübergestellt, „Formales" dem „Geistigen" — trotz aller Mühe, die sich Robert Zimmermann in seiner „Aesthetik" gegeben hatte, das Formale über den Unterschied des Sinnlichen und Geistigen hinauszuheben, und trotz der Annäherung selbst unseres Verfassers daran, wenn er z. B. von dem „inneren Sinn der Licht- und Farbenverhältnisse" spricht (S. 77) oder wenn er, mit etwas unangemessenem Ausdruck, sagt, es müsse „in den Grundstein schon der Gedanke des ganzen Aufbaues bis zum kleinsten, vom Firste des Daches in die Luft hinausragenden Gliede gelegt" werden (S. 63). So läuft dem Verfasser auch leicht die Meinung unter, es habe wohl noch niemand behauptet, daß schon eine Linie an und für sich schön sein könne (S. 17), während es doch z. B. Hogarth behauptet hat.

Und nun ergießen sich aus einem so zubereiteten Boden unaufhaltsam die Fluthen der idealistischen Theorie. Nochmals: nicht diese Theorie fordert uns heraus, vielmehr nur ihre nachgerade unerträgliche Durchführung. Wo wir nach scharfen Begriffen und nach Belehrung über den Umfang der Kunst lechzen, werden wir mit seitenlangen Zitaten aus Winckelmann, Schiller Schelling usw. gefüttert, die in eintönigem Trab wiederkehren und, wie schon gezeigt, häufig mißverstanden sind. Mit solchen Hilfen wird dann z. B. ein genaueres Modellarbeiten als „knechtisch" bezeichnet (S. 87), wird der Begriff des „Schönen" in bekannter Weise verengert und folgerichtig das „Häßliche" abgethan. Natürlich fehlt auch der Abscheu vor dem „Kehrichthaufen" nicht (S. 80 f); die Stelle darüber verdient als kneipzeitungswürdiges Zeugniß dafür aufbewahrt zu werden, wohin eine sonst so hohe Einsicht sinkt, wenn sie im Dienst der Ansicht steht. Die Stelle schließt mit dem Gegensatz zwischen dem „Wie, der Mache" (!) einerseits, dem „Gegenstand" und der „dichterischen Auffassung", der „künstlerischen Gestaltung" usw. andrerseits. — Um so erfreulicher ist nach all' dem eine Rettung des Nackten gegen Sitteneiferer. Hat ja Riegel doch vor einiger Zeit in seiner Direktorspraxis die Gelegenheit zu einer Zurechtweisung von Skandalirern auf's Trefflichste benützt!

So finden sich denn auch im vorletzten Abschnitt, „Die Kunstpflege", beachtenswerthe Winke zur Praxis. Für die Akademien wird ein kräftiges Wort eingelegt, gegen die Wettbewerbungen scharf zu Felde gezogen, u. dgl. m. Leider verräth sich der gute deutsche Bürger, der mit seinen Zitaten aus Schiller so viele ungeberdige Geister zu bannen versucht hatte, auch hier. Wenn der junge Künstler in der bürgerlichen Gesellschaft eine Stelle zu erringen sucht, werden dabei „seine Charaktereigenschaften und seine Begabung entscheidend sein". Der „sozialistische Irrthum" des Verlangens nach Staatshülfe (?) fällt in sich zusammen. Der tüchtige Künstler, der achtungswerthe Arbeiten hinstellen kann,

wird aber bei Staat und Geſellſchaft viel Entgegenkommen finden, und er wird ſich auf irgend eine Weiſe emporſchwingen und da auf würdiger Höhe halten. — Glückliche Erde!

Unſerem Buch fehlen nicht die unentbehrlichen Verzeichniſſe, ein ſachliches und eins der Künſtlernamen. Indeſſen wäre noch eins der Abbildungen ſehr erwünſcht. Außerdem iſt das ſachliche Verzeichniß (allerdings eine der undankbarſten ſchriftſtelleriſchen Arbeiten lange nicht vollſtändig. Mehrere im Text enthaltene Artikel ſind hier ausgeblieben. So: Bleudſtein (S. 147), Bogenfeld (118), Eierſtab (66), Formſtein (146), Herzblatt (66), Incruſtation (145), koloriſtiſch (öfters), Laibung (118), Mäander (66), Paſſion (276), Pietá (261), Ton (öfters), Ueberkragung (144), Unterſchneidung (160, 257), Welle (166); erſichtlich typiſche Beiſpiele für das Bedürfniß des Nachſchlagens. Bei dieſer Gelegenheit merkt man endlich noch auffallender als beim Leſen, daß eine Reihe wichtiger Artikel unſeres Erinnerns auch bereits im Text fehlt. So: „Fläche“, „Impreſſionismus“, „kalte“ und „warme“ Farben, „Konſole“, „Kontour“, „Kraggeſims“, „Santa Converſazione“, „La Silence“, „Silhouette“, „ſtyliſtiſch“, „Trecento“ uſw., und anderes.

Nicht zuletzt zeichnet ſich unſer Buch durch ſein reinliches Deutſch aus. Verſehen wie „auf dem Hintergrunde hin“ (S. 188), „Zeichnenkunſt“ (S. 189), oder die Fügung: „wo verſchieden Geartetes nicht geeint iſt“ (S. 106), ſind ſelten. Desgleichen Druckfehler (S. 29 „Echinus“, S. 254 „statuère“, S. 301 Z. 9 „Freuden“; S. 399 Z. 11 Ausfall eines Satztheiles). Die großzügige Ausſtattung thut ſchließlich das ihre, um uns den „Riegel“ zu einem willkommenen Freund zu machen.

München. Dr. Hans Schmidkunz.

Bücherſaal.

Recht geſunde Volkslektüre bringt der Verlag von Reinhold Werther in Leipzig an den Markt. Ich kann nicht anders ſagen, als daß mich die ſchlichten naturwahren oberheſſiſchen Dorfgeſchichten von J. Becker „Karthäuſerſch Anndort“, „Der Wildhirt“ und „Das Geldfeuerchen am Wittſtrauch“ nach den Paprikawerken unſerer modernen oder dafür gelten wollenden Autoren angemuthet haben, wie aufgeplatzte mehlige Daber'ſche Kartoffeln mit friſcher Butter und Matjeshering nach einer Reihe franzöſiſch benannter Gerichte, in denen haut gôut entweder künſtlich verdeckt oder künſtlich erzeugt war. Wie viel lieber eſſe ich mich an ſolch einem frugalen Mahl herzhaft ſatt als an dem embarras de richesse eines ſogenannten hyperpikanten Diners, auf deſſen Menu Dinge verzeichnet ſtehen, die nie für den Menſchenmagen berechnet geweſen ſind, wie Froſchkeulen, Schnepfendreck und indiſche Vogelneſter.

Werther's Volksbibliothek, von der jedes Bändchen in schöner Ausstattung nur 50 Pf. kostet, ist der Beachtung weitester Volkskreise zu empfehlen. Becker ist als Schriftsteller anspruchslos, aber er charakterisirt vortrefflich und kennt seine Landsleute. Sprache und Sitten jener oberhessischen Dörfler sind mit peinlicher Gewissenhaftigkeit in den Erzählungen wiedergegeben. Man muß heutzutage wirklich froh sein, daß es noch Schriftsteller aus dem Volk für das Volk giebt, sie machen sich um die Litteratur verdienter als im Allgemeinen angenommen wird.

In derselben Bibliothek (Bd. 8) erschien von Fr. Patzschke eine tief religiöse und streng sittliche Erzählung „Durch Sturm zur Stille". Auch diese Art Novellistik ist mit Dank zu begrüßen. Sie ersetzt die nicht mit Unrecht so stark in Verruf gekommenen Traktätchen.

Dem Verlag von Rob. Friese, Sep.-Cto. in Leipzig entstammen die nachbenannten drei Werke: „Eine Gewissensfrage" von Wilhelm Wolters ist eine in sehr elegantem Deutsch gehaltene Humoreske. Die Idee ist allerdings unbedeutend aber durch die Form ihrer Behandlung wird sie belebt und regt in ihrer Ausführung den Leser an. Für eine Nachtischlektüre sehr geeignet.

Von K. E. Nicolai stammt der Roman „Opfer". Autor und Werk verdienen über das Niveau der Alltagsdichter und Fabrikwaare gehoben zu werden. Es steckt ein ernstes und starkes Talent in Nicolai, das besonders in psychologischen und sozialen Details sich auszureifen scheint. Der Arbeit gebührt warme Fürsprache.

Ein junger Mann von 1895 und andere Novellen von Philipp Langmann. O. J. Bierbaum, die „Gesellschaft" und auch die „Kritik" haben den realistischen Arbeiten des Verfassers bereits früher großes Lob gezollt. Trotzdem ich im Allgemeinen gerne protegire und lobe, wo ich es kann, bin ich doch nicht in der Lage, mich bei Beurtheilung des vorliegenden Werkes den früheren Urtheilen über Langmann so ohne Weiteres anzuschließen. Ich gebe zu, daß der Verfasser zu beobachten versteht und ein eigenartiges Philosophentalent ist, aber ich erblicke in ihm keine überraschende Ursprünglichkeit, auch keine dramatische Kraft. Seine Symbolik ist dichterisch nicht nennenswerth. Jedenfalls tritt sie in Verbindung mit seinem Stil oft vom Erhabenen ins Lächerliche. Wenn ich ihn z. B. schreiben sehe „eine Stute mit solidem Gehzeug, nahm, soweit es möglich war, an dem Gespräch der beiden auf dem Kutschbock sitzenden Männer Antheil" oder „der Erzählende, in mehrfacher Beziehung das Gegentheil des Kutschers" oder „sein von Natur aus etwas stumpfer Gesichtsausdruck" oder „das Pferd, das merkte, daß von ihm die Rede war" usw. — da meine ich, daß Herr Langmann von den Pferden einen etwas zu hohen und von seinen deutsch liebenden Lesern einen zu niedrigen Begriff hat.

Berlin. Hans von Reinfels.

Verantwortlich für Redaktion u. Verlag: Dr. Richard Wrede, Berlin. Druck: F. Ehnamon, Berlin

Mittheilung.

Berlin, 16. August 1896.

In Nr. 105/106 vom 31. Juli d. J. der Halbmonatschrift für die Berufsinteressen der deutschen Schriftsteller und Journalisten **„Das Recht der Feder"** veröffentlicht unser früherer Redakteur, Herr **Karl Schneidt**, eine Annonce, in der es heißt: „Die in meinem Besitz befindlichen Arbeiten habe ich gegen Quittung an Herrn Dr. R Wrede abgeliefert.

Berlin W. 30, Franken-Straße 8. **Karl Schneidt.**

Diese Behauptung ist unwahr. Zwar hat Herr Karl Schneidt uns 64 seit Monaten bei ihm lagernde Manuskripte zur Rückbeförderung ausgeliefert, dagegen ist der Rest von circa 20—30 Manuskripten, die Herr Schneidt, nachdem unser Bote wiederholt vergeblich trotz ausdrücklicher Bestellung bei ihm gewesen war, am 23. Juli p. Packet an uns abschicken wollte, nicht in unseren Besitz gelangt.

Wir lehnen jede Verantwortung für die Handlungsweise des Herrn Schneidt ab.

Kritik-Verlag.
G. m. b. H.

Redaktion der Kritik.

Honig! Garantirt naturreinen, mehrfach prämiirten, allerfeinsten Blüthenhonig, versende die 10 Pfund-Dose zu 6 Mk. franko. Nichtkonvenirend-s nehme zurück.
J. H. Roter, Gu simkerei. mittelsten.
Thüle b. **Friesoythe** (Oldenburg).
Hoflieferant.

HAMMONIA-FAHRRÄDER
erstklassiges Fabrikat. Solide Preise. Vertreter gesucht. Katalog gratis u. franko.
A. H. Veltzen, Hamburg.

Altbewährtes Mittel gegen
Gicht- u. Rheumatismus
ist **Russische Einreibung,**
à Fl. 1 M, 6 Fl 5 Mk.
In der **Apotheke Schwedt a O.**

Was ist Feraxolin?
Feraxolin ist ein großartig wirksames Fleckputzmittel wie es die Welt bisher noch nicht kannte Nicht nur Wein-, Kaffee-, Harz- und Oelfarben-Flecken, sondern selbst Flecken von Wagenfett verschwinden mit verblüffender Schnelligkeit, auch aus den heikelsten Stoffen.
Preis 35 und 60 Pfg.
In allen **Galanterie-, Parfumerie-, Droguenhandlungen** und **Apotheken** käuflich. En gros bei
Joh. Grolich,
Engelbraguerie
in **Brünn** (Mähren).

Photographische Apparate
sowie sämmliche Bedarfsartikel.
Illustr. Preisliste kostenlos.
Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Julisang, hochdelikat, zart und fett,
direkte Zufuhr ab E..gland g Nachn. 4 Litr.-Postd. neu la Salzher. 2 Mk., 4 Litr.-Postd. Volld. 2,50, beste 3 Mk., 4 Litr.-Postd. fetttriefend. Matjes 2,50, beste 3 Mk. 60 Pfd.-Faß selten schöner Salzhr. M, vollfett, extra Grß. 6,50 Mk. 60 Pfd.-Faß do. Vorfang! 5,50 Mk. 4 Liter-Dose hiervon 1,50 Mk. 4 Liter-Dose b. 50 fein marinirte Heringe ohne Gräten 2,50, beste 3 Mk. 4 Liter la. Rollmops 1,50 und 2, beste 2,50 Mk.

Delikater See-Aal,
8 Pfd.-Kolli tägl. frisch v. Rauch 4,50 Mk., nur dicke Stücke: in Gelée 3,50 Mk. 8 Pfd.-Kolli Flunder, frisch v. Rauch 2,50 Mk
E. Degener. Fisch-Export u. Import!
Swinemünde. (Zeitung angeben!)

Preis per Stück 10 Mark

für 1 Chl.-Rem.-Uhr in Silber, 0,800 gef. gest. Goldrand. 6 St. vergold. Zeiger u. inner. Deckel 2 Jahre schriftl. Garantie Alleln-Fabr. d. vorzügl. Rem.-Uhr „Secunde", hochf. regul., Prima-Werk in Silb.-Gehäuse. Goldr. ff. grao. Deckel ꝛc. 3 Jahre schriftl. Gar. 20 M. — versendet
Gustav Staac, Düsseldorf,
Fabrik u. Lager in Uhren u. Goldwaaren.
Umtausch gestattet oder Geld zurück Preisl. gr. u. fr.

Danziger Spezialität
1 Fl. Goldwasser
1 Fl. Kurfürstl. Magen,
1 Fl. weiß Pomeranzen
} in feinster Qualität
incl. Kiste und Porto Mk. 5,—
offerirt die **Dampf-Liqueur-Fabrik**
Julius v. Götzen, Danzig.

250 Briefmarken
echte **verschiedene,** worunt. Costarica, Mexico, Türk., Aeg., Lux., Arg, Brasilien, Cap, Griechenl., Japan, Spanien liefert für nur **1 Mark**
Casse voraus. — Rückporto 20 ₰.
Hugo Siegert, Altona b. Hamburg.

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

Ueberlegter Einkauf

erspart dem Käufer viel Geld! Besonders trifft dieses zu beim Einkauf von **Cigarren** und **Tabak direkt** aus der **Fabrik**, der **Vortheil** solchen **direkten Bezuges** liegt **klar auf der Hand.** Zudem ermöglicht es der **billige Postpacketverkehr** auch dem vom Herstellungsort **entferntest Wohnenden** in der bequemsten Weise seinen Bedarf **direkt aus der Fabrik** zu beziehen. Die **Garantie** für **gleichmäßige** Lieferung kommt ebenfalls in Betracht.

Alle Welt sucht **milde,** dabei aber der **Würze** nicht entbehrende Qualitäten. Diese Eigenschaften aber bietet in **hervorragendstem Maße** das **holländische Fabrikat,** welche Thatsache von **Kennern** längst **gewürdigt** wird.

Die bekannte Firma **Clever & Werres** in **Geldern,** deren **holländische Cigarren und Tabak-Fabrikate vor allen** wegen ihrer **Milde** und ihrer **Würzhaftigkeit** gerühmt werden, präsentiren in der heutigen Beilage ihren neuesten **Preis-Courant** und empfehlen wir denselben gerne der Aufmerksamkeit unserer Leser. Die bekannten und aus dem Vortexte der Preisliste ersichtlichen geschäftlichen Grundsätze der Firma **Clever & Werres** in **Geldern** bieten die Gewähr **gut** bedient zu werden.

Man wolle sich bei Bestellungen freundlichst auf unser Blatt beziehen.

B. Becker

in Seesen a. fabr. allein seit den anerkannt unübertroffenen **Holländ. Tabak.** Ein **10** Pfd.-Beutel fco. **acht**

R F. Liedtcke,

Importeur

echter Havana-Cigarren

Berlin W., Unter d. Linden 12.

Krebse!

Suppenkrebse	2—3 Mark	
Grosse Tafelkrebse	5—12 „	versendet
Riesen (Hummergrösse)	12—25 „	

versendet springlebend per Post.

B. Reche, Königl Hoflieferant in Myslowitz.

F. G. TAEN-ARR-HEE

En gros. Spectat aad Original En détail.

China- und Japan-Waaren und Thee-Import-Geschäft,

Lackwaaren, Porzellane,

Wandschirme, Dekorationsfächer etc. etc.

Illustrirte Preisliste gratis and franco.

BERLIN W., Leipziger-Strasse 119/120.

Im Bad. Schwarzwald.

Naturheilanstalt Glotterbad.

Stat. Freiburg and Denzlingen

Dirig Arzt: **Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz**

Das ganze Jahr, Sommer und Winter, geöffnet

Prospecte frei durch die Badeverwaltung.

Für Blutarme and Reconvalescenten.

FERRATIN

Die Eisenverbindung der Nahrungsmittel.

In allen Apotheken.

Eine praktische Patentdose mit Brutto 10 Pfd.

hochfeinster Delikateß - Senfgurken.

Eine Kiste ca.

100 echter großer Harzkäse

je Mark 8,50 mit Verpackung franko Nachnahme.

Gust. Mackenrodt, Quedlinburg.

Apfelwein beste Qualität, Liter 28 Pf.

Mousseur Flasche 1,30 unter Nachnahme.

G. Fritz, Hochheim a. M.

Photographische Vergrösserungen nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Greiz, Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

Tenderings

preisgekrönte Cigarren

Maatschappij	100 St.	3 M.	90 Pf	500 Stck frko., aus rein überseeischen Tabaken hergestellt
La Palma	100 „	4 „	— „	
Aphrodite	100 „	4 „	50 „	
Wilhelm I.	100 „	4 „	80 „	
Exquisitas	100 „	4 „	60 „	
Musterkiste je 20 Stck. enthaltend	. . .	4 „	30 „	

erhielten im vergangenen Jahre tausende Anerkennungen.

Tenderings Rauchtabak, 9 Pfund — 9 Mark, unübertroffen in Qualität.

Allein zu beziehen aan

Tenderings Cigarren- und Tabak-Fabrik, Oris a. d. holländ. Grenze A.

Heilung

d. d. Naturheilverf. ohne Arznei u. Berufsst. d. schwersten Unterleibs-, rheum., Mag., Nerven., Asthma, Flechten, Mannesschwäche, veralt. Harnröhr. u. sämtl. Frauenkr. Auswärts brieflich, absolut sichere Erfolge.

Kurhaus Berlin-Zehlendorf

Direktor Brackhoff.

Bei Anfrag. Retourmarke erb

Verantwortlich für Inserate: Robert Jacoby in Berlin W. — Druck von H. Lynamen in Ber

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgeber: Richard Wrede

III. Jahrgang | **Nr. 100** | 29. August 1896

Morituri.
Sozialdemokratische Bewerthung der Geistesarbeit. II. Von Francis Adams.
Vom alten und modernen Sturm und Drang. Von Dr. M. Spanier.
Internationale Kunst in Berlin. Von Friedrich Fuchs.
Das Phantom. Von Erdmann Graeser.
Büchersaal.
Männer. Von R. W.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark
einzelne Nummern 50 Pfennig.

Kritik-Verlag
Berlin S.W. 46, Hedemannstraße Nr. 9
Fernsprecher: VI, 1429.

Bücher-Rundschau

und

Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels

Berlin, den 29. August 1896.

Zu beziehen durch Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin SW 48, Hedemannstr. 9:

Schneidt, Kellnerinnen-Elend. 1 Mk.

Schulz, Wohee kommen die kleinen Kinder? 80 Pf.

Grobe Kelle auf grobe Klötze. (Von Konrad Alberti) 1,— Mk.

Buhr, Der Sozialismus in der Armee. 50 Pf

Dan. Sanders, Sein Leben und s. Werke. Nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage. Herausgeb v Fr. Dinsel 2. Aufl. Mit Photogr 1,60 Mk — **Pohl,** Past., Dr. D Verhältniß d. Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon. 1,— Mk. — **Haberland,** Metamorphosen der Pflanzen. 50 Pf — Wie unterscheidet sich die Methode der Mathematik von der der Philosophie? 80 Pf.

Neue Musikalien für Klavier. Verlag von Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr. Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen:

G. Stapel,

Op. 63, Friederike-Walzer. 60 Pf. Op. 64, Abo's-Friedrich-Marsch 80 Pf. Op. 69 Elisabeth-Walzer 1,20 Mk. Op. 70, Mein schön Berlin, Gesangwalzer. 50 Pf.

H. Berger,

Op. 10, Polka-Mazurka. 60 Pf. Op. 11, Gavotte. 60 Pf.

La revue blanche

bi-mensuelle se rédige et s'administre

à PARIS,

Rue Laffite 1 et s'édite chez

Charpentier & Fasquelle.

60 cent. le numéro.

Abonnements France 12 fcs., Exterieur 15 fcs.

MERCURE DE FRANCE

RECUEIL MENSUEL DE LITTÉRATURE ET D'ART

15, *rue de l'Échaudé, Paris.*

Le n°: 1 fr. 25 (France): 1 fr. 50 (Union)

ABONNEMENTS

FRANCE Un an. . 12 fr. | UNION Un an. . 15 fr.
Six mois. 7 fr. | Six mois. 8 fr. 50

Alban Förster,

op. 90. Ich kann die Rosen nicht verstehen! Lied m. Pftedegl. f. mittl. Stimme 80 Pf., op. 100. Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pftedegl. à 1 Mk. Verlag v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstraß.. Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

Soeben erschienen! **Rom.** Roman von Emile Zola. 3 Bände. Preis geheftet M 6; in 2 Banden elegant gebunden M. 8.

Fast jede Figur des neuen Buches beansprucht typische Bedeutung, jede will ein lebendiges Stimmbild sein, ein Stück Rasse, ein Kapitel Weltgeschichte. Es sind keine Menschen, es sind ganze Geschlechter, die in ihren Vertretern an uns vorüberziehen . . " (Neue Freie Presse, Wien).

„ . . . ein Werk, das wahrscheinlich die meisten anderen Bücher des Verfassers überleben wird „Rom" ist alles in allem die beste Arbeit, die Zola geliefert hat. (The Athenaeum, London).

„Rom" ist, von welchem Gesichtspunkte aus man das Werk auch betrachten mag, eine erstaunliche Leistung. (The Graphic, London).

„Von allen Werken Zolas wird „Rom" sicherlich das bedeutendste bleiben"

(Mémorial de la librairie française, Paris).

Von Emile Zola sind früher in unserem Verlage erschienen:

Das Geld. Roman 2 Bande. Preis geheftet M. 5, in 1 Band eleg. geb. M 6.

Der Zusammenbruch. (Der Krieg von 1870 71). Roman. 3 Bande. Preis geheftet M 5; elegant gebunden M 8.

Doktor Pascal. Roman. 2 Bände. Preis geheftet M 5; in 1 Band eleg. geb. M. 6.

Nantas. Novelle. Preis geheftet M. 1; elegant gebunden M. 1,50.

Lourdes. Roman. 3 Bände. Preis geheftet M. 6; in 2 Bänden eleg. geb. M 8. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

---

Im Kritik-Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fragen des öffentlichen Lebens.

Herausgeber Dr. jur. Rich. Wrede. Jährlich 12 Hefte 5 Mark, das einzelne Heft 50 Pf. Bisher sind erschienen:

Heft 1: **Die Börse und ihre wirthschaftliche Bedeutung** von Spectator.

„ 2: **Raoul Pictets Theorie vom Leben** von Dr. L. Bystrow.

„ 3: **Staatsrath, Kammer und Volk** von J. M. von Rasch.

„ 4: **Röntgens Entdeckung** von Dr. M. F. Jordan.

„ 5: **Nietzsche und das Christenthum** von Prof. Dr. Geo Runze

„ 6: **Frauenmoral und Herrenhalbheit** von Ad. v. Hanstein

„ 7: **Die Grundlage der physischen Welt** von Dr. Eugen Dreher.

LE MAGAZINE INTERNATIONAL

Organe de la Société Internationale Artistique

91, Avenue Niel, PARIS.

Erscheint alle zwei Monat. Jährlich 8 Mark.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 29. August 1896

III. Jahrgang | Nr. 100 | Jahrgang III

Provinzialbriefe.

IX.

Moriturі.

Die Fortschritte der imperialistischen Legende in Deutschland zu verfolgen, hat selbst für den ein peinliches Interesse, der längst gelernt hat, die Diskussionen über die beste Staatsform als unwesentliche Spielereien zu mißachten. Zwar bietet sie keinen Reiz für den ökonomischen Denker, wohl aber muß sie dem Arzt ein Gegenstand ernstlichen Studiums sein; nähern wir uns doch immer rascher jenem pathologischen Zustand tiefinnerlicher Unwahrhaftigkeit, der allen sittlich festen Menschen unerträgliche Qualen bereitet. Die zugleich lüsterne und feige Frivolität freilich findet gerade in diesem abscheulichen Dualismus eine unversiegliche Quelle erregender Kitzelungen, jene Frivolität, die auch im Politischen das Geschminkte, Dekolletirte und Kurzgeschürzte, das geile Maskenspiel mit halben Enthüllungen und versteckten Andeutungen, der edlen Nacktheit und hellen Wahrheit vorzieht. In dem Widerstreit offizieller Ehrbarkeit und heimlicher Unzucht genießt die politische Frivolität eine Fülle amüsanter Genüsse, und das Einfache, Wahre,

Gerade ist dem weltmännischen René das schlechthin Langweilige. Die feinsten Blüthen satirischen Witzes gedeihen vornehmlich in der schillernden Buntheit der Korruption, und die hüllenlose Ehrlichkeit scheint dürr wie ein Rechenexempel. Die fidele betriebsame Stimmung, die die Berliner Liebesgewerbeausstellung dieses Sommers zeugte, heischt auch in der Politik ihr Recht, wie denn höchst bezeichnender Weise der Lokalanzeiger auf der Treptower Vogelwiese die Berliner Zeitungsindustrie prunkvoll vertritt. Warum sollen sie sich nicht freuen, wie sie's verstehen, warum suchen wir ihnen die tollen Nächte ihrer Laune zu vergällen, wir trübsinnigen Gesellen vom ethisch-intellektuellen Hochmuth? Könnten die prächtigen Börsenwitze vom Defilirum und Alarmblasenkatarrh, die in üppigen Wucherungen sich zu tropischen Reichthum fortpflanzen, wohl gedeihen, besäßen wir jenen köstlichen Schatz mitternächtlicher Anekdotenproduktion, wenn es nach den Ethomanen und Wahrheitsaposteln mit ihrer Schwärmerei für klassische Linienreinheit ginge? Ist ein gut ausgegrabener Tümpel mit halbfußtiefem Wasser von zahllosen grünen und rothen Läuschen bestrahlt, nicht imposanter als das Meer mit seinem monogamen Sonnenverhältniß? Illuminationen pflegen feenhaft zu sein, hat man schon je die sonnenstrahlende See feenhaft genannt? Das Feenhafte aber ist das Höchste, warum sollen wir das Feenhafte vernichten, das für die pilgernde Lüge rasche Bewunderung buhlerisch wirbt. Lasset uns lustig sein und uns das Leben feenhaft gestalten, und mit röckelüftender Vertraulichkeit auch die Here Politik poussiren — dieweil sie uns nur so etwas angeht. Hätscheln wir also auch sorglich die imperialistische Legende, ist sie doch eine wilde Sache mehr in dem wirbelnden Ausstellungsstück des sterbenden Jahrhunderts, eine rare Delikatesse der Frivolität, ist es doch leckerstes Raffinement, Heiliges zu schaffen, um es zu entheiligen und aus dem Heiligenschein die bunten Lichter des Witzes herzustellen, mit denen wir unsere Elitetage illuminiren! Setzen wir uns Götter, damit wir zu ihnen beten können mit lasciven Geberden. Warum sollen wir ärmer sein als unsere Ahnen, die jenen Ueberschwang schmutziger Freuden wohl zu erzeugen und zu genießen verstanden, der aus der widernatürlichen Gesellung des Gottesdienstes mit dem Teufelskult er-

ſteht? Es iſt das Recht der Untergehenden, das Maß der Lüſte ins Diaboliſche zu erweitern.

Das Recht der Untergehenden, gewiß! Aber ebenſo gewiß iſt es das Recht der Aufſteigenden, der Jungen und Kindreieen, dieſen ganzen Satansdienſt ſeniler Lüſternheit zu vernichten und muskelſtraff dem Geſunden, Starken, Einfachen und Wahren zu dienen. Wir wollen lachen, aber nicht grinſen, leidenſchaftlich umfangen, aber nicht girrend kitzeln, und jedes Wort, das wir ſprechen, und jeder Gedanke, den wir hegen, ſoll wahr ſein, wie an Eidesſtatt. Wir verzichten lieber auf Götter, als daß wir ſie zu geilen Operettenſcherzen mißbrauchen; wir ſtürzen Altäre, aber wir beſudeln ſie nicht. Wir haben auch keine Freude an der imperialiſtiſchen Legende, dieſer Convenſe ekler Frivolität und Unwahrhaftigkeit, wir trachten vielmehr durch ihre Zerſtörung die innere Reinigung unſerer Zuſtände herbeizuführen. Und, wahrlich, die Zeit drängt, das Reinigungswerk zu beginnen, wollen wir nicht ganz und gar in unreinem Lügenbehagen verſinken. Die Legende wird allzu keck und gemein und ſelbſt vor der Erhabenheit des Todes macht ſie nicht ehrfürchtig Halt.

Es iſt bislang nicht feſtgeſtellt, woher jenes Telegramm ſtammte, und wer es verfaßt hat, das uns die Kunde brachte, die armen Männer des im Sturme verſunkenen „Iltis" hätten in ihrer Todesſtunde patriotiſche Lieder geſungen und ſeien dann mit einem dreimaligen Hurrah auf den Kaiſer untergegangen. Die meiſten Blätter haben die ſonderbare Meldung kritiklos weitergegeben, einige taumelten in Entzückung ob ſolcher heroiſchen Selbſtverleugnung, und nur ein paar demokratiſch-katholiſche Blätter glaubten auch bei ſo heikler Gelegenheit auf ihrem chriſtlichen Gewiſſen verharren und an jener Nachricht Anſtoß nehmen zu dürfen. Es hat dann geraume Zeit gedauert, bis man es für gerathen hielt, offiziös wenigſtens, die patriotiſche Todesgeſangsſtunde in Abrede zu ſtellen. Das dreimalige Hurrah blieb undementirt. Es ſoll mithin als hiſtoriſch gelten, kulturhiſtoriſch iſt es ja auch jedenfalls. Der takloſe Gladiatorengruß eines ungeſchickten Hofpredigers hat ein würdiges Seitenſtück gefunden. Daß jener Freiherr von Zedtwitz, der neulich in Folge eines Recontres mit der kaiſerlichen Yacht „Meteor" ſein Leben

einbüßte, gleichfalls mit einem dreimaligen Hurrah in die Ewigkeit hineinsprang, hat der Telegraph wohl nur vergessen zu melden.

Die Akustik des Orkans, der den Laut jäh von den Lippen reißt, daß er selbst dem Rufenden nicht vom Mund zum Ohr dringt, ist wenig geeignet für patriotische Massenchöre. Zum wilden Totentanz spielt nur der Sturm auf, jeden anderen Laut ins Wesenlose verschlingend. Schon hieraus ergiebt sich, daß jenes Hurrahtelegramm die Erfindung eines über die Maßen ungeschickten Byzantiners sein mußte. Ueberdies: Wer hat den Todesgruß gehört, wer war Zeuge? Oder ist etwa in der Marine-Instruktion, positiv „das Verhalten beim Tode", ein solcher Ruf vorgesehen und hat aus ihr ihn der Depeschenredactor conjicirt?

Was aber hat der Depeschenredactor mit seinem Märchen beabsichtigt? Den braven Seeleuten wurde angesonnen, daß sie in dem größten Augenblick ihres Daseins nichts Besseres zu thun wußten, als was biedere Kriegervereinler stiftungsfestlich zum Beweis ihres Patriotismus zu thun pflegen. Nicht an Weib und Kind sollen sie in ihrem letzten Augenblick gedacht haben, nicht der Herrlichkeit des Lebens und der gigantischen Allmacht der Natur galt ihr Todesgruß, auch nicht dem Volk, dem sie angehörten, der Menschheit, mit der sie litten, weder dem Göttlichen waren ihre Gedanken in christlicher Gesinnung zugewandt, noch dem Menschlichen, Vertrauten, dem, was sie schmerzlich verließen, nein, an einem irdischen, vergänglichen, staatsrechtlichen Begriff soll sich das letzte Aufleuchten ihres Bewußtseins entzündet haben. Und diesen homunculösen Einfall wagt man Größe zu nennen!

Sichtlich aus nordischem Bardenthum hat sich die Phantasie unseres Depeschenredactors ihren thörichten Einfall geholt. Es ist jene für alle Herren sehr zweckdienliche Ethik der Vasallentreue, die unsere Sklavenhalter als urgermanischen Geist auszugeben pflegen, jene hochherrschaftliche Ethik, nach der noch heute in den Gesindebüchern der Moral die Dienstmädchentugenden der Treue, des Fleißes, des Gehorsams und der Ehrlichkeit als die vier Cardinaltugenden gelten. Es ist jenes Wikingerspiel mit dem Leben, für das die zumeist begeistert sind, die sich nicht nur an ihrem psychophysischen Dasein, sondern auch an ihrer zufälligen sozialen

Ausnahmeexistenz mit heißer Begier klammern, die nicht einmal dem Willen der Zeit sich zu opfern geneigt sind.

Vor fünfzig Jahren hätte man sich nicht träumen lassen, daß wir mit all unserem Constitutionalismus und Liberalismus schließlich zu Anschauungen gelangen würden, die nicht einmal der Feudalismus gewagt hat. So lange es ein Söldnerheer gab, konnte der Fürst es schließlich als persönliche Leibgarde betrachten. Daß ein solcher Anspruch aber auch erhoben wird, nachdem wir zum Volksheer gelangt sind, ist wahrlich ein hyperfeudalistischer Gedanke. Heer und Marine, dieses Volk in Waffen, gleichsam als Qualitäten des Monarchen aufzufassen, durch den und für den sie existiren, das ist eine Tendenz, die man hundert Jahre nach der französischen Revolution für unmöglich halten sollte. Diese Tendenz aber wird von gewissen Interessenten mystischer Intoxikationen beharrlich verfolgt, ihr entspringen Märchen wie jenes Todeshurrah.

Gerade die überzeugten Verfechter des monarchistischen Prinzips sollten dem bösen Spiel der monarchischen Spekulanten offen und tapfer Einhalt gebieten. Diese Spekulanten, die den Kreisen angehören, die für eine Mark und fünfzig Pfennige Zollermäßigung ihre royalistische Gesinnung abzuschwören bereit sind, können keinen anderen Zweck verfolgen, als die Persönlichkeit des Monarchen mit einem Macht- und Größenbewußtsein zu erfüllen, in dem er das sichere Richtungsgefühl verlieren und sich vielleicht den selbstsüchtigen Begierden seiner Schmeichler gefügiger zeigen möchte. Der müßte kein Mensch sein, dem nicht schließlich Einflüsterungen wie jene Todesgrußlegende zu mystischen Halbgottideen verführte. Wo aber der Glaube an die eigene Allmacht beginnt, da hebt in Wahrheit die Abhängigkeit vom fremden Willen an. Ein Monarch bleibt so lange frei, als er sich bewußt ist, das schwere, verantwortungsvolle, erhabene und demüthige Amt nach bestem Wissen zu verwalten, Diener der Volksgemeinschaft und ihrer Ideale zu sein. Ein schlichtes Bürgerkönigsthum hat auch heute noch sein Recht und seine Kraft, romantisches Cäsarenthum ist dem Untergang verfallen.

Darum wäre es förderlicher, statt heroische Todesgrüße wackerer Matrosen zu ersinnen, den Paragraphenriegel des Strafgesetzbuchs

zu entfernen und in vollster Urtheilsfreiheit dem Monarchen die kräftigende Wohlthat ehrlicher Kritik angedeihen zu lassen. An ihr könnte das jetzt an den Hofparasiten krankende Fürstenthum genesen.

Schon eine kleine aufrichtige Sammlung der Todesgrüße der Minister vom alten Bismark bis zum Herrn v. Berlepsch und dem fecklichen Kriegsminister Bronsart v. Schellendorf würde die Aufgabe produktiver Kritik in höchst zweckdienlicher Weise erfüllen. Man erzählt sich darüber allerlei Erbauliches, die Wahrheit, die allein heilkräftige, wagt man nicht. Herr v. Bronsart namentlich, der jüngste Tote, den seine Schmeichler witzig nannten, weil er ein temperamentvoller Draufgänger war, wäre in der Lage, einen charakteristischen Todesgruß zu prägen, und die Oeffentlichkeit könnte den Nutzen solcher Kritik erheblich steigern, wenn sie die Neigung und den Muth besäße, ihn der Wahrheit gemäß zu commentiren. Indessen seitdem alljährlich zur Zeit, wo die Choleratelegramme sich häufen, auch das große Ministersterben anhebt, haben sich die Betrachtungen der Presse über diese Vorkommnisse eine Schablone geschnitten, welche den Muth der Ehrlichkeit mit der Vorsicht kläglich verbindet.

Man fand das Stichwort von den unverantwortlichen Nebenregierungen, man entdeckte die Adjutanten- und Kabinetspolitik als aller Uebel Wurzel, und nachdem man dergestalt den Mannesstolz vor Königsthronen bewährt, schickte man ihn wieder mit einem begeisterten Hurrah schlafen. Nun wußte man die Wahrheit: Könnten die Herren Hollmann, Berlepsch, von Schellendorf in verantwortlicher Selbständigkeit regieren, und wären nicht die bösen v. Senten, Lucanus und v. Hahnke da, die verschärft durch den Frhr. v. Stumm unverantwortlich nebenregierten, so wäre alles zum Besten bestellt, und das liberale Gewissen könnte beruhigt sein. Das gute liberale Gewissen! Es hat immer noch die alte Vorliebe für die klingende Phrase und das hohle Schlagwort, es will immer noch nichts weiter als beruhigen, versöhnen, betäuben, und hat es eine Beruhigungsidee ersonnen, so preßt es sie industriell bis zur letzten Faser im Geschäftsinteresse aus. Es fabulirt sterbend vor dem geliebten Cäsar, dem es bei dieser Gelegenheit mit dem Gruß noch den

guten Rath spendet, die altbewährte liberale Warnung vor schlechten Rathgebern. Das ist rührend, hochherzig, tapfer und billig.

In Wahrheit ist dies ganze Gerede über verantwortliche und unverantwortliche Rathgeber, das nun Tag für Tag dem geduldigen Leser servirt wird, unverantwortlich thöricht und heuchlerisch obendrein. Denn der verantwortliche Minister ist nichts als eine Fiction. Wem ist er verantwortlich? Allein dem Monarchen. Behagt der Minister seinem königlichen Herrn nicht mehr, so fällt er in Ungnade und wird für seine amtlichen Strapazen mit einer Pension entschädigt, die ausreichen würde, um drei Dutzend Unterbeamte, die eine verantwortungsvollere und schwierigere Stellung haben als Minister, etwa hungernde Weichensteller zu den Glücklichsten der Sterblichen zu machen. Genau so unverantwortlich-verantwortlich sind auch die Civil-, Militär- und Marinekabinetsherren. Scheint ihr Rath und ihre Thätigkeit dem Könige unersprießlich, so werden sie ihres Dienstes enthoben. Der ganze Unterschied zwischen beiden Kategorien besteht darin, daß die Minister die Regierungspolitik vor dem Parlament vertreten, aber — wohlverstanden! nicht mit den natürlichen Konsequenzen, verantworten müssen, während die Unverantwortlichen sich diese dekorative Mühewaltung versagen können. Ein ehrgeiziger Minister mag sich wohl mit Grund über den „unverantwortlichen" Nebenbuhler ärgern, was aber das Volk und die Volksvertretung für ein Interesse daran haben sollte, sorgsam zwischen den beiden Kategorien königlicher Rathgeber zu scheiden, auf die man gleichermaßen keinen Einfluß hat, das ist nicht zu ergründen. Die liberale Seelenpein wäre verständlich, wenn die Minister — wo der Liberalismus kritisirt, ist stets eine Fiction im Spiele — dem Parlament gegenüber in dem Sinne verantwortlich wären, daß sein Vertrauen oder Mißtrauen über ihr Verbleiben im Amte entscheiden würde. Das ist bekanntlich in Deutschland nicht der Fall. Das Parlament mag zwanzig ministerielle Gesetzentwürfe niederstimmen, der Minister verharrt auf seinen Posten; es kann umgekehrt den Minister fortgesetzt durch Vertrauensvoten auszeichnen, eines Tages verschwindet plötzlich der Mann seiner Wahl. Warum? Das zu begründen, ist nur eine Persönlichkeit gehalten, und die ist — unverantwortlich. Ist es angesichts einer derartigen

ſtaatsrechtlichen Lage wirklich nicht völlig gleichgiltig, wer regiert, der Miniſter, der Kabinetschef, irgend eine Privatperſon oder der König? Das kindliche Vergnügen, daß man nur den Miniſter zur Zielſcheibe parlamentariſcher Angriffe machen kann, iſt doch wahrlich kein ausreichender Grund, daß man keinen andern Gott neben dieſem dulden ſolle. Wir haben es erlebt, daß Mißſtände der ſchwerſten Art in einer Verwaltung aufgedeckt wurde, inſonderheit iſt die preußiſche Juſtiz in bedenklichem Niedergang begriffen — was nützen aber alle parlamentariſchen Beſchwerden, wenn niemand da iſt, den man zu zwingen vermag, Wandel zu ſchaffen? Herr Schönſtedt, der Zweierlei-Recht-Miniſter, genießt noch immer das allerhöchſte Vertrauen, und es wäre gleich gut und gleich ſchlecht, wenn ſtatt des Miniſters irgend ein juriſtiſcher Schulfreund des Monarchen den entſcheidenden Einfluß des Monarchen ausübte. So lange die Verantwortlichkeit der Miniſter vor der Volksvertretung lediglich fictiv iſt, ſo lange bleibt es müßiges Geſchwätz, zu fragen, wer regiert? Das mögen die Konkurrenten unter ſich erledigen! Beſäße der Liberalismus noch Lendenkraft, ſo würde er in der Schaffung von Parlamentsminiſtern die nächſte und dringlichſte Aufgabe erblicken und für ſie all ſeine Energie einſetzen, anſtatt das Publikum durch Erörterungen über Haupt- und Nebenregenten in die Irre zu führen. Schwächlich und unehrlich, wie unſere bürgerlichen Politiker aber nun einmal geworden, ſind ſie ſchon ſtolz auf den gewaltigen Erfolg, wenn ſich einmal der „Reichsanzeiger“ herabläßt, die Vorwürfe der Preſſe wegen der Unverantwortlichen zu berichtigen und zu erklären, Herr Bronſart v. Schellendorff ſei wirklich krank. Und zudem hat der „Reichsanzeiger“ in dieſem Fall nicht einmal ſo Unrecht. Der Ehrendoktor von Greifswald war ſicher ſchon damals krank, als er ſeine Schmierfinken verachtenden Stiefelſohlen und naſſen Cylinderhüte für Blüthen feinſter Kultur hielt.

Durch eine derartige ſcheinehrliche Kritik trägt unſere Bourgeoiſie nur zur Verſchleierung und Verſchlimmerung unſerer Zuſtände bei Gerade das Hauptorgan dieſer Bourgeoiſie, die „Kölniſche Zeitung“ führt charakteriſcher Weiſe zu gleicher Zeit den Windmühlenkampf gegen die Unverantwortlichen und ſchwelgt in Verzückungen über die heldiſche Größe der fabelhaften Hurrah-Mannen des „Iltis“

Es ist ihr weder eingefallen, für die wirkliche Verantwortlichkeit der Minister einzutreten, noch hat sie an der Hand der Geschichte, die sie doch kennt, zur Heilung von romantischen Wahnideen darauf aufmerksam gemacht, daß die Zeiten, wo die in den Tod gehenden Gladiatoren dem Cäsar ihr Hurrah entbieten, von solchen gefolgt zu sein pflegen, wo die zum Leben schreitenden Kämpfer dem Tode des Cäsaren zujubeln . . . .

Tat-Twam.

Sozialdemokratische Bewerthung der Geistesarbeit.

III.

Einige Stunden darauf wiegten sich die beiden Männer auf leichten Rohrsitzen vor einem der Bogenfenster des nördlichen Thurmes. Der schwache Schein einer einzelnen beschatteten Kerze vertrieb den Glanz der klaren sternbesäten Nacht draußen nicht, welche, wie Hastings bemerkte, die dunkle Riesenfläche des kreisenden Erdballs, die am fernen östlichen Horizont unterzutauchen schien, nur andeutungsweise hervortreten ließ.

„Du bist sehr glücklich hier," sagte Hastings plötzlich nach einer langen Pause, „oder scheinst es zu sein. Mit solch' einer Frau, solchen Kindern, einem solchen Heim und einer solchen Lebensaufgabe, die Dein Gewissen befriedigt, möcht' ich Dich wohl nochmals wie im feigen Sinn meiner Jünglingsjahre, als einen Beneidenswerthen ansehen. Nie ist mir ein Mann oder ein Weib begegnet, die mir eine annähernde Empfindung eingeflößt hätten. Ich habe ihnen wohl diesen oder jenen Besitz beneiden können, sie selber aber nie, und stets war es nur meine Feigheit, die Dich beneidete. Jack," fügte er hinzu und wandte schnell den Kopf, „sage mir aufrichtig und wahr wie Mann zu Mann, wie Seele zu Seele, befriedigt Deine Lebensarbeit Dein Gewissen? Glaubst Du wahrhaftig in den klarsten und frohesten Stunden der Einsicht und des Verstandes, in den begeisterten Augenblicken, da keine Selbsttäuschung sich ohne Scham und Scheu vor unsern Gewissensblick zu stellen vermag, glaubst Du wahrhaftig an die soziale Bahn, die Du verfolgtest und wohl noch verfolgst?"

„Lieber Junge," sagte Daniel und streckte sanft die Hand aus, sie auf die des Freundes zu legen, die auf der Stuhllehne ruhte, „darauf kann ich nur antworten, daß eine vierjährige Erfahrung über meine zu Recht oder Unrecht gefaßten sozialen Begriffe, eine vierjährige sorgfältige Beobachtung von innen und außen (ich habe monatelang in meinen Fabriken und in denen Fremder gearbeitet, ohne daß irgend ein Anderer als meine Frau davon erfuhr) mich nur immer fester davon überzeugt haben, daß die Menschheit des gegenwärtigen Augenblicks von der schrecklichsten Gefahr bedroht ist. Es ist nicht die Anarchie, nicht die „Sklaverei", vor denen den Individualisten so bangt — wenigstens nicht in der Gestalt, wie sie sich dieselbe vorstellen, — und ihre Heilung ist schlimmer als die Krankheit. Der Selbsterhaltungstrieb rettet die Menschheit vielleicht vor der Selbstvernichtung durch blutig ausartenden Staats-

sozialismus oder aber vor unbeschränkter Gleichstellung; aber in einer Richtung erweist sich selbst dieser Trieb als unzuverlässig: der allgemeinen triumphirenden Unwissenheit gegenüber und der Fäulniß und Verlotterung in ihrem Gefolge."

Er legte seine Zigarette in das Aschenschälchen auf dem Rauchtisch, der neben ihm stand.

„Wie ich Dir sagte," fuhr er fort, „war ich nach einem sechsmonatlichen Aufenthalt in den Londoner Slums schlechtweg zu einem überzeugten Sozialisten und Arbeitsmann geworden. Der Sozialismus war das Ideal, die Organisation der Arbeit zuvörderst in Verbänden und sodann als politische Partei das praktische Mittel, dieses Ideal in's Werk zu setzen. Es war nicht allein das Erbarmen mit den Leiden dieser Leute, das mich dazu trieb. Ich wußte, daß ihr Leben in mehrfacher Beziehung kaum beklagenswerther ist als das der niedern und selbst das der Zentralmittelklasse über ihnen. In anderen Beziehungen sind die Massen, wie ich wußte, entschieden besser dran. Wenn sie gesund und stark sind, ist ihr Leben oft weniger hoffnungslos schaal und niederträchtig versumpft. Sie haben wenigstens Blut in den Adern, nicht Moder, und ihr Leben gleicht dem wilden Leben von Thieren mit wilden thierischen Vergnügungen und Schmerzen. Die langsam zerfressenden Nörgeleien und Sorgen und die geheime Lasterhaftigkeit, die den kämpfenden Kleinhändler so oft noch unter das Niveau einer gesunden Animalität zerren, sind ihnen unbekannt. Natürlich spielte das Mitleid eine um so thätigere Rolle bei mir, als ich keine andere Welt kannte als diese, in welcher den Unglücklichen nur eine Vergütung im Sinne der grimmigen Gerechtigkeit zu Theil werden soll, welche Jesus in der Parabel des Reichen und Lazarus ausgemessen hat. Der Reiche erhält bei Lebzeiten alles Gute und Lazarus ebenso alles Böse; nachträglich aber soll Lazarus getröstet und der Reiche gepeinigt werden. Hätte ich nur das Mitleid als Grundlage des Sozialismus entdecken können," fuhr Daniel fort, „dann hätte ich mir bedauernd eingestanden, daß der Sozialismus nichts als ein Traum sei. Da aber die Gerechtigkeit mir bewies, daß auch sie in ihrer bündigsten Fassung einen integrirenden Theil dieser Grundlage ausmache, trat die Sache in eine neue Phase. Das brauche ich Dir kaum umständlich auseinanderzusetzen, da Dir die wissenschaftliche Grundlage des Sozialismus so gut bekannt ist wie wir."

„Ich bin dessen nicht ganz sicher", sagte Hastings. „Und es ist wichtig genug, uns darüber zu verständigen, bevor Du fortfährst. Mir bedeutet das Kapital nichts weiter als vorenthaltene Löhne — eine ebenso absolute Formel wie die Hauptformel der Evolution. Es wird uns Allen doch immer klarer, daß auf dem Gebiet sozialer Wissenschaft Karl Marxens Definition von Kapital genau dieselbe Stelle einnimmt, wie Darwins Definition von der natürlichen Entwickelung auf wissenschaftlichem Gebiet. Wenn wohlbekannte soziale Schriftsteller im Geleise John Stuart Mills und der rococopolitischen Oekonomisten sich über die ewige Theilbarkeit des Kapitals und der Arbeit ergehn, so reden sie, wie Cüvier über die ewige Unwandelbarkeit der Arten redete. Man zuckt die Achseln und spricht über etwas Anderes. Ist es Das, was Du unter der wissenschaftlichen Grundlage des Sozialismus verstehst?"

„Jawohl, obgleich ich es nicht gerade so ausdrücken möchte."

„Du theilst also den erstaunlichen Mißgriff Derer nicht mehr, von denen wir ihn am wenigsten erwarten sollten, Derer, die uns ernsthaft versichern, daß die Civilisation durch die bloße gesetzliche Vererbung des Reichthums das große Gesetz der natürlichen und geschlechtlichen Zuchtwahl nicht lahm lege? Der langsam und sicher folgenden biologischen Einsicht Darwins drängte sich diese Thatsache auf. Die Nichtanerkennung derselben erscheint mir als ein seltsamer Wahnwitz bei einigen seiner Nachtreter, die unzweifelhaft über weit schnellere und abstraktere Verstandeskräfte verfügen. Die Wissenschaft kann für die Civilisation in der Natur keine Entschuldigung finden und Herbert Spencers ganzer Angriff auf die Staatshilfe ist, da er sich auf den Kampf um's Dasein und das Ueberleben der Tüchtigsten stützt, nichts weiter als eines der spaßigsten Beispiele einer unseligen Begriffsverwirrung.

„Nochmals, ja," sagte Daniel; „obgleich, nochmals, nicht ganz, wie ich es es ausdrücken möchte."

„Du würdest für Spencer höflichere Ausdrücke wählen?"

Daniel lächelte.

„Wahrscheinlich", sagte er, „doch würde ich einer leichten Gedankenverwirrung aus dem Wege zu gehen versuchen, die mir in Deiner Polemik entweder ausgesprochen oder einbezogen zu sein scheint. Das ist jedoch nicht von Belang. Im Hauptpunkte sind wir offenbar einig, darin nämlich, daß der Individualismus sich nicht zu halten vermag, sobald er die Civilisation, wie wir sie kennen, gegen den Sozialismus, wie wir ihn verkünden, dadurch vertheidigt, daß er für die eine anführt, sie sei natürlich und enthalte die große Naturkraft der Fortentwickelung als beherrschenden Faktor, während der andere „künstlich" sei und die Merkmale der Zerstörung, Erniedrigung und des schließlichen Todes an sich trage. So weit hatten wir uns in derselben Richtung fortentwickelt und die nächste Frage, die sich mir entgegenstellte, war sicherlich zugleich die nächste, die sich Dir entgegenstellte. Zugegeben, daß der Zustand der Massen jämmerlich ist, zugegeben, daß er sich als auf Räuberei und Ausbeutung gegründet herausstellt und deshalb von Grund aus ungerecht ist; was kann dies scheußlich unmenschliche Opfer rechtfertigen? Offenbar nur Eins: Die Unmöglichkeit, es anders als auf Kosten des Ruins der Menschlichkeit abzuschaffen. Wenn nur 30 Prozent, wenn nur 20 Prozent — 15, 10, nein sogar 5 Prozent zu einer menschlich würdigen Existenz emporgehoben werden können, dann müssen die 70, 80, 85, 90 — nein, sogar die 95, müssen nach wie vor dieser Thatsache zu Frommen unweigerlich geopfert werden."

Hastings warf ihm einen Seitenblick zu.

„Und Du hast Dich zu Gunsten der unweigerlichen Opferung entschieden? O —!" brach er mit trockenem Gelächter aus, „der moderne Annas predigt umgekehrt wie der alte. Die Kultur hat ihm gelehrt, daß besser eine Nation untergehe, als daß Ein großer Mann zu Grunde gerichtet werde. Solch' ein verrottetes Evangelium der Reaktion hat ja auch der schottische Bauer Thomas Carlyle, der, wie so manch' anderer handels- oder philosophiebeflissene Parvenüe sich gegen seine eigene Kaste wandte, hier in England im Interesse seiner aristokratischen Patrone

unter dem Flittertand dessen, was er Heroenkultus benamset, zurechtgestutzt — hol' ihn der Teufel!"

Auf diesen ungestümen Ausfall seines Freundes wenn auch nur in sich hineinzulachen, war nunmehr Daniel an der Reihe.

„Ein frommer Freund hat mir neulich anvertraut," sagte er, „daß er bestimmt wisse, Thomas sei längst in alle Ewigkeit verdammt. Aber hinsichtlich meiner Selbstüberredungsgabe befindest Du Dich doch im Irrthum. Bis zu dem Maße hat der große Gott der Ausflucht meine Verehrung nicht gewonnen. Ich war der entgegengesetzten Meinung und die Gefahr der Menschheitsvernichtung lag für mich klar und deutlich in der andern Richtung. Nein, mein Freund, ich schloß ganz zu Gunsten des Versuchs, das Opfer abzuschaffen. Moloch schien mir selbst in seiner neusten revidirten und verbesserten Auflage als einigermaßen unmodern."

Hastings erwiderte nichts, sondern zog bloß die Augenbrauen in die Höhe und neigte den Kopf ein wenig. Er glaubte in eine Falle gegangen zu sein.

„So war mehr oder minder mein Gemüthszustand am Ende der ersten sechs Monate meines „Lehrjahrs" beschaffen", fuhr Daniel, der seines Freundes Verstimmung zu verscheuchen wünschte, ruhig fort, „als Umstände eintraten, die meiner direkten wissenschaftlichen Verfolgung des Gegenstandes (wenn ich mich so ausdrücken darf) ein Ende machten. Die Resultate meines „Wanderjahres" oder vielmehr meiner „Wanderjahre" strömten wie eine Fluth auf mich ein, und zwar nicht gerade in der Gestalt der praktischen Erfahrungen durch meine Arbeit, obgleich auch diese ihren Theil daran hatten. Es war eher eine Art „Dichtung und Wahrheit", (da ich mich doch einmal in Goethe'schen Ausdrücken bewege) die sich aus all' meinen menschlichen Träumen, aus meinen menschlichen Hoffnungen und Bestrebungen während dieser zwiespältigen Jahre löste. Der Sozialismus war mir ein praktisches Credo geworden, dessen Grundlage die Gerechtigkeit bildete und das die Wissenschaft begründen sollte. Jetzt wurde es mir zu einer Religion mit all' der Poesie einer unberechenbaren Zukunft, die meiner Meinung nach die schlichte beweiskräftige Bedeutung Dessen ist, was orthodoxe Leute „Himmel" nennen."

Er schwieg einen Augenblick.

„Darüber will ich mich jetzt nicht ausbreiten," fuhr er dann fort, „denn es hat mit unserm Thema nichts zu thun. Ich erwähne dieses Abschnitts meines Lebens bloß, dessen Werth und Bedeutung ich vorher zu würdigen völlig verfehlt und auf den ich denn auch als auf eine schwer zu rechtfertigende Vergeudung meiner selbst zurückblicken gelernt hatte. Ich erwähne ihn nun, um die nebelhafte Verfassung Dessen einigermaßen zu erklären, was ich als meine letzten sozialistischen Schlußfolgerungen bezeichnete. Wäre ich nicht in Gedanken, Traum und Vision vollauf mit der fernen Zukunft des Geschlechts beschäftigt gewesen, so hätte ich in dem Maße nicht von dem Pfade abgelenkt sein können, den das Geschlecht unabwendbar einschlagen mußte, wenn jene ferne Zukunft sich je verwirklichen sollte. Ja," fuhr er fort und erlag seines Vorsatzes, bei der Sache zu bleiben, uneingedenk, dem unwiderstehlichen Reiz, den unsere Lieblingsphantasieen auf uns Alle üben, „ja, wenn jene Sehnsucht

nach unsterblichem Glück, nach einer von den grausamen Kämpfen, in denen die Natur sich gefällt, endgültig erlösten Existenz erfüllt werden soll, so kann es nur durch die raffinirteste Vereinigung menschlicher Intelligenz und menschlichen Geschicks geschehen. Diese Sehnsucht wohnt allen Geschöpfen inne. Die Vögel, die ihre Nester bauen, verlangen stumm, wie wir müden Menschen vernehmlich nach Städten mit festen Wohnsitzen. Wenn ich die niedrigsten uns bekannten Organismen unter dem Mikroskop beobachtete, durchzuckte mich das Mitleid mit diesen unendlich kleinen Lebensatomen, die sich auch regen und selbstständig bewegen möchten. In den Schmelztigeln und Retorten des Chemikers habe ich die Ringkämpfe der kriegerischen Elemente, den thatsächlichen Nisus des organischen Lebens vorgebildet, wenn nicht vorempfunden gesehen. Und auf welche Weise hat die Natur von jeher Tod und Vernichtung dessen, was sie geschaffen, bewerkstelligt? Erstens und vornehmstens durch das Bedürfniß des Hungers, das ihre Kinder unfehlbar zum Räuber oder zum Raube, zu Feinden jeder anderen Lebensform und dreifach zu ihren eigenen Feinden macht. Dieser äußersten Grausamkeit hat man durch Vereinigungen Grenzen gesetzt oder zu setzen versucht. Von einfachen Ansammlungen ausgehend, haben sich die Menschen zu civilisirten Städten, Nationen, Rassen emporgearbeitet. Aber wir haben in jedem Grade organischen Lebens und Seins unsern Zweck verfehlt, so gut wie die Andern ihn verfehlten, weil wir unsere Vereinigung nie ebenso vollkommen nach innen, wie mächtig nach außen zu machen vermochten. China allein hat durch ein rohes, aber entschlossenes Streben nach einem unwissenschaftlichen Staatssozialismus der Welt gezeigt, was auf dem Wege der Rassengleichartigkeit und der Macht organisirter Rassenfortdauer geleistet werden kann. Bei uns blüht Assyrien auf, um vor Babylon in den Staub zu sinken; Babylon löst sich in Persien auf, Persien stürzt vor Griechenland, Griechenland vor dem Eroberer Karthagos, Rom vor den Gothen. Die unleidliche Erzählung von der unwissenden Menschenspinne, die unaufhörlich ihr unaufhörlich zerstörtes Gewebe spinnt, rankt sich müde von einem Zeitalter zum anderen und die sardonische wilde Natur sieht unersättlich unserem wahnsinnig brudermörderischen Kampfe zu, der nie wahnsinniger und brudermörderischer war als zur Stunde. Sie zerstört uns durch unsere Stumpfsinnigkeit. Wie der kapitalistische Monopolist — dies ihr getreues Spiegelbild — die Massen der Menschheit dadurch ausbeutet, daß er sie bloß unter sich konkurriren läßt, so beutet Natur Städte, Nationen und Rassen aus. Wenn der Erdball unbewohnbar werden wird, findet die letzte Krisis der Menschheit statt. Wie der Mond ist, so wird die Erde sein. Haben die Städte, Völker und Rassen des Mondes bis zum Schluß unter einander konkurrirt? Sahen sie, wie sich das trügerisch-sinnliche Lächeln der üppigen Fluren und Gewässer langsam in das höhnende Grinsen eines scheußlichen Skeletts, des trocknen, lichtlosen und frostigen Todes verwandelte? Und zuckte nie der Argwohn über den Streich, den man ihnen spielte, durch ihr Gehirn? Oder hat die Geisteselite des unseligen Geschlechts ihn gefühlt und erkannt, aber bezwungen von der Untüchtigkeit ihrer Genossen, sich mit einem Seufzer über die „infinita vanità del tutto" fortgeschlichen, um zu sterben? Erwartet das

gleiche Schicksal auch uns? Oder entdeckten wir eines Tages nicht nur das Geheimniß der Lebenskraft und der thatsächlichen physischen Unsterblichkeit, sondern lernen obendrein dem Kühlungsprozeß der Erde Eintrag zu thun oder, wenn das unmöglich sein sollte (wiewohl der Wissenschaft Alles möglich ist) wandern wir zu einem andern Planeten aus? Wer kann es sagen? — Wer kann's sagen?"

Er blickte schweigend in den fernen, fast wolkenlosen Osten, an welchem unmerklich der erste Schimmer der nahenden Dämmerung heraufzog.

„Das", begann er wiederum, „sind unsere Gedanken — unsere Träume — unsere Visionen; das Ideal, der erträumte Menschenhimmel und seine Erfüllung ist möglich — möglich durch die Entwickelungen wachsender Schönheit und Kraft und Wunder. Wer kann Nein sagen? Aber Eins ist gewiß, erst muß das menschliche Problem gelöst, die Gefahr des zerstörten Gespinnstes muß für immer abgewehrt werden. Zu diesem großen Werke muß sich jede Fähigkeit des Menschen anspannen. Das ganze Menschengeschlecht muß unser Material sein. Nahrung, Kleidung und Obdach, Zuflucht vor Krankheit und Alter müssen Grundforderungen der menschlichen Existenz bilden. Alle individuelle Selbstsucht muß vor dem Bedürfniß der Rasse weichen. Alle Energie muß zur Ausbildung der geistigen und seelischen Fähigkeiten verwandt werden. Nur aus stattlicher Reih' und Glied können wir auf ein stattliches Heer hoffen, aus dem wir unsere Heilande wählen können. Wir haben nur einen Feind, aber den tödtlichsten, den es giebt, — die Natur — einen Feind, der nur durch Intelligenz erobert, durch Kompromiß geknechtet und der nur Sieger oder Besiegter, Herr oder Sklave sein kann. Nichts darf geduldet werden, was diesem endgültigen Abschluß, diesem einen vitalen Problem der Menschheit zuwiderläuft. Können wir ihr Räthsel nicht richtig lösen, so wird unsere Sphinx uns gerade so gut verschlingen, wie sie alle Andern verschlungen hat. Jede Frage, jedes Streben nach sozialem Fortschritt und sozialer Organisation, jedes Gesetz oder jeder Gesetzesvorschlag, mit dem die Blindschleichenpolitiker und Propagandisten uns kommen, bestehe darauf die Probe: Die Civilisation als eine geistig-seelische Einheit in unendlicher Mannigfaltigkeit, aber immer als Einheit, auf die wissenschaftliche Unterjochung der Natur gegründet. Zwei Dinge — der Kultus der Intelligenz auf alle Kosten und Gefahr, und der Kultus der körperlichen Befriedigung des Individuums auf alle Kosten und Gefahr; und wenn diese zwei aufeinanderplatzen, wie sie es denn der Unwissenheit und Gier gegenüber beständig thun, dann der erste zuerst!"

„Nein", sagte Hastings sanft. „Der zweite — der Meinung bin ich noch. Der zweite."

Daniel lächelte schwach und sah vor sich hin.

„Der zweite," sagte er, „ist auf alle Fälle zu erreichen. Und auf die Länge ist ihm gar kein Einhalt zu thun. Dagegen ist der erste möglicher, und sogar wahrscheinlicher Weise gefährdet. Die herrschenden Gewalten sind gegen ihn."

Hastings schwieg.

„So lauteten wenigstens die Resultate meiner letzten Schlüsse," sagte

Daniel, der immer noch vor sich hin sah. „Arbeit erklärt sich bereits nur für Arbeit und das nimmt immer mehr zu — nicht ab. O, wir bemitleiden die Arbeiter, wir bemitleiden die Massen, wir bemitleiden die Leute in Reih und Glied. Aber was bedeutet ihr bemitleidenswerther Zustand der Tragödie der Leute von Intelligenz gegenüber, der Dichter, Maler, Musiker, Bildhauer, der Schriftsteller von Talent und Genie, der wissenschaftlichen Männer, der Erfinder, der Entdecker? Du sagst, der Arbeiter wird ausgebeutet? Himmel! Wenn der Arbeiter um 5 Prozent ausgebeutet wird, so werden Talent um 50 und 500 Prozent ausgebeutet. Gehirn brauchen wir, Gehirn allein kann uns retten, kann uns helfen, das tödtliche Räthsel der Sphinx zu lösen. Mit Gehirn bekommst Du Alles fertig, ohne Gehirn wenig oder doch nichts von Bestand. Nimm an, daß morgen einem Jeden der richtige Werth seiner Arbeit ausgezahlt würde. Wer meinst Du, würde der Gewinner sein? Wem würde ein plötzlicher Aufschlag von 100 und 1000 Prozent zufallen? Ei, es wäre genau wieder die Geschichte des Streiks von Morven. Gieb den Massen 7 bis 8 Prozent ihrer jetzigen Löhne mehr und Du läßt ihnen vollauf Gerechtigkeit willfahren. Gieb den Männern von Talent und Genie ihren Zuschlag von 50 und 500 Prozent und die Menschheit wird immer noch ihr Schuldner sein. Ein wirklich gescheuter und tüchtiger Journalist erzählte mir, daß er in Australien sich Jahre lang hindurch geplagt habe, um sich soviel zu erarbeiten wie ein Maurer. Auf den Dampfern, welche die australische Küste kreuzen, arbeiten Marineoffiziere erster Klasse, Leute von modern wissenschaftlicher Erziehung, härter und verdienen weniger als die Matrosen und die Leute, welche die Boote verladen. In Australien, wo sich die Arbeit noch unumschränkte Geltung verschafft, zeigt sie uns, wonach sie trachtet, und die von ihr beherrschte Zivilisation wird eine Hölle der Mittelmäßigkeit sein, die in Korruption und Verfall ausartet, bestenfalls ein China, schlimmstenfalls die leichte Beute jedes kräftigeren Stammes, der es auf einen Einbruch ankommen läßt. Der wahren Zivilisation, geschweige denn der Lösung des großen menschlichen Problems wird sie uns keinen Schritt näher bringen. Schon dekretiren die Männer der Arbeit, daß nur ein Arbeiter sie vertreten soll. Verstehst Du was Das bedeutet? Es bedeutet, daß die Massen morgen Talent und Genie niederrennen sollen, wie die „Klassen" heute sie niederrennen, zum Nutzen und Vergnügen derer, welche die „Rennen" veranstalten; und wieder soll das unleidliche Gewebe der dummen Spinne gesponnen werden und die Natur soll wieder wild und sardonisch auf unsern Gebeinen thronend unser Blut aus ihren Goldbechern trinken, während in den grauen Tiefen des Raums die Zeit lethargisch betäubt wartet, bis auch sie der ewigen Vergessenheit anheimfällt."

Eine lange Pause trat ein, die in Schweigen überging, bis Hastings einen tiefen Seufzer ausstieß und sich langsam erhob.

„Jack", sagte er traurig und starrte in das immer breiter und stärker anschwellende Dämmerungslicht, „ich bat Dich, mir ehrlich und rückhaltslos einzugestehen, ob Deine Lebensaufgabe Dein Gewissen befriedigt. Laß mich nun sprechen, wie Du auf meinen Wunsch sprechen solltest und wohl eben gesprochen hast. Empfinde ich, daß die Sache, für die ich gestritten und gelebt habe und für die ich allem menschlichem Ermessen nach

noch sterben werde — empfinde ich im innersten Herzen und Gemüth mehr als Du, daß sie unsere Hoffnung und Zuversicht erfüllen wird? Ich kann nicht mit einem Ja antworten. Die Sache, dessen bin ich sicher, wird gewinnen, muß gewinnen, weil sie für eine neuere und wahrere soziale Idee eintritt als die ist, welche sie bekämpft. Aus demselben Grunde hat das Christenthum mit all seinen Mängeln, Einschränkungen und selbst Lastern das Heidenthum Griechenlands und Roms bezwungen, das durchaus der guten Seiten, des Glanzes und der Tugenden nicht entbehre; und ebenso wird der Sozialismus die Civilisation überwinden. Ja, Das fühl' ich, Das weiß ich. Es kann hundert Jahre — zwei — drei — vier — fünfhundert Jahre dauern. Aber am Ende wird er siegen. Nur daß er Alles, was wir davon erhoffen — Alles, was selbst ich davon erhoffe, erfüllen wird — ah! Das ist ein ander Ding. Laß mich Dir Alles sagen, Jack. Ich kenne die Gewalten, die uns vorwärts treiben, so gut wie Du und vielleicht besser. Ich weiß, welche von ihnen immer ausdrücklichen die herrschenden Gewalten sein werden, denen die Ausgestaltung des organisirten Lebens der Menschheit in naher Zukunft obliegt. Und es giebt Augenblicke — gab deren und wird ihrer zweifellos wieder geben — in denen ich froh war, jetzt, in den dunkeln ungewissen Stunden der Nacht zu leben und nicht in der ganzen Lichtfluth des jubilirenden Tages. Das ist Alles, was ich Dir zu sagen haben — ein böser Traum vielleicht nur, ein Nachtspuk. Ich bin sehr dankbar, daß es einen Tod giebt."

Daniels Arm lag um seine Schultern.

„Theurer Mann," flüsterte er, „sei auch für Liebe dankbar."

Hastings warf sein Antlitz empor.

„O nein," rief er, „ich schwanke nicht, ich bereue nicht — ich mit meinen eingeschränkten Idealen und der verworrenen Vision einer verzweifelten Hoffnung und eines verzweifelten Glaubens. Vorwärts, vorwärts und aufwärts! Wer bin ich? Was bin ich? Was liegt an mir? Es ist der größte Gedanke unserer Zeit, ihre stolzeste Hoffnung, ihr inbrünstiger Glaube. Das sei mir genug."

„Sieh!" fuhr er plötzlich auf und streckte die Hand aus. Seine Augen leuchteten, sein Mund lächelte.

Mit einem Ruck hatte die Sonne sich über die klare Linie des Horizonts geschwungen und ihre Riesenscheibe hing flammend umkränzt im zitternden Aetherblau.

Schweigend standen die Beiden beisammen und betrachteten die Herrlichkeit.

Vom alten und modernen Sturm und Drang.

Wenn ich es versuche, den modernen Sturm und Drang mit dem alten zu vergleichen, so denke ich bei diesem hauptsächlich an den des vorigen Jahrhunderts, denn die kulturellen und litterarischen Bedingungen, die der Gärungsepoche des 16. Jahrhunderts zu Grunde lagen, sind doch derartig verschieden, daß ein eingehender Vergleich wenig Lohnendes böte. Auch zwischen der Moderne — ich gebrauche dieses zwar unschöne, aber bequeme Wort Hermann Bahrs — und der Vorperiode des Klassizismus giebt es der Unterschiede die Menge, und mir soll es gewiß nicht einfallen, unsere heutige Litteratur nur als einen Abklatsch des alten Sturms und Drangs zu erklären. Aber der Aehnlichkeiten sind doch so mannigfache, und manche treibende Motive in den beiden litterarischen Epochen sind so gleichartig, daß es nicht unangebracht ist, hier Parallelen zu ziehen.

Trotz der nationalen Tendenz des Sturms und Drangs hat er doch stets fremde Einflüsse auf sich wirken lassen, und es ist merkwürdig, daß gerade die stärksten Antriebe aus dem Volke kamen, dem man sich am wenigsten geistesverwandt fühlte. Aus Frankreich kam der Ruf: Zurück zur Natur! Im vorigen Jahrhundert war es Rousseau, dessen Naturevangelium in Deutschland die glühendsten Apostel fand. Aus all der Verzärtelung, dem Formenwesen, der ungesunden Kultur strebte man zurück zur schlichten Einfalt freier ungezwungener Menschlichkeit. Ein inniges Naturgefühl erwachte. Die echte und wirkliche Natur sollte den Künstler zum Schaffen begeistern. „Fort mit der sogenannten schönen Natur! schallte es aus den Kreisen der Stürmer und Dränger, fort mit der Verzärtelung, Frivolität statt der wahren Natur, derben Gewalt, Sinnlichkeit.“ Es war die Natur, die man in Shakespeare, dem großen Vorbilde der Stürmer und Dränger, bewunderte. Der junge Goethe, d. i. der Goethe bis etwa ums Jahr 1775, bis in die Weimarer Zeit, den ich häufig zitiren werde, sagt in seiner herrlichen Shakespearerede: „Die meisten von den Herren stoßen auch besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur! Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen. — Was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urtheilen. Wo sollten wir sie herkennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an anderen sehen. Ich schäme mich oft vor Shakespeare, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke, das hätt' ich anders gemacht! Hintendrein erkenn ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß uns Shakespeare die Natur weissagt, und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romangrillen

aufgetrieben." Schon im letzten Leipziger Jahr hatte Goethe „Kopirung der Natur" für die erste Pflicht eines dramatischen Schriftstellers gehalten, wie er denn auch von der Laune des Verliebten äußert, das Stück sei sorgfältig nach der Natur kopirt. Man erinnert sich jener schönen Stelle, wo Werther erzählt, wie er am heißen Sommertage, auf dem stillen Marktplatz den Jungen zeichnet, der auf sein Schwesterchen achtet, und wie er dann findet, daß er eine wohlgeordnete, sehr interessante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das Mindeste von dem Seinen hinzuzuthun. „Das bestärkte mich in meinem Vorsatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler."

Auch der moderne Naturalismus hat seinen stärksten Anstoß aus Frankreich erhalten. Emile Zola hat ihn durch Wort und Werk mächtig verkündet. Nur geht er diesmal nicht so sehr von sozialen und politischen Tendenzen aus, als von wissenschaftlichen. Die darwinistische Weltanschauung hat ihn gezeitigt. Es gilt, alles was ist, als ein Gewordenes zu betrachten. Man will die feinen Fäden aufdecken, die das Gegenwärtige an das Vergangene knüpfen durch Vererbung, und die das Gegenwärtige in Beziehung stellen und bestimmt werden lassen durch die umgebende Gegenwart, durch das Milieu. Das große Wort Spinozas soll beherzigt werden: Nicht verlachen, nicht bejammern, nicht verachten, sondern verstehen! Daher die Objektivität der neuen Kunst. Alles, was zur Sache gehört, soll gesagt werden. Hier gilt kein Verschweigen und Vertuschen. Wenn es erforderlich ist, muß auch das Schmutzigste und Gemeinste aufgedeckt werden. Aber es soll gezeigt werden, wie es ist; nicht in rosenrother Beleuchtung, sondern mit seinen natürlichen Schatten. Und was ist die Kunst nach Zola? Ein Stück Natur durch ein Temperament gesehen. So viel Aufsehen diese Erklärung auch gemacht hat, neu ist sie nicht. Schon der alte Sturm und Drang kennt sie. Herder meint, daß der Dichter die Natur, die doch schon so oft dargestellt sei, immer wieder nachbilden dürfe, weil jeder wahrnehmende Mensch seinen Gegenstand eigen schildern könne, als ob er noch nie geschildert wäre, „denn er schaut ihn mit seinem Auge an und je treuer er sich selbst bleibt, desto eigenthümlicher wird er zusammensetzen und schildern, er haucht dem Werke seinen Genius ein, daß es seinen Ton tönet." Und noch deutlicher schreibt Goethe 1774 darüber an Jacobi: „Was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, das ist die Reproduktion der Welt um mich (also Natur) durch die innere Welt (also Temperament), die alles packt, verbindet, umschafft, knetet und in eigener Form und Manier wiederhinstellt, ein Geheimniß, das ich freilich nicht offenbaren will den Gaffern und Schwätzern." Natur und Temperament — das Wichtigste ist aber das Verhältniß, in dem beide Faktoren zu einander stehen sollen. Eine solche oft künstliche Zurückdrängung des Temperaments, wie sie einige unserer konsequenten Naturalisten erstreben, wird im alten Sturm und Drang nicht gefordert. Eine solche kalte, nüchterne, äußere Objektivität ist auch nur erklärlich durch ihren Gegensatz zu dem Extrem der künstlichen Zurückdrängung echter Natur in der voraufgegangenen Litteraturperiode. Wir wollen in der Kunst die Natur nicht als Natur, sondern die Natur, wie sie in innerlicher Wahrhaftigkeit in der Seele des indi-

viduell schaffenden Künstlers lebt. Nicht nur Menzel und Liebermann, sondern auch Böcklin und Klinger sind für uns moderne Meister. Ich führe hier eine Aeußerung Zola's an, die ihm mancher nicht zutrauen wird: „Ich zolle meine tiefste Bewunderung den wahrhaft individuellen Werken, denjenigen, die wie auf einen Wurf aus machtvoller Hand hervorgingen und nur aus dieser hervorgehen konnten . . . Was ich in einem Bild vor allen Dingen suche, ist ein Mensch, nicht eine Abbildung. Das Wort „realistisch" hat hier für mich gar nichts zu bedeuten, denn ich erkläre, daß ich die Wirklichkeit dem individuellen Temperamente unterordne. Schafft wahr, und ihr habt meinen Beifall, schafft insbesondere individuell und lebendig, und ihr habt meine Bewunderung." Hier ist also die Forderung der individuellen Wahrhaftigkeit, wie sie jeder Kunst eigen sein muß, mit aller Schärfe ausgesprochen.

Ueber die Entstehung des Kunstwerkes hegt der alte und moderne Sturm und Drang dieselbe Ansicht. Das Kunstwerk ist — um es kurz zu sagen — ein Organismus, es ist ein Stück Natur. Es muß mit immer Nothwendigkeit aus der Seele des Künstlers geboren werden. Ein Erlebtes wirkt mit solcher Macht auf des Dichters Gemüth, nimmt solchen Raum in seinem Bewußtsein ein, erwächst in des Schaffenden Seele zu solcher Selbständigkeit, daß es sich objektivirt und ausgestoßen werden muß. Aesthetische und philosophische Gelehrsamkeit, verstandesmäßige Reflexion ist diesem Werdeprozeß mehr hinderlich als förderlich. Aus dem Hirtenstande wurden oft Propheten und Poeten erweckt. Eine Fülle unbewußter Kräfte müssen in dem Dichter wirken. Daher in jenem herrlichen Briefe des jungen Goethe an Herder der Vorwurf, den er seinem Götz (in der 1. Bearbeitung) und Lessings Emilia Galotti macht: „Es ist alles nur gedacht. Mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum von jeder Szene, von jedem Wort, möcht ich sagen, auffinden. Darum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist, und meinem ebenso wenig. Wenn mir im Grunde der Seele nicht noch so vieles ahndete, manchmal nur aufschwebte, daß ich hoffen könnte, wenn Schönheit und Größe sich mehr in Dein Gefühl webt, wirst Du Großes und Schönes thun, reden und schreiben, ohne daß Du's weißt warum!"

Das Genie ist selbstherrlich. Es will keinen Gesetzen, nur sich selbst gehorchen. Denn es steht unter dem Banne der Natur, der alliebenden Mutter, die die Blume des Feldes und den starken, weitschattigen Baum wachsen läßt. Daher der Haß gegen alle Regeln. „O, meine Freunde", heißt es im Werther, „warum der Strom des Genies so selten ausbricht? so selten in hohen Fluten hereinbraust und Eure staunende Seele erschüttert? Lieben Freunde, da wohnen die gelassenen Kerls auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden und die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen . . . Alle Regel, man rede, was man wolle, wird das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck desselben zerstören." Auch für die Poetik des Sturms und Drangs gilt es, wenn Schiller Karl Moor sagen läßt: „Da verrammeln sie sich mit Konventionen, das Gesetz hat zum Schnecken-

gang verdorben, was Adlerflug geworden wäre; das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse aus!"

Nichts darf sich zwischen den Dichter und sein Dichten drängen. Auch mit dem Hinweis auf die großen Alten soll man ihn verschonen. So verschieden die Zeiten sind, so verschieden ist auch der Geschmack, jede Zeit hat ihre eigenen literarischen Ideale. „O, das verwünschte Wort „klassisch", ruft der junge Herder aus, „es hat den Ausdruck vom Gedanken und den Gedanken von der ihn erzeugenden Gelegenheit gesondert, dies Wort hat manches Genie unter einem Schutt von Worten vergraben, seinen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht, es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen." Und Goethe: „Der Genius will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigenen Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsalter bearbeiten, bis er stark und behend wie der Löwe des Gebirges anseilt auf Raub."

Im Anfang war die That, das ist das Losungswort des Genies. Dem werkthätig handelnden Leben wollen die Stürmer und Dränger angehören. Wie klagt Herder im Reisejournal, daß er nur ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, nur ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften, ein Repositorium voll Papier und Bücher sei, wie ekelt es Karl Moor vor dem tintenkleckſenden Säkulum, dem schlappen Kastratenjahrhundert. Daher wird so häufig bei Klinger und seinen Freunden der Wunsch geäußert, nach Amerika zu fahren, das Schwert zu ergreifen und für die Freiheit zu kämpfen. Hier mag auch ein moderner Stürmer, Hermann Conradi, zu Worte kommen:

In wilden Rythmen pulst mein Blut —
Aufschwillt mir jauchzender Titanenmuth —
Erstickt liegt der Gedanken fahle Brut
Und wirbelt auseinander wie der Blätter
Zermürbte Spreu im Herbststurmtosen . . .
Ich lebe nur der That!
Und ihre Rosen
Blühn auf in meiner qualzerspalt'nen Brust . . .
Hei! Wilde Götterluft
Auf dürrem Haidepfad
Dahinzufliegen!
Es dampft das Roß — und in die Locken wühlt
Der Sturm sich ein —
Gespenstisch liegen
Des Mondes gleißend weiße Silberschleier
In fahl krystall'nem Schein
Weit ausgespannt auf dem Heideland . . . .
Hei, wie hinweggespült
Wird da des Zweifels leichenfarb'ner Dunst!
Es athmet freier auf und freier
Die erlöste Brust —
Und in allmächt'ger Brunst
In neugebor'ner Werdeluſt

Umfaßt sie tief und voll
Des Lebens ganzes Sein
Und die lebend'ge That!

— — — — — — — — — —

Der Afterweisheit Götzen will ich fegen
Von ihren gleißenden Despotensesseln
Will mit der That gewucht'gen Donnerschlägen
Ihr Reich in Schutt und Trümmer legen
Denn — nein! nicht länger trag' ich diese Fesseln.

Und wenn es dem Genius nicht vergönnt ist, in weltumgestaltenden Thaten dem Drang seiner Seele Luft zu machen, so bleibt ihm doch als seine einzige Freude das Schaffen auf eigenstem Gebiete. Aber auch nur das Schaffen und Bilden gilt ihm, nicht das Gerede über das Geschaffene. Alles Theoretisiren und Aesthetisiren ist ihm zuwider. Das wachende Auge des litterarischen Gesetzes, die Kritik, kommt im Sturm und Drang schlecht weg. Wie kann man dem, was mit Naturgewalt geworden ist, mit allerhand Begriffen und Regeln, die von andern Werken abgezogen sind, nahekommen? Nur fühlend und genießend hat man sich dem Kunstwerk gegenüber zu verhalten, alle Gelehrsamkeit hindert nur an der Aufnahme des Schönen. „Schöpfungsvolle Künstler und gefühlvolle Kenner" (Goethe) verlangt der Sturm und Drang. Daher will der junge Goethe auch „lieber von einem Mädgen, als von einem Kritiker gerichtet werden." Und auch mit dem Mädchen ist nichts anzufangen, wenn es sich nicht sein schlichtes Naturgefühl bewahrt hat. „Sie hat zu viel gelesen," urtheilt Goethe von einer Leipziger Schönen, „und da ist Hopfen und Malz verloren." In Klingers Drama „Das leidende Weib" meint Franz, daß ein System bauen, der nächste Weg zum Narren zu werden sei. „Laßt mir meinen Shakespeare und Homer. Wir bleiben zusammen bis in den Tod. (Er stellt sich vor einen Kopf des Laokoon und drauf vor's Brustbild der Venus). Mein Laokoon, was hast auch Du schon leiden müssen. Jeder Bube schwatzt von Dir, und große Leute reden, warum Du den Mund aufthust! Hätten sie vor Dir gestanden mit dem innigsten Gefühl — Venus! — Ausdruck der Gottheit, Leben, Weben, alles — es ist ein Augenblick, nur ein Augenblick — da steh' ich oben.

Ein Schriftsteller, Läufer tritt herein: Guten Tag, Franz! Stehst Du schon wieder vor Deinen Götzen? Franz: Sie sind's nun, meine Götter und Götzen. Bitt' Dich, laß' das Maul heraus! Sieh, Du mußt davon nicht reden. Kommst mir just vor, wie die Kerls, die sich dahinstellen, Schönheiten suchen, Ideal, was weiß ich! Dann Regeln schreiben, definiren und schwatzen, und das all' ohn' Gefühl.

Läufer: Haben doch auch Sinnen und Herz!

Franz: Laß' es so! mich ärgert's, wenn ich davon reden höre. Der Künstler hat Sinnen, wovon sie nun niemals gefühlt, noch gehört. Und was denn der mit allen seinen fassenden, durch und durch schauenden Blicken sieht, mit der äußersten Intensität — doch was red' ich Dir."

Immer wieder zeigen Goethe, Lenz und Klinger an Beispielen, wie der Kritikus im Gegensatz zum Poeten sich verhält, bei der Betrachtung des Schönen, mag nun die Rede sein von einem schönen Weibe, von einer herrlichen Gegend oder von einem Werke der Kunst. Der eine

nörgelt, der andere wird erbaut. Hier will ich einmal wieder einen Modernen anführen. Franz Held läßt den Dichter und den Recenſenten in der Blüthenpracht des Frühlings ſich ergehen.

Der Dichter: Die Sonne rief hinab: erwache!
Und alles Daſein ſprengt die Frohn.
Der Kritiker: Schön, ſchön. Nur iſt die ganze Sache
Eintönig, ohne Variation.
Der Dichter: Ein Fächeln iſt's des Paradieſes
Der gold'nen Knospen traumhaft Wehn.
Der Kritiker: Schön, ſchön. Doch hat man alles dieſes
In früh'ren Jahren ſchon geſehn.
Der Dichter: Neſtvögel ſchlüpfen gleich den Elfen,
Die Nachtigall ahnt Wonneſtunden.
Der Kritiker: Schön, ſchön, doch kann ich mir nicht helfen,
Sie ſingt ein bischen anempfunden. — — —

Und am Schluſſe der Dichter:
Ah, rings welch' kindlich gütiger Segen,
Ich fühle mich in brauſenden Strömen.
Der Kritiker: Nun ein gewiſſes Geſtaltungsvermögen
Will ich dem Frühling ja nicht nehmen.
Nimmt Autor Lenz mein Urtheil wahr,
Bleibt nüchtern, thut nicht wie beſoffen,
So läßt ſich wohl im Januar
Erſprießliches von ihm erhoffen.

In ähnlicher Weiſe wird bei den alten Stürmern dem Kritiker der Wunſch unterſchoben, daß der Adler der Taube gleiche oder der Löwe wie ein Hahn ſchreie. Der Kritiker hat eben kein Verſtändniß für eine machtvoll ſich offenbarende Individualität, er verſteht das Originalgenie nicht zu ſchätzen. Seinen klaſſiſchen Ausdruck hat die Verachtung des Kritikers, von dem ein Moderner ſagt: er ſei der Mann, der manches weiß und gar nichts kann — beim jungen Goethe gefunden:

Da hatt ich einen Kerl zu Gaſt —
Er war mir eben nicht zur Laſt —
Ich hatt ſo mein gewöhnlich Eſſen,
Hatt ſich der Menſch pumpſatt gefreſſen
Zum Nachtiſch, was ich geſpeichert hatt.
Und kaum iſt mir der Kerl ſo ſatt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Ueber mein Eſſen zu räſonniren.
Die Supp hätt können gewürzter ſein,
Der Braten brauner, firner der Wein —
Der Tauſend Sackerment!
Schlagt ihn todt, den Hund! Es iſt ein Recenſent!

Wie die Stürmer und Dränger über's Publikum denken, iſt nach dem Geſagten leicht zu errathen. Mit den ſtärkſten Worten entſchädigt man ſich für die Anfechtungen, die nun einmal jede junge Literatur zu dulden hat. Es gilt, die Anſprüche des Publikums vollſtändig zu ignoriren, denn „der beſte Dichter artet aus, wenn er bei ſeiner Kompo-

sition an's Publikum denkt" (Goethe), denn das Trivialste und Schwächste findet hier immer die beste Aufnahme. So heißt's in Hanswursts Hochzeit:

Der größte Matz kocht oft den besten Brei;
Weiß er den gut zu präsentiren,
Und jedem lind in's Maul zu schmieren,
Fährt er ganz sicher wohl dabei.
Soll je das Publikum Dir seine Gnade schenken,
So muß es Dich vorher als einen Matzen denken.

Die hoheitsvolle Souveränität des schaffenden Künstlers, seine Verachtung gegenüber dem Volke der Leser kann wohl kaum stärker zum Ausdruck kommen, als wenn der junge Goethe in einem Briefe an Kestner das schwätzende Publikum kurzweg „eine Herde Schweine" nennt.

Der Dichter darf überhaupt keine äußeren Rücksichten nehmen, er hat gehorsam zu sein dem Gotte, der in ihm lebt. Das Kunstwerk wird nach den ihm immanenten Gesetzen. Ebensowenig wie es eine sozialdemokratische oder konservative oder nationalliberale Kunst giebt, ebensowenig giebt es eine moralische. Die Kunst mag moralisch wirken, indem sie die Seele verfeinert, wird sie auch dem Willen bessere Antriebe geben, aber wenn sie darauf ausgeht, moralisch zu sein und zu bilden, wird sie sich selbst untreu werden, moralische Didaktik, aber nicht Kunst sein. Reinhold Lenz meint:

Die Moral ist das, was Schwefel bei den Weinen,
Verdirbt ihn zwar, doch macht ihn besser scheinen
Und blend't dem Volk die Augen.

Und ein Moderner, Otto Julius Bierbaum, sagt in einem Ueberschriftreim:

Kunst und Moral, —
Wer Wasser in den Wein gießt, macht ihn schal.

Dazu kommt, daß die Stürmer und Dränger allem moralischen Pharisäerthum auf's Schärfste sich entgegensetzen. Jede sich kraftvoll äußernde Individualität hat ihr Recht. Eine starke echte Regung menschlicher Natur darf nicht unterdrückt werden. Die Kraft wird verherrlicht, mögen ihre Thaten auch mit der Philistermoral kollidiren. Das schönste Ziel ist der ganze, echte Kerl, ein Herkules-Prometheus, die biologische Vollkommenheit menschlicher Natur, der Uebermensch, mag er auch die Vielzuvielen zertreten, den Pöbel, über den der junge Goethe einmal Ariosteus Wort zitirt: Werth des Todes vor der Geburt! Im Hamlet, der auf die Genieperiode stark gewirkt hat, heißt's: „An sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu." Ein verblüffend modernes Wort! Jenseits von Gut und Böse liegt dem Sturm und Drang das Handeln des Kraftgenies, und so kann es kommen, daß in ihm die Verachtung der schwächlichen Philistermoral, der Haß gegen das nur äußerliche Sittlichsein umschlägt in die Verherrlichung des Verbrechens. Schiller schreibt einmal über einen Menschen, den er kennen gelernt hat: „Er wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder in der Idee noch in der Wirklichkeit erheben, und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat." Und im Götz sagt das dämonische Kraft-

weib Adelheid, in das sich Goethe nach eigenem Geständniß immer mehr verliebte, zu Weislingen: „Du bist von jeher der Elenden einer gewesen, die weder zum Bösen noch zum Guten einige Kraft haben.“ Der Typus des großen Verbrechers — ich erinnere hier nur an die ersten Dramen Schillers, wird ein Lieblingstypus des Sturm und Drangs. Lieber ein großer Verbrecher als ein kleiner Philister! Jede That wird entschuldigt, wenn sie nur aus einer großen Seele geboren wird. Man wird durch meine Andeutungen schon erinnert sein an einen modernen Philosophen, an Friedrich Nietzsche, den echten Philosophen des Sturms und Drangs. Er ist der moderne Magus, mit dem alten kann er von sich sagen: „Wahrheiten, Grundsätzen, Systemen bin ich nicht gewachsen, Brocken, Fragmente, Grillen, Einfälle.“ Hat er nicht mit dem Räthselvollen, Dunklen und daneben auch durch die glühende Schönheit seiner Sprache, durch die Verherrlichung der Kraft und den siegenden Optimismus seiner Lehre die Begeisterung des jungen Deutschlands für sich erweckt? Mächtig sein Einfluß auf die Moderne, von Hermann Conradi bis zu dem jüngsten Georg Hirschfeld tönt er aus den Werken hervor. Immer wieder wird man auch beim alten Sturm und Drang an ihn erinnert. Wie ganz nach Nietzsche klingt es, wenn im Götz Frau Elisabeth Maria gegenüber äußert: „Die Wohlthätigkeit ist eine edle Tugend, aber sie ist nur das Vorrecht starker Seelen“, und sie fügt dem ein gar derbes Wort über die Leute hinzu, die aus Weichheit wohlthun, immer wohlthun müssen.

Aber der Vorwurf, der der Sturm- und Drangliteratur gemacht wird, daß sie unmoralisch sei, entspringt meistens aus andern Gründen. An die Gegenwart wendet sich jede junge frische Literatur. Sie will der Gesellschaft den Spiegel vorhalten, sie schafft das soziale Drama. In dem Haß gegen alles Konventionelle, gegen alles Scheinwesen, gegen die gesellschaftliche Heuchelei wird sie auch mit der Fackel der Wahrheit hineinleuchten in ein Gebiet, von dem man trotz seiner Wichtigkeit am liebsten nicht redet, in das sexuelle. Freilich mit solcher Keckheit wie die alten Stürmer Lenz, Klinger und Wagner, die auch das Anstößigste auf die Bühne gestellt haben, sind die modernen nicht verfahren. Aber auf nicht dramatischem Gebiete haben sie wohl den gleichen Wagemuth gezeigt. Daß sie das sexuelle Problem tiefer aufgefaßt haben, daraus kann man ihnen gewiß keinen Vorwurf machen. Daß sie auch das Eheproblem nicht umgehen, das mit der veränderten sozialen und intellektuellen Bedeutung der Frau naturgemäß neue Seiten aufweist, ist verdienstvoll. Aber unangenehm berührt bei manchen unserer Modernen ein Ausklügeln erotischer Probleme, als ob man Beispiele für eine Psychopathia sexualis geben wollte, wobei dann gerade nicht die Kraft jugendlichen Sturms und Drangs, sondern ein senile Raffinement sich zeigt.

Auf dem Gebiete der Novelle und theilweise auch der Lyrik kann man manchen der Modernen den Vorwurf der Frivolität nicht ersparen. Wenn da die kleinen Histörchen immer wieder dasselbe Thema — das galante Abenteuer — behandeln, so wird uns, obgleich oft ein drolliger Humor und viel Kunst der Darstellung aufgewandt wird, schließlich das pikante Einerlei auf die Dauer langweilig, denn wir können es kaum als eine befriedigende Abwechselung empfinden, wenn neben dem Helden einmal die Balletdame, ein andermal die Konfektionense und ein drittes

Mal die Unschuld vom Lande auftritt. Diese Bücher, deren jugendliche Autoren das ganze Weh und Ach dieser Welt aus der Enge ihrer Nachtcafé-weltanschauung kuriren möchten, werden auch den Vertretern einer freieren Moral widerwärtig sein. Das ist schon nicht mehr die erwünschte Litteratur für Männer, sondern für Lebemänner. Mich erinnert diese Sorte von „Dichtungen", zu deren Charakteristik auch der lockende Titel auf dem gelben Umschlag des Buches gehört, an die Schwankdichtungen des 16. Jahrhunderts, an die Nachtbüchlein, Rastbüchlein, Wegkürzer, Katzipori ꝛc. Nur hatten die alten Erzähler der drolligen Schwänke nicht den Glauben, daß sie mit ihren Werken die Litteratur förderten, und es klingt wenigstens biedermännisch offen und ehrlich, wenn z. B. Valentin Schumann im 2. Theil des Nachtbüchleins ausdrücklich versichert, daß er fünf grober und unflätiger Possen aufgenommen habe, da ein „Ginasse" ihn angelogen, er habe im 1. Theil die groben Possen verblümt.

Ganz unangenehm werden wir berührt, wenn uns der Autor ausdrücklich versichert, daß er das alles wirklich erlebt habe. In der Vorrede seiner Gedichtsammlung: „Drei Weiber" sagt Wilhelm Arent: „Drei Weiber, lieber Leser, leibhaftige Gestalten von Fleisch und Blut, durch Reim und Rythmus in den Raum dieses Buches gebannt. Es sind Skizzen nach lebendem Modell, Asphaltblumen aus dem Sinnenvulkan der Großstadt, welche dem Dichter in mancher Schäferstunde gesessen und welche er im Marmor, resp. Thon oder Lehm seiner Dichtung plastisch zu verewigen getrachtet hat. Thanosia, die bleiche, blonde Dänin mit dem mystischen, räthselsüßen Todeslächeln um die blutleeren Lippen, Satanella, die dunkle glutäugige Purpurrose des Südens ꝛc. ꝛc. Man ergänzt unwillkürlich: Bitte, meine Herren, treten Sie näher. Ist das nicht ganz der Ton des Marktschreiers, der uns für seine Unglücksdarstellungen auf Wachstuch interessiren will, wenn er versichert, daß das alles leibhaftig und wirklich so geschehen sei.

Beim alten Sturm und Drang beschränkte sich die litterarische Bethätigung der Damen, besonders der Freundinnen und Verwandten der Dichter, auf ein gewisses herzlich mitfühlendes Interesse. Hie und da wird auch der Wunsch laut, daß man doch auch alles gern mitmachen möchte, was die Freunde oder den Bruder vergnügt. In ihren entzückend unorthographisch geschriebenen Briefen spricht z. B. Agnes Klinger den Wunsch aus: „Wär ich doch ein Mann, denn wir Mädchen sind so (Ehlende Geschäft!" Uns fehlt es heute nicht an der schriftstellerisch aktiven Thätigkeit der Damen. Und dabei ist charakteristisch, daß besonders von ihnen mit keckem Muthe das sexuelle Gebiet berührt wird — ich nenne von deutschen weiblichen Modernen hier nur die begabten Ernst Rosmer, Maria Janitschek, Adine Gemberg und Fanny Gröger. Wir empfangen dabei oft den Eindruck, als ob man in der Ungenirtheit und künstlerisch geschlechtslosen Objektivität noch männlicher sein wolle als der Mann, woran man dann eben gerade wieder das Weib erkennen kann. Ernst Rosmers „Wir Drei" ist in dieser Hinsicht ein echtes Sturm- und Drangstück. Es ist voll der stärksten Derbheiten, der burschikosesten Ungenirtheit. Das harmloseste aber doch recht bezeichnende Diktum ist vielleicht das, wenn sie ihre Heldin zu einem Manne sagen läßt: „Waren Sie

hübsch! Und anständig! Sie sahen aus, als hätten Sie noch nie ein Stubenmädchen auf der dunkeln Treppe geküßt."

Der Vorwurf der Immoralität trifft aber aber häufig den Sturm und Drang noch aus äußerlichen Gründen. Es ist der Genieſtil, der vielen nicht fein, nicht anständig, also unmoralisch, unsittlich scheint.

Der Sturm und Drang will, wenn er Menschen darstellt, sie auch menschlich individuell sprechen lassen, Gedanke und Gefühl sollen unmittelbar auch den Ausdruck des Gedankens und Gefühls bestimmen. Man muß daher, um ein Wort Luthers zu gebrauchen, den Leuten aufs Maul sehen, wie sie reden. Reinhold Lenz giebt den Rath, man solle in die Häuser unserer sogenannten gemeinen Leute gehen, die Natur auf dem Punkte der Leidenschaft ertappen und ihr da Ausdrücke abstehlen, die weder in der Grammatik noch im Wörterbuch stehen. Sehr bezeichnend ist es, wenn in Rosmers „Wir Drei" die Künstlerin Sascha zu ihrem Kollegen Richard sagt: „Um die Begriffe bekümmere ich mich nicht. Mit den Dingen hab ich's zu thun, mit den Menschen. Was für Ohrläppchen einer hat, und wie er Au schreit, wenn er sich in den Finger schneidet oder ins Herz. So sollten Sie es auch machen. Ihre letzte Novelle wimmelt von Unnatürlichkeiten."

An einer andern Stelle läßt sie nun die alte Dienstmagd Betty über Sascha und Richard urtheilen. „Da hab' ich ihr so ein paar Hefte aus dem Schreibtisch raus .... Das sag' ich Dir, wenn meine Tochter das geschrieben hätt', Schläge bekäm' sie auf ihren Allerwerthesten. — Ja! Was da d'rin g'standen hat — von liederlichen Weibsbildern — und so gewöhnliche Wörter, wie man s' alle Tag' daherredet.

Agnes: Das ist eben die Kunst.

Betty: Das ist gar keine Kunst. Gut'n Tag und gut'n Abend, und wie geht's Ihnen, das kann ich auch schreiben. Dem Richard seine Geschichten sind viel schöner!" —

Ich habe bereits Goethe's Urtheil über seinen Götz, daß vieles darin „nur gedacht" sei, angeführt. Die Sprache des Lebens und nicht ausgedachte Sentenzen möchte er geben. In der ersten Bearbeitung des Götz sagte der Reichsknecht über den Tod seines im Sumpfe versteckten Kameraden: „So lauert der Tod auf den Feigen und reißt ihn in ein unrühmlich Grab." Das ändert Goethe ein Jahr später. Da sagte der Reichsknecht, ohne Pathos, viel natürlicher: „Bist doch krepirt, du Memme!"

Man will eine Katze eine Katze nennen, vorausgesetzt, daß es nicht noch ein derberes Wort dafür giebt. Denn das ist dieser Litteraturströmung Eigenheit, daß sie die stärksten Ausdrücke liebt. „Seid nicht grob, wie die Genies sonst pflegen," sagt Kilian Brustfleck, der den Hanswurst schulmeistert. Im Briefstil zeigt sich bei Goethe zuerst das Bestreben, so sprachlich aufrichtig wie möglich zu sein. Gellert wollte auch schon Briefe natürlich geschrieben wissen, aber wo er etwa gesagt hätte: „Ich trank des süßen Weins so viel, daß ich berauscht bin," schreibt der junge Goethe aus Leipzig nach Frankfurt: „Ich bin besoffen wie eine Bestie." Diesen derben Ton findet man dann in fast allen Jugenddichtungen Goethes seit der Straßburger Zeit. Nirgends war er so sehr am Platze als im Götz von Berlichingen. Jene berühmte, wenig respektvolle Auf-

forderung Götzens, die er aus seiner belagerten Burg dem feindlichen Hauptmann künden läßt, macht bei den Goetheanern geradezu Schule. Goethe war sich selbstverständlich bewußt, daß viele Seelen an diesen Natürlichkeiten Anstoß nahmen. Er schreibt Merck bei Uebersendung des Götz: „Und allen Perrückeurs und Fratzen Und allen litterarischen Katzen Und Räthen, Schreibern, Maidels, Kindern Und wissenschaftlich schönen Sündern Sei Trotz und Hohn gesprochen hier Und Haß und Aerger für und für." Seinem Freunde Gotter, der den Götz zur Aufführung bringen wollte, schreibt er in köstlichen Knittelversen diplomatischer. Da heißt's u. a.:

„Und bring, da hast Du meinen Dank,
Mich vor die Weiblein ohn Gestank,
Mußt all die garstgen Wörter lindern . . ."

worüber er ihm dann im einzelnen drollige Anweisungen giebt. Als Goethe später zu einer anderen Kunstanschauung gelangt war, hat er selbst manches dieser Art aus dem Werther und dem Faust ausgemerzt. Ein Beispiel mag genügen. Ein Lieblingswort des Sturms und Drangs ist Kerl. Bei Maler Müller finde ich sogar für Männlichkeit einmal das Wort Kerlschaft. In der ersten Ausgabe des Werther, in der er doch das Entzücken der Welt wurde, ist das Wort sehr häufig. „Schafft mir die Kerls vom Hals, die sagen, ich sollte mich resignieren." In der Bearbeitung, in der man den Werther nun in Goethes Werken findet, heißt es jetzt: „Schafft mir diese Strohmänner vom Halse." Am Strome des Genies wohnten früher gelassene Kerls — ich habe die Stelle schon zitirt — jetzt sind es gelassene Herren. „Die guten Kerls von Pfarrers" an einer andern Stelle werden nun geziemend als „ehrliche Geistliche" titulirt. Man hat das Gefühl, daß besonders im Werther durch diese Aenderungen zuweilen der Ton an Frische und Unmittelbarkeit eine kleine Einbuße erleidet.

In der berechtigten Reaktion gegen sprachliche Prüderie schlagen die jungen Geister mit dem derbsten Worte drein. „Kein leicht unfertig Wort wird von der Welt vertheidigt, Doch thut das Niedrigste und sie wird nie beleidigt," läßt Goethe Hanswurst sagen. Auch die strenge Sachlichkeit, die man erstrebt, der Haß gegen alle verblaßten und verbrauchten Redensarten erfordert die originelle Frische des Ausdrucks, die man aller bloß äußerlichen Korrektheit vorzieht. Otto Erich Hartleben meint: „Die Sprache, die des Wortes Werth nicht kennt . . . die Sprache, der das Blut der Sinne schwand, und deren Bläße Schminke nur verdeckt — ins Grab mit ihr, sie hat zu lang gelebt, bringt sie den Schinderknechten auf den Acker, den Oberlehrern und den Professoren."

Einfach und natürlich wie das Wort soll auch der Satz sein. Alle mit kluger Ueberlegung ausgeputzten und aufgestellten Perioden werden verschmäht. Man wird in dieser Vorliebe für den kürzesten Satz oft recht manierirt und verjagt, im Grunde genommen eine Künstelei mit einer andern. Ich erinnere nur an Arno Holz' magere Versgebäude. Ein so feiner Stilist wie Hermann Bahr weiß freilich oft mit diesen abgehackten Sätzen seine Wirkung zu machen, aber unnatürlich ist diese natürliche Schreibart trotz alledem. Ich gebe eine Probe aus einer seiner Novellen:

„Ich wohne bei einer dicken Frau. Sie könnte jünger sein. Sie ist die Wittwe eines pensionirten Majors. Sie schnupft, liebt das Lotto und fürchtet sich vor Räubern. Die Thür ist immer doppelt gesperrt und verriegelt. Wer nach mir fragt, wird erst lange peinlich verhört, ob es nicht etwa ein heimlicher Mörder ist. Sie möchte, daß nur Damen zu mir kämen. Ich möchte das auch. Sie glaubt, die sind nicht so gefährlich. Ich glaube das nicht. Uebrigens, wenn sie nicht gerade an Mord und Todschlag denkt, ist sie ganz gemüthlich. Sie sorgt für einen sehr. Sie scheut keine Opfer. Sie liest sogar meine Werke." Wenn Goethe Weislingen, der sich unter den Qualen der Vergiftung windet, in solchen kurzathmigen Sätzen sprechen läßt, so sieht freilich jeder den Grund ein. Aber wer behaglich eine Geschichte erzählt, wird kaum so reden.

Will man wirklich die lebendige Sprache, wie sie das Volk spricht, so wird man auch den Dialekt nicht verschmähen dürfen. Schon Hamann fordert ihn in der eindringlichsten Weise. Herder ruft aus: „Lasset uns idiotistische Schriftsteller, eigenthümlich für unser Volk und unsere Sprache sein; ob wir klassisch sind, mag die Nachwelt ausmachen." Die Sprache in den Jugendwerken Goethes hat den Reiz mundartlicher Anklänge. Maler Müllers Golo und Genovefa hat, dem Ort der schönen Sage angemessen, rheinfränkische Dialektbestandttheile, die in dem Stück auftretenden Mörder sprechen hunsrückisch. Der Straßburger Dialekt wird in Lenzens Soldaten und in Wagners Kindermörderin von einigen dienenden Personen angewandt, wobei allerdings zu beachten ist, daß in einigen Fällen die Sprachmengung eine komische Wirkung erzielen soll. Unsere Modernen haben nun vom Dialekt reichen, oft allzu reichen Gebrauch gemacht. Man wird von vornherein behaupten dürfen, der Dialekt sollte nur da angewandt werden, wo er zur Charakteristik notwendig, oder doch ungemein förderlich ist. In allen Fällen aber dürfte es genügen, der Sprache die betreffende dialektische Färbung zu geben. Es ist doch wohl eine Verirrung, wenn man mit einer Genauigkeit, die fast der wissenschaftlich phonetischen Lautbezeichnung nahe kommt, die Mundart fixirt, als ob man das Bedürfniß in sich fühlte, den Dialektforschern späterer Jahrhunderte förderlichen Arbeitsstoff zu liefern. Daß viele der Herren gerade den Dialekt ihrer Heimat anwenden, mag für sie recht bequem sein, aber man kann auch dem sprachlich gebildetsten Deutschen nicht zumuthen, daß er sämmtliche deutsche Mundarten beherrsche. Der Leserkreis solcher Dichtungen wird also naturgemäß ein beschränkter sein müssen. Die Weber sind bis jetzt in 16 Auflagen erschienen, de Waber haben es nur bis zur zweiten gebracht. Als ganz ungesunden Doktrinarismus aber muß man's ansehen, wenn nun gar bei einem historischen Stoffe der Dialekt der alten Zeit angewandt werden soll. Danach müßte die Jungfrau von Orleans nur altfranzösisch reden und Wilhelm Tell das schwyzer Dütsch des 14. Jahrhunderts. Dann aber ist es gerathen, daß jeder Dichter sich einen oder mehrere Professoren der Philologie und der Geschichte zum privaten Gebrauch hält, damit er wenigstens die gröbsten Schnitzer vermeidet, besser aber noch wäre es, wenn er sich mit diesen wissenschaftlichen Dramen nur an ein Publikum wendete, das nur aus solchen Gelehrten besteht.

Auch in andern Stücken haben viele Modernen den Fehler begangen, daß sie unsere Illusionsfähigkeit unterschätzen, ich erinnere nur an die einseitige Verurtheilung der Jambendramen, an die vollständige Verwerfung des Monologs. Ein genialer Künstler giebt selbst dem kalten Marmor so viel Leben, daß uns der Mangel der Farbe wahrlich nicht stört.

Die mannigfachsten Uebereinstimmungen der alten und modernen Sturm- und Drangperiode finden ihren wichtigsten Erklärungsgrund in einer persönlichen Eigenschaft der Dichter. Sie sind immer die Jungen. Die Jugend ist ihr köstlichstes Gut. So empfinden sie am Stärksten den Widerwillen gegen alles Veraltete, Vertrocknete, Abgestorbene. Sie haben nicht nur die Ueberzeugung, daß ein neuer Weg eingeschlagen werden muß, sondern auch den Muth, ihn zu betreten, mag er auch noch so schwierig sein. Denn die Bequemlichkeit ist ein Laster des Alters. Sie stehen in der Maienblüthe ihrer Sinne und Leidenschaften. Gar nicht tief genug können sie mit ihren frischen Sinnen eindringen in die Natur. Unter unsern Modernen sind ja einige Originale, die solch geschärfte Sinne und Nerven haben, daß sie die Geräusche und bunten Gefühle sehen, daß sie die Farben hören, riechen und schmecken. Freilich muß man hier häufig das ehrliche Streben, in die Dinge einzudringen, scheiden von einer krankhaften und schwächlichen Originalitätssucht. Das bloße Sehen genügt nicht. „Drein greifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft. Ich finde", schreibt Goethe 1772 an Herder, „daß jeder Künstler, so lange seine Hände nicht plastisch arbeiten, nichts ist." In dem Streben nach plastischer Darstellung sucht man nach den schärfsten Mitteln der Charakteristik, die individuell gesprochene Sprache will man geben, auf die Naturtöne der Leidenschaft will man lauschen.

Man kann auch nicht stark genug empfinden. In einem Privatbriefe schreibt Klinger von sich: „Mich zerreißen Leidenschaften . . jeden andern müßte es niederschmeißen . . . ich möchte jeden Augenblick das Menschengeschlecht und alles, was wimmelt und lebt, dem Chaos zu fressen geben und mich nachstürzen." So wie hier wird dann auch oft die Darstellung der Leidenschaft ins übertrieben Pathetische, in Krafthuberei und Gewaltpaukerei verfallen.

Nichts darf sich den freien Regungen menschlicher Natur entgegenstellen, alle äußeren Schranken müssen sinken. „Wer kann den Bund zweier Herzen lösen, oder die Töne eines Akkords auseinanderreißen?" Das Recht der Sinnlichkeit verkündet der Sturm und Drang bis zur völligen Emanzipation des Fleisches, bis zur Freigeisterei der Leidenschaft. Jede junge Literatur wird die Behandlung sexueller Probleme nicht umgehen. Wenn aber bei unsern Modernsten oft bis zum Ueberdruß das Liebesabenteuer dargestellt wird, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß diese Themata für viele Autoren eben noch den starken Reiz der Neuheit haben. Der Freiheitsdrang der Jugend kämpft an gegen alles Konventionelle. Natürlich will man sich geben. Die Gefühle und Leidenschaften selbst sollen auf den Leser oder Hörer wirken, nicht die erkünstelte Darstellung derselben. Die Jugend zerbricht die Form, um auf den Kern der Sache zu kommen. Als Reaktion gegen jede Schönfärberei des Ausdrucks, liebt sie es, die Sache bei dem rechten

Namen zu nennen. Wenn man die Sturm- und Drangperiode die Flegeljahre der deutschen Bildung genannt hat, so liegt hier hauptsächlich das tertium comparationis. Von allen Rücksichten weiß man sich frei, wie das Wort aus dem Herzen kommt, so soll es stehen bleiben; denn ein Originalgenie wird immer Originelles hervorbringen. Die Feile des nüchternen Verstandes ist verachtet. Besonders die Prosasprache bekommt dadurch eine gewisse nonchalante Natürlichkeit, in der man sich z. B. alle möglichen Zwischenbemerkungen gestattet, wie etwa in lebhafter mündlicher Rede.

Das freie, ungehemmte, natürliche Schaffen ist der Stolz der Jugend. Die in der Vollkraft der Produktivität stehenden sehen mit Verachtung herab auf alle Nichtskönner, auf Kritik und Publikum. An einem Sonntagnachmittag hatte der junge Goethe bei einer Flasche guten Burgunders in einem Sitzen jene köstliche Farce „Götter, Helden und Wieland" geschrieben. Es war jene Zeit, wo die poetischen Gestalten, die in ihm aufstiegen, ihn kaum zur Ruhe kommen ließen. „Herr, schaff mir Raum in meiner engen Brust!" möchte er einmal mit Mose im Koran ausrufen. Er erzählt 1828 Eckermann: „Ich hatte in meinem Leben eine Zeit, wo ich täglich einen gedruckten Bogen von mir fordern konnte, und es gelang mir mit Leichtigkeit. Meine Geschwister habe ich in drei Tagen geschrieben, meinen Clavigo, wie Sie wissen, in acht. Jetzt soll ich dergleichen wohl bleiben lassen."

Fragen wir uns, was giebt den Werken des Sturms und Drangs jenes Frische und Fesselnde, was giebt ihnen, auch wenn sie die abstraktesten Themata behandeln, jene sinnliche und konkrete Gestaltung? Doch wohl nur die Jugend der Dichter, in denen noch das Herz heiß schlägt und der Sinn scharf und muthig ist. Denn wie das Kind die Züge seiner Eltern trägt, so bleibt an dem Kunstwerk etwas haften von der Intensität der Empfindung in der Seele des schaffenden Künstlers, jener geheimnißvolle Stimmungsgehalt, der unsichtbar wirkt wie die Gottheit.

Otto Ernst sagt in seinen Aphorismen: „Die Muse der Poesie ist nun einmal ein Weib, sie hält es mit den Jungen. Treue bewahrt sie nur den wenigen Alten, die jung bleiben. „Klassische Ruhe", „schönes Maßhalten", „vornehme Kunstreife" — all' die Euphemismen sind ja an sich sehr gut, aber sie verschlagen nichts gegen die Langeweile."

Aber so redet ja ein Moderner. Der spricht am Ende pro domo. Und so führe ich als klassischen Zeugen noch einmal den alten Goethe an, der als 79jähriger zu Eckermann sagte: „Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden. Man muß jung sein, um große Dinge zu thun." Und die reife Weisheit des Alters verräth es, wenn Goethe den Jungen empfiehlt, ideelle Themata zu behandeln, denn sie können mit ihrer Sinnlichkeit das Ideale des Stoffes durchdringen und beleben, für die Alten aber hält er es rathsam, solche zu wählen, wo eine gewisse Sinnlichkeit bereits im Stoffe liegt. Spielhagen und besonders Fontane scheinen den Rath zu beherzigen, möchten es auch unsere Modernsten thun, die man immer daran erinnern muß, daß Goethe in der Zeit seiner kraftgenialen Derbheiten nicht nur den Götz und Werther

Digitized by Google

und die herrlichen Liebeslieder, sondern auch das Unvergänglichste am Faust gedichtet hat.

Im letzten Jahrgang von Nord und Süd hat Rudolf von Gottschall einen Essay veröffentlicht, unter dem Titel: „Die Jüngstdeutschen im 18. Jahrhundert." Ein ähnliches Thema wie das unsrige. Aber wie behandelt er es? Ihn leitet weder ein literarisches, noch ein psychologisches, sondern nur ein polemisches Interesse. Sein Absehen ist es, die moderne Literatur mittels des alten Sturms und Drangs zu diskreditiren. Er erzählt, wie schon die Alten die gewagtesten erotischen Probleme, die anstößigsten Dinge behandelt hätten, dabei verschlägt es ihm nichts, wenn er die markantesten Beispiele aus der früheren Familienliteratur nimmt, die mit dem Sturm und Drang so wenig zu thun hatte, wie etwa unsere Operetten oder gar die Kunst der five sisters mit der Moderne, nur damit er sagen kann: Rabbi Akiba! Die Modernen kopiren nur die Alten. Er hält sich immer nur an die dii minorum gentium. Die sturm- und dranghaften Züge am jungen Goethe z. B. ignorirt er vollständig. Tüchtige Werke, wie Hauptmanns Einsame Menschen und Halbes Jugend würdigt er beileibe nicht nach ihrer Eigenart, sondern sucht sie, indem er den winzigen Maßstab einer ästhetischen Regel anlegt, zu verurtheilen. Aus allem spricht doch nur der Aerger des aus der Mode Gekommenen gegenüber der erfolgreichen Jugend.

Natürlich fehlt es unseren Modernen nicht an unberufenen Talenten und Halbtalenten, Stürmern und Dränglern, die durch allerhand Excentricitäten, durch übertreibende Anwendung moderner Kunstmittel, überhaupt durch einen erheuchelten Originalitätsdrang den Mangel ihres Könnens zu verdecken suchen. Aber die Spreu ist vom Weizen zu scheiden. Merkwürdiger Weise sagt der Breslauer Professor Koch in seiner Literaturgeschichte, nachdem er Namen wie Hauptmann, Sudermann, Ebner-Eschenbach, Liliencron u. a. genannt hat „ob sie den Anfang einer neuen lebensvollen Kunstentwicklung oder nur den Niedergang der alten anzeigen, läßt sich heute noch nicht entscheiden." Da hat der Herr Professor wohl mit weiser Vorsicht, aber nicht mit vorausschauender Weisheit geurtheilt. Wir aber sehen überall ein frisches Leben emporwachsen. Schon ist der gärende Most verbraust, und es war uns verstattet, schon manchen guten Trunk klaren Weines zu thun, klaren deutschen Weines. Bei den traurigen Zuständen des Reiches im vorigen Jahrhundert suchten die edelsten Geister, nachdem sie sich aus der Gärungsperiode herausgearbeitet hatten, ihre Zuflucht in einer idealen Ferne und schufen so die herrliche hellenische Renaissance in unserer klassischen Dichtung. Unsere moderne Literatur wird deutsch sein. Denn nachdem das Vaterland machtvoll dasteht in seiner Einigung, kann das Sehnen des Sturms und Drangs nach einer nationalen Literatur erfüllt werden.

Man komme uns nicht mit der hämischen Frage, ob etwa Hauptmann der Goethe und Sudermann der Schiller der Zukunft sei. Wir wissen, daß die Natur sich nicht wiederholt. Aber wir sind glücklich, wenn sie uns Dichter giebt, die den starken Pulsschlag der Zeit vernehmen, die sich nicht in feiger Schwäche in ein erträumtes Nebelland als der Dichtung Heimat flüchten, die uns Werke schenken, die nicht nur

die Oberfläche unseres Geistes berühren, sondern die uns in dem, was wir als das Wesentlichste und Tiefste in uns fühlen, mächtig ergreifen und erschüttern. Schon hat diese Moderne in weiten Kreisen wieder die Lust geweckt an zeitgenössischer Kunst, schon sind die Reihen ihrer Gegner mächtig gelichtet, und so wird sie durch gute Werke zum Siege kommen, denn ihr ist eigen, was immer zum Siege führt: der unerschütterliche Glaube an ihre Ideale und die Kraft der Jugend.

Hamburg. Dr. M. Spanier.

Internationale Kunst in Berlin.

Was in des Reiches Hauptstadt an Bildern gemalt und ausgehängt wird, ist in seinem bunten und überreichlichen Allerlei erst ein schmaler Bruchtheil deutscher Kunst — deutschen Gewerbefleißes. Es giebt im deutschen Lande noch eine Reihe von Städten, wo Maler sich in großer Zahl angesiedelt und eine blühende Industrie entwickelt haben. Diese Plätze heißen zum Unterschiede Kunststädte. München, Düsseldorf, Dresden, Karlsruhe und das noch immer klassisch sein wollende Weimar repräsentiren als solche. Und was nun in den engeren Kreisen von den einzelnen Nachbarschaften hervorgebracht und von ihren eigenen Schiedsrichtern ausgelesen wurde, läßt den Lebensgeist, wie er hier und da und dort waltet, in seinen Evolutionen erkennen und unterscheiden.

In Berlin, welches der Brennpunkt vielfacher geistiger und materieller Interessen ist, sind die Beziehungen wechselreich und locker, die Berührungen selten und flüchtig, und fremd streifen die Personen aneinander vorüber; es kann, wer will, einsam bleiben in dem großen Gedränge. Aber dort, wo die Anregungen spärlicher fließen, wo nichts als Kunst und Kunst gemacht wird und die Beflissenen dicht bei einander auf den Bierbänken fachsimpelnd hocken, dort muß eine Atmosphäre sich bilden, die Alles und Alle einhüllt; am Hauche eines jedes Geistes verspürt man sie.

Die verschiedenen großen und kleinen Säle, in denen die Produkte nach ihren Ursprungsorten gesondert hängen, sind von einer eigenen Luft durchwebt, über diesen Wänden ist eine Dunstschicht gelagert, in der Gegenstände und Personen in einander verschwommen erscheinen.

Weihrauch, eitel Weihrauch, den sie selbst sich streuten, erfüllt die engen Kabinette der Künstler von Weimar, wo schon die kleinen Kunstschüler auf der Straße den guten Bürgersleuten imponiren und sich gegenseitig nicht minder. Thedy ist dort erstickt und manch Anderer wäre es auch, wenn er nicht zu rechter Stunde noch seine beschwipsten Sinne ernüchtert hätte und wäre dem stickigen Kreise entflohen. Selbst Theodor

Hagen und Gleichen-Rußwurm mit ihren ſtarken Naturen, ihren guten Lungen, laufen Gefahr, durch mangelnden Stoffwechſel ſchlaffem Siechthum zu verfallen.

Nach Karlsruhe gehörten ſie hin. Denn dort weht jetzt ein friſcher Wind, die friſcheſte und reinſte Luft im ganzen Lande. In ſtrenger Selbſtzucht, die nur die höchſten Anſprüche kennt, haben ſich die Männer dort geſtählt, und in ſelbſtbewußter Kraft tritt die erwählte Mannſchaft auf den Kampfplatz. Stolz und unabhängig hat ſie jeder Medaillen-eitelkeit entſagt: „hors concours“ ſchmückt als Vermerk jede einzelne ihrer wundervollen Bildertafeln. Man muß all ihre Namen kennen: Schönleber, Kallmorgen, Volkmann, Hoch und Euler, — Kalkreuth, Grethe, — Weißhaupt und Bergmann. In der Mehrzahl und in der Hauptſache ſind ſie Landſchafter, aber keine profeſſionellen. Sie ſind die Maler des Maleriſchen; ihre herrlichſten Reize ſind ihre Farben. Die haben den ſtarken, lockenden Glanz der Wirklichkeit, geſehen in urſprünglicher Leuchtkraft, zwar mit wähleriſchem Geſchmack und taktvollem Temperament, aber nicht durch den dämpfenden Schleier der hyſteriſchen Ueberkultur eines Whiſtler. Nach den ermüdenden Wanderungen durch öde und wüſte Strecken langer Saalfluchten findet man hier in den Räumen der Karlsruher Stärkung und Erfriſchung, gewinnt man die ganze Genußkraft wieder. Abſeits der großen Kunſtſtraße ergeht man ſich hier querfeldein auf heimlichen Wieſenpfaden und Waldwegen. Oder das brennende Auge kühlt ſich mit lechzendem Entzücken in den klarſchimmernden Strandfluthen, die mit ſo köſtlicher Pracht vor Schönleber noch von Niemandem gemalt worden ſind. Am liebſten bliebe man auf der Ruhbank dieſer Oaſe ſitzen und ſchenkte ſich oder Jedem, der ſie haben will, die paar tauſend anderen Bilder rings herum. Aber man muß weiter und muß Alles geſehen haben, wenn man verſprochen hat, davon zu berichten.

Alles — das iſt fürchterlich! Zum Beiſpiel Düſſeldorf. Düſſeldorf iſt ſo düſſelderfiſch, wie nur immer. In dem ganzen Malkaſten fehlt nichts, was zur rechten und ſchlechten Oelmalerei gehört. Bunt und vollzählig ſind alle Farben vorhanden, und die Pinſel beſtens ſortirt, hübſch blank die Palette. Niemand, der mehr damit zu Stande gebracht hätte, als für den Kunſthändler ein Oelbild. Eine Seceſſion exiſtirt in Düſſeldorf und die Parteien haben getrennt von einander ausgeſtellt. Um was aber mögen ſich die Leutchen eigentlich gehabt haben? — Verlangt wird noch immer, daß man wenigſtens für Eduard von Gebhardt eine Leidenſchaft beweiſen ſoll, wenn er jedes Jahr ein neues Bibelwerk nach ſeiner Weiſe auslegt. Kennen wir ſeine Modelle nicht längſt von Angeſicht? Wiſſen wir nicht längſt, daß ihr Maler ein ſcharfer Charakteriſtiker iſt, der aber auch pedantiſch iſt bis zur Stereotype und konſequent bis zur Abſchreckung? Diesmal hat er uns bei der Auferweckung des Lazarus, wie der aus den ſchweißigen Leichentüchern ſich wickelt, nichts geſchenkt. Kommen Sie mir nicht mit Uhde! Das iſt ganz was Anderes, auch mit Brütt hat er nichts zu ſchaffen. (Uebrigens hängen noch eine Reihe Gebhardts in der Nähe; die ſind aber nicht von ihm, ſondern von ſeinen dreſſirten Affen.)

Auch München iſt als ſolches unverändert. Freilich, die mit Recht anſpruchsvolle Sezeſſion hat auf die Konkurrenz verzichtet. Da klafft die

Digitized by Google

große Lücke in dem Defiliermarsch der Nationen. Aber im Grunde genommen haben die echten eingeborenen münchener Sezessionisten auch den eklektischen Geschmack als Grundzug ihres eigentlichen Wesens. Man kommt schließlich doch dahinter, wo sie's her haben. Nur lassen sie sich's weniger merken, oder sie haben doch eher unmittelbaren Anschluß an die Natur, in der sie auf eigene Faust Neuland entdecken und erobern. Aber die Anderen, das Gros der Kunsterzeuger von München — — malen können sie ja in gewissem Sinne alle, und das möchten sie auch gehörig dick herausstreichen. Man sehe nur diese mächtig großen Landschaften an, alle in gleichem Format, (als ob die große Leinwand die Größe einer Landschaft bestimmte!), alle mit denselben hohen Bäumen und einem Wasserspiegel davor. Ohne Licht und Luft, ohne Glanz und Hauch; keine neue Farbe, keine neue Linie — aber Meistermanier. Wenn sie noch an Corots Art sich ein Vorbild nehmen möchten, dann wären sie doch nicht so ekelhaft feist und fettig! — Die große Masse jedoch ist in München vom „höheren Fach", das sind die Figurenmaler, die vom Genre und von der Historie. Und wie sie ihre Stoffe wenden und wälzen, darin zeigt sich erst der ganz münchnerische Geist. In alle Töpfe gucken sie, von allen Schüsseln kosten sie, und was ihnen am schmackhaftesten riecht, von dem Braten langen sie sich. Die Leute vom Glaspalast haben aber eine gemeinsame Vorliebe, die für das traditionell-malerische, für runzlige, alte Weiber ebenso, wie für junge süße Krätzchen, für graue Lumpen, wie für Prachtkostüme und für das wohlarrangirte Stillebengerümpel. Lampeneffekte sind heuer gerade im Schwunge; man zähle sie nur im Mittelsaal. Von welcher Malschule der Akademie sie nun herkommen und welchen praktischen Idealen sie nachjagen, also malen sie im Sinne von Lindenschmitt, Seitz oder Löfftz und pflegen das Genre Piglhein und F. A. Kaulbach, die doch auch schon zu nicht unwesentlichem Theile Eklektiker waren, nur daß sie weiter und tiefer ausholten und mehr eigenes Vermögen zuzusetzen hatten. Sie haben die ganze Leier; da hat sogar Einer auf der alten Guitarre des lieben seligen Spitzweg eine Mondscheinserenade nachgegriffen. Oh, diese Spekulanten sind nicht schwer zu durchschauen. Wenn Jemand (W. Räuber) mit einem heiligen Hubertus und dem Hirsch einen Schlager gemacht hat, malt er im nächsten Jahr eine heilige Genevefa mit der Hirschkuh. Vide! — Wenn es nicht noch alles Kerle wären, die das Handwerk verstehen, wenn es noch Dilettanten wären, dann könnte es einen weniger jammern und es müßte versöhnlicher stimmen; aber so —! Doch aus ihrer eigenen Mitte ersteht uns der Rächer: Papperitz! Papperitz ist ihr Verräther. — Leubach aber und auch Kaulbach sind hors concours.

Da lob ich mir mein Dresden. Dort hat es auch sezessionirt. (Wo nicht außer im weitläufigen Berlin?) Und wenn vorerst gutes Wollen und frisches Wagen genügen müssen, so freut man sich doch des hoffnungsvollen grünen Schimmers; da treibt es und schlägt aus. Ein kräftiger Stamm steht schon: der feine Gotthardt Kühl, der Cyklopen-Pietschmann, Karl Bantzer und Paul Kießling, der als Maler nicht besonders sinnlich, aber sehr klug ist. Seine Männerbildnisse verfolgen Einen mit den lebendigen Augen, deren Blick man im Rücken spürt.

— — Alles in Allem: Der deutsche Malstrom ist ein breiter Fluß,

dessen schwere und dicke Fluthen sich sacht dahinwälzen; seine Wasser sind gefärbt von dem weichen Grunde, den er aufwühlt. Das tiefe deutsche Gemüth! Zusammen mit der ernsten gründlichen Anschauung der Wirklichkeit gab es bei den mittelalterlichen deutschen Meistern jene besondere herbe Mischung, die wir heute nur an dem grüblerischen Zeichner Max Klinger und an dem bäurischen Maler Leibl noch als den starken Charakterzug genießen. Die können für deutsch gelten im besten, ursprünglichen Sinne. Aber die Formen der allzu allgemeinen deutschen Malkunst von heute sind verquollen, ein süßlich fader Brei, der gar zu gründlich durchgerührt wird. So erscheint die große Masse in der Nachbarschaft anderer Nationen. Nicht als ob bei den anderen die Menge der Ueberzähligen geringer wäre, die nicht Formkünstler sind, sondern nur Maler mit dem einzigen Bestreben, auf einem fertigen Oelgemälde in goldenem Rahmen eine Anekdote, eine Historie, eine Niedlichkeit oder eine Abenteuerlichkeit recht getreu geschildert zu haben. Aber was mir bei uns selten scheint, seltener als in der Kunst der Fremden, das ist der Sinn für den Stil, ein Empfinden für die Eigenheit der Erscheinungen, die schon allein um ihrer selbst willen künstlerisch verwerthbar sind. Wie Stuck einen Serpentintanz anschaut oder Leistikow einen Wasserspiegel, oder wie Thoma aus sich heraus schafft, das ist die Art nur dieser drei. Soll sie auch bleiben: denn derlei eignet sich nicht zur Nachahmung. Aber die Natur ist wechselreich und unerschöpflich, nur werden die vielerlei neuen Wunder eher kindlichem Staunen offenbar werden, als dem befangenen Betrachten überstudirter Malbeflissener.

Die Schweden, die ein junges Volk sind mit feinen unverbildeten Sinnen, lassen uns solche Dinge gewahr werden, die kein Verstand der Verständigen bisher entdeckte. Die Landschaften des Prinzen Eugen, von Thegerström und Pauli, und die mit den Thieren von Liljefors sind uns eine neue Welt. Doch scheint sie uns nicht fremd, überraschend nur, weil wir sie noch niemals so gemalt sahen, in dieser schlichten Einfalt, ehrlichen Aufrichtigkeit und innigen Vertrautheit. Und bei aller Natürlichkeit die persönliche Art, die kraftvoll und zärtlich ist, niemals eitel auf den Pinselstrich. Man merkt nicht, daß diese Bilder gemalt sind, so gar nichts Materielles ist an ihnen; man lauscht und träumt, als der, welcher das Schöne in der Wirklichkeit erlebte. — Mit Bewußtheit dagegen, als Wille und Vorstellung, wird die Welt betrachtet von drei anderen Schweden. Wie die Wolken ziehen, das Land sich dehnt, die Aeste am Baume sich strecken, das bemerkte Kreuger mit eigenem Verständniß. Das Absonderliche, das Groteske, ja das Komische, was eine Landschaft im Wesen haben kann, karrikirte er förmlich. So giebt er allerdings keine Stimmung, aber eine Anleitung, sich die Natur daraufhin anzusehen. Er selbst hat es vielleicht erst von den Japanern gelernt, die für Larsson augenfällig und auch für Richard Bergh jetzt von Einfluß gewesen sind.

Die Union zwischen Schweden und Norwegen ist nur politisch. Man darf sie literarisch ebensowenig wie der Kunst nach in einen Topf werfen. Die Norweger sind von anderem Schlage, sie sind rauher, ungeleckter, das sieht man auch ihren Bildern an. Mit bäurischem Trotz weisen sie die Errungenschaften der fremden Kultur zurück und arbeiten

nervös an sich aus eigener Kraft. Es sind hier außer dem richtigen Munch noch eine Menge Munche zusammen gekommen. Sie machen es sich nicht leicht, denn sie wollen viel, aber noch ist ihre Kunstsprache nicht geschliffen genug, als daß sie aller Welt wohllautend klänge. Mitten unter den problematischen Munchen hängt Fritz Thaulow als merkwürdiger Kontrast, denn der ist so fein fast wie Whistler. Dafür hat er sich auch gänzlich in Paris kultivirt und akklimatisirt, gerade wie der Schwede Zorn, den man für einen Franzosen halten könnte, wenn er nicht das wuchtige Handgelenk hätte.

Wozu die Norweger erst auf dem Wege sind sich zu entwickeln, das zeigen die Dänen in der höchsten künstlerischen Vollendung. Das Massenportrait des Peter Severin Kroyer wird in der Geschichte der Kunst die Bedeutung haben, welche die Staalmeesters von Rembrandt und die Schützengilde von Franz Hals besitzen, weil hier die feinste geistige Charakteristik mit der größten malerischen Qualität sich vereinigt. Das Problem der heure bleue ist in diesem enormen Bilde für die Nachwelt gelöst. — Und welche Novellisten sind die Maler Pauli und Viggo Johannsen! Man kann sie nur mit den großen Erzählern ihres Vaterlandes vergleichen, einen anderen Maßstab giebt es nicht für diese intimen Schilderungen der Lebensgewohnheiten.

Oder soll man an ihnen noch die Eleganz, die Elastizität französischen Geistes rühmen, wie man es gern auch den Schweden anthut? Das ist, meine ich, für diese starken, frischen innerlichen Naturen ein zweifelhaftes Kompliment. Das sage ich nicht unter dem Eindruck der schwächlichen Arbeiten, die in diesem Jahre von Paris hergekommen sind. So trostlos sieht es da drüben denn doch noch nicht aus. Einen Begriff von dem Durchschnitt der Leistungen in den Champs-Elysées kann man sich hiernach freilich machen, aber Boldini, Raffaeli, Besnard, ebenso Bilotte sind vom Champ-de-Mars. Boldini ist seit dem vergangenen Jahre populär bei uns; jetzt imponirt er uns mit dem Menzelkopf, der in sehr gerader Weise auch die scharfen Züge wiedergiebt, welche an diesem eigenthümlichen Künstlercharakter von den berliner Menzelschwärmern übersehen werden. Boldini jedenfalls liefert damit einen neuen Beweis für seine geistvolle Universalität; in seiner Anschauung der Dinge ist er gerade das Gegentheil von Menzel, er hat Charme und Grazie.

Nach Paris geht alle Welt, immer noch um zu lernen. Dort giebt es die unvergleichliche Fülle von Anregungen, und man studiert dort fleißiger und ernster, als irgendwo anders. Zeichnen können die französischen Maler wenigstens. Den jugendlichen Reiz aber erhält der Salon auf dem Marsfelde zum besten Theile von den ausländischen Künstlern, zum mindesten den Reiz der Abwechselung, des Wechselspiels der frischen Kräfte. Der Saal der Amerikaner verschafft uns hier ein getreues Bild jenes Zustandes. Denn die amerikanischen Kolonisten eignen sich mit außerordentlichem Geschick die Errungenschaften der europäischen Kultur an; aber als sehr gewissenhafte Arbeiter, die es nicht leicht nehmen, thun sie auch das Ihrige für die Kunst. Ihre Art zeichnet sich vor allen Anderen durch die sichere Form aus, durch edlen Anstand und freie Eleganz. Auch sie sind in diesem Jahre nicht durch eine solche Reihe von Schlagern vertreten, mit denen sie uns zuletzt enthusiasmirt

haben. Harrison hat überhaupt nichts da; doch die übrigen sind Berlin treu geblieben: Sprague-Pearce mit einer seiner frommverzückten Schäferinnen, Stewart mit seinen upper-ten, Alexander mit seinen Studien moderner Frauengewänder. Gari Melchers hat sogar über ein halbes Dutzend großer Bilder hergegeben, von denen das Fechterportrait mir die herrlichste Leistung scheint. Johnston Humphrey sollten die Berliner besonders dankbar sein, denn er giebt ihnen ausgesuchte Kostproben von der Kunst Whistlers, die hier noch ganz unbekannt ist.

Die Schotten freilich mit ihren exquisit getönten Tafeln haben hier schon einen großen Anklang und Absatz gefunden, was beweist, daß man doch bei uns die feine Absicht begriffen hat, einen diskreten Wandschmuck für ein vornehm behagliches Wohngemach zu schaffen. Es ist überhaupt ganz englische Art, ein Gemälde für das gedämpfte Licht der Innenräume zu stimmen. Und dieses Bestreben hat die Kunst, die jenseits des Kanals für sich auf einer abgeschlossenen Insel entwickelt wurde, das Exceptionelle gegeben. Sie geht einheitlich zusammen mit der intimen Dekoration des englischen Wohnhauses. Ein hochentwickelter Schönheitssinn steckt immerhin in den polirten Marmormalereien von Alma Tadema, der op. CCCXXIX nunmehr vollendet hat. Mag die englische Schönheit für unsere Begriffe etwas allzu Typisches haben, immer aber bleibt sie vornehm in ihrer gleichmäßigen Haltung. Auch drüben giebt es nebenher noch eine vulgäre Kunst, doch hat man uns das, was so vielen awfully nice ist, in einer sorgfältigen Auslese eigentlich erspart.

Die nationalen Eigenheiten springen auch bei der Kunst der andern Länder, geschlossen wie sie auftreten, klar und deutlich in die Augen. Da sind Italien und Holland mit der großen Vergangenheit, mit der wohlgepflegten Tradition. Man versteht dort das Handwerk, das einen goldenen Boden hat, weil seine Produkte auf dem großen Kunstmarkte viel verlangt und gut bezahlt werden. Die Leistungen sind alle in der technischen Durchführung einwandsfrei, nicht ein Bild, das eigentlich schlecht gemalt wäre; man kennt den Geschmack seiner Kunden. Der Unterschied zwischen einem Michetti und irgend einem Durchschnittsnamen ist bei den Italienern nicht gar so groß. Eine Menge guter Bilder habe ich gesehen, ohne daß mir aber ein Name im Gedächtniß haften geblieben wäre. Allenfalls bin ich mir eines Unterschiedes bewußt geworden, der zwischen den Malern von Mailand und denen des Südens sich ausbildet. Der herbe, klare große Segantini hat sich freilich nicht blicken lassen — leider! — aber von ihm scheint der Einfluß herzurühren. Carrano und Bazzaro sind herber, klarer und größer, als ihre Landsleute. — Und in Holland malen die alten Familien der Maris und Mesdag die Weide mit den Kühen, das Meer mit den Schiffen und die Stube mit den Menschen, mit den selben breiten Pinseln und den selben dicken Farben und mit gleich großer Uebung. Josef Israels wäre der einzige, bei dem die Malerei mit einer Lebensanschauung verbunden ist.

In schroffem Gegensatz zu jener unerschütterlichen Gelassenheit stellt sich das nahe Belgien. Welche Evolutionen, welche Propaganda der That! Die ganze Tagesgeschichte dieses innerlich bewegten Landes liest man aus dem künstlerischen Produziren. Die sozialistischen und die klerikalen Leidenschaften platzen hier auf einander mit tendenziösen Dar-

stellungen. Auch die verschiedenen Malweisen bekämpfen sich. Da ist Leempoels der Anbeter der Urmeister van Eyck, da sind van der Ouderaa und andere als die Epigonen Gallaits, und dann die Verkünder der jüngsten Offenbarungen des Lichtes, Wytsmann und Claus mit ihren blendenden Landschaften. Courtens und Struis aber verleugnen nicht ihre Liebhaberei für das Holländische. Fernand Khnopff, den seltsamen, räthselhaften, endlich kann man gar nirgends unterbringen; er steht ganz für sich in dieser bunten Welt.

Wie brüderlich halten da wieder die Spanier zusammen! Ja, man kann sie fast mit den Polen vereinigen. Es sind dieselben wenig differenzirten Volkstemperamente, mit einer Liebe für üppige bunte Pracht, mit einer unbändigen naiven Freude an rothen, blauen und gelben Farben und an glänzendem Golde. Sie sind noch die einzigen Maler der großen Historie, des großen Kostümprunkes. Aber auch das bunte Volkstreiben reizt sie zum Malen, ebenso wie die noch recht primitiven Russen. Sie sind Alle so national, daß sie nur ihr nationales Leben, ihre nationale Geschichte verherrlichen. Und doch leben sie fast Alle außer Landes, die Spanier in Rom, die Polen in München, das ist ihnen dann anzumerken. Einige lernen auch wohl in Paris. Axentowicz muß sicher bei Boldini gewesen sein; sein Damenportrait könnte man fast mit der berühmten Poniatowska vom vorigen Jahr verwechseln O, sie lernen ja so leicht, diese fleißigen Spanier und Polen.

Beinah hätte ich die Oesterreicher, die Wiener, todgeschwiegen. Es ist auch besser, nicht davon zu reden. Ich müßte das wiederholen, was ich von Düsseldorf sagte, und das möchte ich nicht gern, denn sie sind so lieb, die Wiener. Hynais aber und der Josef Engelhart sind richtige Pariser.

So, nun sind wir durch! Wenn ich nun wieder in die Kunst-Ausstellung gehe, werde ich mir regelmäßig nur ein paar Bilder ansehen, nämlich die von Karlsruhe, Liljefors und die anderen Schweden und den Kroyer. Zuguterletzt aber stelle ich mich noch vor den Böcklin, d. h. nicht den neuen, sondern die Aphrodite, die hinten in einem dunklen Winkel der historischen Abtheilung leuchtet. Dann weiß ich, was ich gesehen habe.

Berlin. Friedrich Fuchs.

Das Phantom.

Skizze von Erdmann Graeser.

Als er damals zu uns kam, war er der Typus der „interessanten Männerschönheit.“ Schlank, dunkles weiches Haar, melancholische Augen und Spitzbart — eine spanische Schönheit, der Romanheld par excellence.

Und nun?

Nun war er der Typus des verbummelten Genies, eine lächerliche Figur — wenn sie einem nicht Herzweh verursacht hätte. Denn er trank, trank systematisch.

In seinem Atelier war er überhaupt nicht mehr anzutreffen; wer etwas von ihm wollte, mußte ihn in dem dunklen, verräucherten Weinkeller aufsuchen, wo die Uhr so schläfrig tikte, und der Burgunder so vorzüglich war.

Dort saß er in der dunkelsten Ecke, trank, rauchte und träumte. —

Den Grund dieser schrecklichen Veränderung kannten wir nicht, ich ahnte ihn nur aus dem, was er mir eines Nachts erzählt.

* * *

Wir hatten den Abend in fröhlicher Gesellschaft zugebracht, dann noch im Café gesessen und nun gingen wir endlich heim.

Draußen ein feiner Sprühregen und der warme Frühlingswind. Die Straßen alle menschenleer, nur ab und zu eine von der Demi monde. Wenn sie sich näherten, um uns anzusprechen, wandte sich mein Begleiter jedesmal angeekelt ab.

Schließlich lachte ich auf. „Mon dieu, gehören Sie dem Verein junger Sittlinge an?“

Er antwortete nicht, und als ich ihm beim flackernden Laternenlichte ins Gesicht blickte, sah ich in den eben noch so ruhigen Zügen grelle Verzweiflung.

„Fehlt Ihnen was?!“ fragte ich erschrocken.

„Nein — aber ich könnte mich hier auf's Pflaster werfen und aufschreien!“

Ein paar Schritte gingen wir ſtumm weiter, dann fing er an zu ſprechen, denn er mußte ſprechen, gleichviel zu wem. Wäre ich nicht dagewesen, hätte der nächſte Laternenpfahl, der nächſte Baumſtamm genügt, um ſich anzulehnen und aufzuſchluchzen in ſeinem Weh. — —

* * *

„An ſolch' einem Abend — ganz wie heute — fing die Geſchichte an. Ich lernte ſie in einer Geſellſchaft kennen, und beim erſten Blick, den wir wechſelten, fühlte ich, daß ein Abſchnitt in meinem Leben begann. —

Zum erſtenmal auch wieder überkam mich eine Befangenheit meiner Jungenzeit, wo man ſich dem angebeteten Backfiſch gegenüber roh — gemein — nichtswürdig vorkommt. —

Sie kennen jene Mätzchen, mit denen man die Leidenſchaft bei einem jungen Mädchen weckt, und die Berechtigung der plötzlich auflodernden Sinnlichkeit vor ihrem erſchreckten Gewiſſen rechtfertigt! —

Nein — man ſagt nicht, ich werde Dich verführen und unglücklich machen, ſondern man nützt die aufregende Dämmerſtunde eines Frühlingstages aus, man beſchwört ſie, ſein „Weib" zu werden, ſei es auch ohne des Prieſters Segen. Man ſpricht von einem „Sommerſonnendaſein", von der „Brutalität", die Natur zu „knechten", man ſtöhnt vor „namenloſer Qual"! —

Und hatte ich das all' den Anderen vor ihr geſagt — bei dieſem nixenhaften Geſchöpf mit dem feinen, blaſſen Geſicht, den braunen Augen und dem köſtlichen Haar, war es Ernſt, erfand ich die Worte von neuem, hatten ſie ihre volle Bedeutung. Denn ſie war für mich das Vollkommenſte, das Edelſte, das — wonach meine Seele während der ganzen vorhergehenden Jahre gelechzt hatte. Und weil ſie das fühlte, gab ſie nach, wurde mein, um mich — ganz glücklich zu machen.

Von da ab begann's — ſie hatte mir ihr Köſtlichſtes gegeben, ſie konnte mir nicht mehr geben, und doch wünſchte ich ſtändig, das Flackern ihrer heißen Liebe zu ſehen.

Deshalb begann ich ſie zu quälen. — Es giebt keine größere Wolluſt, als das geliebte Weib zu quälen, und ich trieb's bis auf die Spitze. Eines Tages ließ ich durchblicken, daß wir uns trennen müßten, daß es aus ſei zwiſchen uns — ganz aus.

Ich erwartete, daß ſie meine Kniee umklammern, daß ſie weinen und winſeln würde. Nichts — garnichts! Nur eine ſtarre Ruhe ſchien über ſie zu kommen.

Und da packte mich der Satan, der Zweifel: Wenn ſie Dich garnicht ſo liebt, wie Du ſie liebſt — wie Du von ihr geliebt zu werden glaubſt?!

Dann — ja dann wird sie jetzt Ersatz für Dich suchen, denn ihre Begierden sind erregt, die Sehnsucht will befriedigt werden, und sie wird — Ersatz finden.

Wie ein Blitzstrahl durchfuhr es mich plötzlich: Kann dieser Fall nicht schon vorgelegen haben? Warst Du überhaupt der „Erste", nicht der „Zweite"? Hat sie Dir nicht eine einstudirte Rolle vorgespielt? Denn — glaubtest Du nicht wirklich der Erste zu sein, Dein Nachfolger jetzt, der Zweite, wird sicherlich auch an seine Priorität glauben. Denn wer ahnt bei diesem ängstlich behüteten Kinde den Fall, wer zweifelt an diesen süßen, keuschen Augen!

Und doch hat sie gesündigt, und ihre Unschuld ist nur eine Maske!

Der entsetzliche Gedanke wurde immer schmerzender, wie ein Stachel im Fleisch, um den sich der Eiter ansammelt. Mein ganzes großes Glück war vielleicht nur eine jämmerliche Täuschung!

Wie Viele hatte ich vor ihr gehabt, und niemals — wenn meine Sinnlichkeit ein neues Opfer gefordert — hatte ich an den künftigen Gatten der Verführten gedacht. Warum nicht? Das „worauf es ankommt", wie der Philister sagt, war für mich nichts Werthvolles, galt mir als eine „fixe Idee", ein „Phantom"!

Jetzt bekam dieses „Phantom" plötzlich Leben, denn zum erstenmal liebte ich wirklich. Es war schon gar keine „Liebe" mehr — eine Krankheit war's, denn ich hätte den Boden küssen mögen, wo sie ging. —

Und — was ich nie gethan bei einem Weibe — ich lief ihr nach, brachte sie wieder unter die Gewalt meiner Augen, meiner Stimme und begann in ihrer Seele zu wühlen. Aber durfte sie auch nur ahnen, was ich von ihr wissen wollte! Eine einzige ungeschickte Frage hätte alles zerstören können.

* * *

In den drei Wochen, da wir uns nicht gesehen — hatte sie sich sehr verändert. Das Gesichtchen war noch feiner und durchsichtiger geworden, die Augen größer, und das üppige Haar schien viel zu schwer für das zierliche Köpfchen. Auch in ihrem Wesen war sie anders. Sie sagte mir nicht mehr, daß sie mich liebe, sie küßte mich auch nicht mehr, und wenn ich es thun wollte, wich sie zurück und sah mich erschreckt und geängstigt an.

Eine Zeit lang ging das so, dann fühlte ich, daß ein Ende gemacht werden, daß ich Gewißheit haben mußte, sonst wurde ich wahnsinnig.

Und darum sprach ich's aus: „Du bist nicht mehr unschuldig gewesen, Du hast Komödie gespielt!"

Ich erwartete, daß sie mir in's Gesicht speien würde. Nein — sie rührte sich nicht einmal, nur in die Augen kam ein seltsamer Ausdruck — etwas Irres, Starres.

„Antworte — sprich!"

Sie rührte sich nicht.

Da stand ich auf und ging. — —

Ein paar Tage später wurde mir mitgetheilt, daß sie krank geworden sei. „Was fehlt ihr denn?" fragte ich.

Man zuckte die Achseln. Und da lachte ich und sagte: „Komödie!"

Bald darauf hieß es: „Nervenfieber."

Gestern bekam ich dann die letzte Nachricht: „Gestorben!"

Büchersaal.

Aus E. Pierson's Verlag in Dresden und Leipzig liegen mir heute einige Neu-Erscheinungen vor, die fast sämmtlich als unbedeutend zu bezeichnen sind. Was sich Emil Hügli unter Poesie vorstellt, wird er wohl nur ganz allein wissen. Andere können aus seiner Satire „Dorf Düssel" höchstens lernen, was Poesie nicht sein soll. Das ganze Opus ist höchst schwach und ist kaum die Druckerschwärze werth. Es liegt weder Humor, noch Witz, noch Geist, am allerwenigsten Satire in dem Elaborat, dafür aber eine gehörige Portion ordinärster Gemeinheit. Eine Probe seiner Dichtkunst aus dem zweiten Theile des Werks „Lieder eines Verborgenen" (S. 63) mag hier folgen:

Wir haben geliebt, wir haben gelacht
Ich und mein Annchen fein;
Jetzt ist der heitre Tag erwacht
Und klopft ans Fensterlein.

Was staunest du so sehr und zündst
Neugierig mit hellem Schein?
Gelt, daß du uns noch beisammen findst,
Das wundert dich nicht klein!

So leb denn wohl! mein süßes Lieb,
Es muß geschieden sein!
Was werden dir die Augen trüb,
Du schlaues Mägdelein?

Getrost! und gehn auch wie der Wind
Die Füße aus und ein,
Es bleibt mein Sinn, du braves Kind
Bei d r, bei dir allein.

Man weiß nicht recht, welcher Blödsinn der größere ist, ob „der Tag, der neugierig mit hellem Schein zündet" oder „die Füße, die wie der Wind aus-

und einaehen". Jedenfalls „wundert mich nicht klein" das Eine wie das Andre noch mehr aber, daß sich ein Verleger für solch ungereimtes gereimtes Zeug findet. Ein andres poetisches Werk, „Meinem Justus zum Gedächtniß" von M. R. S., kann auch nur an die Oeffentlichkeit gelangt sein durch die Thatsache, daß es Verleger giebt, die Dreck in Gold fassen lassen, wenn sie dabei Geschäfte machen. Es ist sehr begreiflich, daß eine Mutter ihren sie bis zum Wahnsinn beherrschenden Schmerz um den Tod eines über alles geliebten Kindes in Gedichten auszuhauchen sucht, das erlebt man ja häufig, aber daß dieselbe Mutter dann solche Gedichte, zumal sie in entsetzlicher Poesie verfaßt sind, der Oeffentlichkeit übergiebt, das verstehe ich nicht. Das ist ein Symptom einer schweren Neraenkrankheit und Herr Pierson hätte sich vor dem Vorwurf bewahren sollen, dieses Symptom nicht erkannt zu haben. Er durfte diese Gedichte einfach nicht in Verlag nehmen. Sie rufen auf der einen Seite das tiefste Mitleid und die herzlichste Theilnahme mit der unglücklichen Mutter wach und fordern auf der andern zur Verachtung und Empörung heraus, daß die Autorin mit ihren Muttergefühlen „Geschäfte" machen will. Wir nennen einige Stilblüthen: Seite 5.

„Den*) hast trotz Deiner Jugend Dir errungen,
Durch Selbstbeherrschung, Starkmuth und Geduld
In vielen Erdenschmerzen, die durchschlungen
Dein junges Leben, frei von aller Schuld."

Seite 10 heißt es:

„Jetzt mach ich auch in später Geisterstunde,
Ein Schatten selber unter Schatten kalt,
Gegeben ganz in deren Allgewalt,
In unserm öden Hause noch die Runde;
Steh' auch noch still am Lager, unberührt,
Von dem der Tod mein Kind mir hat entführt.

und als letzte Probe heißt es Seite 26:

„Ich faß allein an seinem Grabe,
Zwei stille Stunden ganz allein;
Die einzig Athmende von Allen
Im heiligen Cypressenhain."

Ja, solcher Poesie gegenüber hört doch die Kritik mit dem Autor auf und es fängt die mit dem Verleger an. Ich berufe mich auf das hierüber schon Gesagte. Der Frau M. R. S. aber mein aufrichtigstes, tiefstes Beileid.

Besseres, wenn auch nur Unbedeutendes und noch lange nichts Reifes, bietet Anze von Herault in ihrer Novellensammlung „Licht und Schatten". Sind die meisten dieser kleinen Erzählungen auch furchtbar seicht und nichtssagend und ist auch der Stil oft noch recht flüchtig und geradezu fehlerhaft, so verräth die Verfasserin doch ein gefälliges Erzählertalent, das sich wohl noch ausreifen kann. Beweise für diese Hoffnung glaube ich in den Novellen „Zwischen Glaube und Liebe" und „Ein häßliches Mädchen" erblicken zu können. Die erstgenannte ist unzweifelhaft die beste der Sammlung. Verfasserin gehört einer Offiziersfamilie an und scheint selbst Spartfreundin zu sein Recht unangenehm berührte es mich, daß in allen acht Erzählungen fast nur adlige Personen auftreten.

Als letzte Neuheit des Pierson'schen Verlags nenne ich Julius Weil: „Die goldene Villa." Es ist von all den genannten das einzige Werk, das ernst zu nehmen ist. Zwar fehlt dem Roman noch viel bis zu einem Kunstwerk, aber er ist ein lobenswerther Ansatz zu einem solchen. Der Verfasser ist leider seiner Aufgabe, Charlotte von Kielemann, die Heldin seines Romans, als einen dem Leser begreiflichen, menschlich natürlichen Charakter hinzustellen, nicht ganz ge-

*) Lorbeer ist gemeint.

recht geworden. Es fehlte ihm zu dieser Figur die Kraft. So blieb sie, was sie nicht soll, problematisch, wurde sozusagen nicht Fisch und nicht Fleisch. Natürlich leidet dadurch der Eindruck, den die Lektüre beim Leser hervorruft. Er weiß nicht, soll er Charlotte so oder so beurtheilen, sie ermangelt ihm der Sympathie. Sehr hübsch dagegen sind die meisten übrigen Figuren gelungen, besonders der alte Wegebaum und der Redakteur Grodier. Der kommerzielle oder merkantile Hintergrund, von dem sich die Geschichte abhebt, hätte noch breiter angelegt oder vertieft werden können. Der Verfasser hat da Vieles fallen lassen, was der Ausführung werth gewesen wäre und dem Roman hätte eine Bedeutung geben können. Die Sprache ist gebildet und fließend. Man darf Julius Weil's ferneren Arbeiten mit Interesse entgegen sehen.

Berlin. Hans von Reinfels.

Die Herren Schuster und Löffler scheinen der Ansicht zu sein, daß die Menge der von ihnen auf den Büchermarkt gebrachten Waare über die mangelnde Güte hinwegtäuschen könne. Diese Täuschung wird dem sorgsamen Recensenten gegenüber nicht gelingen.

Im Reporterstil geschrieben ist „Zwanzig Jahre Bayreuth" 1876/1896 von Julius Erich Kloß. Es ist schon möglich, daß die englische und französische Ausgabe den Herren Verlegern Gewinn gebracht hat, Ehre gewiß nicht; der oberflächliche und langweilige Inhalt dürfte durch die Uebersetzung kaum sich bessern. Herr Kloß ist trotz seiner Angriffe auf Weingartner usw. ein guter Mensch, aber seiner Aufgabe war er nicht gewachsen.

Herr Häfker hat sich neulich einmal recht ungezogen gegen mich benommen, das hindert mich aber nicht, sein Büchlein „Was sagt Shake-speare?" zu besprechen und zu tadeln. — Herr Häfker glaubt das „bisher Unverständliche verständlich gemacht zu haben." Wem denn? Sich selber? Ich mache immer noch Anspruch darauf zu den Normalbegabten zu gehören, aber nach sorgfältigem Durchlesen des Buches wußte ich nur, daß der Herr Verfasser ein hohler geistiger Protz ist.

Herrn C. Th. Schulz's kleine und große Kinder ist eine Sammlung läppischer Geschichten, die ein ernsthafter Verlag doch zurückweisen sollte.

Kürze und Roheit sind die Zeichen, in deren Geisterbann K. Rosners „Das Kind" steht. Ein junger Mensch, der nicht weiß was „Nothzucht" im Leben wirklich bedeutet, der sollte ein derartiges Sujet auch nicht für seine schreiberische Bethätigung wählen. Ich kann wohl begreifen, daß sich Jemand des Deliktes der Nothzucht schuldig macht, den Autor von „Das Kind" kann ich nur verachten.

Herrn Lothar Schmidt's „Exredakteur Sauer" ist um zehn Jahre zu spät erschienen; damals konnte man noch Kellnerinnenromane schreiben; jetzt sind derartige Damen für uns nur noch episodär oder kulturhistorisch verwertbar. Eine gewisse stimmungsvolle Gemüthlichkeit und kleine Züge weiß Schmidt manchmal nett zu schildern.

Aho: Ellis Ehe, ist aus dem Finnischen übersetzt; welhalb, sehe ich nicht ein.

Erfreulicheres bieten uns einige andere Neuheiten des Buchhandels. Un-

gedrucktes aus dem Goethekreise ist eine dankenswerthe Sammlung von Handschriften von Göthe, Karl August, Herzogin Amalia, Eckermann, Familie Brion, Vulpius, Lerse u. a. Es wächst unter uns Jüngeren wieder die Liebe zu Goethe und sie wächst mit unserem Aelterwerden, darum nehmen wir auch diese Gabe (München, Seitz und Schauer) dankbar hin. Goethe als Sozialpolitiker von Professor Dr. Gerlach (Dessau und Leipzig Richard Kahle's Verlag) giebt manche Anregung ohne wesentlich Neues zu bieten; das Schriftchen liest sich aber immerhin recht nett, ebenso wie Fürst Bismarck als Redner von demselben Verfasser.

Ein gar lustig Büchlein ist „Das neue Deutsche Bürgerliche Recht in Sprüchen (Verlag Otto Liebmann, Berlin). Der Verfasser, Prof Dr. Georg Cohn in Zürich hat, von dem Gedanken ausgehend, daß, was er als Lernender, wie als Lehrender an Anderen und an sich selbst oft erfahren, Spruch und Reim sich leichter als die ehernen Gesetzesregeln den Weg zum Gedächtniß bahnen, den Allgemeinen Theil des neuen Civil-Gesetzbuches in mehr als 1000 Versen und Sprüchen bearbeitet. Die Verse sind oftmals mit einem so übersprudelnden geistreichen Witz abgefaßt, daß eine zweckmäßigere erste Einführung in das Bürgerliche Gesetzbuch kaum geboten werden könnte.

R. W.

Hermann Habenicht, Grundriß einer exakten Schöpfungsgeschichte. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag 1896.

In einer Zeit, da der Weltuntergang nicht allein in Broschüren und Zeitungsartikeln angekündigt, sondern sogar in Zeitungsromanen beschrieben wird, ist der Grundriß einer exakten Schöpfungsgeschichte mit besonderer Genugthuung zu begrüßen. Die Ausführungen des auch durch meteorologische Prognosen bekannten Gothaer Kartographen Habenicht wenden sich, wie aus den Zeitschriften zu schließen, in denen sie als einzelne Aufsätze zum Theil schon erschienen waren, überdies an weitere Kreise. Bei dem in den deutschen Gelehrtenhierarchien vorherrschenden Coteriewesen, von dem allerdings die große Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Aerzte eine rühmliche Ausnahme macht, ist das ja zu verstehen. Beklagt sich der Verfasser doch selbst über die Unduldsamkeit des Deutschen Geographentages bei dessen achtem Zusammentreten, seinem Versuch gegenüber, wie jener Gesellschaft, so auch dieser seine Auffassung eingehend darzulegen. Immerhin scheint dem Referenten die Größe des Gegenstandes zu erfordern, daß jene Einzeldarstellungen zu einem einheitlichen Werke zusammengeschweißt werden und jedenfalls nicht, wie einzelne Kapitel, auf wörtliche Wiedergabe früherer Polemik hinauslaufen. Für eine zweite Auflage des Buches, die er aufrichtig dem ernsten Streben des Verfassers wünscht, möchte Referent aus diesem Grunde und im Interesse der für weitere Kreise doppelt erforderlichen Klarheit der Darstellung, zu einem recht engen Anschluß des Textes an die sorgfältig ausgeführten Karten- und Figurentafeln rathen. Auch die rein philosophischen, wo nicht theosophischen Anhänge möchte Referent lieber vermissen. In dem ersten, „Darwinismus und Entwicklungsgeschichte", ist die

Polemik nach der grundehrlichen Art, in welcher der Verfasser sie anführt, seinem Gegner, Professor Buchner, sogar günstiger in ihrem Ausgang. Die ganze Frage erhält aber erst dadurch vollständige Klärung, wenn man, im Gegensatz zu allerdings noch sehr herrschenden Meinungen, die besondere Domäne des Menschengeschlechts in der geistigen, anstatt in der körperlichen Entwicklung erkennt.

Den Lesern des beachtenswerthen und gewiß interessanten Werkes diene zur Führung, daß die eigentliche Schöpfungstheorie des Verfassers im Haupttheile C entwickelt ist. Sie betrifft in der Hauptsache die Entstehung des Erdglobus aus zwei Hemisphärentheilen und ein periodisches Erheben und Zusammenbrechen ihrer Rindenpartieen in Folge der in ihrem hochtemperirten Innern entwickelten Gasmassen.

Berlin. Wilhelm Krebs.

Männer.

Vor beiläufig hundert Jahren unter den Xenien des Musenalmanachs für 1797 findet sich jenes Distichon:

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Es war damals so wenig die Bänglichkeit vergreister laudatores temporis acti, die sich in dem Zweizeiler ausdrückte, wie heute, wo wir jenes Wort wiederholen möchten. Müde und matt scheint wirklich auch unser Geschlecht, das dem neuen Jahrhundert entgegengealtert, zu sein; ohne Ideale leben die herrschenden und besitzenden Klassen dahin, und den Zukunftsparteien fehlt noch das einende Bannerwort, das ihr ehrlich strebendes Wollen für die Reife und Stärke der That genugsam adeln könnte. Zwar der Männer hat es wenige stets nur gegeben, aber sie wurden als solche erkannt und bewerthet. Der feine und stille Halbe zeigt uns in der „Lebenswende" den kämpfenden Mann; diese wahre, reife, abgeklärte Comödie, in der fast griechische Classicität mit modernem Leben vereint ist, so daß aus dem Stücke uns manchmal Goethestimmung entgegenweht, ist fast schon vergessen, wogegen des oberflächlichen Machers Sudermann unwahrer Landjunker sich noch immer spreitzen und ausbrüllen darf. Mann sein, heißt reif sein, und der Weiberkonsument Roecknitz ist so sekundanerhaft unreif, wie der Kunstwerkproduzent Weylandt weltweise reif. Der Mann ist Mann, und das Weib bleibt Weib; diesen physiologischen Unterschied wird keine, vielleicht noch so berechtigte Frauenbewegung nur um eines Atomes Schwere vermindern können. Mann sein heißt Sieger sein; Sieger

durch die Macht der Persönlichkeit, und die Macht der Persönlichkeit beruht auf der Größe des Geistes und der Gesinnung. Jüngst las man, höchst unpassend unter Kunst und Wissenschaft, in den Tageszeitungen von dem Selbstmorde eines jungen Grafen in Budapest. Der Grund, weshalb man dieses für weitere Kreise doch ziemlich gleichgültige Geschehnis mitteilte, war die Ursache des Selbstmordes. Das Gräflein hatte sich in eine jener sattsam bekannten dürren Aehnlichkeitsschwestern verliebt; hoffnungslos verliebt! Hier in Berlin ist man verständig-gemeiner; die Macht der blauen Lappen zwingt das letzte Stück der schon so nicht allzusehr Blößen deckenden Spitzenhüllen hinab, und in verschwiegenen Separées können die Herren dann genießen, woran sich der junge Graf hätte genügen lassen sollen. Auch sie, diese schneidigen Herrchen, die durch einen öden geisttötenden Dienst zu brutalen Genüßlingen sich leicht ausbilden, die oft noch als das Ideal der Männlichkeit gelten, sind es doch nicht; Sklaven des Goldes und Genusses können nie Herren und Herrscher sein. Mann sein heißt wahr sein, wahr sein gegen sich und andere. Die weibische Art des Geschichtentragens ziemt den Mann nicht, nichtswürdig aber sind berechnende Dreher und Deuteler, die Spitzel und Geschichtenträger, nichtswürdig die Zuhälter, die nicht aus Liebe das Weib mimen, nichtswürdig die Ehrenabschneidts, die mit bewußten Lügen ihren Lüsten fröhnen. Aber unser glattes und müdes Jahrhundertendtum hat es nicht gern, daß jenen Buben die Maske vom Gesicht gerissen; es sind vielleicht angenehme Gesellschafter, die den Schein gefälliger Bonhommie oder die erkünstelte Rauheit des Volksmannes gefällig zur Schau tragen, es sind vielleicht geriebene Vorstandsmitglieder einer Genossenschaft, deren wechseldiscontirende Freundschaft der bedürftige College nicht gern verscherzen möchte. So unter dem Druck der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse wird das freie Wort nicht mehr gewagt, so dürfen gesinnungslose Augenblicksnutzer sich ihrer Erfolge rühmen und des Lobes darüber froh werden. Maupassant Bel-ami wird mehr und mehr auch in Deutschland heimisch und hat schon manchen Sprößling erzeugt, der dem Vater in nichts nachsteht. Wann wird das Geschlecht Dieser sterben und werden Männer wieder voll bewerthet werden? Die Frauenbewegung sollte ihre Anhängerinnen eins lehren:

Frauen richtet nur nie des Mannes einzelne Thaten;
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort!

R. W.

Verantwortlich für Redaktion u. Verlag: Dr. Richard Wrede, Berlin. Druck: F. Cynamon, Berlin

250 Briefmarken echte **verschiedene**, warunt. Costarica, Mexico, Türk., Aeg., Lux., Arg., Brasilien, Cap, Griechenl., Japan, Spanien liefert für nur **1 Mark** Casse voraus. — Rückporto 20 ₰.

Hugo Siegert, Altona b. Hamburg

Honig! Garantirt naturreinen, mehrfach prämiirten, allerfeinsten Blüthenhonig, versende die 10 Pfund-Dose zu 6 Mk. franko. Nichtkonvenirendes nehme zurück.

J. H. Roter, Gutsimkerei, mittelsten. Thüle b. Friesoythe (Oldenburg).

Hoflieferant

Danziger Spezialität

1 Fl. Goldwasser
1 Fl. Kurfürstl. Magen,
1 Fl. weiß Pomeranzen
} in feinster Qualität

incl. Kiste und Porto Mk 5,—
offerirt die **Dampf-Liqueur-Fabrik Julius v. Götzen, Danzig.**

Preis per Stück 10 Mark

für 1 Cyl.-Rem.-**Uhr** in Silber, 0,800 ges. gest. Goldrand. 6 St. vergold. Zeiger u. inner. Deckel 2 Jahre schriftl. Garantie Allein-Fabr. d. vorzügl. Rem.-Uhr „**Secunde**", hochf. regul., Prima-Werk in Silb.-Gehäuse. Goldr. ff. grav. Deckel ꝛc. 3 Jahre schriftl. Gar. 20 M. — versendet

Gustav Staat, Düsseldorf,
Fabrik u. Lager in Uhren u. Goldwaaren.
Umtausch gestattet oder Geld zurück. Preisl. gr. u. fr.

Amateur-Photograph
Illustrirte Monatsschrift,
— Jährlich Mk. 5. —

Laterna-magica
Vierteljahrsblatt für Projectionskunst.
— Jährlich Mk. 3. —

Man verlange Prospecte.
Ed. Liesegang's Verlag, Düsseldorf.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =
in 5. neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu 50 Pf. 17 Bände zu 8 Mk.

17 Bände in Halbfrz. gebunden zu 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis.

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Luftkurort Cleve, Kneipp'sche Heilanstalt.

Das ganze Jahr geöffnet. Ausführl. Prospekt gratis.
Dirigirender Arzt, **Dr. med. Bergmann**,
früher I. Badearzt bei Herrn Pfarrer Kneipp in Wörishofen.

Julifang, hochdelikat, zart und fett,

direkte Zufuhr ab England g. Nachn. 4 Litr.-Postd. neu Ia Salzher 2 Mk., 4 Litr.-Postd. Vollb. 2.50, beste 3 Mk., 4 Litr.-Postd. **fetttriefend. Matjes** 2,50, beste 3 Mk. **60 Pfd.-Faß selten schöner Salzhr. M, vollfett, extra Grß. 6,50 Mk.** 60 Pfd.-Faß do. **Vorfang!** 5,50 Mk. 4 Liter-Dose hiervon 1,50 Mk. 4 Liter-Dose b. 50 fein marinirte Heringe **ohne Gräten** 2,50, beste 3 Mk. **4 Liter Ia. Rollmops 1,50 und 2, beste 2,50 Mk.**

Delikater See-Aal,

8 Pfd.-Kolli tägl. frisch v. Rauch 4.50 Mk., nur dicke Stücke; in **Gelée 3,50 Mk.** **8 Pfd.-Kolli Flunder, frisch v. Rauch 2,50 Mk.**

E. Degener, Fisch-Export u. Import!
Swinemünde. (Zeitung angeben!)

Was ist Feraxolin?

Feraxolin ist ein großartig wirksames Fleckputzmittel wie es die Welt bisher noch nicht kannte. Nicht nur Wein-, Kaffee-, Harz- und Oelfarben-Flecken, sondern selbst Flecken von Wagenfett verschwinden mit verblüffender Schnelligkeit, auch aus den heikelsten Stoffen.

Preis **35** und **60** Pfg.

In allen **Galanterie-, Parfumerie-, Droguenhandlungen** und **Apotheken** käuflich. En gros bei

Joh. Grolich,
Engeldroguerie
in **Brünn** (Mähren).

Digitized by Google

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

Photographische Apparate
sowie sämmtliche Bedarfsartikel.
Illustr. Preisliste kostenlos.
Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Heilung

d. d. Naturheilverf. ohne Arznei u. Berufsstör. d. schwersten Unterleibs-, rheum., Mag.-, Nervenl., Asthma, Flechten, Mannesschwäche, gerait. Harnröhr. u. samtl. Frauenkr. Auswärts brieflich, absolut sichere Erfolge.

Kurhaus Berlin-Zehlendorf
Direktor **Bruckhoff.**
Bei Anfrag. Retourmarke erb.

R. F. Liedtcke,
Importeur
echter Havana-Cigarren
Berlin W., Unter d. Linden 12.

Für Blutarme und Reconvalescenten
FERRATIN
Die Eisenverbindung der Nahrungsmittel.
In allen Apotheken.

Tenderings
preisgekrönte Cigarren

Maatschappij	100 St.	3 M.	90 M.	500 Stück frko., aus rein überseeischen Tabaken hergestellt
La Palma	100 „	4 „	— „	
Aphrodite	100 „	4 „	50 „	
Wilhelm I.	100 „	4 „	80 „	
Esquisitos	100 „	4 „	60 „	
Musterkiste je 20 Stck. enthaltend	. . .	4 „	30 „	

erhielten im vergangenen Jahre tausende Anerkennungen.

Tenderings Rauchtabak, 9 Pfund — 9 Mark, ist unübertroffen in Qualität
Allein zu beziehen von
Tenderings Cigarren- und Tabak-Fabrik, Orsoy a. d. holländ. Grenze A

Holländ. Tabak. Unübertroffen und 1880 bewährt! 10 Pf. lose im Beutel fco. acht M. B. Becker in Seesen a. H.

Apfelwein beste Qualität, Liter 28 Pf.
Mousseux Flasche 1,30 unter Nachnahme.
G. Fritz, Hochheim a. M.

Photographische Vergrösserungen nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Gres Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

Krebse!

Suppenkrebse 2—3 Mark
Grosse Tafelkrebse 5—12 „
Riesen (Hummerngross) 12—25 „
versendet springlebend per Post.

B. Reche, Königl. Hoflieferant in Myslowitz.

Eine praktische Patentdose mit Brutto 1 Pfd.
hochfeinster Delikateß-Senfgurken.
Eine Kiste ca.
100 echter großer Harzkäse
je Mark 3,50 mit Verpackung franko Na...
Gust. Mackenrodt, Quedlinburg.

HAMMONIA-FAHRRÄDER

erstklassiges Fabrikat. Solide Preise. Vertreter gesucht. Katalog gratis u. franko.
A. H. Ueltzen, Hamburg.

Altbewährtes Mittel gegen Gicht- u. Rheumatismus ist **Russische Einreibung.**
à Fl. 1 M., 6 Fl. 5 Mk.
in der **Apotheke Schwedt a. O.**

Feinste Tafelbutter
liefert billigst im Postkolli
C. H. Petersen-Eggebek
b. Schleswig.

Im Bad. Schwarzwald.
Naturheilanstalt Glotterbad.
Stat. Freiburg und Denzlingen.
Dirig. Arzt: **Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz.**
Das ganze Jahr, Sommer und Winter, geöffnet
Prospecte frei durch die Badeverwaltung.

F. G. TAEN-ARR-HEE
En gros. Special und Original En detail
China- und Japan-Waaren und Thee-Import-Geschäft,
Lackwaaren, Porzellane,
Wandschirme, Dekorationsfächer etc. etc.
Illustrirte Preisliste gratis und franco.
BERLIN W., Leipziger-Strasse 119/120.

Verantwortlich für Inserate: Robert Jacoby in Berlin W. — Druck von A. Gynamon in ...

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgeber: Richard Wrede

III. Jahrgang | Nr. 101 | 5. September 1896

Fürsten-Visiten.
Die Religion der Zukunft. Von Curt Plato.
„Reichsfeinde". Von Eduard Engels.
Die Konkurrenz der Frau. Von Dorothee Goebeler.
Nachklänge aus Bayreuth. Von Dr. Bernhard Scharlitt.
Glühlichter. Von Wilhelm Krebs.
Tischrücken. Von R. Ed. Liesegang.
Sprechsaal.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark
einzelne Nummern 30 Pfennig.

Kritik-Verlag
Berlin S.W. 46, Hedemannstraße Nr. 9
Fernsprecher: VI, 1429.

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

Photographische Apparate
sowie sämmtliche Bedarfsartikel.
Illustr. Preisliste kostenlos.
Ed. Liesegang, Düsseldorf.

Heilung

d. d. Naturheilverf. ohne Arznei u. Berufsstör. d. schwersten Unterleibs-, rheum., Mag.-, Nervenl., Asthma, Flechten, Mannesschwäche, veralt. Harnröhr. u. sämtl. Frauenkr. Auswärts brieflich, absolut sichere Erfolge.

Kurhaus Berlin-Zehlendorf
Direktor Bruckhoff.
Bei Anfrag. Retourmarke erb.

R. F. Liedtcke,
Importeur
echter Havana-Cigarren
Berlin W., Unter d. Linden 12.

Für Blutarme und Reconvalescenten
FERRATIN
Die Eisenverbindung der Nahrungsmittel.
In allen Apotheken.

Tenderings
preisgekrönte Cigarren

Maatschappij	100 St.	3 M.	90 M.	500 Stück frio, aus rein überseeischen Tabaken hergestellt
La Palma	100 „	4 „	— „	
Aphrodite	100 „	4 „	50 „	
Wilhelm I.	100 „	4 „	80 „	
Esquisitos	100 „	4 „	60 „	
Musterkiste je 20 Stck. enthaltend	. . .	4 „	30 „	

erhielten im vergangenen Jahre tausende Anerkennungen.

Tenderings Rauchtabak, 9 Pfund = 9 Mark, ist unübertroffen in Qualität
Allein zu beziehen von
Tenderings Cigarren- und Tabak-Fabrik, Orsoy a. d. holländ. Grenze A

Holländ. Tabak. Unübertroffen und 1880 bewährt! 10 lose im Beutel fco. acht
B. Becker in Seesen a.

Apfelwein beste Qualität, Liter 28 Pf
Mousseux Flasche 1,30 unter Nachnahme.
G. Fritz, Hochheim a. M.

Photographische Vergrösserungen nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph Fritz in Gr. Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

Krebse!

Suppenkrebse 2—3 Mark
Grosse Tafelkrebse 5—12 „
Riesen (Hummerngross) 12—25 „
versendet springlebend per Post.

B. Reche, Königl. Hoflieferant in Myslowitz.

Eine praktische Patentdose, mit Brutto 1[illegible]
hochfeinster Delikateß-Senfgurken
Eine Kiste ca.
100 echter großer Harzkäse
je Mark 3,50 mit Verpackung franko Nachnahme
Gust. Mackenrodt, Quedlinburg.

HAMMONIA-FAHRRÄDER

erstklassiges Fabrikat. Solide Preise. Vertreter gesucht. Katalog gratis u. franko.
A. H. Ueltzen, Hamburg.

Altbewährtes Mittel gegen Gicht- u. Rheumatismus
ist Russische Einreibung
à Fl 1 M, 6 Fl 5 Mk.
in der Apotheke Schwedt a. O.

Feinste Tafelbutter
liefert billigst im Postkolli
C. H. Petersen-Eggebek
b. Schleswig.

Im Bad. Schwarzwald.
Naturheilanstalt Glotterbad.
Stat. Freiburg u. Denzlingen
Dirig. Arzt: Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz.
Das ganze Jahr, Sommer und Winter, geöffnet
Prospecte frei durch die Badeverwaltung.

F. G. TAEN-ARR-HEE
En gros. Special und Original En détail
China- und Japan-Waaren und Thee-Import-Geschäft,
Lackwaaren, Porzellane,
Wandschirme, Dekorationsfächer etc. etc.
Illustrirte Preisliste gratis und franco.
BERLIN W., Leipziger-Strasse 119/120.

Verantwortlich für Inserate: Robert Jacoby in Berlin W. — Druck von A. [illegible]

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgeber: Richard Wrede

III. Jahrgang | Nr. 101 | 5. September 1896

Fürsten-Visiten.
Die Religion der Zukunft. Von Curt Plato.
„Reichsfeinde". Von Eduard Engels.
Die Konkurrenz der Frau. Von Dorothee Goebeler.
Nachklänge aus Bayreuth. Von Dr. Bernhard Scharlitt.
Glühlichter. Von Wilhelm Krebs.
Tischrücken. Von R. Ed. Liesegang.
Sprechsaal.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark
einzelne Nummern 50 Pfennig.

Kritik-Verlag
Berlin S.W. 46, Hedemannstraße Nr. 9
Fernsprecher: VI, 1429.

Digitized by Google

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels

Berlin, den 5. September 1896.

Zu beziehen durch Rob. Jacoby, Buchhandlung in Berlin SW. 46, Hedemannstr. 9:

Schneidt, Kellnerinnen-Elend 1 Mk.

Schulz, Woher kommen die kleinen Kinder? 80 Pf.

Grobe Keile auf grobe Klötze. (Von Konrad Alberti) 1,— Mk.

Buhr, Der Sozialismus in der Krinoee. 50 Pf

Dan. Sanders, Sein Leben und s. Werke. Nebst Festgrüßen zu seinem 70. Geburtstage, Herausgeb. v Fr. Dusel 2 Aufl. Mit Photogr. 1,60 Mk — **Pohl,** Past., Dr. D Verhältniß d. Philosophie zur Theologie bei Roger Bacon. 1,— Mk. — **Haberland,** Metamorphosen der Pflanzen. 50 Pf. — Wie unterscheidet sich die Methode der Mathematik von der der Philosophie? 80 Pf.

Neue Musikalien für Klavier. Verlag von Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstr Direkt und durch alle Musikalienhandlungen zu beziehen:

G. Stapel,

Op. 63, Friedertke-Walzer. 60 Pf. Op. 64. Ado f-Friedrich-Marsch 80 Pf Op. 69 Elisabeth-Walzer 1,20 Mk Op. 70, Mein schon Berlin, Gesangwalzer. 50 Pf.

H. Berger,

Op. 10, Polka-Mazurka. 60 Pf. Op. 11, Gavotte. 60 Pf.

Schulen und Unterrichtswerke für Gesang Klavier, Orgel, überh. alle Musikinstrumente. Musikschriften Kataloge frei. Spezial-Verlag: Carl Merseburger Leipzig.

Buch des Friedens. Von J. V. F Wandeciam u ertha v Suttner Beiträge bester Schriftsteller. 61 Portraits. Geh M. 2,50, geb M. 3,30. Bern, Neukomm u. Zimmermann.

Kupferstiche, Gravüren und Radirungen, ungerahmt und gerahmt in großer Auswahl stets vorrathig bei Amsler u Ruthardt, Kunsthandlung, Berlin W., Behrenstraße 24a. Parterre u 1 Etage

Anno Dazumal! Bayerische heitere Soldatengeschichten aus vergangener Zeit v Heinr v Selbig Illustr. v Aug. Nuhtes. Hübsch gebunden M 2,50 Prachtvolles humorvolles Buch Verl. v Max Eichinger, k. Hofbuchhandlung, Ansbach, Bayern

Kneipp-Litteratur, Bücher und Zeitschriften verl. überallhin die Buchhandlung L Auer, Donauwörth (Bayern). Probenummern und Katalog kostenfrei

Wilhelm Schafer, Jakob und Esau. Drama in fünf Akten und einem Vorspiel — **Anna Croissant-Rust,** der standhafte Zinnsoldat. Drama Verlag von Schuster u. Loeffler in Berlin.

Anti-Jansen. Kritische Erledigung der Jesuitenfrage durch die Wissenschaft v. lic. theol **Mücke.** Erster Band Lfrg 5. 60 Pfg. Verlag von Edwin Runge in Berlin-Schoneberg

Philipp Langmann, realistische Erzählungen, 2 Mark. — Ein junger Mann von 1895, und andere Novellen. 2 Mark. — M. E Nicolai, Opfer, Roman, Mark 4,50. Verlag von Rob. Friese, Sep.-Et. in Leipzig.

Märchen und Erzählungen von Hedw. Birkhold. Mit einem Vorwort von K. von Perfall. Preis geh 2 Mark Verlag v. Hermann Pohle (Frommann'sche Buchdruckerei) in Jena.

Ludwig XIV. der Sonnenkönig in Wort von E Bourgeois, übertragen und bearbeitet von O. Marschall von Bieberstein. 2. und 3. Verlag von H. Schmidt u. C Günther in Leipzig.

Unsere Landsleute auf Reisen. Humoristische Schilderung der Erlebnisse des Ehepaares Ivanow.itsch und Stanka Semenowna Iwanowitsch auf ihrer Reise über Berlin nach Paris und zurück von R. A. Leiskin Aus dem Russischen übersetzt von Helene Mordaunt. Preis 2 Mk. 50 Pf. — **Skizzen** von Sophie Behr 2 Mark — **Schlußkapitel eines Hagestolzen** von Ed. Preis 2 Mk. Verlag von August Deubner Berlin.

Alban Förster,

op. 90. Ich kann die Rosen nicht verstehen! Ges. m. Pfte. egl. f. mittl. Stimme 80 Pf., op. 100 Ich grüße Dich mit tausend Wonnen f. hohe u. mittl. Stimme mit Pftebegl. à 1 Mk. Verlag v. Robert Jacoby in Berlin W. 30, Goltzstraße. Durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen zu beziehen, auch direkt vom Verleger.

Im Kritik-Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fragen des öffentlichen Lebens.

Herausgeber Dr. jur. Rich. Wrede. Jährlich 12 Hefte 5 Mark, das einzelne Heft 50 Pf. Bisher sind erschienen:

Heft 1: **Die Börse und ihre wirthschaftliche Bedeutung** von Spectator.
„ 2: **Raoul Pictets Theorie vom Leben** von Dr. L. Gystrow.
„ 3: **Staatsrath, Kammer und Volk** von J. M. von Rascher
„ 4: **Röntgens Entdeckung** von Dr. R. F. Jordan.
„ 5: **Nietzsche und das Christenthum** von Prof. Dr. Geo Runze
„ 6: **Frauenmoral und Herrenhalbheit** von Ad. v. Hanstein
„ 7: **Die Grundlage der physischen Welt** von Dr. Eugen Dreher.
„ 8: **Vom alten und modernen Sturm und Drang** von Dr. M. Spanier.

LE MAGAZINE INTERNATIONAL

Organe de la Société Internationale Artistique
91, Avenue Niel, PARIS.
Erscheint alle zwei Monat. Jährlich 8 Mark.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 5. September 1896

III. Jahrgang | Nr. 101 | Jahrgang III

Provinzialbriefe.

X.

Fürsten-Visiten.

Se. Excellenz der Hofmarschall von Kalb kommt gegenwärtig aus dem Echauffement nicht heraus. In Blitzzügen eilt er von Land zu Land und entwirft die tiefsinnigen, schicksalsschweren Empfangsordnungen, an monarchischen und republikanischen Höfen erfüllt er alles mit seiner fieberhaften Thätigkeit, Heuschreckenschwärme von öffentlichen und geheimen Polizisten umflattern ihn, denen die unmögliche Aufgabe obliegt, Verbrechen vorzubeugen, — um jede Schienenschraube mußte er sich bekümmern, — Ehrenkompagnien abrichten, die russische Nationalhymne einstudiren, den Fürsten und Völkern die Tanzmeistergeberden ergriffener Herzlichkeit beibringen, den Zeitungen bedeutsame Begrüßungsartikel mit weltgeschichtlichen Gesichtspunkten soufflíren, die Auswahl sinniger Gastgeschenke leiten, die Gegensätze von asiatischem Despotismus und europäischem Republikanismus sänftlich überbrücken, Bälle, Paraden und Festopern arrangiren, Trinksprüche und Friedensversicherungen ausarbeiten, und über all der wirbelnden Arbeit darf er nicht vergessen, aus seinem Toiletten-Necessaire unablässig Moschus zu zerstäuben, um den unausrottbaren Leichengeruch zu überschreien, der seinem Herrn auf dem Chodinskoye-Felde eingewachsen ist, als

wär's ein Stück von ihm. Kann man es dem vielseitigen Kalb da wohl verargen, wenn er sich des Nachts in einem Mußeaugenblick vor dem Schlafengehen seinen Karl von Moser herausnimmt und in seinem Büchlein „Der Herr und der Diener" folgende 175[illegible] geschriebene Stelle schmunzelnd liest: „Alle Regenten prangen in dem Prädicate selbst regierender Herrn, sie seiend es aber alle in wenig, als wenig alle, so in Harnisch gemalt werden, Helden seiend." Sehr richtig, geruht Se. Excellenz gähnend zu bemerken und, um einen schönen Gedanken in den Traum hinüber zu nehmen, fügt er hinzu: Es ist doch ein Glück, daß der Kerl, der Friedrich Schiller, mir Unsterblichkeit verliehen hat, so habe ich es doch noch erlebt, den Herrn der Welt zu spielen — eine sehr amüsante Komödie . . . . .

Der Zar reist, und Se. Excellenz der Hofmarschall v. Kalb herrscht! Das arme Mädchen aber aus dem stillen, friedsamen Darmstadt, muß sich von ihm die brillantenstarrenden Gewänder anziehen lassen, die unsere Millionärsgattinen dann gemäß den Zeitungsschilderungen nachschneidern lassen, und dabei strömt gerade aus ihnen jener unerträgliche Leichengeruch. Der kümmerliche Gatte erhält von ihm die lächelnden Mienen vorgeschrieben, und doch läßt ihn der Gedanke nicht los, es möchte sich durch die Panzerwände seiner lebenden Stahlkammer, welche seine Leibwache bildet, die Hand des Rächers zwängen. Eine Nordpolarfahrt ist ein Sonntagsnachmittags-Vergnügen gegenüber einer Zarenreise. Mit ein paar Männern und einem hölzernen Schiff zieht ein Nansen in unbekannte Ferne, in die totbringende Wildniß des Eises, und fünf ewige Jahre währt die Fahrt. Wie lächerlich gering ist der Aufwand an Geld und Menschen bei solcher Schicksalsfahrt, im Vergleich zu dem unübersehbaren Apparat, der in Bewegung gesetzt wird, wenn der Zar sich auf die müßige Visitenreise etlicher Wochen begiebt durch Länder, die von der Cultur des Cursbuchs bis in den letzten Winkel erschlossen sind! Die lebensvolle Civilisation scheint dem mächtigsten Fürsten ein wilderes Land als die fremde Oede ungebändigter Elemente, und die Reise unter Gottes Schutz ist offenbar selbst für den frommen Gesalbten des Herrn gefährlicher, als die abenteuerliche Entdeckungsjagd unter dem Schutze der Idee für das gottlose Weltkind. Das aber klärt das Ge-

heimniß: Das Schiff des weltentdeckenden Helden heißt Fram, Vorwärts, es ist das geweihte Wunderschiff, das nicht untergehen kann, weil es der Weltgeist beflügelt. Der Zarismus hingegen treibt rückwärts auf verfallendem Wrack, das auch das Uebermaß wehrhafter Benennung nicht zu retten vermag, und auch nicht die üppig geschmückten Häfen, in die es sorgsam feierlich gelootst wird.

Unsere Fürstenreisen geben heute nicht einmal mehr dem Anekdotensammler Anregung. Es sind pomphafte Nichtigkeiten, erstarrt in steifen leeren Formen, kostspielige Unternehmungen, die auch dann unfruchtbar sind, wenn sie vorübergehend die politischen Geschicke zu beeinflussen scheinen. Die fürstliche Menschlichkeit darf sich nicht mehr frei geberden, je mehr ihre Macht innerlich aufgelöst wird, desto zeremonieller und steifer tritt sie nach außen auf, und nur die Fürsten, die so viel Humor haben, der Komödie des eigenen Verfalls lachfrohe Zuschauer zu sein, wie der fidele englische Thronerbe, kommen auf die Kosten ihrer Stellung und haben sich von Sr. Exzellenz dem Hofmarschall v. Kolb und seiner Formentyrannei emanzipirt. So sind die höfischen Visiten-Reisen wie die offiziösen Depeschen, die in ewig gleichen Wendungen von all dem Zauberglanz den neugierigen Halbmenschen der modernen Kultur zu erzählen wissen.

Verdrießlich, wie jede allzugroße Differenz zwischen dem Umfang der aufgewandten Mittel und dem Maß des Erreichten wirkt freilich solch hohle Geschäftigkeit. Indessen noch bedenklicher wäre es, wenn es sich um wirkliche politische Geschäftsreisen handelte und dergestalt die Probleme der Zeit in Angriff genommen würden. Dann wären sie nicht nur Verkehrstörungen, sondern Verkehrsgefahren. Die politische Kinderwelt ist ja groß, die da andächtig wähnt, bei solchen hohen Rundreisebesuchen würde die Zukunft der Völker entschieden, und zwischen Parade, Diner und Galaballet würden die Geister der Weltgeschichte gewaltig beschworen und der Zukunft neue Bahnen gewiesen. Am Ende würde gar die orientalische Frage, dieses erfurchtgebietende Mysterium, das die Diplomaten erfunden haben, um ihre Unentbehrlichkeit zu beweisen, zur Lösung gebracht!

In Wahrheit ist es ein thörichter Aberglauben, daß in Schloßunterhaltungen, Tischreden und Trinksprüchen Geschichte gemacht

wird. Es ist aber auch zugleich der Aberglaube der Bankerotteure zu wähnen, daß derlei möglich sei, wie etwa in Björnson's „Fallissement" der vor dem Abgrund stehende Spekulant sich durch ein opulentes Diner und durch eine begeisterte Lobrede auf den potenten Geschäftsfreund zu retten sucht. Etwas von dieser Fallissements-Taktik mag in der That die Spitzen der herrschenden Gesellschaft leiten, wenn sie immer mehr der Toastpolitik zu huldigen scheinen. Den gemeinsamen Feind werden sie schwerlich aus der Welt reden, indem sie sich selbst gegenseitig feiern. Und noch weniger werden sie sich aus der Welt zu reden geneigt sein, indem sie den Feind feiern, bei dem doch die Zukunft ist, wie auch sie fühlen. Es ist der größte Ruhm dieser konventionellen Höflichkeitsbezeugungen, wenn nach all dem prunkvollen Schaugepränge der alte kosmopolitische Nachtwächter sein boshaftes Sprüchlein hersagen darf: Die Glocke hat nichts geschlagen. Denn kündete sie eine Stunde an, sie würde sicherlich eine Zeit repetiren, die längst vorüber. Wir aber wollen vorwärts!

In einer Kulturepoche, in der die Völker sehnsüchtig darnach ringen, in sich selbst und unter einander nationale und internationale Rechtszustände zu schaffen, welche die klare, unzweideutige Bestimmung an die Stelle persönlicher Launen, Eingebungen und unberechenbarer Zufälle setzen und Ernst mit dem Humanitätsgedanken machen, muthet die feierliche Visitenpolitik mit ihren Heimlichkeiten und wichtigen Geberden an wie die schwerfälligen Hofkutschen inmitten der elektrischen Straßenbahnwagen und der behenden Zweiräder. Die moderne Verwaltungstechnik bedarf nicht der fürstlichen Reisenden und ihrer unverbindlichen geheimnißvollen Konferenzen, sie fordert einen höchsten Völkerbundesrath, der gewählt aus den nationalen Volksvertretungen, den Ausbau der internationalen Gesetzgebung zu vollziehen und über ihre peinliche Anwendung zu wachen hat, in freister Oeffentlichkeit und ungebundener Aussprache. Zum Mindesten sollten schon heute in regelmäßigen Zwischenräumen internationale Kongresse von unseren offiziellen Regierungen einberufen werden, auf denen die schwebenden Tagesfragen, wenn nicht zum Beschluß, so doch zu förderlicher Diskussion gebracht werden. Wenn nicht die Einsicht in die Lebensbedingungen der Zeit dazu veranlaßt, so sollte wenigstens das Bedürfniß bestimmend wirken,

der immer mächtiger anwachsenden Nebenregierung einer internationalen Partei ein Gegengewicht zu bieten. Derartige Kongresse hätten in jedem Falle, selbst wenn gar kein praktisches Ergebniß zunächst herauskäme, die bedeutsame Wirkung, die Völker über die Tiefe und Schwere der internationalen und nationalen Fragen aufzuklären. Dann würde jener mystische Koulissenklatsch und die anspruchsvolle Geheimnißkrämerei aufhören, und wenn verwandte oder befreundete Fürsten sich Besuche abstatten, so hätte das höchstens noch Interesse für die Fremdenblätter. Freilich würde dann auch die Möglichkeit sehr erschwert sein, die Völker spekulativ aufeinander zu hetzen, die nur im Dunkel der Unwissenheit den Hetzrufen folgen.

Die klägliche Unproduktivität unserer bürgerlichen Gesellschaft in der Staatsorganisation wird durch nichts schärfer illustrirt als durch die müde, feige Unlust, ihr eigenstes Gebiet, die formale Politik, international und national weiter auszugestalten. Die rein politischen Verfassungsfragen sind keineswegs gelöst. Ueberall ist eine den modernen Anschauungen entsprechende nationale Verfassungsrevision nothwendig, aber der verfallende Liberalismus sucht sich in verhängnißvollem Irrthum sozial zu regeneriren, während die seinem Wesen allein entsprechenden rein politischen Aufgaben am Wege liegen bleiben. Anfangs der vierziger Jahre, als man in Preußen um die Verfassung kämpfte, wurde einmal der Liberalismus als die Vernunfterkenntniß definirt, angewandt auf die bestehenden Verhältnisse, möge diese politischer oder kirchlicher Natur sein. Es sei diejenige Richtung des Geistes, in der wir in gänzlicher Abstraktion von allem Historischen nach dem alleinigen Maßstabe des Vernünftigen das Gewordene, das Daseiende beurtheilen, d. h. überall eines vernünftigen Grundes für dieses letztere uns bewußt werden wollen. Die Menschheit kranke an ihrer Geschichte, sie von dieser Krankheit zu heilen, sei die Aufgabe des Liberalismus. Man braucht diese vormärzliche Begriffsbestimmung des bürgerlichen Liberalismus nur zu lesen, um einzusehen, warum die glänzende Bewegung so jämmerlich geendet hat. Der Liberalismus lebt heute von der Krankheit, die er heilen sollte; er ist stolz darauf, historisch zu denken, statt antihistorisch zu sein. An Stelle der Vernunft

huldigt er die Anarchie der Realpolitik und er scheut so sehr davor zurück, donquichotisch gegen Windmühlen zu kämpfen, daß er selbst nicht in die kreisenden Schatten der Windmühlenflügel zu treten wagt, aus Furcht, von ihnen geschlagen zu werden. Man muß es erlebt haben, wie der gute bürgerliche Liberalismus in Deutschland Wochen hindurch über unverantwortliche Nebenregierungen wehklagt, ohne auch nur das Wort Verfassungsrevision zu nennen, und wie er dann freudestrahlend seine Thränen abtrocknete, als ihm versichert wurde, seine Lieblingsforderung der Reform der Militärgerichtsbarkeit werde trotz der Nebenregierungen auf Geheiß des Kaisers dem Bundesrathe und dem Reichstag unterbreitet werden. Anscheinend sind unsere Liberal-Freisinnigen der Meinung, mit formelpolitischen Programmwünschen sei kein Wahlgeschäft mehr zu machen, und sie haben vergessen, daß auch unsere Vormärzler für die Abstraktionen des Verfassungslebens mühsam begeistert und gewaltsam von ihrem ausschließlichen Interesse an dem Steigen und Fallen der Waarenpreise losgerissen werden mußten. Ob wir wohl noch eines Tages damit überrascht werden, daß unsere Liberalen mit dem Weckruf: Verfassungsrevision! die Lande durchziehen? Unmöglich ist's nicht, nur werden sie nicht für eine liberale, sondern für eine reaktionäre Verfassungsrevision fechten, statt für Ministerverantwortlichkeit, für Beseitigung des Reichstagswahlrechts. Ebenso hat der Liberalismus auf kirchlichem Gebiete nichts erreicht. Ja, die einzige einigermaßen imposante bürgerliche Organisation ist die katholische Kirche und ihre ultramontane Parteidependance. Sie vermag wenigstens noch zu repräsentiren und bei den katholischen Generalversammlungen ist die Regiekunst anzuerkennen, wenngleich in der zitternden Concilianz den verschiedensten Tagesströmungen gegenüber das antiliberale Centrum den liberalen Kulturkämpfern zum Verwechseln ähnlich geworden ist.

Noch schlimmer, wenn das möglich ist, hat sich der Liberalismus in der internationalen Politik seinen Feinden ausgeliefert. Statt die Vernunfterkenntniß transzendental zu verwirklichen, predigte er geradezu die Abschaffung der Vernunft und die Einführung des historischen Fetischdienstes. Die großartigen Ansätze internationaler Verkehrspolitik haben auf den anderen Gebieten des

Völkerdaseins keine Nachfolger gefunden. Das Prinzip der Durchgangszüge und der Weltpostkarte findet keine Anwendung, wo es sich um die Lebensfragen der Nationen handelt. Da hat kein Zug Anschluß an den anderen, die Bahngeleise sind durch Zerstörungen und Hindernisse für Katastrophen wohl präparirt und die Telegraphendrähte sind in kleine Stücke zerschnitten. Das alterthümliche Gefährt der Fürstenvisiten und Ministerplaudereien vermittelt den Verkehr. Man konnte vordem nicht genug darüber spotten, daß man die innere Verwaltung stumpf und theilnahmlos an die Beamten auslieferte, als wenn man gar nicht an ihr interessirt wäre, und erst die Staatspädagogik von Generationen hat es in mühseliger Arbeit zu Wege gebracht, daß das Volk theilnimmt an der Verwaltung seines Geschicks. In der auswärtigen Politik hat hingegen der Liberalismus die Selbstentmündigung zum Dogma erhoben, er überläßt alles der Weisheit der Minister und Monarchen, höchstens daß er die beschaulichen Orakel der Auslandsredakteure der großen Zeitungen andächtig studirt. Eine wirkliche Theilnahme an der internationalen Verwaltung ist ihm versagt, und er erträgt diese Verurtheilung zum Zuschauer ohne Unbehagen. Wenn nur die Konjunktur seinen kleinen Börsenspekulationen günstig ist! So verfolgt er denn sogar mit heiligem Ernst die zwischen Pferdespalieren sich hinziehende Europafahrt Väterchens, und in den Düften, die den hinter den Spalieren neugierig-erregt Spähenden um die Nasen wallen, betet er gläubig das Orakel an, das ihm die Zukunft kündet.

In früheren Zeitläuften hätte man wohl, um sich von der tragikomischen Weltherrschaft des Unvernünftigen zu erholen, den sehnsüchtigen Blick nach Frankreich gewandt, das die Deutschen längst das Herz Europas genannt hatten, ehe die Chauvins der Boulevards das überschwänglich preisende Wort für sich annektirten. In den Aufstiegszeiten der bürgerlichen Gesellschaft hatte man immer ein Volk oder ein Land, an dem man sich im eigenen Leide aufrichtete und erbaute. Bald war England das Ideal, bald Amerika, zuweilen auch deutsche Geisteskultur, fast immer aber Frankreich. Frankreich war die Sturmhöhle der Freiheiten, nach denen man schmachtete, von dort sprühten die Feuergarben der

Vernunft, das Alte, Morsche verbrennend und den Baumeistern des Zukünftigen das Arbeitsfeld erleuchtend. Heute können wir uns an einem Musterland nicht mehr orientiren. Nachdem die Periode der nationalen Einigungen im Wesentlichen abgeschlossen, ist auch die nationale Vorbildlichkeit vorüber. Jetzt vermögen wir uns einzig an der reinen Idee und ihren nationalen Trägern, als dem Fels in der Brandung zu stützen. Und Frankreich hat die Führermission vielleicht am gründlichsten verloren. Wenn wir heute inmitten des sinnlosen Wirrwarrs der internationalen Politik nach dem Kompaß der Vernunft ausschauen, wenn wir aus dem lähmenden Wahnwitz, daß die Völker an den Lippen eines Despoten ängstlich hangen, angstvoll in freier Selbstbestimmung sich weises Recht zu schaffen, einen Ausweg suchen, dann dürfen wir von Frankreich am allerwenigsten das erlösende Wort und die befreiende That erwarten.

Die schlimme Zaromanie, von der Frankreich befallen scheint, ist allerdings nicht ganz so weit verbreitet, nicht ganz so würde- und geschmacklos, wie Frankreichs Verleumder gern glauben machen möchten. Auch außerhalb der radikalen und sozialistischen Kreise wird die Unnatur der Alliance des französischen Volkes mit dem offiziellen, in der Anarchie des Absolutismus befangenen Rußland empfunden und offen ausgesprochen. Man verhehlt sich keineswegs, daß Frankreich unter allen Umständen der Betrogene sein wird und es läßt sich auch keineswegs durch die mystischen Kannegießereien über die tiefinnerliche sympathische Blutsverwandtschaft zwischen der Revolution und der Knute beruhigen. Vielmehr herrscht dort weithin die klare Einsicht, daß man Rußland nichts bieten könne als seine Millionen und daß man dem russischen Freunde gerade gut genug sei, um ihm durch das Schreckgespenst eines möglichen russisch-französischen Bündnisses die Suprematie über Europa zu sichern. In Wirklichkeit zieht die politische Wahlverwandtschaft Rußlands eher zu dem reaktionairen Deutschland, als zu dem revolutionairen Frankreich, und das Kokettiren des Despotismus mit der Marseillaise ist nichts als eine taktische Kriegslist, um die zärtlichen Verwandten, an denen schließlich doch das Herz hängt, nicht übermüthig werden zu lassen. An einem Sieg mit Rußland

würde Frankreich zu Grunde gehen, mehr als an einer Niederlage gegenüber Rußland. Vielleicht erklärt sich der übergeschnappte Zarenkultus der französischen Chauvins gerade daraus, daß man im Grunde überzeugt ist, von dem Theuren verrathen zu werden.

Indessen, mag man die französische Zaromanie auch noch so gering veranschlagen, es bleibt genug des Unleugbaren bestehen, um von dem Wahn abzulassen, daß uns in Frankreich der Arzt für die europäische Völkerkrankheit erstünde. An den an sich begreiflichen und verzeihlichen Revanchegedanken verzehrt sich Frankreich und mit ihm Europa, das sich unter das Joch Rußlands beugen muß, weil es nicht gewillt ist, den wilden Halbasiaten mit vereinten Kräften unter seine Kulturherrschaft zu zwingen. Die Zarenreise beschreibt gleichsam die Fieberkurven des europäischen Patienten, und Genesung und neue rüstige Völkerarbeit ist weder in einem Lande, noch von einer Regierung, noch von einem Fürsten, noch auch von der bürgerlichen Gesellschaft zu erhoffen. Wir müssen also abwarten und uns gedulden!

Tat-Twam.

Die Religion der Zukunft.

Mitten auf dem öffentlichen Platze der volkreichen Stadt erhebt sich der hohe majestätische Dom! In gigantischem Baue strebt er zum blauen Aether, dem Himmel, welchem Symbol er geweiht ist; alle Gebäude überragt er, damit schon von weitem die Stätte erkannt wird, wo die Menschen demuthsvoll von dem gewaltigen Herrn der Welt Gnade und Schutz für sich und ihre Handlungen erflehen. Wie das Aeußere des mächtigen Gebäudes, so wirkt auch das Innere des Domes durch seine ungewöhnlichen Dimensionen, durch seine ruhige Erhabenheit stimmungsvoll auf das Gemüth des Menschen. Die hohe, säulengetragene Decke, der Schmuck der Wände, dazu die andächtige Gemeinde! Wunderbar rauschen die harmonischen Melodien der mächtigen Orgel durch die feierlichen Hallen; bald in ganzer Tonfülle, bald leise, lieblich verklingend, uns an das verlorene Paradies des Vaterhauses erinnernd. Dann Schweigen. Vor dem Altare steht der Priester; er spricht von der Güte und Liebe des allmächtigen Schöpfers; er ladet die gefallenen Menschen — ach, alle sind Sünder — ein, zum Gotteshause, zu Gott selbst zu kommen, um die Last und Sorge des Tages am Altare niederzulegen und dafür den Frieden im Herzen und neuen Lebensmuth mitzunehmen. Weiter ertönt die Orgel, und ihr herrlicher Klang begleitet den die Kirche verlassenden Menschen . . .

Wahrlich ein erhebender Gottesdienst! So, und nicht anders dürfte das Wort des persönlichen Gottes verkündet werden; kein Blutopfer, kein Weihrauchduft; nur allein Worte des Dankes, feierlicher Gesang und stilles Gebet!

Wie glücklich, wie beneidenswerth ist die Menschheit, zu welcher der heilige Sohn Gottes herniedergestiegen ist, um Erlösung von den Sünden zu bringen, um das Paradies zu verkünden! —

Träumerische Gedanken, die ihr so wundervolle Gebilde vor die Augen der Irdischen zaubert! Sündenerlösung, Paradies — wer möchte nicht sterben, um solcher herrlicher Güter theilhaftig zu werden!

Ja, ein Traum war es, eine flüchtige phantastische Welt, aufgebaut

durch den frommen Glauben, zerstört durch die freie Forschung. Sollen wir die Vergänglichkeit der Religion beklagen, sollen wir der Wissenschaft einen Vorwurf machen, daß sie die Schleier von den christlichen Mysterien nahm und uns die reale Wirklichkeit zeigte? Nein, denn wir haben Besseres wiederbekommen; für das Vergängliche das Dauerhafte, für den Glauben die Wahrheit.

Gleich der strahlenden Sonne verscheuchte die Naturwissenschaft den dunklen Glauben und ließ den edlen Kern des Christenthums in reinerem Glanze erstehen. Aber nur ein kleiner Theil der Menschheit hat diesen wohlthätigen Umschwung wahrgenommen und handelt darnach, ein größerer und leider einflußreicher Theil will bei offenen Augen nichts sehen. So ist es gekommen, daß man vorsichtig — wie in vielen anderen Fällen — von der Zukunft, nicht von der Gegenwart reden muß. Es ist traurig, die Vollendung und Ausarbeitung großer Dinge so oft durch die kleinlichen Leidenschaften kurzsichtiger Menschen gehemmt zu sehen, welche die Welt nur innerhalb des engen Kreises kennen, in dem ihr eigenes Leben eingeschlossen ist. In wie wunderbarer Weise hat sich uns jene herrliche Natur offenbart, die den kleinsten Körper sowohl in den fernen Welträumen wie bei uns mit derselben Liebe umfaßt, ihn denselben Gesetzen unterwirft; wie harmonisch ordnet sich das Leben im Weltall nach mathematisch genauen Regeln, nicht nach dem selbstherrlichen Willen eines Einzelnen; und trotz dieser Erkenntniß wird festgehalten an traditionellem Wunderglauben, an der Lehre von der Unsterblichkeit der individuellen Seele, von der Freiheit des Willens, von so vielem Anderen, das mit den wissenschaftlichen Resultaten in schroffem Widerspruch steht!

Es ist ferner eine beachtenswerthe Erscheinung, daß gerade jetzt wieder die Religion an Bedeutung gewinnt; wie solches immer geschehen ist, wenn die menschliche Gesellschaft durch langen Frieden geistig gekräftigt beginnt, sich in höherem Maße mit Staatseinrichtungen zu befassen. Gerade jetzt hebt man die Macht der Geistlichkeit, weil man ihren Einfluß auf das menschliche Gemüth kennt. Das ist gewiß beklagenswerth, zumal das sittliche Prinzip des reinen Christenthums darunter leidet.

Dann aber haben wir zu bedenken, daß uns nicht mehr Religion, nicht mehr Philosophie, sondern objektive Naturwissenschaft die Gesetze des Natur- und Menschenlebens diktiren. Wenn trotzdem die Religion noch von so außerordentlichem Einflusse ist, so kann sie nur durch künstliche Mittel gehalten sein. Dies ist für die Dauer weiter nicht beunruhigend, denn die Geschichte aller Jahrhunderte lehrt uns, daß das nicht

mehr Zeitgemäße von selbst verschwindet. Alles wirkt hierzu verhängnißvoll mit, sowohl die Angriffe und Hoffnungen derer, die einen Wechsel wünschen, wie die Furcht und der Widerstand jener, die alles festhalten möchten. Eine Revolution der Ideen läßt sich durch nichts aufhalten, wohl aber kann der heranströmenden Fluth ein neues Bett gegraben werden. Eine Rettung der modernen Religionslehre ist nicht möglich; daher sollten verständige Staatsmänner rechtzeitig das Alte, Morsche ganz vernichten, um wenigstens den edlen Kern der Nachwelt aufzubewahren. Ein Denkmal im Pantheon der Geschichte würde ihren Namen verewigen! —

Unsere religiöse Weltanschauung ist die orientalische Weltanschauung. Entstanden unter jenem leuchtenden Himmel des Südens, der sich tief im Meere, tiefer noch im Gemüthe des Menschen abspiegelt; welcher dort früh schon Empfindungen zu Anschauungen, Gedanken zu plastischen Formen abrundete; ist ihre Geschichte der Weltschöpfung, die Erklärung der kosmetischen Vorgänge von romantischem, dunklem Nimbus umgeben, welcher bei genauer Untersuchung nur den Zweck hatte, die Mysterien der jeweilig geltenden Religion mit dem Zauber eines allmächtigen, göttlichen Schutzes zu umgeben. Indem die Priester der Gottheit dienten, zwangen sie das Volk, ihnen selbst Arbeitskraft und Vermögen zu beständiger Verfügung zu stellen. So entwickelte sich aus dem Bestreben des Einzelnen, eine Erklärung der Schöpfung, des Daseins zu finden, und aus der Absicht der Priester, diesen Drang nach Erkenntniß auszunutzen, eine bestimmte Idee der Weltgottheit.

Ziehen wir einen vergleichenden Blick zwischen den verschiedenen, religiösen Lehren, so stellt sich uns am reinsten und daher am dauerhaftesten der Gott der Juden dar. Wie wir auf der langen Leiter der Kausalität immer zu Einheiten gelangen, so hatte sich das intelligente, jüdische Volk auch einen einheitlichen Gott geschaffen. Auf ihn baute sich die ganze bekannte Welt auf; sein Wille war der Träger des Weltalls. Es entstand eine ideelle Weltanschauung; und der größte Mann des jüdisches Volkes, Moses, legte sie in seinen Schriften nieder. Das spätere Christenthum hat diese Schöpfungsgeschichte beibehalten; wie in den meisten Fällen das Neue Testament auf das Alte zurückgreift.

In engem Zusammenhange mit dem altjüdischen Weltbegriffen steht der Wunderglauben der ersten christlichen Periode. Nicht Christus, sondern seine späteren Anhänger haben von unglaublichen Wundern gesprochen. Ueberhaupt artete die christliche Lehre allmählich sehr aus. Aus dem ursprünglichen, einheitlichen Gotte war im Laufe der ersten Jahrhunderte der trinitatische Gott geworden. Die Pfaffenexegese schuf immer

neue Deutungen, und so war schließlich ein ungeheurer Vorrath von Heiligen, Reliquien und Dogmen verhanden, der sich durch nichts von dem gröbsten Götzendienste der wilden Völker unterschied. Rückwirkend fanden sich dann die einzelnen, überlieferten Glieder des Wunderglaubens zu einer gewaltigen Kette zusammen, die während eines Jahrtausends den Geist und Verstand der Menschen gefesselt hat.

Auch hier kann eine merkwürdige Erscheinung konstatirt werden. Sobald die Religion sich im Leben der Völker durch Aeußerlichkeiten bemerkbar macht, entsteht bei den gebildeten Völkern ein großer Widerspruch zwischen den Gemäßigten und den Radikalen.*) Entweder siegt die Religion und vernichtet den letzten Rest geistiger Selbstständigkeit im Menschen, oder die Religion verschwindet ganz um größerer, volksthümlicher Intelligenz Platz zu machen. Solche Wendepunkte traten mit Moses, mit Christus, endlich mit Luther ein. Jedesmal zeigte es sich, daß der höheren Bildungsstufe des Volkes gegenüber die Religion einen bedeutenden Theil ihres Zaubers einbüßen mußte.

Heute ist die Religion von ihrer ehemaligen Machtstufe ganz herabgesunken. War sie früher eine lebendige Beziehung des menschlichen Selbstbewußtseins zum Gottesbewußtsein, so dient sie heute nur noch den Großen als ein Mittel zur Ausübung geistiger Gewalt. Vor hundert Jahren schon proklamirten die Franzosen als einzige Gottheit die Vernunft; mit Recht, soweit nämlich das Weltall in Betracht kommt. In der Natur herrschen nur Vernunftgesetze; ein persönlicher Gott müßte, um eine Wirkung zu äußern, diese Gesetze durchbrechen. Wäre die Gottheit aber universell, dann müßte sie mit der Vernunft identisch sein, wie einfache Logik uns lehrt. Wir Deutsche sind wohl ebenso weit wie die Franzosen, aber wir sind zu träge, zu michelhaft, dies zu äußern. Dennoch haben wir die Religion aus unserm Staatsleben mehr und mehr verbannt. Nicht lange wird es währen, und sie wird ganz verschwunden sein, wenn nicht in letzter Stunde ihre Reform erfolgt.

Seitdem die Naturwissenschaft die Lehre von dem individuellen Gott auf ihr Nichts zurückgeführt, ist der Begriff der Trauung, der Taufe, des Gottesgnadenthums u. A. verblichen. Das Eine und Einzige, welches die reine Religionslehre ausgezeichnet haben könnte, ist ihre wunderbare Moral. Dann aber war sie nicht eine Beziehung zur Gottheit, sondern zum Menschenthum. Dies ist natürlich. In dem Universum fand sich kein Platz für den Gott, also konnte er auch nicht auf der Erde wirksam sein. Wenn Christus aber sagt: „Du sollst Deinen

*) Man vergegenwärtige sich die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes. D. V.

Nächsten lieben, wie Dich selbst. Dies ist das vornehmste und größte Gebot", so stimmen wir ihm freudig bei; denn darin finden wir die Quelle des wahrhaften Christenthums.

Hier offenbart sich aber ein Widerspruch. Die Religion soll eine Beziehung zu Gott sein; wir sehen aber, daß ihr werthvollstes Gesetz ein rein menschlich moralischer Grundsatz ist. Dies muß sorgfältig beobachtet und getrennt werden; denn ein Kausalgesetz zwischen den auf dem Glauben beruhenden heutigen Religionen und der Moral giebt es nicht. Die Moral ist von religiösen Vorstellungen vollständig unabhängig; sie gründet sich allein auf die das Bewußtsein durchdringenden Vernunftgesetze. Das ethische Prinzip beruht also auf der Sehnsucht nach allumfassender Erkenntniß der Wahrheit, auf dem Siege des Logischen über das Unlogische, des Vernünftigen über das Unvernünftige, des Guten über das Böse.

Es lassen sich leicht alle Widersprüche lösen, wenn wir für „Gott" den Begriff der Moral setzen, dann würde die Religion eine Beziehung des Selbstbewußtseins zum sittlich Guten und damit allerdings der Vernunft sein.

Die auf Götterglaube und Götterverehrung basirenden Religionen (im Ganzen wohl gegen 400) sind doch nur Erzeugnisse des Menschen, während die Moral eine Grundlage der gesammten Menschheit ist.

Endlich muß noch betont werden, daß es ein großer Irrthum ist zu meinen, daß die bisherige geistige Entwickelung der christlichen Welt auf dem christlichen Glauben beruhe. Im Gegentheil! Immer hat sich der Glaube der geistigen Entwickelung widersetzt, und die größten Denker aller Zeiten waren sogenannte Atheisten.

Die Reform der Religion, deren Nothwendigkeit sich schon aus diesem einen Widerspruch ergiebt, muß eine ganze sein; sie muß sich den Resultaten unserer Naturwissenschaft unterordnen. Die Lehre von der Willensfreiheit, endlich der Glauben an sich muß aus der Religion ausgeschieden werden. In jedem Menschen ist der Drang vorhanden, seiner innersten Natur gemäß zu handeln. Eingeschränkt werden kann dieses unbewußte Wollen nur durch die Erziehung, deren Grundlage nicht die Religion, sondern rein menschliche Moral sein muß.

Die Heranbildung des Menschen zu vernünftigem Denken wird demnach das Ziel der reformirten Religion sein. Dies wird leicht erreicht, wenn der ungeheure Ballast der Wunder und der Anforderungen an den Glauben beseitigt und durch reine naturgeschichtlich begründete Wahrheit ersetzt wird. Vernunft und Gewissen verlangen außerdem eine sittliche Weltordnung. Diese kann nur geschaffen werden — in der Wirklichkeit besteht sie schon, aber sie muß der Allgemeinheit zum Bewußtsein ge-

bracht werden — ebenfalls durch die Erkenntniß des Wahren im kosmischen wie im irdischen Leben, wie im Dasein der Völker.

Das Auffinden des Absolutwahren ist die höchste Aufgabe des Menschen. Je näher Jemand der Lösung dieser Aufgabe kommt, in desto größere Harmonie setzt er sich mit der Weltseele. „Durch die Erkenntniß der die Natur durchdringenden Wahrheit gewinnen wir die Herrschaft über das schrankenlose und oft ausschweifende Gefühlsleben, desto mehr werden wir Herr über unsere Leidenschaften, desto mehr entsagen wir der zersetzenden Selbstsucht, desto mehr erkennen wir den Weltzweck unseres Daseins als Theiles eines großen Organismus, der nur durch die Harmonie seiner Theile bestehen kann."*)

Diese angedeuteten Grundsätze wird die neue Religion verfolgen; in der großen, erhabenen Natur des unermeßlichen Weltalls wird sie das Wahre, das Prinzip des sittlich Guten suchen und finden. Der Tempel aber, welchen die Menschen dieser neuen Lehre wölben werden, wird zur Inschrift die gedankenvollen Worte des alten griechischen Weisen tragen: Erkenne Dich selbst!

Berlin. Curt Plate.

„Reichsfeinde".

Als der bulgarische Ferdinand durch einen noch der Aufklärung harrenden Zufall in den Besitz eines Stammhalters gelangt war, hatte er den genialen Einfall, der schreienden Jöhre den „Tapferkeitsorden" umzuhangen. Das neue Deutsche Reich preußischer Nation dürfte kaum älter wie der bulgarische „Prinz Pipi" gewesen sein, als es sich schon in den glücklichen Besitz eines — — „inneren Reichsfeindes" gesetzt sah. Auch das war so eine Art „Tapferkeitsorden". Lucus a non lucendo natürlich, just wie bei Boris. Dieweilen nämlich die kühnen Ritter des allgemeinen Stimmrechts ihren herrlichen Heldenmuth an der schwarzen Schaf- und Lämmerheerde kühlten, ließen sie den alten Wolf aus dem Sachsenwalde die freiheitlichen Verfassungsforderungen und andere Volkswünsche in aller Gemüthsruhe auffressen — aus Tapferkeit selbstverständlich.

Die Kulturkampf-Burleske hat mich immer mit einem gewissen Mißtrauen erfüllt. Sollte der Herr Reichstheater-Intendant dieselbe nicht vielleicht eigens zu dem Zwecke arrangirt haben, um die Hochfluth dent-

*) Spiller, Ewiges Leben. D. V.

schen Heldenthums, welche die Kriegsthaten der Armee in dem Tümpel des politisirenden Philisteriums erzeugt hatten, in geeignete Bahnen zu leiten, und die Fundamente des von ihm geplanten Idealbaues eines preußisch-deutschen Polizeistaates vor ihrem Ansturm zu sichern? Als gewesener Deichhauptmann mußte der Herr Intendant auf die „Wasserkünste" sich ja einigermaßen verstehen. — —

Geprägt wurde das geflügelte Wort von der „inneren Reichsfeindschaft" meines Wissens durch Herrn Klassen-Kappelmann in einer Versammlung zu Köln a. Rh. im März 1871. Herr v. Bismarck definirte alsdann den damit zu verbindenden Begriff in einer Sitzung des preußischen Herrenhauses:

„Gleichzeitig mit dem Wachsthum Preußens haben wir die Beeinträchtigung des konfessionellen Friedens von Hause aus gespürt, und man hat nach vielen Mitteln gegriffen, um Waffen gegen uns in die Hand zu bekommen . . . Ein einflußreicher Theil des katholischen Klerus, der von Rom aus geleitet wird, ist der französischen Politik dienstbar, weil mit ihr die Hoffnungen auf die Wiederherstellung des Kirchenstaates zusammenfallen. Gleichzeitig mit der Revanche gegen Deutschland wird auch der Schlag gegen Italien vorbereitet, in der Hoffnung, das Deutschland durch innere politische Wirren gelähmt werden soll, und daß das klerikale Element, während es in Deutschland und Polen zersetzend wirkt, in Italien offen das französische Banner aufpflanzt und unter seinem Schutze das Land unter päpstliche, oder vielmehr französische, durch den Papst verkörperte Herrschaft zurückführen soll."

Ich weiß nicht, ob es mit diesen einst viel bewunderten Worten auch noch anderen Leuten so ergeht wie mir, aber ich kann mir nicht helfen, sie muthen mich heute vollkommen theatralisch an. Ich sehe einen alten Hexenmeister in der politischen Verwahrschule Gespenster an die Wand malen, über die er sich innerlich schier zu Tode lachen möchte, während die dummen Buben vor Grauen nicht aus noch ein wissen und blindlings nach des Hexenmeisters Pfeife zu tanzen beginnen. Das germanische Berserkerthum, durch den Krieg aus tiefem Schlaf geweckt, mußte eben auf irgend eine Weise beschäftigt werden, wenn es nicht zu radikalen Reformen drängen sollte; und so hetzte man es auf das konfessionelle Schwarzwild, damit der Herr Deichhauptmann inzwischen ungestört der konstitutionellen Trübfischerei obliegen konnte. Ein Theaterkniff, nichts weiter.

Hält man das im Auge, so wird man gewisse neuere Vorgänge, über die wir alle Welt in Staunen sehen, vollkommen durchsichtig und verständlich finden. „Wenn ich sehe, daß die Macht des Centrums unüberwindlich ist, daß die Zerrissenheit aller übrigen Deutschen die gleiche bleibt, so muß ich in meinem Interesse für den Frieden, wenn ich zurücktrete, Sr. Majestät vorschlagen, das Cabinet, welches mir nachfolgen wird, in einer Sphäre zu suchen, der es möglich wird, die Wünsche des Centrums und der konservativen Partei zu vereinigen." So sprach am 8. März 1880 Fürst Bismarck im Reichstag. Heute konstatirt derselbe in seinen „Hamburg. Nachr." daß sich das Centrum „als brauchbare Regierungspartei" erwiesen habe und daß in Anbetracht der centrumsfreundlichen Stimmung, welche innerhalb der Regierung herrsche, ein

„natürliches Ergebniß der Lage" die Berufung einer der beiden Centrumslieblinge, v. Bötticher oder v. Marschall, auf den Posten des Reichskanzlers wäre. „Es ist bei dieser Sachlage in der That nicht einzusehen, weshalb nicht einer dieser Vertrauensmänner der im Reichstag leitenden Partei Reichskanzler werden sollte, wenn Fürst Hohenlohe keine Neigung mehr hat, diesen Posten zu behalten." —

„Wir können uns auf Vergleiche nicht einlassen," erklärte zu Anfang der 70er Jahre der päpstliche Nuntius Meglia in München. „Uns kann doch nichts mehr helfen als die Revolution." — Heute ist das Centrum gerne bereit, der Regierung beim Schmieden von Ausnahmegesetzen aller Art hülfreiche Hand zu leisten, und eben jene Partei, die sich einst über eine „diokletianische Verfolgung" zu beschweren hatte, die auf das „Racker von Staat" in allen Registern der zärtlichsten Liebe schimpfte, eben sie rühmt sich heute mit der schmeerbäuchig-schmunzelnden Selbstgefälligkeit eines zum Stadtrath avancirten Berufsgenossen des edelen Sauhirten Eumaios „regierungsfähig" zu sein. —

Der Tübinger Professor Römer konnte einst unter dem schallenden Beifall von ganz Bananien den Trumpf ausspielen: „Das Oberhaupt jener Herren ist kein Kaiser, sondern ein Priester, kein Deutscher, sondern ein Fremdling, ihre Heimath ist nicht Deutschland, sondern Rom." Anders in den jüngsten Tagen Herr v. Karderff, der dem Centrum neben anderm Zuckerbrot auch die Anerkennung ehrlichen nationalen Strebens zu Theil werden ließ. „Das Centrum hat durch seine Mitwirkung zum Zustandekommen des bürgerlichen Gesetzbuchs sich nach meiner Meinung wohl verdient gemacht ... Gerade der heutige Zeitpunkt erscheint am wenigsten geeignet, um einer Partei böse Absichten gegen den Reichsgedanken und gegen die Reichseinheit zu unterstellen, welche soeben an einem nationalen Werke treu mitgearbeitet hat."

Mit der „Reichsfeindschaft" ist es nun schon ganz und gar nichts mehr. „Wir sind überhaupt der Ansicht, äußert die „Straßburger Post", daß mit dem Worte „Reichsfeind" von jeher ein starker Unfug getrieben wurde, und wir können uns nicht zu der Ansicht aufschwingen, daß ein großer Theil des deutschen Volkes überhaupt als Reichsfeind bezeichnet werden darf."

Tempora mutantur et nos mutamur in illis.

Wie lange ist es doch her, seitdem unsere „Gutgesinnten" vor wilder Wut ganz aus dem Häuschen waren und dem Centrum Tod und Verderben schwuren, weil es sich geweigert hatte, dem Nationalheros im Sachsenwalde einen Geburtstagskuchen zu backen? Herr v. Levetzow lief damals vor lauter Entrüstung von seinem Präsidentenstuhl in der Reichsfrühstückshalle davon, und als Herr v. Buol den verlassenen Sitz für sich in Anspruch nahm, da hielten es die Nationalliberalen mit ihrer Würde nicht vereinbar, dem klerikalen Präsidenten einen nationalliberalen „Vize" an die Seite zu stellen. — Der Liberalismus der Nationalliberalen bestand von je her bloß darin, daß sie sich das „liberum" arbitrium vorbehielten, der jeweiligen Majorität beizutreten. So braucht man sich denn nicht darüber zu verwundern, wenn man heute in der „Köln. Ztg." liest: „Das Centrum hat mit einem Schlage seine taktische Stellung zwischen den Parteien verbessert, indem es die Grenzen seiner Bewegungs-

freiheit bedeutend erweiterte. Vielleicht liegt die tiefere Bedeutung dieses Vorgangs darin, daß zum ersten Male die Thatsache zur Erscheinung kam, daß Angesichts der Zerfahrenheit der konservativen Partei die Fortführung der staatlichen Geschäfte auf ein Zusammenwirken von Centrum und Liberalen (!) angewiesen ist." Daß es ihre ehemaligen Antipoden sind, mit welchen sie sich zum Kuhhandel assoziiren wollen, macht den Nationalliberalen keinen Skrupel: „Das Centrum hat im Reichstag ausschlaggebende Bedeutung erlangt," es können nur ganz ausnahmsweise „gesetzliche Maßnahmen gegen seinen Widerspruch durchgesetzt werden, und folglich verläßt das nationalliberale Corps seine bisherigen Freunde, die „konservativen Trotzköpfe", deren „jammervolle Haltung" so unvortheilhaft von der Haltung des Zentrums abstach, und gesellt sich den „Römlingen", den „Welfen", den „antihohenzollern'schen Verrätherseelen" an. Wie sagte doch der alte Blücher? „Unser Herrgott steht immer auf Seiten der stärkeren Bataillone." Und den Nationalliberalen ist bei ihrer „Gettähnlichkeit" noch niemals bange geworden.

Was den Nationalliberalen recht ist, ist den Konservativen natürlich billig. Zumal sie sich in einer ganz bösen Klemme befinden. Weder mit dem Bund der Landwirthe, der die Regierung angreift, noch mit der Regierung, von deren Gnaden sie leben, dürfen sie es verderben. Mit allen übrigen Parteien aber, außer dem Bund und dem Centrum, haben sie jeden Zusammenhang verloren. Ergo müssen sie um jeden Preis, und wäre es selbst den der Verleugnung ihrer ganzen Vergangenheit, den Anschluß an das Centrum zu vollziehen trachten, bevor das letztere so mächtig geworden ist, daß es auch ohne sie auskommen kann. Schon hat die Kreuzzeitung das Sprüchlein ausfindig gemacht, womit man im Gebrauchsfall das mahnende Gewissen beschwichtigen kann. Den Konservativen, schreibt sie, braucht das große Gewicht, welches das Centrum jetzt in die Wagschale legt, weniger unangenehm zu sein, als die frühere ausschlaggebende Stellung der Nationalliberalen. In den meisten Fragen steht das Centrum uns eben doch näher als diese." Und welche vortrefflichen Dienste kann das Centrum der konservativen Sache leisten! Nicht allein Hülfe gegen das Manchesterthum erwartet man von ihm, sondern auch Förderung der bimetallistischen Bestrebungen und aller jener zünftlerisch-feudal-reaktionär-orthodoxen Tendenzen, denen das Centrum in jüngster Zeit so bedeutenden Vorschub geleistet hat. Ja noch mehr, das Connubium mit dem Centrum ist für die konservative Partei geradezu Existenz-Bedingung. Auf sich allein angewiesen, gesteht die Kreuzzeitung mit schämigem Erröthen, „hat unsere Partei bei Neuwahlen gar keine Aussicht auf Erfolg." Bleibt also nur ein einziges Rettungsmittel: Die hochwohl- und wohlgeborene Edeldame muß sich vor dem plebejischen Centrumsrüppel sans façon prostituiren, eine Nothwendigkeit, die den letzteren natürlich zu Taktlosigkeiten begeistert, wie man sie eben nur einer Dirne gegenüber sich gestatten mag. „Im Reichstag, schreibt die Köln. Volkszeitung, haben die Konservativen so schlecht wie möglich abgeschnitten. Die große Aktion gegen die Civilehe endete als ein Schauspiel, welches die Uneinigkeit, Unzuverlässigkeit und Wankelmüthigkeit der Partei aller Welt offenbarte. Schließlich legten die meisten von ihnen mehr Werth darauf, daß der Hase ohne Bezahlung von fremdem

Kohl fressen darf, als auf die christliche Ehe." Es ist wahr, wer selbst eine — „Hasenscharte" im Gesicht hat sollte so frech nicht lästern, aber was erlaubt sich ein Parvenue nicht a,lles gegen eine Prostituirte! Und erst ein Parvenue wie das Centrum, dem sein unverhofftes „Glück", seine „Regierungsfähigkeit", so mächtig in das knechtseelige Hirn gestiegen ist!

Alle Welt wundert sich über diese Regierungsfähigkeit der Ultramontanen im protestantischen Preußen; das Römlingsthum und das Preußenthum, meint man, müßten sich wie Wasser und Feuer bekämpfen. Ich meinerseits bekenne, daß mich fast mehr jenes Staunen, wie sein Anlaß in Verwunderung setzt. Das preußische Regime ist von je her durch drei Eigenschaften charakterisirt gewesen: seinen Militarismus, seinen Feudalismus und seinen Stock-Protestantismus. Was den Militarismus betrifft, so hat das Centrum nicht bloß die Heeresvorlagen von 1890 und 93 zur Annahme gebracht, sondern er hat auch — angeblich mit Rücksicht auf die der klerikalen Missionsthätigkeit günstige Kolonialpolitik der Regierung — für Marineforderungen sich stets energisch ins Zeug gelegt. Noch in allerjüngster Zeit hat ja Herr Dr. Lieber mit Herrn v. Hollmann eine nichts weniger als marinefeindliche „Inspektionsreise" nach Kiel usw. unternommen. Und wie den Militarismus, so unterstützt das Centrum trotz gelegentlicher demokratischer Anwandlungen, auch den Feudalismus der Berliner Regierung, mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften. Es stimmt für Liebesgaben an die Junker, für das Margarinegesetz, gegen die Ersatzpflicht für Wildschaden, es gründet Bauernbünde und huldigt jeder Agrardemagogie, es wüthet gegen die Börse und verbietet den Getreideterminhandel, es nimmt in der Doppelwährungsfrage eine zum mindestens zweideutige Haltung ein, kurz, es geht mit den Ostelbiern so weit es nur irgend gehen kann, wenn es nicht mit seinen, immerhin doch auch vorhandenen, städtischen Wählern ganz und gar das Spiel verderben will.

Bliebe noch der konfessionelle Gegensatz. Aber der ist gar nicht so schroff und so groß, wie man wohl wähnen mag. Orthodox und Orthodox ist im Wesen der Sache stets dasselbe, mag die Firma nun so oder so lauten. Und wenn selbst die konfessionellen Farben der beiden Orthodoxien nicht mit einander harmonieren sollten, in den staatlichen Konsequenzen, welche sich aus beiden Bekenntnissen ergeben, herrscht der schönste Einklang. Wie konnte man das doch in der Kulturkampfzeit übersehen! Aber ist es nicht eine bekannte phychologische Erscheinung, daß die leidenschaftlichste Liebe in der bittersten Feindschaft ihre Wurzeln zu schlagen pflegt? So war denn der Kulturkampf gewissermaßen nur die Brautwerbung des stockprotestantischen Preußenthums um die schwarze Schöne mit dem Römlingsherzen. Die Rückgängigmachung aller Feindseligkeiten jener stürmischen Tage bedeutete die erfolgte Versöhnung. Die heutige Regierungsfähigkeit des Centrums darf als Vorspiel der Verlobung gelten. Und demnächst wird man lesen: Herr Preuß, Reservelieutenant, Berlin, und Frl. Centrum, Konfessionsmodistin, Rom, beehren sich . . . . . Ob dann 9 Monate später Herr Preuß auch die „Geburt eines gesunden Jungen" anzuzeigen haben wird — ich möchte es bezweifeln.

Aber vielleicht thue ich dem Brautpaar Unrecht. Der preußische

Protestantismus, mit dem König als summus episcopus an der Spitze, ist bis auf den Knochen monarchisch. Er erzieht jenen unteroffizierlichen Bürgergeist, den man nur in Preußen antrifft, er gewährleistet dem Absolutismus die Grundlagen seiner Existenz. Zu ganz demselben Erziehungsresultat gelangt aber auch der Katholizismus. Indem er das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes aufstellt, gewöhnt er seine Anhänger daran, auf die eigene Meinung zu verzichten, und indem er das Laienelement zu absoluter Machtlosigkeit in seinen Organisationen verurtheilt, erzieht er jene Unterthanen-Servilität, die auch der Absolutismus so gut gebrauchen kann. Giebt sich nun der Absolutismus noch gar den Nimbus des Gottesgnadenthums, so hält er die katholische Knechtseeligkeit an doppeltem Strick gefangen: hat doch ein bayerischer Bischof zur Zeit des Kulturkampfes gesagt: „Unsere Könige sind von Gottesgnaden, und wenn sie nicht mehr von Gottesgnaden sein wollen, so bin ich der erste, der die Throne umstürzt."

Das tiefere Verständniß für die Brauchbarkeit des Centrums, sei es als Hausfreundin, sei es als Ehegespons, mag dem Preußenthum zur Zeit der Aktion wider den sog. „Umsturz" aufgegangen sein. In einem solchen Manöver leistet das Centrum nicht bloß als Fraktion vorzügliche Dienste, indem es Umsturzgesetze ꝛc. appertirt, sondern seine Geistlichkeit stellt sich auch ebenso wie die protestantische, der verehrlichen Polizei und der Bronsart'schen Feuerwehr helfend an die Seite, indem sie die bösen Umstürzler von der Kanzel herunter und im Beichtstuhl bekriegt und sogar, was der Polizei niemals gelingen wird, die braven Eheweiber der „Genossen", Umstürzler und Demokraten für „Religion, Ordnung und Sitte" bearbeitet, so daß zuletzt selbst das Pantoffel-Regiment im Interesse der bedrohten Gesellschaftsordnung zu fungiren beginnt. „So tobte die fanatische Wuth von den Kanzeln fast aller Kirchen, und Himmel und ewige Seeligkeit wurden auf der einen Seite, Hölle und ewige Verdammniß auf der anderen, je nach der Abstimmung bei den Wahlen in Aussicht gestellt." So eiferte ein Regierungsmann zur Zeit des Kulturkampfes; heute bläst der Wind von der entgegengesetzten Seite — trotz des Pastoren-Telegramms an die Herren Hinzpeter und Stumm. O jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum!

„Die Regierung braucht nothwendig eine Partei, um sich darauf zu stützen." Aber wohin soll sie sich wenden? Früher diente die konservative Partei als Krücke, dann kam der Kartell, dann die berühmte „reaktionäre Masse." Nichts von alledem ist heute noch brauchbar. Das Kartell ist ein Gegenstand des allgemeinen Hohn's, die konservative Partei ein Bild des Jammers, und die reaktionäre Masse ist durch die Bettelei um Liebesgaben dermaßen auf den Hund gerathen, daß eine anständige Regierung sich ihrer Freundschaft schämen muß. Auch mit den Bündlern ist nichts anzufangen. Oder soll man ihnen für ihr Bonmot: „Die Herren können uns sonst was" den Dank des Vaterlandes abstatten? Nein, die Maßlosigkeit dieser ungezogenen Lieblinge der Grazien geht wirklich etwas zu weit und die Einseitigkeit ihrer Forderungen, ihr Kliquenthum, ihr Egoismus, ihre rücksichtslose Interessenvertretung beleidigen eine Regierung, die bei aller Hausbackenheit doch eines gewissen Idealismus nicht entrathen will. Immerhin mag man die alte konservative Krücke nicht ganz

abschaffen, was die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" diskret andeutet, indem sie der konservativen Partei einige Vorschläge zu einer vorzunehmenden Mauserung macht. Vor allen Dingen soll sie natürlich den christlich-sozialen Mitgliedern den Laufpaß geben. Dann sollen die allzu tollen Agrarier an die Luft gesetzt werden. „Wir haben seit langer Zeit gewarnt, man solle sich hüten, an sich berechtigte Bestrebungen dadurch ihrem Ziele zuführen zu wollen, daß man weit über dieses hinausschießende und wegen der nicht außer Rücksicht zu lassenden allgemeinen Interessen unerfüllbare Forderungen aufstellt, und zum Gegenstande der Partei- und Wahlagitation macht." Das soll wohl heißen: wir wollen keinen Kanitz, keinen Bimetallismus, kein Färbeverbot für Margarine. Aber hat die Regierung sich denn auch schon gefragt, was denn von der ganzen Rechten übrig bleibt, wenn man nach diesem Rezept in dem konservativen Wigwam Hausputz hält?

In der That scheint sie sich hierüber klar geworden zu sein, denn eben aus dieser Erwägung resultirt, wie mich dünkt, die „Regierungsfähigkeit" des Zentrums. Bismarck hat ganz Recht: „Die geschlossene Einheit dieser Fraktion, ihre Unverzagtheit und die Erinnerung an das Geschick, mit dem sie durch Windthorst geleitet wurde, sind nicht ohne Anziehungskraft für eine Regierung, die des parlamentarischen Beistandes nicht entbehren kann." Die Anlehnung an das Zentrum ist für die Regierung ein um so natürlicheres Ergebniß der Gesammtlage, als diese Lage andere Konsequenzen überhaupt nicht zu ziehen gestattet. Müssen doch die Nationalliberalen selber zugestehen, daß sie eine irgendwie führende Rolle im Reichstag nicht mehr spielen können, wenn sie auch „bei dieser oder jener Aktion den Ausschlag zu geben haben." Das Zentrum hingegen nimmt nicht bloß eine gebietende Stellung unter den Parteien ein, sondern es ist auch in seiner geistigen Uniform der gegenwärtigen Regierung wie auf den Leib geschnitten. Die zünftlerische „Mittelstandspolitik" der Regierung ist ganz nach seinem Geiste, in der Agrarfrage geht es sowohl hinsichtlich des Antrags Kanitz wie des Bimetallismus genau so weit wie die Regierung, und in Steuer-, Heeres- und Marinefragen läßt es bequem mit sich markten. Warum also sollte die Regierung zögern, den „verlorenen Sohn" in ihre Arme zu schließen?

Wegen der Eifersucht der Protestanten? Oder wegen der Besorgnisse gewisser Liberalen? Chacun pour soi! — Das Zentrum selbst hat keinen Zweifel darüber gelassen, auf welche Weise es seine Position als Hätschelhans der Regierung auszunutzen gedenke. „Womit lohnt uns die Regierung die Dienste, die wir ihr leisten?" fragt die „Germania". „Wir haben davon den Vortheil, antwortet die „Köln. Volkszeitung", daß im Reiche keine Gesetze gemacht werden, die unseren Bestrebungen entgegen sind, daß vielmehr in den Gesetzen unsere Ansichten und Grundsätze in einem Maße zum Ausdruck kommen, wie es ohne Mitarbeit des Zentrums nicht der Fall sein würde." Dieses stolze Pronunziamento hat gewissen Leuten den Kniegchlotter gegeben. Da das Zentrum nach dem eigenen Geständniß guter Katholiken die „Leibgarde des Papstes" darstellt, und da in den Hauptfragen der Politik für die Entschließungen des Zentrums der römische Stuhl maßgebend ist, so können, sagt man, im Deutschen Reiche keine Gesetze gemacht werden, die den Bestrebungen des römischen

Stubles entgegen sind. Die Auslieferung der Schule an die Kirche, die Rückberufung der Jesuiten, die Bevorzugung ultramontaner Streben im Staatsdienste, die Knebelung „deutscher Geistesfreiheit" (bitte nicht lachen!) das ist so ungefähr das Mindeste, was jene Angstmeier von der ultramontanen Götzendämmerung erwarten.

Wer da weiß, was die 25 Jahre deutscher Politik ohne oder sogar gegen das Zentrum uns beschcert haben, wird sich durch das Gewinsel nicht beirren lassen. Die Ultramontanen müßten wahrlich Unmenschliches leisten, wenn sie uns nur im Geringsten mehr Widerwärtigkeiten bereiten wollten, als ihre famosen Vorläufer es gethan haben. Sie sind auch wirklich gar nicht so schlimm, wie man gemeiniglich glaubt. 1871 z. B. hätte ich manchem liberalen Maulhelden so viel demokratischen Sinn wünschen mögen, wie ihn die Ultramontanen bei dem Kampf um die Grundrechte der Verfassung an den Tag gelegt haben. Das Centrum kann freilich auch anders, und gerade jetzt, wo ihm daran gelegen ist, mancherlei in Vergessenheit zu bringen, (wie z. A. den Ausspruch, man müsse Preußen an der Verdauung hindern) könnte es wirklich vielleicht im Stande sein, die eine oder andere volksfeindliche Maßnahme durchzusetzen. Vor allen Dingen wird es natürlich Flotten bauen, Steuern bewilligen, Handlungsreisende wie Hausirer grimmig bekämpfen, Klöster wieder aufrichten usw. Aber, und das merke man wohl, das Centrum wird auch die in's Stocken gerathene Sozialpolitik wieder in Fluß bringen, es wird trotz der Verabschiedung des Herrn v. Berlepsch und trotz der Herrlichkeit des Herrn v. Stumm die Regierung zwingen, den Kopf aus dem Sand des großkapitalistischen Eigennutzes herauszuziehen und die wichtigste Aufgabe, die heute einer Regierung gestellt sein kann, mit klarem Blick in's Auge zu fassen. Da wird es heißen: pariren oder auf die Hilfe des Centrums verzichten, und wehe der Regierung, wenn sie nicht parirt. Die gänzliche Machtlosigkeit, zu welcher sie bei der Verfolgung ihres jüngsten Kurses herabgesunken ist, eben jene Machtlosigkeit, welche sie zwingt, die Eideshülfe des Centrums zu erstreben, sollte sie darüber belehren, was unter den gegenwärtigen Zeitläuften ihres Amtes ist. Es ist kein übler Witz des Schicksals, daß eben die Regierung, welche soeben in der Verabschiedung eines ihrer Minister das letzte Erinnerungszeichen an ihre soziale Sturm- und Drangzeit beseitigt hat, sich zum Anschluß an eine Partei genöthigt sieht, welche sie auf die verlassenen Bahnen mit der Nothwendwigkeit eines Naturgesetzes zurückführen muß. Aber wenn das Schicksal auch diesmal noch auf solche humoristische Weise ihr den Kopf zurecht setzt, ein zweites Mal wird es vielleicht nicht mehr zum Scherzen aufgelegt sein und man soll das Schicksal niemals in Versuchung führen.

Wir anderen, die wir weder für das Centrum, noch für die Regierung eingenommen sind, können, glaub' ich, für die Wiederaufnahme der Sozialpolitik einige Jesuiten, etliche Schiffe und selbst eine gewisse Modifikation unserer heutigen herrlichen „Gedankenfreiheit" mit in den Kauf nehmen. Sollte uns aber die Renommisterei des ultramontanen Emportömmlings verdrießen, so kenne ich auch dagegen ein Trostmittel. In dem Shakespeareschen Drama „Was ihr wollt" giebt es einen köstlichen Kerl, den Hausbefmeister der Prinzessin Olivia. Der Fatzke bildet sich

ein, dem Herzen seiner Gnädigen keineswegs gleichgültig zu sein: „Sie lobte neulich meine gelben Strümpfe, sie rühmte meine Kniegürtel, und nun gibt sie mir ihre Liebe zu verstehen und ermuntert mich mit einer feinen Wendung, mich nach ihrem Geschmack zu kleiden. Ich danke meinen Sternen, ich will stolz sein, gelbe Strümpfe tragen und die Kniegürtel kreuzweise binden. Die Götter und meine Sterne seien gepriesen.“ Und nun geht der eitle Wanst hin und dünkt sich wunderherrlich, beträgt sich wie ein großer Herr und brutalisirt alle Welt. Das Ende vom Lied ist natürlich — — —. Und das Zentrum — — —?

Ulm a. D. Eduard Engels.

Die Konkurrenz der Frau.

Dank der Regsamkeit der Frauenrechtlerinnen und der allgemeinen sozialen Nothlage, welche heut auch das Weib zum selbstständigen Kampf um das Dasein zwingt, hat die Frau während der letzten Jahrzehnte unausgesetzt neue Zweige des Erwerbslebens für sich erobert. Es giebt fast kein Fach, in dem sie nicht thätig wäre. Sie thront auf dem Drehschemmel des Fabrik Komp'oirs und arbeitet im Bureau des Rechtsanwalts. Man trifft sie auf dem Telephonamt so gut, wie am Billetschalter der Eisenbahn. Auf dem Katheder der Schule, im Hörsaal der Universitäten, überall begegnet man ihr; ginge es den Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung nach Wunsch, wir würden wahrscheinlich auch weibliche Prediger, Richter, Baumeister usw. haben. Ueber das schließliche Endziel ihrer Bestrebungen sind sich die Damen wahrscheinlich selbst nicht recht klar.

Man braucht nur einen Blick in das kaufmännische Leben zu werfen, um zu sehen, wohin die Konkurrenz der Frau führt. Während Hunderte, nein Tausende von jungen und alten Kaufleuten stellungslos umherirren, präsidirt in den Bureaus und Komptoiren die Frau. Während unzählige von Jünglingen, Männern und Greisen durch fehlenden Verdienst und schlechte Bezahlung dem Selbstmord und Verbrechen in die Arme getrieben werden, vergeuden ebenso viele Buchhalterinnen und dergleichen ihr Gehalt für Putz, Vergnügungen und andere Nichtigkeiten. Die im kaufmännischen Beruf thätige Frau ist in jeder Beziehung besser gestellt als der Mann. Der Mann muß eine Lehrzeit von drei und mehr Jahren durchmachen, die Frau besucht einige Monate die Handelsschule und ist mit Lernen fix und fertig. Der Mann muß ein Gehalt beanspruchen, das ihn und seine Familie nährt, die Frau hat in fünfundsiebzig unter hundert Fällen nur für sich allein zu sorgen und kommt daher mit weniger aus. Sie kann ihre Arbeitskraft billiger anbieten und hat in Folge dessen mehr Aussicht auf Engagement. Nicht genug, daß sie dem Manne das

Brod nimmt, sie wird auch seine Lohndrückerin, und wie hier ist und wird es überall, wo die Frau mit dem Manne in Konkurrenz tritt.

Ob diese Zustände vom sozialen Standpunkte aus gesund sind? Ich möchte wagen es zu bezweifeln. Nach dem Naturgesetz ist der Mann Ernährer und Erhalter, die Frau Gattin und Mutter. Die traurigen sozialen Verhältnisse, besser die auf das Höchste gestiegenen Ansprüche der Frau, für welche heirathen und Prinzessin spielen meistentheils ein und dasselbe ist, verbieten dem Mann ohnehin schon oft genug an die Begründung einer Familie zu denken; ist es nöthig, ihm noch immer neue Schwierigkeiten in den Weg zu legen?

Es greift doch Eins in das Andere. Die Konkurrenz der Frau mindert den Verdienst des Mannes, der Ausfall an Verdienst steigert die Ehelosigkeit und zwingt immer neue Frauen, selbstständig ihr Brod zu erwerben, wir befinden uns so auf einer schiefen Ebene, und statt hinaus geht es nur noch tiefer in den Sumpf hinein.

Es ist sehr schön das Wort: die Frau muß wirthschaftlich unabhängig und im Erwerb unbehindert sein, kein denkender Mensch wird ihr das Recht dazu absprechen, warum aber langt sie stets nach den Berufszweigen der Männer warum bleibt sie nicht da, wo ihr Arbeitsfeld ist? Es giebt der Erwerbsarten, die ausschließlich Frauengeist und Frauenhände verlangen, mehr als genug.

Wer die bürgerliche und die proletarische Frauenbewegung aufmerksam verfolgt, wird bald den Grundunterschied beider herausfinden. Die proletarische arbeitet nicht gegen, sondern für den Mann. Ihr erstes Streben geht dahin, die Frau vom Erwerbe fort und wieder in die natürliche Familienstellung zurückzubringen. Sie ringt nicht danach, der auf eigene Kraft angewiesenen Frau immer neue Berufszweige zu verschaffen, sie sucht vielmehr die schon vorhandenen Berufszweige lohnender und einträglicher zu machen. Sie will die Frau neben, nicht unter, aber auch nicht über dem Mann sehen, sie erstrebt ihre Gleichberechtigung als vollwerthiger Mensch, sie will die Frau aber nur als Arbeiterin im irdischen Haushalt, nicht als Lohndrückerin und Konkurrentin des Mannes; vor allen Dingen rechnet sie in der großen Hauptsache mit realen Faktoren.

Die bürgerliche Frauenbewegung arbeitet statt dessen in das Blaue, zum mindesten in eine ungewisse Zukunft hinein. Sie begnügt sich nicht mit dem was da ist, sie will immer mehr, immer mehr! Auch sie erstrebt die Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann, diese Gleichberechtigung heißt ihr aber für die Frau — Mann werden, in nämlichen Berufszweigen arbeiten, denken und handeln wie ein Mann.

Wunderbar ist es nur, daß sie dabei stets nach solchen Berufszweigen angelt, denen etwas Vornehmes anhaftet, in denen man als Frau Aufsehen erregen kann. Es liegt ihr gar nichts daran, der vermögungslosen, arbeitenden Frau einen lohnenden Wirkungskreis zu erschließen, sie will nur von sich reden machen, imponiren durch möglichste Männerähnlichkeit. In demselben Augenblick, wo sie den Mann zum Unterdrücker und Tyrannen der Frau proklamirt, buhlt sie um die Gunst dieses Tyrannen mit den raffinirtesten Mätzchen. Sie

gleicht darin einer alternden Koketten, die es mit Geistreichelei und Freigeistigkeit versucht, da ihre andern Mittel nicht mehr ziehen.

Weibliche Baumeister möchten die Frauenrechtlerinnen haben, für weibliche Maurergesellen oder auch nur Schuhmacher hat noch kein Mensch plaidirt. Die proletarische Frauenbewegung arbeitet für die Frau schlechtweg, die bürgerliche hat zuerst immer die Dame im Sinn und die von ihr angestrebten Berufszweige müssen alle etwas „Damenhaftes" haben; standesgemäß sein für die Pastoren- und Geheimrathstöchter.

Das höchste Ideal der Frauenbewegung ist das Universitätsstudium. Zu einer Zeit, wo sich das gelehrte Proletariat aus Brodmangel schon beinah untereinander auffrißt, wo so und soviele begabte Männer wegen fehlender Mittel vom Studium zurückstehen müssen, drängt die Frau mit aller Macht nach eben diesem Studium. Warum?

Wenn die hochbegabte (aber auch nur diese) einzelne Frau ihr Wissen im Studium erweitern und der Menschheit nutzbar machen will, gut, mag sie es thun, mag sie offene Wege vorfinden, der Gesammtheit die Universitäten zu erschließen, wäre direkter Wahnsinn. Was soll werden, wenn die Frau das Studium ebenso in ihre Finger bekommt, wie den kaufmännischen Beruf? Sie wird hier gerade so gut billiger arbeiten wie dort, und sie wird um ein ganzes Theil billiger arbeiten, denn die Konkurrenz ihrer Mitschwestern wird hier noch stärker wirken als irgendwo.

Das „Er muß studiren", welches heut schon so viele tausende unfähiger Söhne der bessern Kreise auf die Universitäten hetzt, wird sich ebenso schnell über die höheren Töchter verbreiten; wo heut der kaufmännische Beruf als der einzig-standesgemäße gilt, wird morgen, das „Fräulein Doktor", höchstes Lebensziel der Honoratiorentochter sein. Sie wird nach diesem Ziel streben mit dem Aufgebot aller Kräfte, und selbst dann, wenn sie keine Fähigkeiten dazu hat.

Dem weiblichen Genie die Bahn frei, vereinzelt, wie jedes Genie wird es Niemand gefährlich werden, die Mittelmäßigkeit mag daheim bleiben, deren gibt es unter den Männern schon genug.

Statt ihre Zeit und Kraft damit zu vergeuden, die Frau zum Manne und zur Konkurrentin des Mannes zu machen, sollten die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung sich lieber bemühen, der arbeitenden Frau ihre eigenen Berufszweige lohnend und nutzbringend zu machen. Statt der Dame damenhafte Erwerbsquellen zu erschließen (für die Nichtstudirenden mit Holz- und Brandmalerei, Holzschnitzen und ähnlichen Kinkerlitzchen-Arbeiten) sollten sie das Weib vorerst einmal zur weiblichen — Arbeiterin erziehen.

Es ist einfach nicht wahr, daß die Frau für jeden Beruf des Mannes ebenso berechtigt ist wie er. Sie ist Mensch wie der Mann, das stimmt, sie ist aber weiblicher Mensch. Rose und Petersilie sind beides Pflanzen, trotzdem ist eine Gartenblume, die andere Küchenkraut, jede hat ihren Wirkungskreis, also auch Mann und Weib, es braucht keiner dem Andern das Brod zu nehmen.

Die Frau, welche arbeiten will und muß, hat für sich neben manchem Andern den kaufmännischen Beruf in den Zweigen, die Frauenhände verlangen

(z. B. als Verkäuferin in Putz- und Modesachen und dergleichen, in chirurgischen Geschäften, die weibliche Bedienung nöthig machen, usw.) die Schule und die Erziehung, die Beschäftigung als Hausbeamtin, die Kunst, soweit ihr Talent sie dazu berechtigt, die Krankenpflege und das Apothekenwesen, den ärztlichen Beruf in beschränktem Maße, und nicht zuletzt das ganze große Feld der Industrie. Wenn sie sich in diesen Berufszweigen eine Existenz gründen will, hat sie genug zu thun.

Ist es nicht geradezu lächerlich, daß in einer Zeit, wo die Frauenrechtlerinnen Kopf und Kragen daran setzen, den Mädchen die Gymnasien und Hörsäle zu erschließen, in den Küchen unserer großen Hotels und vornehmen Häuser der Koch das Szepter führt? Studiren möchten sie, auf dem Komptoirpult die Dame spielen, das gefällt ihnen, das ist fein und giebt Gelegenheit am Ende doch noch einen Mann zu ergattern; kochen? danke — sie wollen ja nicht weiblich sein, sie wollen ja Mann werden.

In der Industrie herrscht geradezu ein Mangel an weiblichen Arbeitskräften. Die Berliner Wäschefabrikanten scheuen vor keinem Mittel zurück um perfekte Näherinnen zu bekommen, an den Litfaßsäulen erscheinen faßt alltäglich metergroße Plakate, auf denen unter Versprechung höchster Löhne, Arbeiterinnen für alle möglichen Industriezweige gesucht werden, die Inhaber der Arbeitsstuben verschwenden allwöchentlich Unsummen auf Inserate und erhalten doch keine Arbeiterinnen, warum setzt denn die Frau ihre Arbeitskraft nicht hier in baare Münze um?

„Nähen für fünf Groschen? Na so dumm, das langt ja noch nicht mal zu Petroleum!" sagte Alma Heinecke allerdings; in Wahrheit ist es indessen nicht halb so schlimm. Wer die industriellen Verhältnisse genau kennt, weiß, daß die geschickte Arbeiterin schon bei den heutigen niedrigen Löhnen ein ganzes Theil mehr verdient als fünf Groschen, perfekte Wäschenäherinnen erhalten 12, 15, ja auch 18 Mark Lohn, wieviel mehr könnten sie verdienen, wenn die Frauenbewegung sich der Sache annähme und höhere Löhne zu erzielen suchte! Die proletarische Bewegung hat dieses Ziel längst als das einzig richtige erkannt, und durch Organisation, sowie einmüthiges Füreinandereintreten der arbeitenden Mädchen und Frauen unendlich viel erreicht. Die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen gehen an der Industrie vorüber, als wäre sie gar nicht da.

Auch der geistig höher stehenden Frau, um bei einem allgemeinen Begriff zu bleiben, der Dame, bietet, die Industrie Arbeit genug. Wer sich bei dem mechanischen Zusammenstellen der Artikel nicht begnügen will, kann durch Entwerfen und Arrangiren von neuen Mustern, Leiten der Arbeitsstuben und der Fabrikation nicht nur einen lohnenden, sondern sogar einen brillanten Verdienst finden, der nebenbei auch geistige Anregung bietet.

Die industrielle, besonders die Maschinenarbeit ist allerdings anstrengend, das läßt sich nicht leugnen, man bedenke indessen, daß das anhaltende Arbeiten fortfällt, sobald man bessere Löhne erzielt hat, da dann für dasselbe Geld nur ein geringes Quantum geliefert zu werden braucht, außerdem fordert auch der ärztliche Beruf ein ganzes Theil körperliche und geistige Kraft.

Die Verbesserung der Frauenlöhne, das ist das Ziel, dem die Frauenbewegung zuerst nachstreben sollte. So lange die Bonnen, Erzieherinnen und andern Hausbeamtinnen nur für Hungerlöhne, oder womöglich noch ohne Gehalt arbeiten müssen, so lange hunderttausende von industriellen Arbeiterinnen unter dem Druck schlechter Bezahlung seufzen, so lange hat die Frauenbewegung ganz andere Dinge zu thun, als dem Weibe männliche Berufszweige zu erschließen und dem Manne das Brod zu nehmen. Und denn nebenbei noch fort mit dem alten Vorurtheil, das jedem weiblichen Erwerb, der nicht gerade künstlerische oder geistige Arbeit verlangt, den Stempel des Gewöhnlichen, Nichtstandesgemäßen aufdrückt. Nicht der Beruf macht die Dame, die Dame macht den Beruf. Warum soll die Schneiderin, die Putzmacherin, die Bonne, die Erzieherin, die industrielle Arbeiterin nicht ebenso gut gesellschaftsfähig sein wie das Fräulein Doktor oder die Buchhalterin?

Erst wenn wir soweit sind, daß Mann und Weib nebeneinander, jeder in dem für seine Individualität passenden Kreise, und jedes für den seinen Leistungen entsprechenden Lohn arbeitet, können wir auf eine gesunde Entwickelung der sozialen Verhältnisse rechnen. Dem Manne gleichberechtigt sein, heißt für die Frau nicht dem Manne in das Handwerk pfuschen und das Brod stehlen, sondern sich ausleben dürfen, in ihrer ganzen weiblichen Individualität. Das vor Allem sollten sich jene Damen merken, die heut unter dem Deckmantel des Frauenkampfes sich selbst einen Namen und das Weib zum Mannweib machen möchten.

Berlin. Dorothee Goebeler.

Nachklänge aus Bayreuth.*)

I.

In der bekannten Kneipe von Sammet, der Nachfolgerin des berühmten Angermann'schen Restaurants, das, wie es auf den Plakaten des „großen Kunstmäcens" heißt, nunmehr ins Café Sammet „übertragen" worden ist, saßen nach der Aufführung der „Götterdämmerung" (I. Cyclus) einige Musikreferenten aus Berlin, Wien und München und disputirten lebhaft über die diesjährigen Festspiele. Was man da zu hören bekam, war nichts weniger als Gutes, jeder von den Herren hatte gar vieles an den Aufführungen zu bemängeln, man flüsterte sich ganz leise in die Ohren, es sei eigentlich gar nicht viel los in Bayreuth, ja einige Herren

*) Obwohl ich in manchen Punkten die Ansichten des Verfassers nicht theile und ihm allein die Verantwortung für die Richtigkeit der vorgebrachten Einzelheiten überlassen muß, so glaubte ich diesem temperamentvollen Aufsatz die Aufnahme dennoch nicht verweigern zu dürfen. M. W.

behaupteten sogar, in Wien und München ginge es bei Weitem besser zu, — in Bayreuth fehle etwas, etwas — — ein gewisses undefinirbares Etwas — ja was denn?

„Anno 1876 war es doch so ganz anders," meinte kopfschüttelnd ein Wiener. Ja! anno 1876 lebte noch Jemand, der dieses „anders" bewirkte, und dieser Jemand, der nach langem kampfvollen Leben endlich Ruhe gefunden, dort unten in dem kleinen Gärtchen von Wahnfried — dieser große Jemand, kommt jetzt gar nicht aus dem „Sichumgrabehernmdreben" heraus, ob der Dinge, die dort eben, in dem von ihm so heiß ersehnten Tempel seiner Kunst geschehen.

Was ist aus Bayreuth geworden, seitdem der Meister die Augen geschlossen? Ein „Geschäftsunternehmen" wie jedes andere Theater, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Saison viel kürzer ist, die Preise viel höher, das Repertoir immer dasselbe, und das Publikum, ein aus aller Herren Länder zusammengewürfeltes Conglomerat von Modegigerln, blasirten Kerlen, jungen Ehepärchen, die statt einer Hochzeitsreise den modernsten Luxus mitmachen, und dazwischen „manch' zarte Blüthe" von wahrhaft begeisterten Freunden des Meisters, die nur aus Liebe, einzig und allein aus Liebe zu den Werken des Großen herkamen, in der Hoffnung etwas Besseres zu finden, als daheim bei sich.

Und wie gering ist die Zahl der Letzteren, die nur mit größter Anstrengung das horrende Eintrittsgeld bezahlen konnten, und wie grausam werden diese Aermsten enttäuscht!

Denn was man ihnen hier bietet, haben sie daheim zuweilen viel besser gehört und auch gesehen; sie glauben manchmal gar nicht, daß sie in Bayreuth sind; dies sollte Bayreuth, dies das gelobte Mekka der Wagnerianer sein?

Was mag nun wohl der Grund sein, daß die Aufführungen in Bayreuth mit jedem Jahre schlechter werden?

Ich glaube, es hat bis jetzt keiner von Alldenen, die sich mehr oder minder berufen fühlen über Bayreuth zu schreiben, den moralischen Muth besessen, das rundweg herauszurufen, was Allen sozusagen auf der Zunge liegt. Nun ich wage es — trotzdem, oder weil ich eben ein glühender Verehrer des großen Meisters bin. Ich gehöre eben nicht zu jenen wahnsinnigen sogenannten „Wagnerianern", die im blinden Beloben all dessen, was mit Wagner in irgend welcher Verbindung steht, das Kriterium eines wahren „Wagnerfreundes" erblicken. — Der Wahrheit die Ehre! Bayreuth fehlt die Hauptsache — die Leitung!

Weder Frau Cosima, trotz der größten Hochachtung, die ihr als der Gattin des Meisters gebührt, noch Jung-Siegfried, der leider nichts anderes ist, als ein Exempel für die bekannte Hereditätstheorie, die in dem Satze „große Väter haben kleine Söhne" ihre Formel findet, noch der fameose Julius Kniese, der aus Gott weiß welchen Gründen zu einer so verantwortungsvollen Stellung gelangte, für die er nicht die geringsten Fähigkeiten besitzt, wie ich es weiter unten beweisen will, sind dazu berufen, die Bayreuther Festspiele zu leiten. Bayreuth harrt noch des Mannes, der ein würdiger Vertreter des Meisters, ein zweiter Herzog von Meiningen, aus Bayreuth das macht, was Wagner wollte — ein Pendent zu den Meiningern! Kommt dieser nicht, so wird Bayreuth

mit der Zeit das Zeitliche segnen, wenn es sich ja natürlich nicht leugnen läßt, daß es sich als Modesache noch ziemlich lange erhält, so lange eben wie eine andere Mode.

Jene sogenannten Hausfreunde von Wahnfried, die aus reinen egeistischen Gründen — nur damit das „Geschäft" weiter fortgeführt werden könne, wenn Frau Cosima einmal die Augen schließt — in den jungen Wagner plötzlich ein außergewöhnliches Dirigenten-Talent „hineinentdeckten," mögen es mit ihrem Gewissen ausmachen, wieviel sie sich dadurch an dem jungen Manne, der vielleicht ein ganz guter Architekt geworden wäre, versündigen, wie viel mehr noch an dem Meister selbst, in dessen Sinne sie angeblich handeln! Frau Cosima mag eine noch so geistreiche Frau sein, dadurch, daß sie zufälliger Weise die Gattin des Meisters geworden, kann sie unmöglich auch jene Fähigkeiten „mitgeheirathet" haben, die zur Leitung einer solchen Bühne, wie es die Bayreuther sein soll, gehören; jene Fähigkeiten, die leider unübertragbar sind, und Einem nur von der Vorsehung in die Wiege gelegt werden!

Jung-Siegfried schrieb vor Kurzem in einem Blatte: „Meiner Mutter ist das Dramatische aufgegangen — ob es mir aufgehen wird? Ich hoffe es!" Es ist aber eine sehr schlimme Sache mit diesem „Dramatischen", es will gar nicht erst aufgehen, es will von zartester Kindheit an besessen sein, wo es sich schon im kindlichen Spiele zeigt; es wächst dann unbemerkt fort, wie wir es am Besten beim Meister selbst bewundern können. Man kann die Frau oder der Sohn eines großen dramatischen Genies sein, ohne auch nur ein Atom von dem zu besitzen, was der Gatte oder Vater besessen, ebenso gut wie der Sohn eines Napoleons nicht das geringste Talent zu einem guten Soldaten hatte, wie es der Herzog von Reichsstadt genügend bewiesen.

In der Kunst giebt es eben keine „Erbfolge", und Wagner macht darin gewiß keine Ausnahme! Mögen die Freunde des Hauses Wahnfried zehnmal darüber Zeter und Mordio schreien, wenn sie nur ein klein wenig selbstloser wären, etwas weniger um ihren eigenen Vortheil zittern würden, dann würden sie schon längst das herausgesagt haben, was sie Alle ganz gut verspüren. Es leugnet ja Niemand, daß Bayreuth auch materiellen Nutzen bringen soll, aber soll es nur des materiellen Gewinnes wegen existiren?

Was soll nun in Bayreuth geschehen, daß es anders werde? Ehe ich diese Frage beantworte, will ich mit wenigen Worten Einiges erwähnen, aus dem sich die Antwort auf die obige Frage sozusagen herausschälen läßt. Findet ein Deutscher oder Oesterreicher in Bayreuth etwas Neues, etwas Besseres als bei sich zu Hause? Nein! In Wien und München giebt es Aufführungen Wagner'scher Werke, die Bayreuth sich als Muster nehmen könnte!

Die Franzosen und Engländer, die das in Bayreuth Dargebotene mit großem Enthusiasmus aufnehmen, thun dies eben nur darum, weil sie bei sich zu Hause nicht einmal solche Durchschnitts-Aufführungen dieser deutschesten Werke haben können, wie wir sie selbst auf dem kleinsten Stadttheater der Provinz besitzen. Wer einmal einer Tannhäuser- oder Lohengrin-Aufführung in Paris beigewohnt, wird mir Recht geben. Aber ist denn Bayreuth wirklich nur für die französischen und englischen

Modegecken da? Soll es nicht vielmehr das sein, was der Meister wollte, ein Kunst-Mekka der Deutschen, ein Pendent der Meininger?

Ja es soll und muß, wenn man den Wünschen und Zielen des Meisters gerecht werden will, wenn nicht — so schände man wenigstens seinen Namen nicht, und bringe nicht ein „Geschäft" mit dem Namen des Meisters in Verbindung — mit dem Namen des Mannes, dem im Leben nichts so sehr verhaßt war, wie das „Geschäft".

Bayreuth ist eine bekannte Firma geworden, die den Fremden lockt, der Deutsche findet in Bayreuth nichts Neues!

Alle Fehler und Mängel, die auf unseren sämmtlichen Bühnen so oft beklagt werden, findet man in Bayreuth wieder, es sind alte Bekannte, dieses Singen vor der Rampe ins Publikum hinein, statt zu den Personen, die in der Handlung bezeichnet sind, dieses mechanische Schreiten der Mannen ꝛc. ꝛc. So sang z. B. der famose Grüning die ganze Liebesscene mit Brünhilde ins Publikum hinein, ohne Brünhilde auch nur eines Blickes zu würdigen u. s. w. u. s. w.

In Bayreuth fehlen eben die zwei wichtigsten Dinge: Styl und Leistung! Da wirken Künstler aus aller Herren Länder mit, und das ist schön, aber jeder von ihnen bringt seinen sozusagen eigenen „Hausstyl" mit — und dadurch entsteht das, was man in Bayreuth so schrecklich verspurt: Mangel an Einheit. Es fehlt ein Bindeglied zwischen all den Mitwirkenden, von denen Einer die Nase höher trägt als der Andere, weil eben jeder daheim eine „unfehlbare" Größe ist; es fehlt mit einem Worte Unterordnung, die vor allem es bewirkt hat, daß die Meininger wie ein Wunder angestaunt wurden.

Bayreuth bedarf also vor allem einer Stylschule, wie sie der Meister wollte. Was so jetzt als solche bezeichnet wird, ist nichts Anderes, als ein Privatconservatorium des Herrn Julius Kniese, in dem solche „Treibhaussänger" gezüchtet werden, wie die beiden jüngsten Schüler dieses Herrn, die Herren Burgstaller und Breuer, auf die ich übrigens noch zurückkomme. Bayreuth bedarf einer Stylschule, wie sie die Meininger hatten, wo jahrelang gearbeitet wurde, ehe man sich in die Welt wagte. Mit ein paar „Haupt- und Generalproben" glaubt Herr Kniese und Frau Wagner schon alles geleistet zu haben.

Ist denn der „Ring" wirklich etwas so Leichtes, daß man durch einige Proben, selbst mit Künstlern „ersten Ranges" — und gar Viele erheben darauf Anspruch es zu heißen, ohne es auch nur im Entferntesten zu sein, — schon Muster-Aufführungen der Welt darbieten kann?

Es fehlt eben in Bayreuth die Hauptsache — die Leitung — ohne die es nie weiter fortkommen wird.

Und daß weder Frau Cosima noch Jung-Siegfried, noch Herr Kniese dazu berufen sind, werde ich zu beweisen suchen.

Bayreuth.

II.

Vor mir liegt, während ich diese Zeilen niederschreibe, eine Nummer des wiener humoristischen Blattes „Der Floh", in welchem das „Geschäftliche" der jetzigen Festspielleitung durch ein Bild veranschaulicht

wird, welches Frau Cosima als Lohengrin und Jung Siegfried als den den Kahn ziehenden Schwan darstellt; als Ueberschrift ist zu lesen: „Bayreuther Kunstfirma" und darunter die bedeutungsvollen Worte: „Nach Ableben des Firmenchefs führt dessen selige Wittwe in Compagnie mit ihrem Sohne das vom Gatten begründete Geschäft schwungvoll fort!"

Für einen Kunstchronisten wird dieses Bild einst ein werthvolles Objekt bilden, da es ihm kurz und bündig alles, was sich über Bayreuth unter Cosimas und Siegfried I. „Regierung" sagen ließe, berichten wird.

Meiner Ansicht nach fehlt auf diesem Bilde eine dritte nicht minder „bedeutende" Persönlichkeit der „Hofjude von Wahnfried", Herr Kommerzienrath von Groß, auf einem Geldsacke thronend, auf demselben die Inschrift: „Kunst ist Geschäft!"

Ich habe diese Persönlichkeit bisher unerwähnt gelassen, ich hole nun das Versäumte schnell nach und opfere dieser „Hauptfigur des Bayreuther Geschäftshauses" trotzdem sie es wahrlich nicht werth ist, einige Zeilen.

Ich hatte das Glück oder Unglück, einige Tage vor Beginn der Festspiele in Bayreuth einzutreffen, und wenn auch nicht im Festspielhause selbst, so doch wenigstens vor demselben das Treiben während der sogenannten Haupt- und Generalproben zu beobachten. Auf meine Bitte, mir die Erlaubniß zum Besuche der Proben zu ertheilen, erhielt ich vom Bayreuther Rothschild die Antwort: „Wir dulden hier absolut keine Fremden bei den Proben, und machen keine Ausnahme, nur die nächsten Angehörigen der Mitwirkenden dürfen denselben beiwohnen!"

So wohnte ich den Proben aute portas bei und hatte Zeit und Muße über die hier gemachten Erfahrungen nachzudenken. Zunächst fand ich, daß zu den „nächsten Angehörigen der Mitwirkenden, die den Proben beiwohnen dürfen", der Dienstbote der Frau Sucher, die Kutscher der Frau Wagner, die Schenerfrauen des Festspielhauses, die Kinder der Thürsteher ꝛc. gehören, ferner bemerkte ich zu meinem Entsetzen, mit welcher bis zur Lächerlichkeit sich steigernden Unterwürfigkeit, Alles hier den Befehlen des „Geldmenschen", die ein bekannter Wiener Künstler mit Recht „Ukase" nennt, sich fügt, selbst wenn diese Befehle von Bornirtheit geradezu strotzen. Wenn Herr Groß befiehlt, duckt sich Frau Wagner, Siegfried, Kniese Alle, Alle — Herr Groß ist ja die Seele des Geschäfts, er liefert ja die Hauptsache, den nervus rerum — und vor dem heiligen Namen beugt sich ja selbst die so hoch stehend sich dünkende Kunst.

Und da fand ich's plötzlich heraus. Die Schuld an allem Uebel trägt dieser Börsenlöwe, von dem ja die Erhaltung des Unternehmens zum größten Theile abhängig ist, er drückt demselben den Stempel seiner Persönlichkeit auf, er ist es hauptsächlich, der aus Bayreuth ein Geschäft gemacht!

Wer weiß, ob, wenn die Festspielleitung Subventionen von allen deutschen Staaten erhielte, deren heiligste Pflicht es wahrlich ist, für die Erhaltung dieser deutschesten Kunststätte Sorge zu tragen, wer weiß, ob, wenn dieselbe nicht auf diesen Herrn angewiesen wäre, sich alles nicht anders gestalten würde?!

Deutschlands Kaiserkrone trägt jetzt ein Fürst, der seine große Begeisterung für die Kunst oft genug bewiesen, Kaiser Wilhem II. Selbst

eine durch und durch künstlerische Natur, brauchte er ja nur den Gedanken einer staatlichen Subventionirung der Bayreuther Festspiele anzuregen, und ich glaube, daß kein deutscher Fürst sich ausschließen würde, wenn es gilt, den ersten Tempel (wenigstens sein sollenden) der deutschen Kunst zu erhalten; dann würde endlich die vom Meister sein ganzes Leben lang hindurch so heiß ersehnte Stunde schlagen, in der Bayreuth dem deutschen Volke das wird, was einst dem griechischen die olympischen Spiele gewesen!

Man wird entgegnen, es sei dies eine Unmöglichkeit in unserer im Zeichen des Dampfes, der Elektrizität und der Börse stehenden Zeit; so unmöglich dies vielleicht im ersten Augenblicke erscheinen mag, es wird doch kein Mensch leugnen, daß kein zweites Volk der Welt, trotz des herrschenden Materialismus so **idealistisch, so wahrhaft kunstbegeistert geblieben ist, wie das deutsche,** das man mit vollem Rechte „Griechen der Jetztzeit" nennen darf, und daß es nur einer von berufener Seite stammenden Anregung bedarf, um das so unmöglich Erscheinende zu verwirklichen!

Nach Bayreuth kommt jetzt alle Welt, nur keine Deutsche, die bei den Festspielen weilenden Deutschen kann man an den Fingern abzählen, und daran ist vor Allem der horrende Eintrittspreis schuld, der es dem Minderbegüterten nicht erlaubt dorthin zu kommen. Man werde billiger, es mögen darum ein paar Dutzend weniger französischer und englischer Modegigerl kommen, die es ja meist nur darum thun, weil, wie der Wiener sagt, die „Hetz" a theuer ist; die Eisenbahnverwaltungen können ebensogut, wie sie es bei Gewerbe-Ausstellungen ꝛc. thun, Ermäßigung der Fahrpreise für die nach Bayreuth zu den Festspielen Pilgernden gewähren, man veranstalte mehr als fünf Cyclen, und die Hauptsache: man reiße das alte Haus nieder, oder, wenn man es aus Pietät nicht thun will, so lasse man es als kunsthistorisches Denkmal stehen und baue ein neues, festeres und größeres mit den neuesten Errungenschaften der Theatertechnik wie drehbare Bühne ꝛc., ausgestattetes, gebe die Leitung in berufene Hände, und der Erfolg wird gewiß nicht ausbleiben, und Bayreuth das werden, was es sein muß, wenn man die Ziele und Wünsche des Meisters in Erfüllung bringen will.

Wie sehr Bayreuth ein Geschäft geworden, will ich nur an zwei recht krassen Beispielen beweisen.

Der Meister hatte angeordnet, daß man jungen Künstlern freien Eintritt gestatte, und bestimmte für dieselben die allen Besuchern der Festspiele bekannte Gallerie, gemeinhein „Hühnersteig" genannt, wie mir dies Herr Wilhelm Tappert versicherte, der jetzt so vielfach angegriffene treueste und selbstloseste Freund des Meisters, dem er sein ganzes Leben geweiht, und der nun jetzt nach alter Sitte mit Steinen beworfen wird und noch dazu von jungen Burschen, die wohl noch in den Windeln lagen, als er schon einer der ersten Pioniere der Wagnerschen Sache gewesen, die aber Arroganz und Niederträchtigkeit genug besitzen, den Mann, dessen Schuhriemen zu lösen sie nicht werth sind, gassenbubenartig in der unflätigsten Weise anzugreifen, aus purem Neid darüber, daß sie, die „Modernen", die „Jung-Bayreuther" von ihm dem „Alten"

der ihrer Ansicht nach schon längst in die Rumpelkammer gehört, wie die Nibelungen von den Riesen überragt werden.

Wie erfüllt aber Herr Groß die Wünsche des Meisters? Um Gott behüte, ja nicht ein paar hundert Mark zu verlieren, schickt der famose Banquier an alle diejenigen, die auf Grund gewisser Berechtigungen um Freikarten bitten, schön lithographirte Briefe des Inhalts: „Ihrem Gesuche kann nicht entsprochen werden" und verkauft die Galleriesitze für eben denselben Preis, wie die Amphitheatersitze. Daß hunderte von jungen Talenten, um das Bischen was, sie hier lernen könnten, in so feiner Weise gebracht werden, was kümmert das den Herrn Kommerzienrath? — Geld — Geld ist ja die Hauptsache! Wie weit es dieser Geldmensch treibt, zeige dies eine mit Namen zitirte Beispiel. Der Erbauer des Festspielhauses, Herr Hofbaumeister Brückwald, erhielt keine Freikarte für die Festspiele, wie er mir dies im „Hotel Sonne" zu Bayreuth versicherte! So geschehen — um ein Tappertsches Wort zu gebrauchen — anno calamitalis 1896!

Warum Herr von Groß und Frau Cosima keine Fremden bei den Proben dulden, ist sehr leicht erklärlich. Man wittert eben in jedem Fremden einen Rezensenten und befürchtet, er könnte durch wahrheitsgetreue Schilderungen der Aufführungen, die er vor Beginn der Festspiele veröffentlicht, dem „Geschäft" schaden. Also heraus mit Euch allen, die Ihr vielleicht so manches besser wisset als ich, ruft Frau Cosima die Frau „Meisterin" wie sie von den Schülern und Kriechern in geradezu drolliger Weise genannt wird. — „Frau Meisterin" — das klingt ja nicht mehr geschäftsmäßig, das klingt schon sogar handwerksmäßig. — „Frau Meisterin!" wenn sie etwas weniger ruhmsüchtig wäre und nicht mit aller Gewalt der Welt beweisen wollte, daß sie dasselbe, was ihr großer Gemahl von der lieben Vorsehung erhielt, durch Heirath bekommen hat! Wenn es nach Frau Wagner ginge, müßte ja z. B. die Frau eines berühmten Arztes, nehmen wir an die Frau eines großen Chirurgen, dadurch daß sie mit ihm einige Jahrzehnte zusammen gelebt, nach seinem Tode schon Operationen ausführen können; ich glaube aber, daß noch niemand gehört hat, daß die Wittwe eines Billroth sich mit Chirurgie beschäftigt.

Man wird mir antworten, Frau Wagner componire nicht — Gott sei Dank nicht, — aber sie leitet die Proben, sie ertheilt dramatischen Unterricht im Privatconservatorium des Herrn Julius Kniese — woher aber all diese Fähigkeiten? Die dramatische Kunst ist ja, Gott sei Dank, noch kein Handwerk geworden, daß man erlernen kann, man muß dazu auch vor Allem geboren sein. Und ich glaube, daß man von einer dramatischen Begabung der Frau Cosima, als sie noch Frau von Bülow gewesen, nichts in der Welt gehört hat; also plötzlich, nachdem sie Frau Wagner geworden, ist in ihr das dramatische Genie erwacht?! Dieses plötzliche Erwachen der Genialität scheint sich von der Frau Mama auch auf das Söhnchen vererbt zu haben. Es ist wirklich ein Wunder, wie gerade im Moment, wo die Mama alt zu werden beginnt, und die Befürchtung nahe liegt, daß mit ihrem Tode das Geschäft ohne Chef bleibt — diese Genialität auf die Commando der Frau Mama, im Sohne zu erwachen beginnt. Bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre hatte Jung-Siegfried

nicht nur nicht das geringste musikalische Talent, er soll sogar, wie man mir in Bayreuth erzählte, direkt kein Musikfreund gewesen sein, da plötzlich auf Befehl der Mama wird er genial und das Geschäft hat seinen Chef gesichert.

Wenn Frau Cosima wirklich einen Funken dramatischer Begabung hätte, würde man es vor Allem in der richtigen Auswahl der bei den Festspielen Mitwirkenden erkennen, — wahrhafte dramatische Genies leisten darin Erstaunliches, ich erinnere nur an Heinrich Laube, den Herzog von Meiningen, die in der Wahl ihrer „Kräfte" nie das Unrichtige getroffen haben. Aber bei Frau Wagner sind Protection, Laune und das Billigere das Ausschlaggebende, denn anders kann man sich nicht erklären, wie in Bayreuth, wo der Welt das Beste, was an dramatischen Sängern und Sängerinnen existirt, vorgeführt werden soll, solche unmöglichen, kaum eines Provinztheaters würdigen „Künstler" wie die Grüning, Gerhäuser, Burgstaller und Breuer geboten werden konnten!

Haben denn diese Herren eine Idee davon, was dramatisch-Singen heißt? Was diese thun, ist erstens kein Singen, sondern Schreien, Brüllen und was sie dramatisch nennen, ist das automatenhafte Bewegen der Hände und Füße, vom Erleben dessen, was sie darstellen, ist ja keine Spur! Arme Rosa Sucher, Königin im Reiche der dramatischen Gesangskunst, wie bedauernswerth warst Du, als Du göttliche Sieglinde mit einem solchen Klotz von Siegmund, wie dieser Gerhäuser, zusammenspielen mußtest! Dieses „Winterstürme wichen dem Wonnemond" welch' mächtig ergreifende Wirkung wird da nicht erzielt, wenn es *gesungen* wird — gesungen! — ja, Wagner will auch gesungen, und nicht nur gebrüllt sein!

Aber um singen zu können, muß man vor Allem auch Stimme haben, und um dramatisch singen zu können, muß man dramatische Begabung haben, weder das Eine, noch das Andere ist aber bei diesen zu finden.

Die Stimme dieses Grüning z. B. ist so schwach, daß es sehr leicht erklärlich ist, warum er die ganze Zeit vor der Rampe sang, — er würde ja sonst nicht gehört werden sein!

Beim Schmieden des Schwertes, war das „Nothung, Nothung neidliches Schwert!" kaum hörbar, — der Herd liegt eben zu weit von der Rampe entfernt. Ob Herr Grüning überhaupt weiß, was er singt und darstellt, erlaube ich mir sehr zu bezweifeln, denn sonst könnte es nie geschehen sein, daß er in der Liebesszene mit Brünhilde (Siegfried) in jenem Augenblick, wo das brünstige Verlangen mit urwüchsiger Kraft zum Durchbruch kommt, wo er ausruft:

„Umschling' ich Dich fest!
„Schlägt meine Brust —
„Brünstig die Deine,
„Zünden die Blicke — ꝛc.

statt Brünhilden zu umfassen, wie ein Stock dasteht und in's Publikum hineinschreit ohne Brünhilde auch nur anzusehen!

Der beste Beweis, daß die Stimme dieses Herrn für Siegfried, die schwierigste Tenorpartie, die jemals geschrieben worden, nicht ausreicht, war wohl der Umstand, daß in der „Götterdämmerung" statt

seiner, Herr Burgstaller, der Schüler des Herrn Kniese und Liebling der Frau Wagner, singen mußte.

Bei diesem Herrn will ich etwas länger verweilen, nicht etwa darum, weil er werth ist, daß man sich mit ihm näher beschäftige, sondern aus dem Grunde, weil er mir als Beweisobject für meine Behauptung, daß weder Frau Wager noch Herr Kniese dazu berufen sind, die Festspiele zu leiten, dienen soll.

Was nach Ansicht der Frau Wagner diesen Herrn für „Siegfried" prädestinirt, ist vor Allem der Umstand, daß er eine richtige „Telegraphenstange" ist, ferner trägt er Predigerlocken, die er sogar auf der Bühne behält, was mehr als drollig aussah, der germanische Held mit braunen Locken! — obendrein in ein unmögliches Kostüm, einer Mischung von römischer Ritterrüstung und rothem Theatermantel, jenem beliebten Garderobestück der wandernden Gauklerbanden gesteckt, mit dünnen Armen und Beinen, die gar trübselig aus der schweren Rüstung hervorguckten — aber so und nicht anders hat Siegfried ausgesehen behauptet Frau Cosima und Herr Kniese.

Ob alle Welt diese Ansicht der Frau Wagner theilt erlaube ich mir zu bezweifeln, wenn ich an die zwischen die Festspielgäste während der Pausen ausgetauschten Meinungen denke, die alle dahin gingen, daß der junge Mann die Vorstellung von allem möglichen, nur nicht die von einem Helden wie Siegfried erwecken kann. Was das Singen dieses Herrn anbetrifft, so konnte ich mich nicht des Eindrucks erwehren eine elende Kopie Meister Vogl's zu hören, Kopie insofern, als Herr Burgstaller das bekannte Vogl'sche scharfe „r" täuschend nachahmt, ich schließe, daß er in München, von wo aus er nach Bayreuth „entdeckt" wurde, Vogl oft gehört haben muß, von dem großen Sänger hat er aber nichts als das „r" erlernt — denn singen kann der Herr noch sehr wenig, das zeigten die vielen „Kickerickis", die statt der hohen „C" herauskamen — aber Frau Wagner sagt, er wäre ausgezeichnet — und Herr Kniese glaubt was Wunderbares geleistet zu haben.

Ich möchte aber an Herrn Kniese und Frau Wagner die eine Frage richten, ob die Bayreuther Bühne eine Versuchsbühne für junge Talente ist, oder ob sie vielmehr eine Bühne sein soll, wo die Besten aus dem Reiche der dramatischen Gesangskunst ihr Können in den Dienst Wagner's stellen?

Wenn Herr Kniese sich einen guten Namen als Gesangslehrer verschaffen will, so gründe er sich irgendwo ein Konservatorium, und sende solche „Treibhaussänger" wie die Burgstaller und Breuer in die Welt, die Bayreuther Bühne ist Gott weiß nicht dazu da, nur Herrn Kniese die Möglichkeit zu geben, sich mit seinen Schülern zu produziren!

Hat denn Herr Kniese eine Ahnung davon, was sich der Meister als „Stylschule" dachte? Glaubt er wirklich, daß Wagner an eine Gesangschule für Anfänger dachte, wo das A B C der Gesangskunst gelehrt wird?!

Was Wagner vorschwebte, war eine Schule, wie sie die Meininger hatten, wo mit vollendeten Künstlern so lange gearbeitet wurde, bis man es zu einer Vollkommenheit brachte, die ihres gleichen vielleicht einst bei den Griechen haben mochte.

Es war geradezu eine Vermessenheit, solche kaum dem Ei entschlüpften Sänger vor ein Weltpublikum zu stellen, das das Beste erwartet; für den horrenden Eintrittspreis kaum dasselbe zu hören, was man bei Semestervorstellungen eines Konservatoriums zu hören bekommt, ist wirklich mehr als zu viel verlangt! Drei Künstler nur, alte erprobte Pionire der Wagner'schen Kunst: Heinrich Vogl, Johannes Elmblad und Rosa Sucher, waren das einzig Gute, was man in Bayreuth zu hören bekam — alle Uebrigen glauben etwas zu sein — sind es aber leider nicht. Herr Perron ist der Konzertsänger geblieben, von einer dramatischen Begabung ist bei diesem Herrn keine Spur, Frau Lilli Lehmann ist für die Brünhilde schon zu alt geworden — ihre Bewegungen sind automatenhaft — es ist kein Feuer in ihrem Spiele vorhanden — auch die Stimme ist vom Zahn der Zeit sehr stark benagt worden.

Ein junger Bassist, ein Herr Wachter aus Dresden, glaubt mit seinem richtigen „Studentenbierbaß" für Bayreuth prädestinirt zu sein, ein gutes Ohr vernimmt aber das Unnatürlich — herausgequetschte sehr gut — trotzdem es von einem „königlichen Hofoperusänger" stammt. Herrn Grengg fehlt die Intelligenz des Spiels, seine Stimme ist jedoch sehr schön, und glaube ich, daß Herr Grengg bei einer richtigen Leitung noch sehr Schönes wird leisten können.

Die Regie war eine elende, die Dekorationen trotz des horrenden Preises, den sie gekostet haben, kaum besser als an anderen Bühnen; das „Höchste" wurde aber in Kostümen geleistet, die „modern" sein sollten, aber leider mehr als komisch wirkten. Als ein Lieblingsgarderobestück der Frau Cosima ist der rothe Mantel zu nennen, den alle Darsteller anhatten. Wo Frau Wagner es herausgefunden, daß die Götter und Helden Germanias rothe Mäntel trugen, ist mir ein Räthsel. Aber man wollte um jeden Preis etwas „Eigenartiges" echt „Bayreuth'sches" zeigen — nun, es ist Frau Wagner vollkommen gelungen — man wird noch lange über die rothen Mäntel sprechen!

Ich schließe mit dem bekannten Hamlet'schen „Es ist vieles faul im Staate Dänemark". Möge ein Herkules kommen, der den Bayreuther Augiasstall reinigt!

Wien. Dr. Bernhard Scharlitt.

Glühlichter.

Im Grunde genommen, ist vielleicht alles Licht, welches wir sehen, Glühlicht. Jede sichtbare Flamme leuchtet durch das Glühen von Theilchen des entzündeten Stoffes in einer gewissen Zone ihres Umkreises, deren Weite bestimmt ist durch die Schnelligkeit der Verbrennung. Bringt man in dieselbe Zone einen leicht zu erhitzenden Fremdkörper, etwa einen Metalldraht, so betheiligt sich dieser auch am Leuchten, weil er glüht.

Was ist aber das Glühen?

Bevor das Glühlicht bekannt war, schien die Antwort auf diese Frage leicht: Beim Verbrennen findet einfach eine Umsetzung von Wärmeschwingungen in Lichtschwingungen statt. Dies geschieht an den Molekülen des glühenden Körpers und wird von ihnen aus auf die Umgebung übertragen.

Die Entdeckung des Glühlichtes oder vielmehr der zu ihm verwertheten hervorragenden Eigenschaft gewisser Mineralsubstanzen enthüllte eine Besonderheit in diesem Vorgange, die bei Weitem noch nicht aufgeklärt ist. Diese sogenannten Edelerden werden von den starken Hitzegraden einer nichtleuchtenden Gasflamme in ein Glühen versetzt, das den größten bisher mit selbstleuchtenden Gasflammen erzielten Lichteffekt bis um das 7fache übertrifft. Am wunderbarsten aber erscheint, daß dieses gesteigerte Glühvermögen nicht an den chemisch reinen Erden, sondern erst dann zur Geltung gelangt, wenn dieselben mit einander gemischt sind.

Dieser wichtige Umstand war dem Erfinder des Glühlichtes noch verschleiert, als er die technisch verwerthbaren Fortschritte seiner Untersuchungen in den Jahren 1884 und 1885 zuerst patentiren ließ. So kamen in diese Patente Unklarheiten, die noch bis zu den neuesten Prozessen nachgewirkt haben. Der Erfinder ist der Chemiker Dr. Auer Ritter von Welsbach, ein Oesterreicher aber Schüler des Heidelberger Chemikers Bunsen. Dieser ist außer durch seine Betheiligung an der Erfindung der Spectralanalyse durch diejenige des erwähnten nichtleuchtenden Brenners allgemeiner bekannt. Bunsen selbst hatte schon im Anschluß an frühere Arbeiten der ebenfalls deutschen Chemiker Berzelius und Bahr sich mit dem hervorragenden Glühvermögen verschiedener Erden beschäftigt. Unter diesen war später Kalk und Magnesia von Drummond, Clamond, Lewes, Papp, Samzée, Sahnehjelm und anderen Chemikern verschiedener Nationalität zu Leuchtzwecken verwerthet worden, Circonerde

von Caron, Teſſié de Motay, Linnemann u. a. Aber alle dieſe Beleuchtungsarten verlangten das Zuſtrömen reinen Sauerſtoffes ſtatt der atmoſphäriſchen Luft.

Von dieſer Feſſel befreite Dr. Auer das Glühlicht durch Zuhülfenahme der nichtleuchtenden, aber ſtark heizenden Bunſen-Flamme, deren ſchlank aufſchießender Geſtalt er den Bau der Glühkörper anpaßte. Der Weg zur Herſtellung derſelben war ihm durch ein Verfahren der Porzellan-Induſtrie zur Herſtellung porzellanener Gitter, vielleicht auch noch unmittelbarer durch einen Vorſchlag des Engländers W. R. Lake gewieſen, den dieſer ſich im Jahre 1882 hatte patentiren laſſen. Derſelbe betraf die Herſtellung mineraliſcher Skelette durch Imprägniren von feinen Tüllgeweben mit Salzlöſungen und danach durch Abbrennen derſelben.

Die Gewebe werden, der Flammenform entſprechend, aus Baumwollgarn in Form eines großen Handſchuhfingers oder kleinen ferſenloſen Strumpfes geſtrickt. Sie werden mit der Löſung der Erde, dem ſogenannten „Fluid", imprägnirt, am oberen Ende aufgehängt und mit einer Gasflamme abgebrannt. Um den Glühkörpern eine ebenmäßige Form zu geben, werden ſie dabei mit Gas, das durch Hand- oder Maſchinenkraft unter Druck gehalten iſt, ſogenanntem Preßgaß, aufgebläht. Unter der Flamme ſchrumpfen ſie etwa auf halbe Länge zuſammen, ſchwärzen ſich erſt und leuchten dann in der beabſichtigten Lichtfarbe auf. An Stelle des imprägnirten Strumpfes bleibt ein zartes, zerreibliches Mineralſkelett von weißer Farbe zurück, das mützenförmig auf die Flamme eines im Querſchnitt kreisförmigen Brenners paßt. Für den Gebrauch wird der Glühkörper mit einem Speckſteinſtäbchen auf dieſem befeſtigt, an deſſen oberem Ende die Strumpfſpitze mit Platindraht oder wie jetzt gewöhnlicher, mit Asbeſtfäden angebunden wurde. Das untere offene Körperende wird dabei über den Brenner gezogen und oft noch durch einen außen umgelegten Ring feſtgehalten.

Jene Einrichtung getroffen zu haben, iſt ein Verdienſt des Auerſchen Erfindungsgeiſtes. Noch wichtiger iſt das andere, die geeignetſten Miſchungen der Erden in ihren Fluids ausprobirt zu haben. Das geſchah allerdings erſt nach und nach. Die zuerſt patentirten Miſchungen waren praktiſch noch keineswegs zu verwerthen, weil durch die mit ihnen erzielten Lichtſteigerungen ihre Koſten nicht gerechtfertigt wurden. Die auf Grund der erſten Patente von 1884 und 1885 hergeſtellten Glühkörper ſteigerten die Leuchtkraft des Gaſes nur etwa um das Doppelte. Es ſchien faſt, als ſollte es bei dieſer theoretiſch intereſſanten, aber für die eigentliche Praxis werthloſen Verſuchen bleiben, als im Oktober 1891 Dr. Auer, der inzwiſchen nach Wien überſiedelt war, mit einem neueren Glühkörper hervortrat, der die früheren faſt um das Vierfache überſtrahlte. Durch ihn war im Glühlicht ein neuer Faktor geſchaffen, welcher der Gasbeleuchtung ebenbürtigen Wettbewerb mit den elektriſchen Beleuchtungsarten ermöglichte.

Nun war die Bahn gebrochen. Für die Auer'ſche Oeſterreichiſche Gasglühlicht-Aktien-Geſellſchaft in Wien, welche die Auer'ſchen Patente zur Verwerthung übernahm, äußerte ſich das zunächſt günſtig. Die Nachfrage war ſo ſtark, daß in den erſten fünf Monaten, bis Februar 1892, ſogar der Bedarf der ihr nächſtgelegenen Großſtädte, Budapeſts und

Wiens, allein nicht befriedigt werden konnte. Einen unangenehmen Rückschlag äußerte aber jene Hausse durch das pilzartige Aufschießen von Konkurrenz-Fabriken, besonders in Deutschland, welche durch Modifikationen an Fluidmischung und Brennerform dem Erfinder des Glühlichts und seiner Gesellschaften, den Markt streitig machten. Bis Mitte 1896 sind in und bei Berlin neben der Auer'schen Deutschen Gasglühlicht-Aktien-Gesellschaft nicht weniger als 47 andere Glühlicht-Firmen eröffnet worden. Der Reichshauptstadt folgen Leipzig mit 4, Hamburg und Chemnitz mit je 3, Dresden, Köln, Mainz und Nürnberg mit je 2, außerdem noch 7 deutsche Städte, so daß im Deutschen Reiche einschließlich der Deutschen Gasglühlicht-Aktien-Gesellschaft nicht weniger als 73 Fabriken von Glühkörpern bestehen.

Im Auslande scheint die Konkurrenz, wenn anders die von dem Direktor Söhren der Bonner Gaswerke aufgestellte Statistik der Gesellschaften vollständig ist, weit bescheidener aufzutreten, in Oesterreich und Frankreich die Auer-Gesellschaft sogar das Monopol noch zu besitzen. Vielleicht liegt das an einer strengeren, sachgemäßeren und deshalb wirksameren Handhabung des Patentschutzes. Dieses Gedankens kann man sich nicht erwehren, wenn man die Entscheidungen der an jene Konkurrenz anknüpfenden Patentprozesse verfolgt. In den Prozessen um den Schutz der Auerbrenner wurden beanstandete Brennerformen das eine Mal als Nachahmungen verboten, das andere Mal gestattet, welche nach fachmännischem Urtheil einander gleichen „wie ein Ei dem andern." In dem Haupt-Prozeß um den Schutz der Herstellungsweise von Glühkörpern, welche durch drei Punkte des zweiten Patentes Dr. Auer's Nr. 41945 vom Jahre 1886 genau und zugleich vollständiger als im ersten präcisirt ist, wurde von der zweiten Instanz im Jahre 1896 nicht etwa bloß das Urtheil der ersten von 1895 modificirt, sondern geradezu durch die gegentheilige Entscheidung ersetzt. In der ersten Instanz war Punkt 3 gestrichen worden. In der zweiten Instanz aber wurde derselbe wieder hergestellt, dagegen die Punkte 1 und 2 in Fortfall gebracht. Darin liegt doch eine Rathlosigkeit, welche den Wunsch der Fachpresse erklärlich erscheinen läßt, daß in solchen Rechtsfragen von fachlichen, nicht vorzugsweise oder ausschließlich juristisch vorgebildeten Richtern entschieden werde. Uns dagegen erscheint das ganze Patentwesen in diesem Blick von zweifelhaftem Werth. Gewichtige Kultur-Interessen arbeiten schon gegenwärtig auf Errichtung internationaler Schiedsgerichte hin. Ihre stetige Thätigkeit, durch welche ihr Fortbestehen erst rentabel werden könnte, würde durch Entscheidung über Kulturwerth neuer Erfindungen und Entdeckungen ermöglicht werden. Auf Grund solcher Entscheidungen ist denkbar, den Plan zu verwirklichen, daß der Entdecker aus internationalen Fonds entschädigt, sein Werk von vornherein dem freien Wettbewerb überlassen werde.

Trotz der bedauerlichen, unzweifelhaft begangenen Durchbrechung des nun einmal bestehenden Erfinderrechtes ist ein segensreicher Einfluß dieses Wettbewerbes nicht zu verkennen. Er hat zu einer Fülle neuer Glühstoffe geführt. Er hat durch Niederhalten der Preise für Glühkörper und Brenner praktische Versuche im größten Maßstabe, auch für Straßenbeleuchtungen ermöglicht. Er hat schon frühzeitig das Unternehmen an-

geregt, anstatt der Bunsen'schen Gasflammen für das Glühlicht die ebenfalls lichtschwache und stark heizende Flamme des Spiritusdampfes zu benutzen.

Für das Deutsche Reich besitzt das letztere Unternehmen eine außerordentlich große volkswirthschaftliche Bedeutung. Die Spiritusbrennerei aus Kartoffeln, Korn, Weinresten u. dergl. ist einer der wichtigsten Nebenbetriebe der deutschen Landwirthschaft, besonders in dem sonst unter verminderter Rentabilität leidenden Großgrundbesitz.

Erzeugt werden in Deutschland jährlich etwa 3 Millionen Hektoliter reinen Alkohols, im Werthe von 500—600 Millionen Mark. Auf dem Weltmarkt ist der Durchschnittspreis etwa 19 Pf. per Liter. Im binnendeutschem Großhandel bewerthete sich das Liter rohen Kartoffelspiritus von 80 % sogar auf wenig mehr als 1 Pfennig. Er bildet das Rohmaterial für die zu Beleuchtungs- und Heizungszwecken verwendenden geringeren Spiritussorten. Durch Raffinirung, Zwischenhandel und Abgaben pflegt aber der Brennspirit in Deutschland selbst auf 20—30 Pf. per Liter gesteigert zu werden. Ausgedehntere industrielle Verwerthung des Brennspiritus, wie sie von der allgemeinen Einführung einer Spiritusbeleuchtung zu erwarten ist, würde jenen Preis in weiterm Umfang heben und mit ihm naturgemäß die an jenem Nebenbetrieb betheiligte Landwirthschaft, würde ferner den Raffinerien vermehrte Beschäftigung geben.

Die preußische Regierung hat dem Spiritusglühlicht schon frühzeitig reges Interesse entgegengebracht. Die obersten Eisenbahnbehörden haben Versuche im Großen zur Bahnhofsbeleuchtung zugelassen. Der Nachtheil wird in der vorläufig noch nicht überwundenen Explosionsneigung gesehen. Bei einem der neueren Versuche explodirten von 17 Spirituslaternen verschiedener Bauart nicht weniger als 3. Doch wird an der Verbesserung derselben lebhaft weitergearbeitet. Die Zukunft scheinen besonders die ohne Docht konstruirten Brennerformen für sich zu haben.

Auf einigen Bahnhöfen Berlins, besonders dem Wannseebahnhof, kann man schon jetzt Spiritus-Laternen im Dienste sehen. Eine vielseitige Sammlung enthält die Berliner Gewerbe-Ausstellung in den Zusammenstellungen verschiedener Glühlicht-Formen überhaupt, die sich in dem Gebäude für Gas und Wasser und den Sonderpavillons einiger Firmen, Runge, Gebrüder Huff und Continental-Gas-Glühlicht-Aktien-Gesellschaft „Meteor" befinden.

Das Spiritusglühlicht steht dem Gasglühlicht nur wenig nach. Allein die größere Explosionsgefahr, auf welche man etwa einen doppelten Betrag der noch ziemlich teuren Glühkörper rechnen muß, läßt es gegenwärtig noch weniger rentabel erscheinen als das Gasglühlicht.

In Hinsicht auf die Lichtstärke hat der Direktor Zelly der Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerke zu Köln am Rhein die Kosten der üblichen Beleuchtungsarten einer Abschätzung unterzogen, deren Ergebnisse dem zu Berlin im Juni 1896 tagenden Kongreß der Gas- und Wasserfachmänner vorgelegt wurden. Das billigste Licht mit 58—66 Pfennig für 16 Kerzen Helligkeit über 100 Stunden liefert die elektrische Bogenlampe mit ihrer blendenden Lichtstärke, danach folgt sogleich das Gasglühlicht mit 59—68 Pfennig, dann erst Petroleumlicht mit 80—110 Pfennig.

Doch die Stufe bis zu dem Spiritusglühlicht bei den jetzigen, noch nicht zwei Jahre lang versuchten Einrichtungen ist schon nicht mehr groß. Dessen Kosten betragen 123—129 Pfennig und werden schon wesentlich von denjenigen der herkömmlichen Gasbeleuchtung, die durch Glühen des Gases selbst erzielt wird, übertroffen: 112—256 Pfennig. Theurer ist nach Joly das elektrische Glühlicht mit 398 Pfennigen, also 6—7 mal so theuer als das Gas-, dreimal so theuer als das Spiritus-Glühlicht und, wie wir hinzufügen, das für manche gewerbliche Zwecke zur Beleuchtung verwandte Acetylengaslicht mit 500 Pfennigen.

Auch mit anderen Brennstoffen ist Glühlichtbeleuchtung versucht worden, besonders mit verschiedenen Fraktionen des Rohpetroleums. Für Rußland, das in seinen kaukasischen Gebieten bedeutende Vorkommen dieses Mineralöles besitzt, scheint das Naphthaglühlicht eine ähnliche Rolle gewinnen zu sollen wie für Deutschland Spiritus- und Gasglühlicht.

Doch ist die Vervielfältigung der Brennstoffe nur *eine* Richtung, in welcher die Glühlicht-Industrie fortschreitet. Die andere liegt in der schon berührten Verbesserung der Brenner und ihrer Anzündungsvorrichtungen. Letztere verlangen wegen der Zerbrechlichkeit der Glühkörper besondere Berücksichtigung.

Die dritte Richtung ist durch Verbesserung dieses wichtigsten Theils selbst gegeben. In ihr ist bisher nicht sowohl auf Behebung jener Zerbrechlichkeit als auf Leuchtkraft und den hygienischen und ästhetischen Anforderungen entsprechende Färbung ihres Lichtes ein Hauptwerth gelegt worden. Von technischen Versuchen beginnt man hier mehr und mehr zur theoretischen Beherrschung der Ursachen überzugehen. Diese gesteigerte wissenschaftliche Arbeit zeitigt insofern erfreuliche Früchte, als die glühenden Erden genauer analysirt, nach ihren Einzeleigenschaften bestimmt und neue entdeckt werden. In ersterer Hinsicht ist schon das von Auer ermittelte Gesetz zu erwähnen, daß das intensivste Glühen der Thorerde erst nach geringer, aber auch nur geringer, Zumischung einer anderen Edelerde erreicht wird. Man hat schon gegenwärtig auf Grund wissenschaftlich-chemischer Analysen die Grade dieses Glühens, sogar die Verbesserung in ihrer Wirkung nachlassender Glühkörper in der Hand. Von neuen Edelerden glaubt in letzter Zeit der Berliner Chemiker Professor Koßmann Verbindungen eines von ihm Kosmium genannten Elementes festgestellt zu haben.

Dieser Fund geschah im Monazitsande, einem Material, das besonders in den Fluß Alluvien Karolinas, Kanadas und an der Küste Brasiliens vorkommt. Dasselbe bildet die hauptsächliche Quelle für Gewinnung der in der Glühlicht-Industrie verwendeten Edelerden. Solche in großen Massen aus Amerika bezogenen Sande pflegt man in Deutschland zuerst chemisch auf ihren Edelgehalt zu prüfen, um danach den zu zahlenden Preis zu bestimmen. Chemische Fabriken, für sämmtliche Auer-Gesellschaften u. a., diejenige der Mutterfirma in Wien, stellen aus ihnen, meist durch salpetersaure Lösung, die Fluids her. Erst diese werden in die Glühkörper-Fabriken abgegeben, welche ihrerseits gewöhnlich die gesammte Lampen-Industrie übernehmen.

So ist aus der kaum ein Jahrzehnt alten Erfindung des öster-

reichischen Chemikers Auer Ritter von Welsbach schon eine in mehreren starken Aesten entwickelte Weltindustrie aufgegangen.

Es war natürlich, daß sie auf der Gewerbe-Ausstellung 1896 zu Berlin besondere Würdigung erfuhr und nicht allein im direkten Sinne des Wortes einen Glanzpunkt derselben bildet. Zu vermissen ist allerdings das Zurücktreten der Glühlichtbeleuchtung im Freien und das fast gänzliche Fehlen der Spiritusglühlicht-Beleuchtung außerhalb der auch sehr eingeschränkten Konzessionen in den Pavillons. Das Erstere ist wohl auf Mangel an Gas, gegenüber dem Reichthum der in die Ausstellung gehörenden Kraftquellen für elektrisches Licht zurückzuführen. Gegen die Spiritusbeleuchtung, welche zweifellos das besondere Interesse der Gegenwart erfordert, haben vermuthlich in erster Linie baupolizeiliche Gründe gesprochen, obgleich die Demonstration ihrer Typen auf einem umzäunten Platze im Freien doch ganz unbedenklich erscheint.

Für näher interessirte Besucher bot die Ausstellung der Glühlicht- und überhaupt der Gasindustrie einen besonderen Vorzug. Durch die Vorträge des im Auditorium der Gewerbe-Ausstellung tagenden Kongresses deutscher Gas- und Wasserfachmänner, an welche sich auch ein öffentlicher Vortrag des Karlsruher Professer Bunte über Gasbeleuchtung anschloß, wurde die bei anderen Ausstellungsfächern für Aussteller wie Besucher oft schmerzlich vermißte fachmännische Anregung, Erläuterung und Kritik in reichem Maße geboten. Man kann sagen, daß die Einrichtung jenes wissenschaftlichen Auditoriums erst damals zu einer zweckentsprechenden Wirkung kam und vorübergehend eine für die besondere Bildungsziele der Ausstellung wesentliche Stellung einnahm. Von dem Programm der wissenschaftlichen Vorträge, von den religiösen ganz abgesehen, ist diese Stellung sonst bei Weitem nicht erreicht. Es genügt darauf hinzuweisen, daß die Gegenstände dieser Vorträge nur zu etwa 50 Prozent gewerbliche Fragen, zu etwa 25 Prozent die Ausstellung selbst betreffen.

Die Vorträge des Professer Bunte klangen aus in der zu Anfang berührten Frage: Was ist Glühen? Im besonderen war hier das „gesteigerte Lichtemissionsvermögen" der Glühkörper gemeint. Ein kleiner Schritt vorwärts zu der Beantwortung wurde in genauen Messungen der Hitzegrade der Bunsenflamme gesehen. In einer beschränkten Zone oder Kappe derselben sind dieselben bis auf 1800° C. bestimmt. Von technischem Werthe ist dieses Ergebniß sicherlich insofern, als die Anschlußweite des Glühkörpers an seine Flamme, also seine wirksamste Gestalt auf solche Weise auf das Genaueste zu bestimmen ist. Für jene wissenschaftliche Frage scheint uns mit ihm nichts erreicht, da dieselbe nun im vollen Umfang auch für diese Zone zu stellen ist.

Es handelt sich um das Verstärken einer Lichtwirkung aus sich selbst heraus. Aehnliche Fälle in der Natur sind seltener als man meint. Nach neueren Untersuchungen des den Regenbogen erzeugenden Vorganges, welche zugleich auf die ältesten exakten Beobachtungen desselben zurückgreifen, scheint eine solche Verstärkung des Lichtes vorzuliegen. Die für sie gegebene Erklärung bewegt sich auf der räthselvollen Grenzlinie von Stoff und Kraft.

Auch für das Glühlicht scheint Aehnliches gelten zu sollen. Entsteht es auch aus den profaischen Naturkörpern Gas, Spiritus, Gasstoff und anderen Oelsorten mit Hilfe von Körpern, welche bis in die neueste Zeit noch als Strümpfe bezeichnet werden. Der zauberhafte Eindruck seines Leuchtens erhält dadurch einen tiefen wissenschaftlichen Sinn, daß sein Wesen einen Antheil an den höchsten Natur-Problemen der Gegenwart besitzt.

Berlin. Wilhelm Krebs.

Tischrücken.

Einer meiner Bekannten, der Maler Kenard hatte wiederholt den Sitzungen der „Psychologischen Gesellschaft" beigewohnt. So nannte sich ein Verein von jungen und älteren ehrenwerthen Herrn, welche sich mit Geistererscheinungen, Tischrücken und auch mit hypnotischen Experimenten befaßten. Man hatte über die wundersamen Ereignisse in unserm Kreis wiederholt berichtet Wir hatten Alle starke Bedenken und versuchten, die Ereignisse durch Betrug eines der Theilnehmer zu erklären. Aber man mußte doch einmal dabei gewesen sein, um das Recht zu haben, darüber mitzusprechen. Kenard war also mehrmals hingegangen und hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß wirklich etwas Wunderbares, Unerklärliches dahinter stecke. Es schien sogar, als ob er sich langsam in einen Spiritisten verwandeln wollte, obgleich er immer von Neuem behauptete, daß er der Angelegenheit noch vollkommen skeptisch gegenüber stehe.

Ich hatte viel Zutrauen zu Kenard. Es kam mir wirklich darauf an, die Sache wissenschaftlich zu behandeln. Und deshalb durfte ich nicht voreilig Alles auf Schwindel zurückführen. Ich zog in Erwägung, daß die Wissenschaft so manches einfach geleugnet und verlacht hat, was sie später anerkennen mußte. So war es mit den hypnotischen Erscheinungen gegangen und hier konnte es vielleicht auch ähnlich sein.

Es wurde beschlossen, daß wir die Angelegenheit selber prüften; Kenard lud uns einen Abend in sein Atelier ein. Außer ihm selber hatte nur noch einer der sieben Herren jemals einer spiritistischen Sitzung beigewohnt. Und dies war mein Bruder, welcher von der Mehrheit der spiritistischen Lehren ziemlich überzeugt war. Keiner von den Andern erwartete Etwas, denn sie waren starke Skeptiker. Vorher hatten wir uns aber verpflichtet, die Sache sehr ernst zu nehmen und keinen Unsinn zu machen.

Das Zimmer war hell erleuchtet. Der viereckige, vierbeinige Tisch, welcher zu den Versuchen benutzt werden sollte, war klein, aber durchaus nicht leicht. Vier von uns, darunter auch ich, setzten sich auf Stühlen ringsum. Kenard und die zwei andern Herren wollten nur zusehen.

An jeder Kante des Tisches saß Einer. Von einer Berührung desselben mit den Knieen oder Füßen konnte überhaupt nicht die Rede sein. Die zehn Finger lagen ziemlich flach auf der glatten Fläche. Auch die Daumen lagen nicht etwa auf einer überstehenden Kante der Tischplatte, wodurch vielleicht ein Heben möglich geworden wäre.

Es vergingen etwa zehn Minuten. Der Tisch regte sich nicht. Man lachte darüber. Nur mein Bruder blieb ernst. Er meinte, der Spott verscheuche die Geister. Nach Kenards Ansicht war kein Medium unter uns.

Auf den Wunsch meines Bruders hin wurde die Sitzung jedoch weiter geführt, und wir versuchten unsere Aufmerksamkeit auf die Erwartung einer Bewegung zu konzentriren. Kenard fragte, ob nicht ein eigenthümliches Gefühl in den Fingern zu verspüren wäre. Es bestätigte sich, daß sie leicht zu vibriren schienen, was ich jedoch auf eine Ermüdung in Folge der andauernden gleichen Lage zurückführen zu können glaubte

Wieder vergingen so einige Minuten ohne Regung. Kenard fand, daß ich ganz bleich geworden sei; wahrscheinlich sei ich ein gutes Medium. Aber es könne vorkommen, daß Einer der Betheiligten einen schädlichen Einfluß ausübe. Mein Nachbar stand lachend auf und machte einem Andern Platz.

Ich bedauerte schon, daß heute nichts herauskäme, denn der Umstand, daß das Klopfen in diesem Fall ausblieb, durfte für mich natürlich noch kein Beweis daher sein, daß die Versuche der Spiritisten nichts Wahres enthielten. Ehe ich aufstehen wollte, machte ich noch eine kleine Anstrengung. Ich drückte auf die Platte, aber ohne Erfolg. — Da plötzlich hebt sich der Tisch auf der mir entgegengesetzten Seite etwas und klappt nieder . . . .

Es wurde die Vermuthung ausgesprochen, daß mein Gegenüber den Tisch absichtlich etwas gehoben hat. Kenard und mein Bruder behaupteten jedoch die Anwesenheit eines Geistes. Ich sagte nichts, um die Erscheinung weiter studiren zu können. Mein Bruder hielt sein Ohr dicht über den Tisch und stellte die direkte Frage: „Ist eine Intelligenz da?"

Ich versuchte dieselbe Bewegung zu widerholen. Der Tisch hob sich etwas und fiel wieder nieder. „Das heißt eigentlich Nein," sagte Kenard. „Aber der Geist will nur seine Anwesenheit bekunden. Er ist also da."

Dadurch erfuhr ich, daß ein einmaliges Klopfen Nein und ein dreimaliges Klopfen Ja bedeuten sollte. Ich betone dies hier besonders, um zu zeigen, wie wenig ich von der Technik der Geistersprache wußte, um zu zeigen, daß ein Betrügen-Wollen bei mir von vorn herein überhaupt ausgeschlossen war.

Inzwischen wurde mir die Art meiner Handbewegung klar: Es war gerade das Gegentheil von Drücken. Eher war es ein Ziehen. Die Armmuskeln mußten so angespannt werden, als wenn ich die Hand zu mir hin ziehen wollte. Aber die Fingerspitzen blieben genau auf dem gleichen Fleck liegen und weder Hand noch Arm bewegte sich wirklich.

Mein Bruder fragte: „Wer bist du? Sage den Anfangsbuchstaben deines Namens!"

Es — oder vielmehr ich klopfte wieder einmal. „Das ist A," sagte Kenard, — Dadurch merkte ich, daß nach der Anzahl des Aufklopfens der Buchstabe bestimmt wurde.

Mein Bruder verlangte den zweiten Buchstaben. Jetzt ging es schon besser. Ich klopfte auf's Gerathewohl fünf mal hinter einander. „Das ist E." Der dritte Buchstabe wurde verlangt und es klopfte drei mal. „Ein C"

„Aec!? — Was wird da herauskommen?" Keiner konnte einen Namen daraus formen.

Die Andern waren überrascht. Sie lachten zwar noch, jedenfalls konnten sie aber jetzt nicht mehr alles leugnen.

Ich sagte noch immer nichts, denn es interessirte mich jetzt hauptsächlich, ob diese Täuschung so leicht durchgeführt werden kann. Wenn mir das schon nach dem allerersten Versuch so gut gelang, durfte ich ruhig etwas Aehnliches bei den gewöhnlichen spiritistischen Experimenten voraussetzen.

Allerdings mußte ich jetzt sehr aufpassen, denn es mußte den Andern doch allmählich auffallen, daß gerade bei mir sich der Tisch immer neigte. Diese Furcht war jedoch unbegründet, denn die Aufmerksamkeit wurde fast ganz von mir abgelenkt, als Kenard sagte, mein Gegenüber sei das stärkste Medium. Bei diesem solle sich der Tisch immer heben.

Das Fragen ging weiter. „Sage deinen vierten Buchstaben."

Was sollte ich nun aus diesem Aec machen? Ich war nicht schlagfertig genug, um gleich aus diesem Anfang einen Vornamen zu konstruiren. Jedenfalls mußte ein Vokal folgen. Ich klopfte ein I.

„Aeci? — das ist auch Nichts." — Da vermuthete Einer, es könnte vielleicht Caecilie daraus werden. Der erste Buchstabe wäre falsch verstanden worden.

„Ist Caecilie richtig?" fragte mein Bruder. — Ein dreimaliges Klopfen sagte Ja.

Aus der ersten Sitzung wurde nicht viel mehr. Mein Nachbar wunderte sich über den Namen, weil eine Caecilie seine Freundin gewesen war. Er stellt eine verfängliche Frage, mit deren Beantwortung ich den Tisch nicht blamiren wollte. Das Klopfen blieb aus: der Geist verschwand. „Wahrscheinlich deshalb, weil er über die Frage empört war," sagte Kenard. „Das ist uns schon wiederholt vorgekommen."

Vor der zweiten Sitzung, welche nach einer viertelstündigen Pause stattfand, wurden die Plätze gewechselt. Das sogenannte stärkste Medium saß mir jetzt nicht mehr gegenüber, sondern links neben mir. Deshalb mußte ich meine Technik etwas ändern. Ich hatte es bald heraus, daß der Tisch sich auf meiner linken Seite hob. Dazu brauchte ich nur mit meinem Arm einen Druck nach rechts auszuüben, ohne die Lage von Hand und Arm zu verändern.

Diesmal wollte ich einen bestimmten Geist zitiren: den Vater eines der

Anwesenden. Die Täuschung sollte einmal durchgeführt werden, um die Andern nachher vollkommen von ihren spiritistischen Ansichten befreien zu können. Es gelang nicht, weil man zuerst falsch gezählt hatte. Ich wollte den Anfangsbuchstaben nicht wiederholen, weil er am Ende des Alphabets lag. Das scheute ich noch ein bischen. Außerdem hatte ich mich auf das Kombinationsvermögen der Andern verlassen, das ich ja schon aus der ersten Sitzung schätzen gelernt hatte. — Die folgenden Buchstaben wurden zwar richtig verstanden, aber man verstand ihren Zusammenhang nicht. Der Geist verschwand. — Ich hatte mich wohl gehütet, sie auf die richtige Idee zu bringen, weil ich fürchtete, sie dadurch argwöhnisch zu machen.

Die nächste Sitzung erfolgte ohne meine Mithülfe. Der Tisch regte sich nicht. Glücklicherweise zog Keiner einen Schluß daraus.

Inzwischen hatte ich Einen in mein Geheimniß eingeweiht, der vorher am stärksten skeptisch gewesen war. Ich wollte die Sache noch frappanter machen, indem der Tisch irgend ein Geheimniß ausplaudern sollte. Er wollte zuerst nicht an den Betrug glauben: „Du glaubst der Betrüger zu sein und bist selbst der Betrogene.“ Aber ich glaubte ihn bald von dem Umgekehrten überzeugen zu können. Jedenfalls wollte ich später einen Zeugen für meine Aussagen haben.

Der Tisch hatte bald das Geheimniß verrathen. Es betraf gerade das „starke Medium.“ Einige Prophezeihungen, welche ich aufs Geratewohl machte, schienen ihm vollkommen möglich, sogar wahrscheinlich. Und trotzdem hatte das Keiner außer ihm wissen können. Hauptsächlich aus seiner Fragestellung hatte ich mir die weiteren Details zusammengelegt.

Alle waren auf das Höchste verblüfft. Sie lachten nicht mehr. Sie glaubten.

Selbst der Eingeweihte gestand mir nachträglich, daß er noch mehrmals an meiner Aussage gezweifelt hatte, obgleich alles das geschah, was wir vorher besprochen hatten. Trotz scharfer Beobachtung hatte er nichts von meiner Mithülfe entdecken können. — Die Aufmerksamkeit von mir selber hatte ich verschiedene Male dadurch abgelenkt, daß ich behauptete, der Eingeweihte, welcher mir zufällig gegenüber saß, habe das letzte Klopfen jedesmal durch eine besondere Bewegung betont. Dadurch habe er gezeigt, daß er vorher gewußt habe, welcher Buchstabe kommen sollte. Er verließ auf meinen Wunsch den Tisch und ein Anderer trat an seine Stelle. Aber der Tisch sprach natürlich eben so gut weiter, wie zuvor.

Alle, außer uns zwei, waren in vollkommene Spiritisten umgewandelt worden. Jedes Bedenken, welches ich bei der Diskussion geltend machte, wußten sie äußerst scharfsinnig zu widerlegen.

Den Schluß brauche ich wohl nicht zu erzählen. Die Thatsache des Betruges, welche mir am nächsten Tag zuerst Keiner glauben wollte, ließ sich leicht beweisen.

Nach etwas Uebung brachte ich es fertig, durch einen Druck nach vorne den Tisch auf meiner Seite zu heben, sodaß es durch ein unbewußtes und bewußtes Zusammenarbeiten mehrerer Personen möglich wird, daß alle vier Tischbeine den Boden verlassen. Auf einem Bein stand der Tisch sogar schon bei der ersten Sitzung mehrmals.

Deshalb zweifle ich jetzt nicht mehr daran, daß ein geübtes Medium Alles das auf „natürlichen" Weg fertig bringen kann, was von einem solchen erzählt wird.

Damit will ich aber durchaus nicht behauptet haben, daß bei den spiritistischen Experimenten immer ein Betrug vorliegt, denn unter Betrug verstehe ich das, was eine absichtliche Täuschung des Andern bewirken soll. Diese Absicht braucht aber bei den „wahren" Medien nicht vorhanden zu sein. Eine Autosuggestion betrügt sie selber. Das Medium sagt deshalb mittelst des Tisches, was sonst sein Mund aussprechen würde. —

Hätte ich mein Ehrenwort vorher abgegeben, wie es in der Psychologischen Gesellschaft zu geschehen pflegt, so wäre es mir wirklich nicht möglich gewesen, eine scharfe Grenze zwischen dem Unbewußten und dem Bewußten oder später zwischen den erlaubten „Experimentiren" und den Betrügen zu ziehen. Uebrigens handelt es sich hier um eine wissenschaftliche Frage, der Beantwortung nur durch ein konsequente Durchführung des Betruges möglich war. Nur dadurch konnte ich auch die Andern vollständig von ihrem Irrthum überzeugen.

Düsseldorf. R. Ed. Liesegang.

Mittheilung.

Leider können wir das Ergebniß unseres Preisausschreibens noch nicht verkündigen. Die entscheidende Sitzung der Herren Preisrichter kann erst Anfang September stattfinden. Wir bitten wegen dieser Verzögerung höflichst um Entschuldigung.

Berlin, den 1. September 1896. Kritik-Verlag G. m. b. H.

Sprechsaal.

Herrenmoral und Frauenhalbheit.

Gegen Frl. Dr. Käthe Schirmacher, Verfasserin der Broschüre „Herrenmoral und Frauenhalbheit", welche das 10. Heft des von mir herausgegebenen Sammelwerkes über den „Existenzkampf der Frau im modernen Leben" bildet, hat Frau Marianne Heidfeld (Danzig) in Nr. 95 der „Kritik" einen offenen Brief veröffentlicht, der mehrfach von irrthümlichen Voraussetzungen ausgeht und verschiedene offenkundige Mißverständnisse enthält. Nirgends z. B. steht in der Broschüre eine Behauptung, daß sämmtliche Mitglieder der Frauenvereine nicht arbeiten gelernt hätten. Ohne auf eine ausführliche Widerlegung aller dieser Irrthümer und fälschlichen Schlußfolgerungen einzugehen, möchte ich erklären, daß es durch nichts gerechtfertigt erscheint, wenn Frau Heidfeld die Schilderung eines Frauenvereins, wie sie im zweiten Theil der Broschüre gegeben wird, allein auf Danzig bezieht. Das zu Grunde gelegte Beispiel, dessen Wahl übrigens dem Schriftsteller stets freisteht, soll vielmehr Schäden geißeln, die in mehr oder minder weitem Umfang bei allen Vereinen vorherrschen, in der heutigen deutschen Frauenbewegung also allgemeine Giltigkeit haben

Berlin. Gustav Dahms.

* * *

Der heutigen Nummer liegt ein Probeblatt der „Kieler Neuesten Nachrichten" und der Wochenschrift „Deutsche Volksstimme" bei. Wer eine von den politischen Parteien und vom Kapitalismus durchaus unabhängige Zeitung lesen will, die in versöhnlicher Sprache und im Geiste einer neuen Zeit über die wichtigsten Fragen des politischen, volkswirthschaftlichen und religiösen Lebens in sorgfältig gewählten Artikeln berichtet und eine Rundschau über die bedeutendsten Preßstimmen bietet, wer ein Wochenblatt lesen will, das reichhaltig und billig ist, wer für seine Anzeigen eine Zeitung wünscht, die in allen Gesellschaftsschichten weit über Deutschland hinaus beachtet und gelesen wird, der nehme ein Probe-Abonnement auf die „Kieler Neuesten Nachrichten". Näheres wolle man aus dem Probeblatt ersehen.

Verantwortlich für Redaktion u. Verlag: Dr. Richard Wrede, Berlin. Druck: F. Cynamon, Berlin.

Jeder Deutsche im Auslande
wird gebeten seine Adresse d. Kritik-Verlag Berlin SW. 46 Hedemannstr. 9, anzugeben, wofür derselbe eine Probe-Nummer der Wochenschrift die „Kritik" umsonst übersendet.

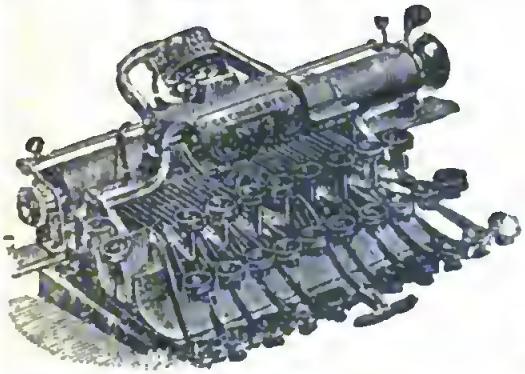
Castan's Panopticum.
165. Friedrichstr. 165.
Neu!! Neu!! Neu!!
4
hochsensationelle
Neuheiten,
die ein **Jeder**
sehen muss!!

Hirschgeweihe in grösster Auswahl
Rehgehörne bis 40 cm hoch, sowie ca. 60 andere Arten Gewehe, Stockgriffe Knopfe und andere Hirschhornwaaren Hundegrandelliet.
Weiss & Bitterlich.

Preis per Stück 10 Mark

für 1 Cyl.-Remont-Uhr in Silber, 0,800 gest. gest. Goldrand. 6 St. vergold. Zeiger u. inner Deckel 2 Jahre schriftl. Garantie Allein-Fabr. d. vorzügl. Remont-Uhr „Secunde", hochf. regul., Prima-Werk in Silb.-Gehäuse. Golde. ff. graa Deckel u. 3 Jahre schriftl. Gar 20 M. — versendet
Gustav Staat, Düsseldorf.
Fabrik u. Lager in Uhren u. Goldwaren.
Umtausch gestattet oder Geld zurück Preisl. ge. u fr.

Amateur-Photograph
Illustrirte Monatsschrift
— Jährlich Mk. 5. —
Laterna-magica
Vierteljahrs katt für Projectionskunst.
— Jährlich Mk. 3. —
Man verlange Prospecte.
Ed. Liesegang's Verlag, Düsseldorf.



„Blickensderfer".
Beste und billigste
Claviatur-Schreibmaschine.
Preisgekrönt Chicago 1893
Patentirt in allen Staaten.
Neueste und grossartigste Erfindung auf d. Gebiete d. Schreibmaschinen.
84 Buchstaben, Zahlen und Zeichen. Preis 160 Mk. Prospekt franko.
GROYEN & RICHTMANN, SOLINGEN.

666 echte Briefmarken
enth. 8 Varitäten, wer. Venezuela, Travancore Japan. Nicaragua, Tunis, Türkei, Bulg Columbia, Honduras &c. f. nur **1 Mark.**
Porto 20 Pf. Liste gratis in Briefmarken
W. Petters & Co., Hamburg.

Patente prompt, Rath gratis durch **Hans Friedrich,** Pat.-Anw. in Düsseldorf. Beste Erfolge

Charakter-
beurtheilung auf Grund wissensch. Untersuch. durch Handschrift. Skizze M. 2. Analyse M. 4. Begutachtung anonym u. gefälschte Schriftstücke. Prosp. und Zeugnisse gratis
Grapholog. Bureau Aug. Günther,
Berlin SW. 29 Colmstr. 42 b.

Was ist Feraxolin?
Feraxolin ist ein grossartig wirksames Fleckputzmittel wie es die Welt bisher noch nicht hatte. Nicht nur Wein-, Kaffee-, Harz- und Oelfaeben-Flecken, sondern selbst Flecken von Wagenfett verschwinden mit verblüffender Schnelligkeit, auch aus den heikelsten Stoffen.
Preis **35** und **60** Pfg.
In allen **Galanterie-, Parfumerie-, Droguenhandlungen** und **Apotheken** käuflich. En gros bei
Joh. Grolich,
Engeldroguerie
in **Brünn** (Mähren).

Der heutigen Nummer unserer Wochenschrift „Die Kritik" liegt ein Prospekt der parteilosen Tageszeitung „Kieler Neueste Nachrichten" mit der Beilage „Deutsche Volksstimme" bei, worauf wir unsere Leser noch besonders aufmerksam machen.

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile

Photographische Apparate
sowie sämmtliche Bedarfsartikel.
Illustr. Preisliste kostenlos.
Ed. Liesegang. Düsseldorf.

9½ Pfd. netto gebr. **Natur-Kaffee** in Bohnen, fast ohne Bruch, gar rein, gut schmeckend, vers. unt. Nachn. v. M. 8,85 frc. jed. Poststat. Ders. Kaffee 5 Pfd. netto M. 4,95 frei überall hin. Sämmtl. Kolonialwaaren, marinirte, geräucherte und frische Fische bill.
H. Kreimeyer, A. L. Mohr Nachf.
Altona-Ottensen.

Ueber Nacht

beseitigt **A. Prössl's** gesetztes geschütztes **„Wattorin"** das Hühnerauge **ohne Schmerzen — ohne Messer — ohne Pflaster — vollständig gefahrlos.** Zu haben in allen einschläg. Geschäft. od. direkt v. Fabrikln, Preis M. 1.—. **A. Prössl, Nürnberg,** Fürtherstr. 58.

Himbeersyrup aus Harzer Waldhimbeeren
Harzer Kräuterliqueur anerkannt vorzügl. Qualität. 10 ganze Flaschen (Medocfl.) für 10 Mark incl. Glas u. Packg. versend. geg. Nachn.
Otto Scharf, Wernigerode, a. Harz.

Celler Victoria-Zwieback,
garantirt ohne Margarine, delicat im Geschmack, ist der beste

Butter-Zwieback

der Welt, feinstes, Monate lang haltbares **Kaffeegebäck,** überall höchstprämiirt. Eleg. Blechkasten mit 200 St. **M. 3,60,** franco gegen Nachn. Prospecte, Analysen, Atteste u. Muster gratis.
HARRY TRÜLLER, Dampfzwieback-Fabrik,
Celle 6, Provinz Hannover.
Schutzmarke „Victoria" Export a. all. Welttheil.

Sensationell! Sensationell!

Isabella-Accord-Zither

von Jedermann ohne Musikkenntniß sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rococo-Arbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, 2 Zitherringen, Notenhalter und **3 Notenheften** je ca. 1[illegible] Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur M. 12,50** incl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18—20 M.
Rich. Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Nur tausender Pfarrer, Lehrer, [illegible] ꝛc. über seinen **Holländ. Tab[illegible]**
Lob hat **B. Becker in Seesen a.** [illegible]
Ein **10** Pfd.-Beutel fco **acht** [illegible]

Pädagogium Waren (Mecklenbg.)
Einjähr.-Freiwill.-, Postgehilfen- usw. [illegible] Stenographie.

Neue Emder Heringe

feinste fette Waare, Postkolli 3,25 M. franko Nachnahme. Größere Gebinde laut Preisliste. [illegible] Fokken u. Müller.

Delikatessen 5 Ko.

(Postkolli) 9 Dosen **Dick-Aal in Gelée, Heringe in Gelée, Fischsalat und Ochsenfleisch-(Zungen-)Salat** offerirt als Probe gegen Nachnahme von **6 Mk.**
E. Gräfe, Conservenfabrik.
Altona-Ottensen.

Krebse.

Suppenkrebse	2—3 Mark	[illegible]
Grosse Tafelkrebse	5—12 „	
Riesen (Hummerngross)	12—25 „	

versendet springlebend per Post.
B. Reche, Königl. Hoflieferant in Myslowitz.

Eine praktische Patentdose mit Brutto 10 Pfd.
hochfeinster Delikateß-Senfgurken.
Eine Kiste ca.
100 echter großer Harzkäse
je Mark 3,50 mit Verpackung franko Nachnahme.
Gust. Mackenrodt, Quedlinburg.

HAMMONIA-FAHRRÄDER

erstklassiges Fabrikat. Solide Preise. Vertreter gesucht. Katalog gratis u. franco.
A. H. Ueltzen, Hamburg.

Photographische Vergrösserungen nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Gr[illegible] Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

Luftkurort Cleve. Kneipp'sche Heilanstalt.

Das ganze Jahr geöffnet. Ausführl. Prospekt gratis.
Dirigirender Arzt, **Dr. med. Bergmann.**
früher I. Badearzt bei Herrn Pfarrer Kneipp in Wörishofen.

F. G. TAEN-ARR-HEE

En gros. Special und Original En [illegible]
China- und Japan-Waaren und Thee-Import-Geschäft,
Lackwaaren, Porzellane,
Wandschirme, Dekorationsfächer etc. etc.
Illustrirte Preisliste gratis und franco.
BERLIN W., Leipziger-Strasse 119/120.

[illegible] verantwortlich für Inserate Robert [illegible] in Berlin W. — [illegible]

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgeber: Richard Wrede

III. Jahrgang | **Nr. 102** | 12. September 1896

Laurentiusthränen. Von Eduard Engels.
Eine unitarische Strömung in Süddeutschland. Von Rolf Alexander.
Rennbahn und Volksmoral. Von Major a. D. Henning.
Sinneswahrnehmungen. Von Dr. Eugen Dreher.
Der psychologische Ursprung und die letzten Ziele der Kunst. Von Max Wundtke.
Weibersehnsucht. Von Falk Schupp.
Volkskunst. Von Franz Herrmann Meißner.
Die Geschichte von der Lieben und von der Neun. Von F. Berg.
Sittlichkeit.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig.

Kritik-Verlag

Berlin S.W. 46, Hedemannstraße Nr. 9

Fernsprecher: VI, 1429.

Digitized by Google

Bücher-Rundschau
und
Anzeigen des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels

Berlin, den 12. September 1896.

Dr. J. A. Keller, Vergißmeinnicht. Eine reichhaltige Sammlung von ausgewählten Album- und Stammbuchversen. Elegant geb. 3 M. „Diese Ausgabe ist so reichhaltig und mit feinem Geschmack zusammengestellt, so daß sie in keiner Familie fehlen müßte." Verlag von F. W. Cordier Heiligenstadt.

Soeben erschienen folgende empfehlenswerthen Lieder von **Gustav Kühle.** Op. 12. Hat der wilde Sturm die Rose entblättert, f. S. u. 1. St. 1 Mark. — Op. 25, der Wirth an der Mahr, Ballade, für tiefe St. Mark 2,00 — Op. 71, wie sieht der Teufel aus, f. e. Singst. m. Begl. d. P. u. Violine 1 M. — Op. 90, mein Paradies, f. e. S., 1 Mark. — Op. 94, Warnung, f. e. S., 1 M. — Op. 95, für mich allein, f. e. S. 1 M. Verlag von Gustav Kühle in Wien.

Schulen und Unterrichtswerke für Gesang Klavier, Orgel, Ueberh. alle Musikinstrumente. Musikschriften. Kataloge frei. Spezial-Verlag: Carl Merseburger, Leipzig.

Buch des Friedens. Von J. V. E Wundersam u. ertha v Suttner. Beiträge bester Schriftsteller. 61 Portraits. Geh M. 2,50, geb. M. 3,30. Bern, Neukomm u. Zimmermann.

Kupferstiche, Gravüren und Radirungen, ungerahmt und gerahmt in größter Auswahl stets vorräthig bei Amsler u. Ruthardt, Kunsthandlung, Berlin W, Behrenstraße 23a, Parterre u 1. Etage

Anno Dazumal! Bayerische heitere Soldatengeschichten aus vergangener Zeit v. Heinr v Selbitz Illustr. v. Aug. Rühles. Hübsch gebunden M 2,50. Prächt. humorvolles Buch Verl. v. Max Eichinger, k. Hofbuchhandlung, Ansbach, Bayern

Kneipp-Litteratur, Bücher und Zeitschriften versl. überallhin die Buchhandlung L. Auer, Donauwörth (Bayern). Probenummern und Katalog kostenfrei.

Empfehlenswerthe neue Musikalien!

Wilhelm Heiser, op. 472. Der goldene Traum der ersten Liebe. Lied f. eine S. m. Begl. d. P. 1 Mk. Verlag von Gustav Richter in Leipzig.

Hermann Neumann, Die besten Frauen. Original-Duett. 1,50 Mk. Der fidele Berliner Briefträger. Original-Couplet. 1,50 Mk. — Straßen-Alarm. Couplet. 1,50 Mk. Verlag von Bernhard Kleine in Paderborn.

H. Reh, op. 85. Von der Puszta, Marsch nach ungarischen Weisen f. P. 1 Mk. Verlag von A. J. Benjamin in Hamburg.

H. Seifert, Fliegende Blätter. Walzer f. P. 1 Mk. Musikverlag v. T. Tschenscher in Berlin.

Theodor Franke, op. 134. Kairo-Marsch f. P. 1 Mk. Heinrich Landwehr. op. 40. Officieller Festmarsch der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. f. P. 1 Mk. Musikverlag von Paul Fischer in Berlin.

Philipp Langmann, realistische Erzählungen, 2 Mark. — Ein junger Mann von 1895, und andere Novellen. 2 Mark. — K. E. Nicolai, Opfer, Roman, Mark 4,50. Verlag von Rob. Friese, Sep.-Ct. in Leipzig.

Anti-Jansen. Kritische Erledigung der Jesuitenfrage durch die Wissenschaft v. lic theol Mucke. Erster Band Lfrg. 5 60 Pfg. Verlag von Edwin Runge in Berlin-Schoneberg

Märchen und Erzählungen von Hedwig Birkhold. Mit einem Vorwort von Karl von Perfall. Preis geh 2 Mark. Verlag von Hermann Pohle (Frommannsche Buchdruckerei in Jena.

Der Gartenlaube-Kalender 1897.

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mk. Der Gartenlaube-Kalender f. d. Jahr 1897 enthält eine neue Erzählung von W. Heimburg „Marianne Sieverding", ferner Beiträge von Hans Arnold, Ada Trau u. A.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Unsere Landsleute auf Reisen. Humoristische Schilderung der Erlebnisse des Gevatters Nicolai Iwanowitsch und Gattin Semenowna Iwanow auf ihrer Reise über Berlin nach Paris und zurück. von R. A. Lejkin. Aus dem Russischen übersetzt von Helene Morbaum. Preis 2 Mk. 50 Pf. — **Skizzen** von Sophie Behr 2 Mark. — **Schlußkapitel eines Hagestolzen** von E. Preis 2 Mk. Verlag von August Deubner in Berlin.

Im Kritik-Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fragen des öffentlichen Lebens.

Herausgeber Dr. jur. Rich. Wrede. Jährlich 12 Hefte 5 Mark, das einzelne Heft 50 Pf. Bisher sind erschienen

Heft 1: **Die Börse und ihre wirthschaftliche Bedeutung** von Spectator.
„ 2: **Raoul Pictets Theorie vom Leben** von Dr. E. Gnitrow.
„ 3: **Staatsrath, Kammer und Volk** von J. M. von Raschdau.
„ 4: **Röntgens Entdeckung** von Dr. R. F. Jordan.
„ 5: **Nietzsche und das Christenthum** von Prof. Dr. Geo Runze.
„ 6: **Frauenmoral und Herrenhalbheit** von Ad. v. Hanstein.
„ 7: **Die Grundlage der physischen Welt** von Dr. Eugen Dreher.
„ 8: **Vom alten und modernen Sturm und Drang** von Dr. M. Spanier.

LE MAGAZINE INTERNATIONAL

Organe de la Société Internationale Artistique

91, Avenue Niel, PARIS.

Erscheint alle zwei Monat. Jährlich 8 Mark.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 12. September 1896

III. Jahrgang | Nr. 102 | Jahrgang III

Laurentiusthränen.

Wußten Sie schon, wie die sozialdemokratische Parole „Proletarier aller Länder vereinigt Euch" in gut bürgerlicher Uebersetzung lautet? Die Nationalzeitung hat es uns am 10. August d. Js. verrathen: „Der Versuch einer Annäherung unter den liberalen Fraktionen, der schon durch die Gefährdung des Liberalismus geboten ist, muß besonders darum gemacht werden, weil keine derselben stark genug ist, um allein zu stehen." — Es ist das alte Feldgeschrei nach der „großen liberalen Partei", die, falls sie gegenwärtig zu Stande käme, in der That eine Vereinigung aller Proletarier — nämlich der Proletarier der Politik sein würde.

Ueber das politische Elend des heutigen „Liberalismus" kann nichts hinausgehen. Keine Schilderung der ärgsten wirthschaftlichen Misère unserer Arbeiter vermag das Gesinnungselend der Partei „von Bildung und Besitz" in den Schatten zu stellen, und die Nationalzeitung hat ohne Zweifel den Finger an eine der wundesten Stellen des politischen Organismus gelegt, wenn sie, unbewußt, der sozialen Frage wirthschaftlicher Observanz eine soziale Frage intellektueller Art an die Seite stellte.

Es scheint zu Ende zu sein mit dem „Liberalismus". Wenn ich seiner gedenke, fallen mir immer die Goethe'schen Verse von der Sternschnuppe ein:

Aus der Höhe fuhr ich her
Im Stern- und Feuerscheine,
Liege nun im Grase schwer:
Wer hilft mir auf die Beine?

Digitized by Google

Ja, wer hilft mir auf die Beine?! Hat man vielleicht ein Omen darin zu erblicken, daß der Artikel der Nationalzeitung gerade am 10. August, dem berühmten Meteortag, erscheinen mußte, wo die „Thränen des Heiligen Laurentius" im „Stern- und Feuerscheine" herniederträufeln? — Von den vielen Tausend Sternschnuppen, die an diesem Tage zu stürzen pflegen, bleibt in der Regel nichts übrig, als ein wenig Gas oder ein Häufchen gelben Schleimes, allenfalls ein unansehnlicher Stein, der zu nichts weiterem nutz ist, als zur Aufnahme in ein mineralogisches Kabinet. Auch der Liberalismus ist im besten Falle „museumsfähig". Sollte von seiner Herrlichkeit heute mehr als das erwähnte Häufchen gelben Schleimes übrig sein, so wird vielleicht einmal ein Professor der Zukunft beim Durchwandern der mineralogischen Sammlung irgend einer Hochschule also zu seinen Schülern sprechen:

„Meine Herren, hier sehen Sie den Lapis liberalis; er gehört zu den Meteoriten. Sie wissen, daß diese Meteoriten meist dem Schweif zertrümmerter Kometen entstammen. Von dem vorliegenden Exemplar ist diese Kometenschweif-Herkunft thatsächlich erwiesen. Er entstammt dem großen Kometen, welcher im Zeitalter der „Aufklärung" über Westeuropa aufstieg, um die Wende des 18. Jahrhunderts seine größte Helligkeit erreichte, dann aber, nach verschiedenen Kollisionen mit der „Restauration", der „Heiligen Allianz" und zuletzt mit dem Herzog von Lauenburg langsam verblaßte und vor seinem Ende im Gefolge eines dunklen Centralkörpers, genannt „Kapitalismus", als Meteorring um die Erde kreiste. Auf dieser Bahn verirrte er sich in die Attraktionsphäre des Sozialismus der ihm vollends den Garaus machte, indem er ihm unendliche Sternschnuppenfälle abnöthigte. Thränen des Heiligen Laurentius nannte man diese letzteren: Das arme Gestirn hat sich zu Tode geweint. Ach, es war ein „wässeriges" Ende. — Es ist schade um den schönen Kometen, wird der Herr Professor seinen Vortrag schließen, er hat als helles Wahrzeichen über den Freiheitskriegen gestanden, er hat 1789 und 1848 die edelsten Herzen begeistert, aber sein Unglück war, daß er zur Schweifbildung eine so große Neigung besaß, daß bei ihm der Hang zur Diffusion (und auch Konfusion) jedes zentrale Streben lahm legte, so daß es ihm stets im kritischen Moment an wuchtiger Stoßkraft gebrach und er in kläglicher Kompromißlerei seine edelsten Gaben verzetteln mußte. Er war eben ein — Komet."

Also der Professor. Hätte ich den wohlunterrichteten Mann zur Stelle, ich würde ihn ersuchen, uns eine detaillirte Schilderung von dem Auflösungsprozeß eines Kometen ganz im allgemeinen zu geben, ein Thema der astronomischen Forschung, über welches die Wissenschaft noch sehr im unklaren ist. In unserem Falle würde ein derartiger Vortrag

um so interessanter sein, als man die Auflösung des liberalen Kometen nicht bloß auf deutschen Sternwarten, sondern zugleich auch in Oesterreich, in Belgien, ja sogar in Spanien beobachtet.

In Oestereich erleben wir das seltsame Schauspiel, den Liberalismus eine Vermummung vornehmen zu sehen, um sich noch eine Weile existenzfähig zu erhalten. Er wechselt Kleidung, Bart, Perrücke, Haltung ꝛc. und verfolgt hierbei offenbar denselben Zweck, welcher geriebene Ganner nach Vollführung eines Bubenstreichs zur Vornahme ähnlicher Manipulationen zu bestimmen pflegt: er möchte unkenntlich sein, um auf's Neue sündigen zu können.

Der österreichische Liberalismus hat es in dieser Beziehung bereits zu einer Routine gebracht, die jedem Langfinger Ehre machen würde. Einst nannte er sich „Verfassungspartei", dann (bis 1881) „Klub der Liberalen" und „Vereinigte Fortschrittspartei", dann (bis 1885) „Vereinigte Linke", dann (bis 1888) „Deutsch-Oesterreichischer Klub", dann (bis 1896) „Vereinigte deutsche Linke", dann — und hier sind wir bei seiner neuesten Metamorphose angelangt — „Deutsche Fortschrittspartei". Der Erfolg dieser Manipulation ist natürlich ihrer Erfindung durchaus würdig: wie man dieser Tage in österreichischen Blättern las, sind die Apostel der „neuen" Partei in einer Versammlung mit faulen Eiern beworfen worden. Ob die Hennen, die das faule Ei der „Deutschen Fortschrittspartei" ausgebrütet haben, auch diese faulen Eier bebrüten wollen, darüber sollen sie leider in dem Gedränge des Augenblicks sich nicht geäußert haben.

In Belgien macht der Liberalismus gar nicht erst den Versuch sich zu erhalten. Er ergiebt sich in sein Schicksal. Noch bei den Wahlen von 1894 hatte man eine Art Trippelallianz zwischen den Liberalen, den Radikalen und den Sozialisten angestrebt und diesen Plan zum Theil auch ausgeführt. Bei den diesjährigen Wahlen hat man selbst das nicht einmal für nöthig erachtet. Während die Radikalen durchweg an der Seite der Sozialisten fochten, zogen die Liberalen es vor, die bequemere Bundesgenossenschaft der ultramontanen Regierungspartei aufzusuchen. Die Kläglichkeit dieses Verhaltens tritt erst bei einer Vergleichung der Resultate des ersten und des zweiten Waffenganges bei jener Wahl in die rechte Beleuchtung. Nach dem Ergebniß des ersten Waffenganges setzte sich die belgische Kammer zusammen aus 76 Klerikalen, 12 Liberal-Radikalen und 29 Sozialisten. Der zweite Waffengang aber, der die Streitmacht der Klerikalen auf 111 Köpfe erhöhte, brachte den Liberal-Radikalen, brachte den Sozialisten auch nicht einen einzigen Deputirten; es blieb bei den 12 Liberalen und 29 Sozialisten des ersten Treffens!

Offenbar hatte der Erfolg der Sozialisten bei diesem ersten Ansturm die liberalen Mameluken ins Bockhorn gejagt, und statt die klerikale Regierungspartei nach deren Mißerfolg bei der Hauptwahl in der Stichwahl vollends niederzuwerfen, zogen sie mit eingeklemmten Schwänzen in das Lager der Schwarzen hinüber und verhalfen diesen zu einem vollständigen Triumph. Die Verlogenheit eines auf solche Weise zustande gebrachten Wahlresultats kommt natürlich hinterher doch ans Tageslicht. Zählte man 1894 unter 100 abgegebenen Stimmen 57 klerikale, 23 liberal-radikale und 11 sozialistische, so gab es diesmal unter der gleichen Stimmenmenge 56 klerikale, 19 liberal-radikale und 25 sozialistische, und während auf 960000 klerikale Stimmen 111 Abgeordnete entfallen, haben die gewählten 29 Sozialisten 450000 Stimmen, d. h. nahezu halb soviele Wähler, wie die vierfache Anzahl der ultramontanen Abgeordneten hinter sich.

Sucht man nach einer Erklärung für die Agonie des Liberalismus, so sprechen für Belgien allein schon diese Zahlen eine nicht mißzuverstehende Sprache. Für Oesterreich erzählt die dortige Schwindelblüte des Antisemitismus, dieser „Sozialismus der dummen Kerle", der aus dem Kadaver des verwesenden Liberalismus aufschießt, eine Geschichte, deren Deutung auf der Hand liegt. So lange vom Ausland die Rede ist, macht denn auch Niemand, selbst kein Liberaler, den Versuch, den offenkundigen Verhältnissen eine rabbulistische Deutung anzuquälen. Kaum aber kommt man auf den deutschen Liberalismus zu reden, und schon meldet sich eine ganze Armee von politischen Tapezier- und Dekorationskünstlern, die der Wahrheit allerhand gleißnerischen Trödel umhängen möchten. Vor allem Dingen bestrebt man sich, den Blick von der zentralen Ursache ab und auf allerhand Symptome hin zu lenken, die nur in sekundärer Linie in Betracht kommen. Das Sozialistengesetz, welches die nationalliberale Willfährigkeit dem Fürsten Bismarck entgegentrug, die Bewilligung für den unpopulären Militarismus, welche die Rückgratlosigkeit der Liberalen sich in unaufhörlich wiederholter Folge abnöthigen ließ, der Kulturkampf, der unter dem Banner der von den Nationalliberalen verhetzten Konfession eine ganze Völkerwanderung bunt zusammengewürfelter Gegner des Liberalismus sammelte, das Liebäugeln mit dem Bimetallismus und dem Antrag Kanitz, für welche trotz der Verabschiedung des Herrn Hahn die Herren Oriola, Heyl und Consorten noch immerfort offen eintreten, alles das und besonders die oftmalige Verleugnung der unveräußerlichsten liberalen Grundsätze soll den Credit des Liberalismus unterwühlt haben und seine gegenwärtige Agonie, die nur ein kataleptischer Schlaf sei, genügend erklären. Die guten Leute,

welche also argumentiren, übersehen die Kleinigkeit, daß jene Agonie eine ganz allgemeine ist und sich keineswegs bloß auf Deutschland beschränkt, weshalb sie nicht aus spezifisch Deutschen, sondern aus universellen wirksamen Faktoren zu deuten ist.

An der Hand von solchen allgemeinen Agentien hat meines Wissens vorerst nur ein einziger Politiker, Herr Professor Lujo Brentano dem Phänomen beizukommen versucht. Für Herrn Brentano ist der Liberalismus aus der Skepsis hervorgegangen und in seinem Ursprung eine Bewegung von wesentlich negativer Tendenz gewesen. Von dem Tage ab, wo der Liberalismus dieser negativen Tendenz entsagte, soll für ihn die tragische Peripetie beginnen. Sobald nämlich einmal aus der Kritik des Ueberlieferten eine positive Lehre sich ergeben hatte, lag die Gefahr nur allzu nahe, dieses positive Resultat zu einer Art Dogma zu erheben und eine Parteiorthodoxie zu begründen, die schon als solche dem Wesen des Liberalismus schnurgerade zuwiderläuft. Belgien, das Musterland des kontinentalen Liberalismus ist unserem Gewährsmann in dieser Hinsicht typisch. „Der belgische Liberalismus ist zu Grunde gegangen, weil er, gesättigt von seinen Erfolgen, die Prinzipien vergessen hat, die ihn zu seinen Erfolgen geführt haben." Wie allen Orthodoxien ist es auch dem orthodox gewordenen Liberalismus ergangen: er wurde zu einer Sekte, die um so leidenschaftlicher auf ihre alleinseeligmachende Heilslehre pochte, je geringer die Aussichten auf eine Wiederkehr ihrer Herrschaft wurden. „Es war der größte Fehler, den der Liberalismus beging, daß er zur Zeit, da er in wirthschaftlichen Fragen den Ausschlag gab, seine Macht dazu mißbrauchte, die Reformen zu vereiteln, statt sie zu verwirklichen." Mit anderen Worten: der Liberalismus hätte sich sozial geberden sollen, dann wäre er nach der Meinung Brentanos seinem Schicksal vielleicht entgangen.

Das war natürlich den Liberalen, wie man zu sagen pflegt, „etwas zu starker Tabak". Sogleich zäumte Herr Ludwig Bamberger sein falbes Rößlein auf und ritt zum Turniere in die Arena. Dem Gegner das Wort zur Erwiderung von vorne herein abschneidend, indem er über eine „langausgesponnene Polemik" das Näschen rümpfte, sprach er das große Wort gelassen aus: „In Belgien ist nicht der Sozialismus Sieger über den Liberalismus, sondern der Ultramontanismus, in Deutschland dieser und das Junkerthum. Gegen beide scheint mir für den Liberalismus noch viel zu thun zu sein". . . . „Wären nicht eine Anzahl von Männern in der Regierung des Reiches und der Einzelstaaten viel aufgeklärter als die Mehrheit des Reichtags, so säßen wir bereits über die Ohren in den ältesten Zunftverfassungen, in sonstigen Scharteken und in einem frischen fröhlichen Zollkrieg mit der ganzen Welt."

Ein so feiner Kopf Herr Ludwig Bamberger auch sein mag, darin ist doch auch er das getreue Kontrefei des „Liberalen", daß ihm das Verständniß für seine Zeit gebricht. Was uns im Innersten bewegt, wonach wir alle, ob Klerikal, ob Konservativ, ob Radikal, ob Sozial mit allen Fiebern unseres Wesens verlangen, er ahnt es nicht, empfindet es nicht, ja, er würde es leugnen, wenn man's ihm sagte. Liberal sein heißt eben „unzeitgemäß" sein, unzeitgemäß nicht in jenem providentiellem Sinne, sondern in dem ganz reinen Wortverstand, nach welchem etwa eine Mumie unter lebenden Menschen „unzeitgemäß" erscheint. Gegen den Ultramontanismus und das Junkerthum will Herr Bamberger sein liberales Fähnlein in's Gefecht führen und glaubt, daß sich in solcher Fehde immerhin noch reiche Lorbeeren verdienen lassen. Ja freilich mag es an der Zeit sein, den Rittern vom Dreschflegel und vom Weihrauchfaß ein wenig die Pelle zu gerben, aber schließlich ist der Eifer und die Aufdringlichkeit, womit diese Elemente nach utopistischen und mittelalterlichen Reformen drängen, doch nur ein Symptom für die bohrende Unzufriedenheit, die selbst diese Kreise über die herrschenden Staats- und Wirthschaftsformen empfinden, und wenn man sie an der Bethätigung dieses Gefühles hemmt ohne ihrer Sehnsucht ein edleres, höheres Ziel stecken zu können, so werden selbst die Lorbeeren, die man aus dem Gefechte heimbringt, zu einem Flittertand, für den schon die Gegenwart, wenn sie aufrichtig sein will, nur ein mitleidiges Lächeln haben kann. Nein, Herr Ludwig Bamberger, für Ihren Liberalismus ist heute nichts mehr zu thun, gar nichts als unverbrüchlich zu schweigen und abzuwarten, welcher Gestalt der Proteus sein wird, der aus dem gährenden sozialen Chaos hervorzutreten drängt. Und darin haben Sie allerdings vollkommen Recht, Herr Ludwig Bamberger, daß sie eine Sozialisirung des Liberalismus, wie sie Brentano wünscht, perhorresziren. Liberaler Sozialismus, das ist in der That ein Unding, eine contradictio in adjecto. Der Liberalismus, als das System der Emanzipation des Individuums, als die Politik des Individualismus und des Ipsismus, kann ja doch unmöglich „sozial" werden, wenn er nicht sich selber in den Hals hineinlügen, sich in sich selber, wie H. Heine vom Vater Rhein sagt, „versaufen" will. Andererseits aber glaube ich, daß Herr Brentano wirklich auf dem rechten Wege ist, wenn er in dem Sozialismus den eigentlichen Verderber des Liberalismus erblicken zu müssen glaubt, eine Ansicht, die ich nur insofern modifiziren möchte, als die Thätigkeit des Sozialismus an diesem Zerstörungswerk vielleicht in höherem Maße, als Herr Brentano annimmt, eine bloß passive war.

In Goethes „Wahlverwandtschaften", dort, wo man sich über die Gesetze der chemischen Affinität unterhält, ist von einer Mischung

heterogener Substanzen die Rede, die trotz allen Rüttelns und Schüttelns sich in keiner Weise miteinander verbinden wollen, bis man ein paar Tropfen irgend einer Flüssigkeit zusetzt und dadurch in der trüben Mischung nicht nur eine sofortige Klärung hervorruft, sondern auch eine Reihe neuer Verbindungen erzielt, die mit den ursprünglichen Materialien keine Spur von Aehnlichkeit aufweisen. Ich glaube nun, daß in der trüben Mischung der politischen Massen die Sozialdemokratie eine ähnliche Wirkung hervorbringt, wie jene wenigen Tropfen in unserem Exempel aus der Chemie. Durch ihr bloßes Dasein wird ein Zersetzungsprozeß eingeleitet, für welchen die Neigung schon in der ursprünglichsten Mischung selber vorhanden war, die Möglichkeit aber und die analytische Direktive erst durch den sozialen Zusatz geboten wurde. Noch ist der Klärungsprozeß ja freilich erst in den Anfängen begriffen und die neuen Gestaltungen deuten sich nur in den primitivsten Umrissen an, aber schon vor langer Zeit hat der bekannte englische Staatsmann Harcourt gesagt, daß wir heute alle mehr oder minder Sozialisten sind, und nicht lange mehr wird es dauern, so werden wir statt „mehr oder minder Sozialisten" entweder „Sozialisten" oder „Nichtsozialisten" sein. Einen handgreiflichen Beleg für diese Behauptung bildet das Beispiel jeder beliebigen Partei. Wie sie auch heißen und was immer sie erstreben mag, der soziale Gährungsstoff der Zeit dringt unaufhaltsam in ihr innerstes Gefüge ein und sprengt sie in tausend Theile auseinander. Aus den Reihen der Konservativen lösen sich die sogenannten Kathedersozialisten, es lösen sich die Pastoren, die „Christlichem Sozialismus" huldigen, es lösen sich die Antisemiten mit ihrem Pseudosozialismus, es lösen sich die Agrarier, die im Antrag Kanitz das Grundprinzip des Sozialismus acceptirt haben. Das Zentrum hat sich längst mit Eifer auf die sozialen Probleme geworfen, und wenn es nicht dem gleichen Zerfallsprozeß wie die konservative Partei unterworfen ist, so hat es das nur dem dominirenden Einfluß seines konfessionellen Charakters zu verdanken, der auch die widerstrebendsten Elemente äußerlich zusammenhält. In einer wesentlich ungünstigeren Lage als der Ultramontanismus und der Konservativismus befindet sich der Liberalismus. Nöthigt der Sozialismus die Mitglieder jener Parteien, welche nach der sozialen Seite inclimiren, bloß zum Eingehen von Sonderbündnissen, die den Zusammenhang mit ihrer Mutterpartei immerhin aufrecht zu erhalten mögen, so ist für den Liberalismus, als dem direkten Antipoden der Sozialismus jeder seiner Anhänger unrettbar verloren, der auch nur die mäßigsten Konzessionen an den Sozialismus zu machen bereit ist. Der Konservativismus, der Ultramontanismus, der Radikalismus vermögen sich einer sozialen Legierung organisch zu amalgamiren: der Liberalismus versetzt sich selber

den Todesstoß, sobald er sich mit sozialer Lymphe impfen läßt. Es kommt also gar nicht darauf an (wie Herr Brentano meint) ob der Liberalismus sich zu einer Orthodoxie ausgewachsen, es kommt auch nicht darauf an (wie die antiliberale Presse behauptet) ob der Liberalismus taktische Fehler begangen und sich dadurch um die Sympathien der Massen gebracht; im Gegentheil, diese taktischen Fehler waren nur die Konsequenz jener Orthodoxie und diese Orthodoxie ergab sich als nothwendige Folge der klar erkannten Unüberbrückbarkeit des Gegensatzes zum Sozialismus. Je mehr der Sozialismus an Einfluß gewann, um so tiefer mußte sich der Liberalismus in seine Orthoxie zurückziehen, er mußte sein eigenes Verderben unbewußt heraufbeschwören, wenn er nicht vor dem Sozialismus kapituliren wollte. Er hatte nur die Wahl: orthodox liberal zu sein oder aufzuhören zu sein; das beides auf Eins hier auslief, war sein Verhängniß und gegen das Verhängniß sind wir alle machtlos. Der Liberalismus tröstet sich freilich damit, daß er sich in dem Wahn bestärkte, der Sozialismus sei bloß die Frucht taktischer Fehler der bürgerlichen Parteien und könne durch strategische Geschicklichkeit in sein altes Nichts zurückgetrieben werden. Heute dämmert ihm die Irrthümlichkeit dieses tröstlichen Glaubens; er sieht ein, daß der Sozialismus — „nothwendig wie des Baumes Frucht" — das unabweisbare Resultat unserer ganzen wirthschaftlichen Entwickelung ist; er überzeugt sich, daß an diesem Resultat politische Maßnahmen so wenig und so viel zu ändern vermögen, wie die Gedanken des Kopfes an dem Verdauungsgeschäft des Magens; und von dem Augenblicke an, wo er diese Erkenntniß in der ganzen Wucht ihrer Bedeutung erfaßt, wird für ihn das Ende seiner Leidenszeit gekommen sein.

Der Sozialismus wird unaufhaltsam seine Herrschaft ausdehnen, darüber besteht kein Zweifel. Je mehr er aber wächst, um so mehr wird die Frage der Stellungnahme zu ihm die ausschlaggebende Frage der ganzen Politik werden. Das Ende wird sein, daß die alten Parteien ganz und gar verschwinden und statt eines Dutzends politischer Kämpfer nur ein Horatier und ein Kuriatier sich gegenüber stehen werden: die Liberalen und die Sozialisten. Die Liberalen sage ich, denn trotz ihrer gegenwärtigen Misère haben nur sie allein Aussicht aus dem allgemeinen Schiffbruch der alten Welt übrig zu bleiben. Sie allein vertreten rein und skrupellos das Prinzip des Individualismus, und so lange man überhaupt den Sozialismus bekämpft, wird es kein anderes Bollwerk gegen ihn geben, als diesen Individualismus. Alles was individualistischen Tendenzen huldigt, mag es nun konservativ oder klerikal, oder radikal „gewappnet" sein, wird sich auf dieses Kastell zurückziehen müssen und der jetzt geschändete Namen der Liberalen wird alsdann zu neuen Ehren

emporsteigen. Die Regierung selbst, ja sogar die Orthodoxie wird liberal sein müssen, wenn sie nicht sozial sein will. Das wird eine herrliche Zeit für die Politiker werden, eine Zeit, die aus großen Gesichtspunkten um zentrale Ideen kämpft, eine Zeit, von deren Ringen eine unermeßliche Zukunft den Prägestempel ihres Charakters empfängt. Auch für den Sozialismus wird das eine sehr erhebende Epoche werden, und eine sehr nützliche obendrein. Reformen, die nicht im Feuer des heißesten Meinungskampfes geschmiedet werden, pflegen keinen Bestand zu haben. Soll also der soziale Staat, den der Sozialismus stiften will, als ein monumentum aere perennius dauern, so darf dem Sozialisten nichts so sehr willkommen ein, als ein starkgerüsteter Gegner, dem er jeden Quaderstein zu seinem Babelthum in leidenschaftlichem Ansturm abringen muß.

Welches der Ausgang dieses Ringens sein wird, wage ich nicht vorherzusagen. Soviel ist sicher, daß der Individualismus schon heute mächtig die Schwingen regt. Ich erinnere an das Erstarken des Anarchismus, an den Niedergang der naturalistischen Kunst, die das Subjekt in Bande schlug, an den Götzendienst, welcher mit dem ipsistischen Nietzscheismus getrieben wird, an das Emporblühen des Hieratismus, Halkyonismus, Präraphaelismus und all jener auf den singulärsten und exquisitesten Subjektivismus gestellten Kunstrichtungen. Auf der anderen Seite wachsen nicht allein die Arbeiterbataillone unablässig, sondern es mehren sich auch die sozialistischen Deputirten und es mehrt sich die politische Routine der Partei. Daß die Sozialisten nummerisch zuletzt im Uebergewicht sein werden, kann als ausgemacht gelten. Es käme also bei der Entscheidung vorzugsweise auf die Taktik der Nicht-Sozialisten an. Und wenn ich mir diese Taktik, so wie sie gegenwärtig beschaffen ist, ansehe, dann muß ich allerdings gestehen, daß ich an den Sieg der Sozialisten glaube. An das Ausnahmegesetz von 1878, an die Umsturzvorlage, an die Majestäts- und andere Prozesse will ich gar nicht einmal erinnern; ich will bloß auf die abgelaufene Reichstagssession und die Fülle von legislatorischen Monstrositäten hinweisen, welche sie gezeitigt. Vor dieser Session stehe ich sprachlos vor Erstaunen. Ich frage mich, wie es überhaupt menschenmöglich war, eine solche Unmasse des — Seltsamen in verhältnißmäßig so kurzer Zeit zu Stande zu bringen. Anfangs suchte ich mir die Sache dadurch verständlicher zu machen, daß ich eine bekannte Posse zum Vergleich heranzog. Der Held derselben, ein Vereinsfex schlimmster Güte, hat im Verlaufe weniger Tage eine Menge feierlicher „Zweckessen" zu bewältigen.

Schwer beladen kehrt er nach Absolvirung der letzten derselben nach Hause, wo zahlreiche dringende Geschäfte seiner harren. Halbwachend, halbschlafend läßt er sich von den Seinigen die unaufschiebbarsten Direktiven abnöthigen. Immer wieder einnickend giebt er Weisung auf

Weisung — er würde in diesem Zustand sein eigenes Todesurtheil unterschreiben, so wenig ist er bei der Sache. Im folgenden Akt kommen dann die Wirkungen der ertheilten Direktiven zu Tage. Szenen von zwerchfellerschütternder Komik ereignen sich da, das Haus kommt aus dem Lachen gar nicht mehr heraus. Nur der Held lacht nicht: er muß im Schweiße seines Angesichts sich mühen, das angerichtete Unheil wieder gut zu machen. — Den deutschen Politikern sind im letzten Jahre nicht gerade übermäßig viele magen-akrobatische Leistungen abverlangt worden; um so größer aber waren vielleicht die Anforderungen, die an ihr intellektuelles Verdauungsgenie gestellt wurden. 13 große Gesetzesvorlagen, der Etat, das Bürgerliche Gesetzbuch, Jubiläen, Kaiserreden, Prinzenreden . . . In der That, die geistige Ueberfütterung könnte mildernde Umstände einigermaßen motiviren, und man könnte die absonderlichen Resultate der Session wenn nicht für erklärt, so doch für entschuldigt gelten lassen, wäre nicht Eines wohl zu berücksichtigen: daß nämlich an keiner der Verirrungen der Session die entschiedene Linke betheiligt ist, die kuriosen Elaborate vielmehr lediglich auf Rechnung der Agrarier, Zünftler, Industriepaschas, Krämer, Orthodoxen, Reaktionäre, kurz des vereinigten Sammelsuriums aller absterbenden politischen Faktoren kommen. Es war in der That ein Vorpostengefecht zwischen den Pionieren der Zukunft und der Nachhut der Vergangenheit, welches den Inhalt der ganzen Session ausmachte, und während drüben der Kampf mit ruhiger Besonnenheit geführt wurde — sieben Nachwahlen, die sämmtlich im Sinne der Linken ausfielen, bestätigen es — wurde er hüben mit jener blinden Wuth geführt, die den Menschen befällt, wenn ihm das Messer an die Kehle gesetzt wird. Einen „blinden Interessenkampf" hat man dieses Scharmützel genannt, und dabei unter Geberden des Abscheus den Hauptnachdruck auf das Wort „Interessenkampf" gelegt. Mich will bedünken, daß man auf die Blindheit, womit dieser Interessenkampf geführt wurde, weit mehr Nachdruck zu legen Anlaß hätte. Was den Interessenkampf so widerwärtig macht, das ist in der That nichts anderes als jene Blindheit, das ist nichts anderes, wie jener Vandalismus, mit dem die Kämpfer nicht zerstören um selber zu gedeihen, sondern zerstören, weil sie selber nicht besitzen können. Nicht um des eigenen Glückes willen plündert man das Besitzthum des Nachbarn, sondern weil man kein Wohlergehen sehen kann, weil man von bornirtem Neid und von neidischer Bornirtheit bis in's Innerste beherrscht wird. Und hier haben wir auch die Erklärung für die Absurditäten der abgelaufenen Session, die zugleich die Antwort auf unsere Frage nach dem Ausgang des Endkampfes zwischen Bourgeoisie und Sozialdemokratie enthält, sie lautet:

Quos Deus perdere vult, prius dementat.

Ulm a. D. Eduard Engels.

Eine unitarische Strömung in Süddeutschland.

Die Bewohner des Fürstenthums Birkenfeld kommen demnächst in eine ähnliche Situation wie die des gleichbetitelten Ländchens Lichtenstein, welch letztere bekanntlich bis vor Kurzem ihren Fürsten seit 10 Jahren nicht im Lande gesehen hatten. Wenn es auch nicht gerade ebenso lange her ist, seit Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg seinem Fürstenthum Birkenfeld den letzten Besuch abstattete, so sind doch schon sieben Jahre verflossen, und man sollte glauben, daß die Kunde, Se. Königl. Hoheit werde geruhen, Anfang September in der Mitte Seiner Unterthanen im Süden zu erscheinen, bei den Letzteren eine andere Aufnahme fände, als dies thatsächlich der Fall ist. Gerade die Art und Weise, wie man hier „in der Zone des Patriotismus" darüber spricht, am Biertische, in den Vereinen ꝛc. liefert einen markanten Beitrag zu dem Thema „Unitarismus". — Hauptstadt, dem Namen nach, und Sitz der Verwaltung des Fürstenthums Birkenfeld ist die gleichnamige Stadt Birkenfeld. Dieselbe tritt aber, sowohl an Einwohnerzahl, als auch in Bezug auf Bedeutung, weit hinter den beiden Nachbarstädten Oberstein und Idar zurück, die der eigentliche Sammelpunkt für die in dem Fürstenthum vorherrschende Industrie — Bijouteriefabrikation und Achatschleiferei — sind. Während nun in Oberstein, mit seiner vorwiegend demokratischen Bevölkerung — Freisinnige und Sozialdemokraten — alle Vereine beschlossen haben, sich an dem Empfange ihres Landesfürsten zu betheiligen, mußte es umsomehr überraschen, daß in dem fast durchweg nationalliberalen Idar ein Verein, in dem die Elite des einheimischen Nationalliberalismus dominirt, sich ostentativ ablehnend einem Empfange ihres Herrschers gegenüber verhielt! Vielleicht können dadurch die Idarer Nationalliberalen, falls man ihre Gesinnungsgenossen anderwärts wieder einmal des Mangels an „Mannesmuth vor Königsthronen" zeihen sollte, für diese zu Kronzeugen werden. Es ist eine offenkundige Thatsache, daß man gerade in Idar, wohl noch weniger denn anderswo, dem angestammten Herrscherhause absolut keine Sympathien entgegenbringt. Theils ist es die Verwaltung, die durch die Handhabung einiger famosen Polizeigesetze Anlaß zu Groll giebt, theils ist es eine ständige Klage der Bewohner über Vernachlässigung des Fürstenthums seitens seiner Beherrscher. Merkwürdigerweise, bei diesen Monarchisten (denn die Nationalliberalen sind doch keine — Republikaner!) richtet sich die Unzufriedenheit fast stets gegen den von Gott eingesetzten Repräsentanten ihres Systems und

gipfelt am letzten Ende in der Erörterung der Verhältnisse des Fürstenthums zu dem Stammlande Oldenburg!! Ob es einer Tradition des Oldenburgischen Hauses entspringt, den Birkenfeldern nur alle 5 Jahre die Ehre des hoheitlichen Besuches zu gewähren — beinahe könnte es so scheinen. Besonders verübelt man es hier dem Erbgroßherzoge, welcher jedes Jahr zur Kur in dem recht nahen Kreuznach weilt, daß er nicht wenigstens einmal im Jahre nach hier kommt. Gewiß ist der Thronfolger Oldenburgs kein Freund von offiziellen Besuchen und wohl schon oft inkognito hier gewesen, abgesehen davon, daß es doch schon eine Zumuthung für einen Fürstensohn ist, wegen der paar simplen Unterthanen im Birkenfeldischen, in Hinsicht auf seinen zukünftigen Herrscherberuf, die wohlthuende Ruhe des Badeaufenthaltes mit den Anstrengungen einer Reise von 50 Kilometer zu vertauschen. Was sich diese nationalliberalen Unterthanen auch eigentlich einbilden, sie sind doch weiter nichts als Unterthanen, und ihr Herrscher „von Gottes Gnaden" weiß gewiß wohl am besten, was sich frommt; für sie gilt nur die erste Bürgerpflicht. Trotzdem raisoniren sie noch heute über die Nichtbeachtung die einem hiesigen Kriegerverein vor Jahren, anläßlich eines Empfanges des Landesfürsten, seitens desselben zu Theil geworden, indem der Großherzog nicht einmal gegrüßt habe. Diese Mannesseelen können nicht begreifen, daß der Fürst doch nicht deshalb kommt, um seine Unterthanen zu sehen, sondern, daß diese wieder einmal die hohe Ehre haben ihren Landesvater sehen zu dürfen. Wie tief sind diese Monarchisten doch gesunken. — Der obengenannte Idarer (Gesang-) Verein begründete*) seine Abneigung gegen den Empfang damit, daß seiner Zeit, als er vor dem Gebäude in welchem sich der Großherzog hier aufhielt, zu des Fürsten Ehre ein Lied gesungen habe, die Fenster des Hauses geschlossen worden seien. Seltsame Leute das! Was für gewöhnliche Unterthanen-Ohren noch so schön klingen mag, kann schon für hoheitliche das Gegentheil sein. — Darf man da nun wagen, von der „Dickfelligkeit und Bedientennatur" der Deutschen zu sprechen, wenn man noch heute im Fürstenthum Birkenfeld grollend der folgenden Episode gedenkt, und in dem beschränkten Unterthanenverstande die Geistesgaben der Herrscher von Gottes Gnaden nicht zu würdigen weiß! Muß da einmal ein Pfarrer eine recht langweilige Begrüßungsansprache gehalten haben, denn der Landesfürst hatte sich vor dem Erguß dieses loyalen Gemüthes nicht anders zu schützen gewußt, als daß er bei der ersten, besten Sprechpause Veranlassung nahm, dem Redner den Rücken zu kehren, um einem ihm bekannten Abgeordneten huldvollst die Hände zu schütteln. Und als bei ähnlicher Gelegenheit einst ein Dorfschulze wohl zu sehr die deutsche Sprache mit seinem Dialekte maltraitirte, unterbrach ihn Se. kgl. Hoheit, indem „Sie" ihn gnädigst über den Ausfall der Kartoffelernte befragte; ein anderesmal in gleicher Lage erkundigte sich der Landesvater nach dem Bestande der Hommel. Daß die hiesigen Nationalliberalen dafür kein Verständniß haben .... — „verkappte Republikaner?" nein, das sind sie doch nicht — soll dies vielleicht nur einen Vorwand abgeben, um ihre starken Sympathieen für

*) Inzwischen hat er Einkehr bei sich gehalten und wird nun doch als „königstreuer" Verein beim Empfange Spalier bilden.

— Preußen zu rechtfertigen? Hat doch einer der Hauptwortführer der Nationalliberalen Idars seinem Landesfürsten gelegentlich einer Audienz das „Momento“ gegeben, daß er (der Landesfürst) sich nicht wundern könne, wenn bei einer solchen Verwaltung der Ruf: „das ist ja zum preußisch werden“ immer lauter werde! !

Idar. Rolf Alexander.

Rennbahn und Volksmoral.

Unsern Lesern wollen wir Gelegenheit geben, die Vorgänge, wie sie sich auf der Rennbahn abspielen, zu durchdenken und zu zergliedern. Daß die heutigen Rennen gegen Pferde Leistungsprüfungen seien, ist durch endlose Wiederholungen zu einem in den meisten und auch heute maßgebenden Kreisen anerkannten Axiom geworden.

Wir werden Grundsätze aufstellen, an denen festzuhalten ist, wenn man Pferde in Flachrennen auf ihre Leistungsfähigkeit in Bezug auf Ausdauer und Schnelligkeit prüfen will. Dieses Prüfen halten wir für erforderlich, wenn wir auch nicht mit der Art und Weise der heutigen Rennen einverstanden sind.

Der preußische Oberlandstallmeister Graf Lehndorff sagt in seinem Handbuch für Pferdezüchter, I. Auflage, Seite 189: „Die Vollblutzucht kann ihren Daseinszweck aber nur so lange erfüllen, als der alljährige Nachwuchs ununterbrochen ernsthaften Prüfungen, und zwar vor der Oeffentlichkeit, unterzogen wird.“

Wir sind mit den ernsthaften Leistungsprüfungen des alljährigen Nachwuchses durchaus einverstanden, denn nur durch diese ist die Zucht nach Leistung denkbar. Beruht aber der Sieg, wie in der Mehrzahl der heutigen Rennen auf Zufälligkeiten, und benutzt man in erster Linie, bei korrektem Bau, die Sieger zur Zucht, so treibt man eine Zucht nach Zufälligkeiten. Aus diesem Grunde haben wir es seit 70jähriger Rennpraxis in Deutschland, trotz starker Einfuhr von Vater- und Mutterthieren in der Vollblutzucht nur zu argen Enttäuschungen gebracht.

Schon Friedrich der Große machte bei den Trakehnerpferden die Entdeckung, daß sie ausdauernder seien als die Pferde anderer Race, weil sie ihn um eine halbe Stunde schneller von Berlin nach Potsdam beförderten; Kaiser Wilhelm II. braucht zu demselben Zweck ungarische Jucker. In den letzten 25 Jahren hat man sehr viel englisch Vollblut dort zur Zucht verwandt. Das ist ein Pferd, welches in England seit 1776 in den größeren Rennen auf Schnelligkeit für die letzten 2—400 Meter des Rennens geprüft und gezogen wurde. Wenn die Rennen und die Erziehung für dieselben eine Wirkung hatten, mußte diese eine einseitige und daher nicht zweckentsprechende sein. Rennpferde, um nur Rennen auf Schnelligkeit für den Schlußeffekt zu gewinnen, brauchen

wir nicht. Die Schnelligkeit für die gegebene Distance, d. h. Ausdauer, ist das, was wir bei den edleren Pferderassen beanspruchen, deshalb muß der Prüfungsmodus ein anderer sein.

Vor dem näheren Eingehen in die Renntechnik müssen wir zu obigem Satz: „dem alljährigen Nachwuchs ununterbrochen ernsthaften Prüfungen zu unterziehen," zunächst konstatiren, daß in England von dem alljährigen Nachwuchs nur ½ bis ⅓ als Dreijährige laufen.

Wir theilen die Rennen in Rennen gegen Pferde (Schaustellungen) und in Rennen gegen Zeit mit verschiebbarem Termin (Leistungsprüfungen) ein. Letztere finden nur in Rußland statt, und zwar im Trabe. Rennen gegen Zeit ohne verschiebbaren Termin, also als Uebergang von der Schaustellung zur Leistungsprüfung, finden im Trabe in Amerika und Rußland, und in Flachrennen in Amerika statt. Es ist natürlich, daß das Pferd unbehindert durch Konkurrenten besseres leistet als gegen Pferde, und zwar beträgt die Differenz über die Meile (1609 Meter) im Trabe 3—4 Sekunden.

Je mehr Theilnehmer am Rennen und je schärfer die Gangart, desto deutlicher macht sich die Behinderung fühlbar. Außer der Behinderung durch Andere ist

2. der feststehende Termin ein prinzipieller Nachtheil der Rennen gegen Pferde, wenn man sie als Leistungsprüfungen auffassen will. Durch den Renntermin wird das Pferd nicht individualisirt, sondern zur Dampfmaschine gemacht. Es muß laufen, auch wenn es seine Vorbereitung nach Ansicht des Trainers noch nicht vollendet hat, also noch nicht „fit" ist. Aber auch wenn es lahm und krank ist muß es laufen, wie z. B. Chamant 1877 im englischen Derby.

3. wird durch den feststehenden Termin mehr die Routine und das Glück des Trainers des Siegers durch Rennpreise ausgezeichnet, als die wahre Leistungsfähigkeit des Pferdes, da ein konstanter Prüfungsmaßstab für Alle fehlt.

4. können nicht alle gesunden zwei- oder dreijährigen Pferde in den hochdotirten klassischen Rennen laufen, sodaß also weder von ernster Prüfung, noch von Prüfung des Nachwuchses die Rede sein kann. Im Hamburger Derby liefen in den letzten 25 Jahren im Durchschnitt jährlich 8 Pferde ab.

5. Das Rennreglement in Preußen kennt keine andere Forderung, als daß der Sieger 5½ Meter à Sekunde in Flachrennen zurückgelegt haben muß, und den zweiten um eine Kopflänge schlägt.

6. In den heutigen Rennen stehen die Preise für den I. II. und III. fest, bevor man die Leistung kennt.

Hier kann jeder Laie durchschauen, daß durch diese beiden Punkte ad. 5 und 6 allein schon eine Komödie, an Stelle einer Leistungsprüfung für eine gegebene Distance garantirt ist. Durch die Forderung von 5½ Meter à Sekunde und der Ueberlegenheit einer Kopflänge bei vorher festgesetztem Preise, wird der Humbug fast obligatorisch. Wir empfehlen daher zunächst die Preise der gezeigten Leistung entsprechend (Abstand der Pferde von einander, wie sie das Ziel passiren) zuzutheilen. Diese Prämiirung zwingt den Ersten möglichst weit von dem Zweiten durchs Ziel zu gehen, um sich einen hohen Preis zu erreiten. Hierdurch

wird die sophistische Auffassung, daß eine Kopflänge anzustreben ist, vernichtet, es kommt also mehr Klarheit in das Rennresultat.

Die 5½ Meter würden wir auf 14 ½ Meter für alle Distanzen bis zu 3201 Meter festsetzen, und zwar für die Rennen gegen Pferde im Werthe über 14 999 Mark. Wir begründen diese Forderung dadurch, daß wir Ausdauer, also Schnelligkeit für die gegebene Distance, im zukünftigen Zuchtthier feststellen wollen. Wenn daher schon 1854 der vierjährige Lantern zu Berlin unter 64 Kilogramm, die deutsche Meile (7500 Meter) mit im Durchschnitt 14 ⅓ Meter gegen Pferde gewann, nachdem er an demselben Tage schon ein Rennen über 3750 Meter absolvirt hatte, so kann man diese Forderung nur dann für zu hoch gegriffen erachten, wenn man annimmt, daß bei uns das Vollblutpferd seit 1854, also in 42 Jahren an Leistungsfähigkeit verloren hat.

Wie weit auf der Basis der herrschenden Rennreglements der Humbug Blüthen treibt, zeigte 1887 das Hamburger Jagd-Rennen und Juli 1896 die Steeplechase in Serajewo. In beiden Rennen wurde Schritt geritten und gehalten. 1887 nahm ein Reiter ein Glas Bowle auf's Pferd, 1896 fraß die nachherige Siegerin gemüthlich Heu. Letztere Komödie dauerte 27 Minuten, was eine mittlere Leistung von 2½ Meter à Sekunde darstellt.

Es ist dies eine treffliche Illustration zu „Die Zeitmessung, ein Mittel zur Aufdeckung des Humbugs in Pferderennen."*) Ueber den Werth der Zeitmessung in Flachrennen (einzeln gegen Zeit und gegen Pferde) hat Professor Dr. Oskar Limony (Wien) in der Wiener Landwirthschaftlichen Zeitung vom 15. Juli 1896 eine hochinteressante mathematische Abhandlung veröffentlicht, worin die wissenschaftliche Bedeutung der Zeitnotiz in Flachrennen klargelegt wird. Die Zeitnotiz in Rennen gegen Pferde giebt die gezeigte Leistung auf der gegebenen Distance an, nicht aber die Maximal-Leistung des Individuums. Letztere kann nur in der Einzelprüfung nach Zeit mit verschiebbarem Termin zu Tage treten, da hier alle Nachtheile der Rennen gegen Pferde fortfallen. Die Dotirung dieser ernsten Leistungsprüfungen für den alljährlichen Nachwuchs, soll als freiwillige Steuer aus den Eintrittspreisen des Publikums für die Schaustellungen erhoben werden.

7. Nach dem herrschenden Rennreglement können die Pferde nie außerordentlichen Anstrengungen gegenüber gestellt, und daher auch nie voll und ganz auf ihre Leistungsfähigkeit für die gegebene Distance geprüft werden. Der Beweis hierfür liegt darin, daß man keine entsprechende Forderung stellt und daher heute Niemand sagen kann, was ein gesundes, gut trainirtes Rennpferd z. B. dreijährig unter 57 Kilogramm über 3000 Meter laufen kann; es will dies viel sagen, da sogen. klassische Rennen seit 1776 in England stattfinden.

8. springt die Werthlosigkeit der Rennen gegen Pferde dadurch sehr in die Augen, daß der Geselligkeitstrieb des Pferdes gewisse Temperamentfehler gar nicht in Erscheinung treten läßt. Wenn ein Pferd sich schon weigert an den Anlaufpunkt zu gehen, d. h. dahin geführt werden muß, so ist das entweder anererbter Eigensinn, sich dem Willen des Menschen

*) Eine jetzt vergriffene Flugschrift von R. Henning.

nicht unterzuordnen, oder Nervenverstimmung durch den Training selbst, resp. durch zu oftes Laufen veranlaßt. Im Haufen läuft jeder eigenwillige Bock mit und täuscht durch seinen Sieg über den ihm fehlenden Gehorsam weg. Einzeln unterm Sattel oder im Geschirr sich bedingungslos unterordnen, ist die erste Kardinaltugend für ein Gebrauchspferd. Diese Tugend kann aber im Rennen gegen Pferde nicht geprüft werden. Das zukünftige Zuchtthier muß aber die Eigenschaften, welche man auf das Gebrauchsthier zu vererben beabsichtigt, in hervorragendem Grade besitzen, um sie auch vererben zu können.

Betrachten wir diese genannten 8 Punkte im Sinne der Einzeln-Prüfung nach Zeit mit verschiebbarem Termin, so fällt ad 1, die Behinderung, fort; ja die Prüfung kann sogar noch einmal stattfinden, wenn der Examinand z. B. in Folge Maulwurfsloches stürzte. ad 2 und 3 ist es möglich, ohne besonders das Glück oder die Routine des Trainers dabei in Rechnung zu stellen. Das Pferd disponirt fit and well ablaufen zu lassen, um unbehindert sein Bestes zu zeigen, wenn es will, will es (ad 8) nicht, so fällt es in der Prüfung, in welcher es auf Aufforderung durch den Menschen sein Bestes zeigen soll, durch. ad 4 wird der Renntag auf eine vierteljährige Rennperiode ausgedehnt, in welcher jedes gesunde Rennpferd einmal zweijährig über 1200 Meter, und zweimal dreijährig über 2400 Meter (Mai, Juni, Juli) und 3000 Meter (August, September, Oktober) laufen muß. ad 5 ist eine Forderung für die Einzeln-Prüfung nach Zeit eigentlich überflüssig, denn da es Zeitrennen sind, ist eine Komödie undenkbar. Eine Forderung ist aber in dem Sinne auf 14½ Meter à Sekunde im Durchschnitt doch zu stellen, um bei geringerer Durchschnittsleistung die Zahlung des Preises zu verweigern, d. h. der ganze Jahrgang ist so schlecht, daß er nicht prämiirungswürdig erscheint. Da der Konkurrent die Zeit ist, so muß sich auch ein sehr ausdauernder Gaul tüchtig strecken, um à conto der Prämiirung (ad 6) nach Leistung in großem Abstand vor dem zweiten (Unbekannten) einzukommen. Es wird also jedes Pferd außerordentlichen Anstrengungen (ad 7) für die gegebene Distance gegenübergestellt werden können und muß den Beweis erbringen, daß es ohne Schaden zu leiden die Prüfung überstanden hat. Hierdurch ist die Sicherheit gegeben, daß der Sieger keinen Zufallssieg errungen hat, wonach es dann erst möglich ist, eine Zucht nach Leistung durchzuführen. Das oben im Handbuch verlangte Prinzip der ernsthaften Prüfung des alljährlichen Nachwuchses, ist durch die Einzeln-Prüfung nach Zeit mit verschiebbarem Termin buchstäblich in die Praxis übertragbar, wenn man Leistungs-Prüfungen den Schaustellungen vorzuziehen gewillt ist.

Aus diesen renntechnischen Betrachtungen geht nun evident hervor, daß die herrschenden Rennreglements den Humbug, die Verdunklung der Leistungsfähigkeit und den Betrug groß ziehen. Man kann sich daher auch gar nicht wundern, wenn der Präsident des Ungarischen Jockey-Clubs, Graf Elemer Batthyany 1891 in Bezug auf die heutigen Rennen sagte: „Die Möglichkeit des Betruges ist wohl nicht ausgeschlossen, doch werden die Jockey's dies nie eingestehen und schließlich können wir keine Folter anwenden."

Ein großer Vortheil für die reellere Durchführung der Rennen

gegen Pferde wäre durch Annahme der Prämiirung nach Leistung und einer knapp bemessenen Minimal-Forderung in den höher dotirten Rennen, wie durch die allgemeine Einführung der Zeitmessung zu erreichen. Die Einführung der Maximalzeit von 3 Minuten pro 1000 Meter (welche einer Minimal-Forderung von 4½ Meter entspricht) durch das Königliche Ministerium 1888 hat nicht genügt, in Preußen die Veröffentlichung der aufgewandten Zeit in allen Rennen zu erzwingen.

Wir gehen jetzt zur Rennwette über, welche mit der Volksmoral in Wechselwirkung steht. Andererseits steht die Wette wieder in ursächlichem Zusammenhang mit dem Rennreglement, nach welchem die Rennen zur Durchführung gelangen und der Sieger II. und III. bestimmt wird, und auf welche am Totalisator Geldeinzahlungen angenommen werden. Wie wenig die Renntechnik dem großen Publikum bekannt ist, geht zunächst daraus hervor, daß es sein Geld für die sogenannte Platzwette sogar opfert. Das Publikum ahnt dabei gar nicht, wie unverfroren man ihm sein Geld aus der Tasche holt. Kein einziger Paragraph des Renn-Reglements spricht sich darüber aus, daß die Pferde nicht nur auf Sieg, sondern auch für den II. und III. Platz auszureiten sind. Die Prämisse des Publikums ist also eine falsche, es setzt sein Geld auf einen Vorgang, der garnicht stattzufinden braucht. Da es ferner statthaft ist, unritte, kranke, lahme, schlecht gefressen habende Pferde ablaufen zu lassen, so sind auch dies Voraussetzungen sowohl für den Sieg, wie für den Platz, welche es unmöglich erscheinen lassen, daß der Staat durch Sanktionirung des Totalisatorverfahrens auf der Basis der herrschenden Reglements die Ausbeutung der nichts ahnenden Massen noch fernerhin gestattet. Die Stallgeheimnisse führen also zu einem, wollen wir den milden Ausdruck gebrauchen, Prellen des wettenden Publikums. Wir machen hier auf das Wiener Derby 1891 aufmerksam, in welchem der Favorit (der am stärksten bewettete Gaul) „Peter" ein in Graditz gezogenes Pferd, mit 18 : 10 ablief und nicht plazirt einkam; diejenigen, welche den Sieger bewettet hatten, erhielten 450 für 10.

Wie wohl die Oberleitung des Graditzer Stalles wußte, daß Peter übertrainirt zum Start ging, fiel es Niemandem ein das Publikum aufzuklären, welches ihn mit 20 675 Gulden bewettet hatte. Eine Rennzeitung sagt: „Der Jockey verstand im Nu das Rettungslose der Lage und verzichtete darauf, den Hengst nutzlos auszureiten und hielt ihn an." Peter, der bis heute gewinnreichste Graditzer, war von einem kranken Pferde, dem hustenden Achilles II. gründlich abgethan. Es erging ihm 1891 in Wien ähnlich, wie seinem Stallbruder Potrimpos 1886 im Unions-Rennen zu Berlin, wo dieser von Oesterreicher um 50 Längen geschlagen wurde, und doch glückte es beiden (Peter und Potrimpos) das Hamburger Derby zu gewinnen. Unter Berücksichtigung der oben genannten 8 Punkte ist es auch sehr erklärlich, daß heute Hinz fit and well abläuft und siegt, und morgen Kunz.

*) Für die sich für dies Thema interessirenden Leser sind im Verlage von A. Hopfer, Burg bei Magdeburg 1896 erschienen: „Vorschläge zur Einführung öffentlicher Leistungsprüfungen für Pferde mit einem mathematischen Nachtrage von Professor Dr. O. Simony" 86 Seiten 1½ Mk.

Landstallmeister von Burgsdorff sagte daher auch schon 1827 sehr richtig: „Die Wettrennen sind das größte Hazard der Welt und haben nur als solches Interesse."

Heute, wo das Publikum durch das Totalisatorverfahren sich sehr stark an den Rennresultaten betheiligt, erscheint es geboten, daß der ganze Rennbetrieb so klar und durchsichtig als möglich geführt wird, damit alle Irreleitungen desselben vermieden werden. In dieser Richtung ist aber absolut nichts geschehen, nicht einmal die Prämiirung nach Leistung wurde acceptirt, um ein Ausreiten auf Platz obligatorisch zu machen. In dem Totalisatorverfahren, basirend auf den herrschenden Rennreglements liegt begründet, daß das Publikum in dem guten Glauben sein Geld auf ein Pferd setzt, der Reiter werde sein Bestes thun wollen und auch können, um zu siegen. Das Wollen und Können bleibt Stallgeheimniß, auch gehen Pferde oft als Statisten mit, theils um sich an den „Rummel" der Rennbahn zu gewöhnen, theils um dem Stallgenossen das Tempo vorzulegen, oder auch um einen Galopp dem Pferde zu erhalten. Statisten haben immerhin vom Standpunkt der „Mache" den Werth, daß das Publikum dieselben in seiner Unwissenheit besetzt, wodurch die Siegerquote am Totalisator steigt.

Die pekuniäre Ausbeutung der Massen scheint daher die vornehme Tendenz zu sein, unter der sich das Rennreglement und das Totalisatorverfahren die Hand reichen. Wie weit die Volksmoral hierdurch untergraben wird, wird jedem Unbefangenen einleuchten. Aus den gesteigerten Rennpreisen ersieht man, daß die Ausbeutung mit Erfolg betrieben wird. Je höher die Quoten auf den Sieger ausgezahlt werden, desto stärker ist die Anreizung zum Spiel. Für Deutschland ist der uns bekannte höchste Totalisatorgewinn 3562 Mark bei 10 Mark Einsatz. Wenn man annimmt, daß der gebildete Mann eher einen Einblick in die einschlägigen Verhältnisse gewinnen kann, als der kleine Mann des Volks, so ist die April 1894 erlassene Kabinetsordre für die Offiziere, das Totalisatorverbot betreffend, von hoher Bedeutung. Aber auch für die Massen des Volkes hat der Kaiser durch das Verbot der Rennen an Sonntagen bei Berlin in landesväterlicher Weise gesorgt. Der weniger bemittelten Bevölkerung von Berlin, welche nur Sonntags Zeit hat, ihre Ersparnisse am Totalisator zu vergeuden, ist so die Gelegenheit genommen der Spielwuth zu fröhnen. Es ist dies eine vorbeugende, weise Maßregel, welche erst dann fallen gelassen werden dürfte, wenn für Jedermann die Rennresultate durch Annahme energischer Reformen auf klarer Basis in Erscheinung treten.

Wir wollen nun noch das Technische des Totalisatorverfahrens kurz erläutern unter der Annahme, daß das einfache und korrekte Funktioniren der Maschine bekannt ist. Auch hier ist durch zahllose Wiederholungen die Ansicht im Publikum verbreitet, man könne, abgesehen von den hazardähnlichen Resultaten der Rennen selbst, welche durch die Rennreglements provozirt und garantirt sind, eine Wette eingehen, welche auf Berechnung der Siegesaussichten basirt. Für den Begriff „Wette" ist doch zunächst nöthig sich selbst klar zu werden, welche Wahrscheinlichkeit, welchen Werth im Falle des Zutreffens die von mir aufgestellte Behauptung hat, z. B. 50 : 1. Ferner muß ich Jemanden finden, welcher diese Wette hält. Nun

ist für viele dieser Jemand der Totalisator, das ist aber ein Irrthum, denn es können hundert Andere dasselbe Pferd besetzen und mir dadurch eine verrechnete Gewinnchance herabdrücken, ja das Pferd kann zum Favorit werden, während ich eine outsider Chance ihm nur zusprach. Ebenso wie der Sieg nach Zufall entschieden wird, so wird die Gewinnquote nach Zufall herab oder heraufgeschraubt, je nach Besetzung desselben Pferdes durch das Publikum. Das Totalisatorverfahren ist also ein Hazard in höherer Potenz und steht daher moralisch noch tief unter dem Spiel in Monaco. Selbst nach Einführung knapp gestellter Minimalforderungen und der Einführung der Prämiirung nach Leistung in Rennen gegen Pferde, ist das Totalisatorverfahren eine der verwerflichsten Einrichtungen der Hazardspiele, weil eine reelle Wette für den Einzelnen undurchführbar ist. In Monaco ist dafür gesorgt, daß die Karten ehrlich abgezogen werden, denn der Beweis der betrügerischen Absicht oder des Betruges ist zu erbringen, in den Rennen wäre das nur mit Hülfe der Folter nach Graf Batthyany möglich.

Der 1896 verstorbene Landoberstallmeister von Hofacker, welcher das Gestüt Marbach auf der rauhen Alb durch 29 Jahre leitete, schrieb uns nach dem hannoverschen Spielerprozeß mit Genehmigung der Veröffentlichung unter Anderem Folgendes: „Ernste Rennprüfungen müßten dem Vollblut enorm nützen, denn sie geben mit dem Stammbaum eine zuverlässigere Basis für die Verwendung desselben in der edlen Vollblutzucht. Dazu ist aber nöthig, daß das ganze Gebäude von wirthschaftlichen, züchterischen, moralischen und sozialen Glaubenssätzen eingerissen wird, welches der Turf für sich aufgebaut hat. Das Totalisatorverbot ist der erste Schlag, dann werden die Parlamente an ihre Subventionen der Rennen ernsthafte Bedingungen knüpfen; der Staat wird eine Wettoperation nicht mehr dulden, an deren Stelle er besser die alten Spielbanken gelassen hätte."

Heute wird durch die Ausbeutung der gläubigen Massen (sie glauben an die Durchführung der Rennen usw.) zu Gunsten der Rennstallbesitzer der Klassenhaß geschürt, während man überall bemüht sein sollte, diese Kluft zu überbrücken. Der Presse, welche belehrend wirken will, steht in erster Linie die vornehme Pflicht zu, durch Aufklärung diese Ueberbrückung anzubahnen. Was daher ein öffentliches Interesse besitzt, muß auch öffentlich wahrheitsgetreu diskutirt werden können, denn nur dadurch wird es möglich, Schäden aufzudecken und zur fortwährenden Entwicklung und Besserung unserer staatlichen Einrichtungen und Zustände beizutragen.

Kiesen (Kanton Bern). Richard Henning, Major a. D.

Sinneswahrnehmungen.

Hinreichend bekannt ist die Thatsache, daß Sinnestäuschungen nicht selten ein Ergebniß von unrichtigen Urtheilen und Schlüssen sind, welche die ursprünglichen, richtigen Wahrnehmungen abändern und so Scheingebilde vorspiegeln, die bei der meist verschwindend kleinen Dauer der ursprünglichen Perceptionen sich dem Ich als unmittelbare Sinneswahrnehmungen aufdrängen. Ich erinnere hier nur an den schon im Alterthum bekannten Erbsversuch des Aristoteles, ein Experiment, bei dem wir mittels der Kreuzungsstelle von zwei übereinander gelegten Fingern einen kleinen kugelförmigen Gegenstand betasten. Hierbei dauert es nicht lange, daß die Wahrnehmung der richtigen Kugel gänzlich verloren geht und an Stelle dieser Perception die unverkennbare Empfindung von zwei Kugeln tritt, die sich rechts und links von dem betasteten Körper befinden.

Es läßt sich nun unwiderleglich nachweisen, daß die zuletzt beschriebene (secundäre) Sinneswahrnehmung ein Resultat unrichtiger Voraussetzungen ist, die uns veranlassen, auf das Vorhandensein der beiden Kugeln zu schließen, wodurch wir diese auch sinnlich wahrnehmen.

Bei dieser Annahme von dem seelischen Einfluß auf das Zustandekommen gewisser Sinnestäuschungen muß auffallen, daß wir Denkthätigkeiten verrichten sollen, von denen wir nicht das Mindeste verspüren, geschweige denn wissen, deren Eingreifen wir aber an den Täuschungen erkennen, die uns die Sinne vorspiegeln. Um diese befremdende Art von psychischen Thätigkeiten zu kennzeichnen, nennt man sie „unbewußte", wenn es auch widersinnig klingt, daß seelische Thätigkeiten unbewußt verlaufen sollen, die sich ihrem Wesen nach doch nur bewußt vollziehen können.

Sehr erklärlich ist es daher, daß Psychologen und Physiologen über das Wesen dieser unbewußten Geistesoperationen viel gestritten haben und zu erheblich abweichenden Resultaten gelangt sind. Die Staunen und Grauen erregenden Phänomene des Hypnotismus waren es aber besonders, die in der neueren Zeit die Frage nach dem Unbewußten im Seelenleben in den Vordergrund treten ließen, so daß nicht nur der Fachmann, sondern auch der gebildete Laie ihm seine Aufmerksamkeit schenkt. —

Es wird daher nicht unangebracht sein, in aller Kürze einen Blick auf die Geschichte des „Unbewußten", um es hier kurzweg so zu nennen,

zu werfen, einen Blick, der uns lehren wird: wie verschiedenartig man über diese geheimnißvollen psychischen Thätigkeiten gedacht hat.

Eine ganz bekannte Erscheinung bot den ersten Anlaß, unbewußt verlaufende Urtheile und Schlüsse aufzudecken. Es war dies die überraschende Thatsache, daß der aufgehende Vollmond bedeutend größer erscheint, als der im Zenith schwebende. Dieses Phänomen erklärte schon Alhazen, ein im 12. Jahrhundert lebender arabischer Astronom, richtig, wenn auch nur einseitig, aus dem Umstande, daß wir bei der Stellung des Mondes am Horizont durch dem Auge sich reichlich darbietende auffallende Gegenstände verleitet werden, ohne uns dessen bewußt zu sein, zu schließen: der Mond stehe uns in diesem Falle ferner als im Höhepunkte seiner Bahn, wo solche Anhaltepunkte für's Auge fehlen. Dieser Schluß übertrage sich aber auf die ursprüngliche Wahrnehmung und lasse bei gleichem Sehwinkel, oder, was hier dasselbe sagen will, bei gleichem Netzhautbilde den Mond am Horizont größer erscheinen.

Aus demselben Grunde zeigt das Himmelsgewölbe dem aufmerksamen Beschauer die Gestalt eines Uhrglases — und jedes Sternbild nimmt, seinem Höhepunkt entsprechend, als Projektion derselben Figur, desselben Netzhautbildes, auf dem Mantel eines Ellipsoides verschiedene Gestalt an. Dies gilt natürlich auch von der Gestalt des Mondes und der Sonne. Euler, der die Erklärung Alhazen's mit Unrecht verwirft, führt die beschriebene Erscheinung allein auf den nicht so ins Gewicht fallenden Umstand zurück, daß wir urtheilen: dunklere Gegenstände seien unter denselben Umständen entfernter als hellere, und infolgedessen den blassen Mond am Horizonte bei gleich großem Netzhautbilde größer erblicken, als den am hohen Himmel sich schon kräftiger abhebenden, heller erscheinenden Vollmond.

Auch bei dieser Erklärung nehmen wir unsere Zuflucht zu unbewußten Geistesoperationen, denen Sinnestäuschungen ihr Zustandekommen verdanken.

Wer aber ohne eingehende Zergliederung der psychischen Thätigkeiten einen lehrreichen Blick in die Werkstätte des Unbewußten im Seelenleben thun will und sich von dem Vorhandensein von unbewußten Urtheilen, Schlüssen, Vorstellungen usw. recht deutlich zu überzeugen wünscht, der denke an das Traumleben und an die damit psychologisch verwandten Phänomene des Hypnotismus, des Irrsinns usw., die wir jetzt nur andeutungsweise berühren können, wo wir die eigentlichen Sinneswahrnehmungen zum Gegenstande unserer Betrachtungen machen. Wie aber ist das Unbewußte im Seelenleben aufzufassen?

Wir stehen hier vor der brennendsten Frage der modernen Psychologie und Psycho-Physiologie, denn beide Wissenschaften sind in gleicher Weise an diesem Grundstein legenden Problem interessirt, dessen Aufstellung und Ventilirung erst der Neuzeit vorbehalten war, weil ein Vorurtheil, wie wir später sehen werden, beiden Wissenschaften die Einsicht in die Doppelnatur unseres Seelenlebens verschloß.

Fries, Johannes Müller und Schleiden erachten das Unbewußte als ein besonderes Prinzip der Psyche, ohne jedoch hiermit eine wirkliche Zweiheit im Seelenleben zu erkennen. Ueber diese paradoxe Hypothese, die in einer einseitigen Zergliederung unserer Seelenthätigkeiten eine unverkenn-

bare Stütze findet, äußert sich Schleiden, der durch Kant und Fries philosophisch geschulte Naturforscher, am schärfsten. Denn in seinem geistvollen Werke „Zur Theorie des Erkennens durch den Gesichtssinn“ (Engelmann, Leipzig 1861) heißt es:

„Eine zweite Eigenthümlichkeit, die näherer Besprechung werth erscheint, ist die mathematische Thätigkeit, mit der die produktive Einbildungskraft wirkt. — Wenn wir gesehen haben, daß dieselbe nach Anleitung der Erregungszustände der Sehnerven ganz bestimmte Zeichnungen im Raume ausführt, daß sie sich dafür anfänglich eine Hohlkugelfläche nach dem Gesetze der gleichen Entfernung konstruirt, später aber diese Konstruktion verliert und die Zeichnungen im Raume hinter einander ordnet, wie sie nach den Gesetzen des Dreiecks triangulirend die relativen oder gar die annäherungsweise richtigen Entfernungen gefunden hat, wenn sie die relative Größe der Zeichnungen ebenfalls nach der Mathematik des Snellius bestimmt, so wird mir von vielen eingewendet werden: Dem ist nicht so, dem kann nicht so sein, denn aller dieser Operationen ist sich kein Mensch bewußt; so Viele, selbst Gebildete, wissen nichts von Mathematik, ja, kennen auch im späteren Leben noch nicht einmal die Gesetze des Dreiecks, die sie angeblich beim Sehen ununterbrochen anwenden!

Darauf kann ich dann nur mit psychologischen Erörterungen antworten, indem ich auf eine Reihe von Thatsachen hinweise, die jedem Menschen bekannt sein könnten, wenn er darauf achten wollte.“

Dieses Citat Schleiden's ergänzend, füge ich hinzu, daß alle Wahrnehmungen der äußeren Sinne unbewußt entworfene Konstruktionen sind, womit die perzipirte Außenwelt zu einem bloßen Sinnbild des „Dinges an sich“, wie es Kant nennt, herabsinkt. Licht, Farbe, Ton, Geruch, Geschmack usw. sind nicht Eigenschaften von äußeren Gegenständen, sondern seelische Erregungszustände und somit Symbole oder Zeichen für äußere Vorgänge. (v. Helmholtz).

Wie aber verhält es sich mit Raum und Zeit?

v. Helmholtz erklärt hier, freilich ohne es zu motiviren, daß unser Begriff von Raum und Zeit völlig dem außerhalb von uns vorhandenen Raum und der außerhalb von uns vorhandenen Zeit entspreche. — Wir aber müssen betonen, daß wir die Begriffe von Raum und Zeit allein aus den Sinneswahrnehmungen geschöpft haben. Da aber alle Sinneswahrnehmungen seelische Konstruktionen sind, so folgt hieraus mit Nothwendigkeit, daß Raum und Zeit — wenigstens zunächst —, wie dies schon Kant richtig durchschaut hat, angeborene Anschauungsformen der Seele sind, deren diese sich bedient, um die Außenwelt in das Reich ihrer Betrachtung zu ziehen. Hierbei muß es auffallen, daß Kant noch nicht das unbewußte Zustandekommen der Sinneswahrnehmungen aufdeckte. Dieses Verdienst gebührt erst seinem genialen Schüler Fries, der in Bezug auf die Sehwahrnehmungen erkannte, daß der Seele eine ganze „unbewußte Mathemathik“ angeboren ist.

Obwohl sich alle diese Deduktionen unumstößlich beweisen lassen, so bergen sie doch scheinbar einen so schroffen Widerspruch in sich, daß wir es nicht vermeiden können, ihn noch einmal in genügender Weise in nachfolgenden Worten hervorzuheben:

Dieselbe Seele, die nach dem Erörterten auf Grund gewisser Nervenerregungen auf eine Außenwelt schließt, konstruirt sich diese hiernach zurecht und perzipirt sie alsdann als etwas ihr völlig Fremdes.

Dabei verspürt die Seele nicht im mindesten ihre Operationen, mit alleiniger Ausnahme des Aktes der bewußten Wahrnehmungen ihrer Gestaltungen. Hiernach handelt also dieselbe Seele bei der Perzeption der Wahrnehmungen bewußt, indem sie diese empfindet, bei der Konstruktion der Wahrnehmungen jedoch völlig unbewußt, indem sie hier auch nicht im geringsten ihre Thätigkeiten gewahrt, geschweige denn etwas von ihnen weiß. Ebenso unbewußt verlaufen sachgemäß die auf die Außenwelt gezogenen Schlüsse.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die bisher angestellten Raisonnements ergänzt und erweitert werden müssen, wenn der ihnen zu Grunde liegende Widerspruch beseitigt werden soll. Um aber zu zeigen, wie fühlbar sich dieser Widerspruch macht, will ich noch eine Stelle von dem berühmten Seelenarzt Prof. Dr. Sommer anführen, die sich in seiner Besprechung meiner Schrift: „Grundzüge einer Gedächtnißlehre" (Bielefeld, Helmich) findet. Im „Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie" (1895. November—Dezember) heißt es:

„Manche Leute meinen, daß das „Unbewußte" nicht vorhanden sei, weil es logische Schwierigkeiten macht, sich so etwas vorzustellen. Der sogenannte Verstand dekretirt nach der Methode eines Polizeivorstehers, daß derartige dunkle, unbegreifliche und die Einrichtung verständiger Köpfe störende Dinge in der Natur nicht vorkommen sollten. Ich selbst habe lange zu dieser logischen Ordnungspartei gehört. Nachdem ich mich experimentell überzeugt habe, daß schon beim wachen normalen Menschen eine große Zahl von Bewegungen und Haltungen (Spannungen) vorkommen, welche durchaus den Charakter gewollter Bewegungen an sich tragen, während die betreffenden Menschen von diesen cerebralen Leistungen nichts wissen, sehe ich viele Dinge mit anderen Augen an und lasse mich auch nicht beirren, wenn Schriftsteller wie Dreher sich in Aeußerungen über das Unbewußte scheinbar in Widersprüche verwickeln, welche bei der völligen Unangepaßtheit der menschlichen Sprache für diese Etage des Psychischen selbstverständlich ist."

Später heißt es: „Dreher beweist, daß das Unbewußte ein höchst wesentlicher Faktor des Gedächtnisses ist," ferner: „daß die Rolle, welche das Ich bei den Gedächtnißthätigkeiten spielt, keineswegs so groß ist, als man bei Zugrundelegung der Hypothese der nicht zusammengesetzten („einfachen") Natur der Seele erwarten muß usw."

Im Anschluß hieran bemerke ich noch, daß, wenn auch das Unbewußte beim Zustandekommen der Gedächtnißthätigkeiten — so zu sagen — mehr in die Augen springt, als bei dem Zustandekommen der Perceptionen der äußeren Sinne, sich dennoch bei diesen die von dem sogenannten Unbewußten gespielte Rolle in vollster Schärfe auf analytischem Wege aufdecken läßt. Erwähnt sei gleich hier, daß namentlich die unbewußt schaffende Phantasie, die Phantasie also im wahrsten Sinne des Wortes, die eine der wesentlichsten Bedingungen aller Genialität ist, die Schöpferin der Traumbilder, der Hallucinationen, der Illusionen und

Inspirationen das Vorhandensein des Unbewußten in dem Seelenleben bekundet, wenn schon auch hier eine strenge Unterscheidung von Bewußt und Unbewußt sich bislang noch nicht so scharf vollziehen läßt, wie bei den Wahrnehmungen der äußeren Sinne, die uns hier vorwiegend interessiren.

Wie aber kommen wir bei allen diesen sich wenigstens scheinbar widersprechenden Betrachtungen der Natur des Unbewußten näher? Wir müssen dieser Frage eine um so größere Tragweite beimessen, als bekannte Philosophen, wie Arthur Schopenhauer und Eduard v. Hartmann, das Unbewußte als das Weltprinzip erachtet haben, aus dem sich im Laufe der Weltevolution das Bewußte herausentwickelt hat, resp. noch ferner entwickelt. Wir können diesen Betrachtungen aber deswegen nicht beistimmen, weil sie viel zu spekulativ und metaphysisch gehalten sind und überdies eine Analyse des Seelenlebens das Unbewußte nicht als ein Weltprinzip, sondern als etwas Seelisches eigenartiger Beschaffenheit kennen lehrt. Für die Forschung kann aber nur eine zergliedernde Methode der psychischen Thätigkeiten von Werth sein, wenn wir mit der Wirklichkeit Fühlung behalten und nicht bloßen Grübeleien anheimfallen wollen.

Es verlaufen aber, wie schon angedeutet, im lebenden Organismus eine Menge von Bewegungen, die durchaus den Stempel der Zweckmäßigkeit tragen, wenngleich sie nachweisbar von unserm Bewußtsein — von unserm Ich — nicht diktirt worden sind. So fand Pflüger z. B., daß geköpfte Frösche, Thiere, denen also eine „Hirnseele" fehlte, vollkommen zweckentsprechende Bewegungen ausführen, wenn störende Reize auf sie einwirken. Dasselbe gilt auch von den Stücken eines zerschnittenen Aales. Pflüger schloß hieraus, wie bekannt, auf das Vorhandensein von zwei Seelen in dem Organismus höherer Thiere und zwar auf das von einer „Hirnseele" (unserer eigentlichen Seele) und das einer „Rückenmarksseele", von der er annahm, daß sie an sich bewußt arbeite. Nach dieser Hypothese würden nun der Hirnseele die Funktionen der Rückenmarksseele unbewußt erscheinen, obwohl diese an sich bewußt verlaufen. Man könnte daher die Thätigkeiten der Rückenmarksseele, den Erregungen der Hirnseele, der eigentlichen Seele gegenüber gehalten, als relativ unbewußt bezeichnen. (Nicht unerwähnt bleibe hier, daß der vorher genannte Professor Dr. Sommer weittragende Untersuchungen über die ausgesprochene Zweckmäßigkeit vom Ich nicht gewollter, noch veranlaßter Bewegungen angestellt hat, auf die wir hier als wesentliche Ergänzungen und Erweiterungen der Pflüger'schen Versuche hinweisen.*)

Wenn wir nun annehmen, was hinreichende Experimente und psychische Krankheitserscheinungen beweisen, daß jeder bis zu einem gewissen Grade abgeschlossene Bezirk des centralen Nervensystems selbst-

*) Vergl. z B. „Wiener medizinische Wochenschrift" (Nr. 7—10, 1894), Anatomischer Befund bei einer in allgemeinem Spasmus, chronischen Zuckungen und Incoordination sich äußernden Nervenkrankheiten sui generis. Von Dr. Sommer. Ferner „Deutsche Medizinische Wochenschrift" 1894, Nr. 45. Reflexmultiplicator. Von Privatdozenten Dr. Sommer in Würzburg. Sodann „Ein seltener Fall von Sprachstörung". Würzburg 1891, Stahel'sche Kgl. Hofbuchdruckerei.

ständig seelisch funktionirt, so folgt hieraus, daß unsere Gesammtseele als ein Mechanismus oder, besser gesagt, als ein Organismus von einzelnen Seelen aufzufassen ist, von denen unser Ich, unser Selbst, das Hauptorgan ist.*) Nur die vorgefaßte Meinung, unser Ich sei mit unserer Seele identisch, (Descartes) trat so lange der Erkenntniß von der zusammengesetzten Natur der Seele entgegen. Obwohl schon im Alterthum von Philosophen (u. A. von Aristoteles) auf die nicht einfache Natur unserer Seele hingewiesen wurde, so waren doch diese Argumentationen zu schwach, als daß sie hätten Anklang finden können, da es eine nicht zu bezweifelnde Thatsache des Bewußtseins ist, daß ein und dasselbe Ich empfindet, begehrt, denkt und will; dieses Ich mithin nicht theilbar sein kann. Freilich übersieht man hierbei, daß noch andere Thätigkeiten in der Seele verlaufen als die des Ich, welche ihrem Wesen nach sich bewußt vollziehen. Diese anderen Thätigkeiten, die wir besonders an den Wahrnehmungen der äußeren Sinne nachgewiesen haben, können wir aber mit vollem Rechte als relativ unbewußte psychische Thätigkeiten bezeichnen, insofern sie an sich bewußt verlaufen, wenngleich sie dem Ich nicht entspringen, mithin diesem unbewußt erscheinen.

Das Gesetz der Vererbung und Anpassung und das damit verbundene der Arbeitstheilung, der Darwinismus also, wirft aber einiges Licht auf die Verschiedenartigkeit der Organe unserer gesammten Seele, Organe, die an sich nicht zusammengesetzter Natur sind, so daß sich — im Anschluß an Darwins Lehre — im Laufe der Generationen gewisse Nervenbezirke z. B. für Licht-, andere für Tonwahrnehmungen, wieder andere für Tastempfindungen usw. herausgebildet haben.

Als Beleg für die Annahme der zusammengesetzten Natur der Seele diene hier noch die Thatsache, daß im niederen Thierreiche sich vielfach nachweisen läßt, daß bewußte Individuen zu einem neuen Individuum mit selbstständigem Bewußtsein verbunden sind. In der Asterias rubens haben wir so fünf wurmartige Wesen, die Strahlen des Seesternes, von denen jeder sein eigenes Bewußtsein hat, zu einer neuen Einheit, dem eigentlichen Seesterne verschmolzen, der als solcher wieder sein eigenes Bewußtsein, sein Ich, bekundet.

Das Ich wird nun oft der Produkte der geistigen Gestaltungen gewisser Nervenbezirke gewahr und empfindet sie, auf die Perceptionen der äußeren Sinne bezogen, deren seelischer Charakter uns hier besonders beschäftigt, als es umfangende Außenwelt. Dieses scheinbare (geistige) Hineinschauen in die Außenwelt mittels der Sinne ist aber eine so gewaltige, so berückende Täuschung, daß es nur schwer fällt, der Wissenschaft zu trauen, die in den Aussagen der äußeren Sinne nur Sinnbilder wirklicher Vorgänge erkennt. Traum und Leben sind so psyche- und physiologisch viel näher verwandt, als man zunächst glaubt, so daß sinnige Dichter mit großem Recht das Leben einen Traum und den Traum ein Leben nennen.

Diese Verwandtschaft zwischen Sinneswahrnehmungen und Traumbildern wird aber noch ersichtlicher, wenn wir an die traumartigen Erscheinungen des Hypnotismus, der Hysterie und gewisser Irrsinnsformen

*) Vergl. „Drei psycho-physiologische Studien". Von Dr. Eugen Dreher. Leipzig, Konegen 1891.

denken, wo Hallucinationen, Visionen und Illusionen innere und äußere Welt zu überbrücken suchen, wo wir also hinsichtlich der Außenwelt an der Grenze zwischen eigentlichen Sinneswahrnehmungen und Traumgesichten stehen.

Heute nun, wo man diese anomalen Phänomene zum Gegenstande eingehender Untersuchung macht, gelangte man zur Annahme eines „Doppel-Ich", eines „Ober- und Unterbewußtseins" usw., um ein schwaches Licht wenigstens in das Dunkel der Erscheinungen zu werfen.

Die Hypothese aber, daß in der Seele außer den Thätigkeiten des Ich noch andere, unserem Ich unbewußte, an sich aber bewußte, verlaufen, hebt den Wiederspruch des Unbewußten im Seelenleben auf.*)

Gleichzeitig aber erkennen wir, daß die Thätigkeiten des relativ Unbewußten, auf die Perceptionen der äußeren Sinne bezogen, wesentlich andere sind, als die des Ich. Seiner Natur nach würde so das Ich auf Anlaß der Erregungen der Nerven von äußeren Sinnen nie und nimmer auf eine Außenseele schließen, noch sie zurechtgestalten, während bei allen ursprünglichen Wahrnehmungen der äußeren Sinne das Unbewußte einem höheren Willen zu Folge uns mit der Außenwelt, wenngleich auch nur auf symbolischem Wege, in Verbindung setzt. Eine erkenntnißtheoretische Zergliederung unserer durch die äußeren Sinne vermittelten Wahrnehmungen weist daher auf einen göttlichen Urgrund als den Schöpfer der Harmonie von innerer und äußerer Welt hin und laßt uns so das Walten einer Weisheit ahnen, die unser Denken nie zu erfassen vermag.

Berlin. Dr. Eugen Dreher.

*) Vergl. „Die Natur" Halle a. S. Nr. 43 von 1891. „Der Grund der Erscheinungsform des „Doppel-Ich" von Dr. Eugen Dreher, weil. Dozenten an der Universität Halle.

Ferner: „Velhagen & Klasings Monatshefte". VIII. Jahrgang 1893—1894. I. Band. — Ueber „Doppelbewußtsein" (alterirendes Bewußtsein) und spontanen Somnambulismus von Prof. Dr. Eulenburg-Berlin, sowie „Das Räthsel des Hypnotismus und seine Lösung" von Dr. K. F. Jordan, Ferdinand Dümler's Verlag in Berlin. 2. Auflage.

Der psychologische Ursprung und die letzten Ziele der Kunst.

(Nachdruck verboten.)

Wie viele Versuche sind nicht schon gemacht worden, eine Begriffsdefinition der Kunst zu geben. Keine einzige noch hat es zu einer allgemeinen oder auch nur längeren Geltung zu bringen vermocht. Die so häufig ausgeübte Methode des Zurückgehens auf die sprachlichen Wurzeln gehört von Rechts wegen in die Rumpelkammer pedantischer Wort und Katheder-weisheit. Wortklänge füllen sich im Wandelgang der Jahrhunderte oft genug mit ganz neuem Begriffsinhalt oder der bestehende verschiebt sich so, daß der ursprüngliche Schwerpunkt gänzlich außerhalb des Begriffswortes zu liegen kommt. Zugegeben, daß des Volkes Gefühl in naiver Findigkeit sehr häufig die Brücke schlägt zwischen scheinbar sehr entfernten Dingen, — halten darum alle Aeußerungen volksthümlichen Denkens auch vor dem kritischen Blicke des Sprachpsychologen stand? Und nun gar erst die beliebte gedankenlose Definition der Kunst als der Darstellung des Schönen — ja, damit wäre es ein Leichtes, selbst den rabiatesten Naturalisten beizukommen. Mit solchen Eiertanzkunststücken kommen wir keinen Schritt weiter, am allerwenigsten zu einer Versöhnung der streitenden Parteien. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß es ein Elementar-Irrthum ist, die Kunst als Begriff erklären zu wollen. Wäre die Kunst ein Begriff, so könnte dieser im einzig möglichen Falle aus der Summe der vorhandenen Kunstwerke abstrahirt sein. Das wäre aber gleichbedeutend mit der Fahrt im Karrussel: Den Maßstab zur Beurtheilung eines Kunstwerkes liefert uns das Kunstwerk selbst. Wie absurd! Es wäre mit der Kunst als Begriff, abgezogen von der Gesammtheit der vorhandenen Schöpfungen, auch keine Möglichkeit, zu stabilen Zuständen auf diesem Gebiete zu kommen; denn jedes neue, originelle Werk würde die bisherigen Begriffsmomente wieder verschieben; die Frage: Was ist Kunst? Was ist berechtigt und was nicht? würde bei jeder Künstlerindividualität von neuem einen Kriegsstand heraufbeschwören. Es ist aber auch bei klarem Denken garnicht möglich, die Kunst als Begriff zu definiren. Jegliche Kunst setzt eine Absicht voraus, deren Träger der Künstler ist. Der Verwirklichung dieser Absicht soll das Kunstwerk dienen. Dieses ist im letzten Sinne nicht Endzweck, denn bei gleicher Absicht hätte es ebenso gut ein anderes Werk sein können — sondern der vom Künstler erstrebten Einwirkung soll das Kunstwerk als Mittel dienen. Kunst und Kunstwerk stehen also im Verhältniß von Zweck und Mittel.

Nun kann aber ein Begriff nur von sinnlichen Erscheinungen, hier also von den Kunstschöpfungen, abgezogen werden. Das hieße jedoch nichts anderes, als die Absicht aus dem Mittel erklären, während doch jegliches Mittel eine mehrfache Ausdeutung auf den Zweck hin zuläßt. Eine Absicht kann aus dem Mittel nicht erklärt werden, sondern man ist allenfalls im Stande, das Mittel aus dem erstrebten Zweck zu erklären. Nein, die Thatsache, daß wahrhaft große Schöpfungen als Kunstwerke anerkannt worden sind zu allen Zeiten und ferner die Thatsache, daß Werke dem herrschenden Kunstbegriff widerstreiten und doch von uns als Kunstdarbietungen empfunden werden können, das alles deutet zur Genüge darauf hin, daß die Kunstvorstellung nicht im Verstande, sondern im Gemüth liegt, also kein Begriff, sondern ein Ideal ist, ein Ideal wie Gott, Freiheit, Unsterblichkeit Wie alle Menschen-Ideale, steigt auch dieses gleichsam in geometrischer Progression mit unserm Bildungsniveau, kann daher auch niemals erreicht werden — im Gegentheil — der Abstand zwischen Kunstwerk und Kunst wird desto klaffender, je weiter wir auf der Leiter der Kultur emporklimmen. Sicherlich steht der Neger Inner-Afrikas, der seine Fetischpuppe betrachtet, relativ intensiver unter dem Einfluß dieses Anschauens als der moderne Galleriebesucher, der den Apollokopf bewundert. Ueber die Ursachen sprechen wir noch später. —

Nur dann, wenn wir die Kunst als Ideal und nicht mehr als Begriff auffassen, wird ein Zustand relativer Ruhe in das umstrittene Gebiet zurückkehren. So erst kann es möglich sein, die Aufgaben der wahren Kunst, die identisch sind mit dem erziehlichen Werth eines Ideals, zu erfassen und demgemäß einen Maßstab für künstlerische Schöpfungen zu gewinnen. Wäre die Kunst ein Begriff, so wäre es Nonsens, von einer Aufgabe zu reden; Begriffe sind rein logische Abstrakte, ohne Absichten und Ziele.

Versuchen wir, der Frage näher zu treten, welche Aufgaben denn die Kunst haben mag. Wir werden am ehesten zum Ziele gelangen, wenn wir uns die Frage vorlegen: Welche Absicht verfolgt der Künstler mit seinem Werk? Gewiß wird, bewußt oder unbewußt, eine ganze Reihe von Absichten bei der Herausarbeitung eines Werkes mitsprechen, aber dem Künstler in unabhängiger Stellung und mit vornehmer Gesinnung wird selbst das Höchste, auf das es Künstlernaturen in der Regel ankommt: der Erfolg, der Wunsch, auf das Publikum zu wirken, relativ gleichgiltig sein im Verhältniß zu dem inneren Drängen nach Gestaltung des geistig Erschauten. Der wahre Künstler hat nur den einen Wunsch, zu gestalten; alles andere, das wie, das wozu usw., der Erfolg, das Verständniß der Menge — alles das kommt erst in zweiter Linie. Der Wunsch, dem innerlich Geschauten vollkommene Körperhaftigkeit zu verleihen, ins Leben zu übertragen, was die Seele in unwiderstehlicher Gewalt im Banne hält, dieser Wunsch wächst zur Sehnsucht, zur elementaren Nothdurft, ja sogar zu einer wirklichen geistigen Noth, wo seiner ungehemmten Entfaltung unübersteigbare Schwierigkeiten in den Weg treten. Nur Schaffen, Bilden! das ist die Losung des echten Künstlers, der sich durch kein Bedenken und kein nüchternes Erwägen von seiner Bahn abdrängen läßt. Und in dieser Losung zeigt die Künstlerseele eine

überraschende Uebereinstimmung mit der Weltseele, die wir gemeinhin „Natur" nennen. Auch die Natur hat nur das eine Prinzip: zu gestalten, immer neues zu schaffen, neues zu bilden, unbekümmert und in ihrer Thätigkeit sich selber genügend. Aber der Drang zu bilden ist an und für sich noch kein Charakteristikum des Künstlers. Genau zugesehen, ward dieses innere Treiben von der Natur jeder Menschenseele verliehen. Das Singen, das Lachen, das Sprechen, das Tanzen, das Weinen, das Mienenspiel, das alles sind Dinge, durch welche selbst der schlichteste Mensch einen sichtbaren Ausdruck für das sucht, was seine Seele bewegt. Er muß heraus, muß in's Leben hineintreten, auf Andere wirken, was sein Gemüth oder sein Denken erfüllt.

Aber auch zum wirklichen, künstlerischen Gestalten liegt der Trieb in jeder Menschenseele und ist am deutlichsten zu beobachten beim Kinde, wenn es dichtet, komponirt, baut, malt, mimt. Das Kind überläßt sich noch sorglos seinem angeborenen Drang, unbekümmert, ob seine Leistungen gelingen, unkritisch, wahllos. Späterhin drängen der erwachende Kritizismus und rein praktische Rücksichten diesen Gestaltungstrieb zurück und nur bei dem geborenem Künstler bleibt dieser Trieb so mächtig und bricht bei irgend einem Anlaß so gewaltig hervor, daß das Ihm-genügen zur Lebensfrage wird.

Wir sehen also, der Schöpfungsdrang ist in jedem Menschen von Natur aus vorhanden, vielleicht eine Wesensähnlichkeit mit dem Urquell des Menschengeistes, mit dem Gotte, der alles erschuf und nicht müde wird, immer neues zu schaffen. Aber nur in wenigen Auserwählten konzentrirt sich der Schöpfungs*drang* auch zu einem bewundernswerthen Gestalten-*können*, und dieses Können macht erst als Endpunkt den Künstler aus. Der eigentliche Schöpfungsakt liegt zeitlich vor dem äußeren Gestalten und ist zumeist ein in die Nacht des Unbewußtseins getauchter, intimer seelischer Vorgang. Nicht jedes aus dem Dämmer im Geiste auftauchende Bild übt eine so sieghafte Macht über den Künstler aus, daß es gleichsam nach Gestaltung schreit, nach Gestaltung um jeden Preis. Verhältnißmäßig wenig Probleme sind's, die ihren Träger in einen Zustand tiefster Ergriffenheit versetzen, aus welchem heraus noch jedes Kunstwerk geboren wurde. Hier, gerade in der Auswahl der Ideen, nicht in dem Verkörpern an sich, liegt nach meinem Dafürhalten das Charakteristikum der Kunst. Wäre das Gestalten an sich, sei es auch das vollkommenste, seinem Zweck absolut entsprechende, das Merkmal des Künstlers, dann müßte die Natur (als Schöpferin) der größte Künstler und die Natur im engeren Sinn (als Schöpfung) das größte Kunstwerk sein. Ist das der Fall? Ist die geschaffene Natur ringsum ein Kunstwerk? Vermag sie's, irgendwie künstlerische Wirkung auf uns zu erzielen?

Oberflächlicher extrem phantastischer Betrachtung könnte es zuweilen scheinen, nicht aber einem erkennenden Geiste, der nicht an der bloßen Formen- und Farbenerscheinung haften bleibt. Wer gelernt hat, das erbarmungslose Räderwerk im Getriebe der Natur zu erspähen, wer seinen Blick auch auf's kleinste, dem flüchtigen Auge so leicht entgehende zu richten vermag, mit einem Worte, wer die Natur nicht bloß sieht, sondern sie kennt, der wird nun und nimmer behaupten, daß sie künstlerisch zu wirken vermöge. Die Natur ist das Resultat des ungestüm und mit voll-

kommener Machtfülle wirkenden Willens zum Leben. Dieser Wille zum Leben, dessen höchster Triumph der Tod ist, um Leben zügellos zu entfalten, drängt zum Dasein, zum Entwickeln, und in seinen letzten Konsequenzen zum Wachsthum über das Individuum hinaus, also zur Erhaltung der Art, also zum Herrschen, also zur Proklamirung des unverhülltesten Egoismus. Instinktiv sinnt jedes Individuum darauf, die eigene und seiner Gattung Existenz über die Umgebung hinaus zu erheben. Und es ist einmal nicht anders — nach dem blind waltenden Naturgesetz hat das völlige Sichauslebenkönnen der einen Existenz die Zertrümmerung anderer Existenzen zur Voraussetzung. Auf den Schultern der Einen erheben sich die Andern zu einer gigantischen Pyramide, die Erde und Himmel verbindet, und während die Spitzen sich freuen im reinen Licht, ringen die Stützen in qualvollem Verzweiflungskampfe. Der Kampf Aller gegen Alle, die roheste Ausbeutung, der unfehlbare Sieg des Stärkeren über den Schwächeren — das ist die letzte Konsequenz des Willens zum Leben. Wer mit Verständniß die Natur beobachtet, dem kann jener furchtbare Kampf, der überall, im Spiel der mechanischen Kräfte sowohl auch im Pflanzen- und Thierreich, zwar still, aber um so erbitterter geführt wird, nicht verborgen bleiben, und dann ist's mit der Auffassung der Natur als Kunstwerk vorüber. Von wieviel Kämpfen, wieviel geknechteten und zertretenen Existenzen erzählen nicht die prächtigste Landschaft, das lieblichste Thieridyll, die so harmlos scheinenden Fluthen des Weihers, die feierliche Erhabenheit des Waldes, die lockende Blüthe? Nur, wenn phantasievolle Leute den entfesselten Willen zum Leben und zum Siegen nicht vernehmen können, dann mag ja die Natur zuweilen als ein Gemälde voll unendlichen Reizes, voll farben- und freudetrunkener Poesie erscheinen; aber dann ist es eben subjektive Auffassung, dann ist es der Mensch, der eine solche Auffassung in die Natur hineinträgt. Wäre jedes unterdrückte, kämpfende, leidende Sein mit einer Stimme begabt, die Ausdruck seines Schmerzes sein könnte — es würde Keines Stimme fehlen in der disharmonischen Symphonie des Schmerzes. Auch dem begeistertsten Naturschwärmer sollte dieser Leidenshymnus in die Ohren gellen und ihn aus seiner zufriedenen Ruhe schrecken.

Und wir selbst? Wir wissen nur allzugut, daß dieser Naturlauf vor den Ebenbildern Gottes, wie wir uns in rührender Bescheidenheit nennen, nicht Halt macht. Derselbe Kampf bei uns, nur unter glänzenderen Formen, aber um so erbitterter, unbarmherziger, je mannigfaltiger die Waffen sind, die uns zu Gebote stehen, und je höher die Intelligenz ist.

Das ist es also, was eine etwa mögliche künstlerische Wirkung der Natur im Keime erstickt; das ist die objektive Unmöglichkeit. Eine subjektive Ursache tritt hinzu, die zwar den künstlerischen Genuß nicht zu einem unmöglichen, aber doch zu einem bis an die Grenze des Möglichen erschwerten macht; das ist der Umstand, daß wir ohne weiteres garnicht im Stande sind, einer Erscheinung oder einem Gegenstande ohne irgend eine Aeußerung unseres Begehrens gegenüberzutreten. Wir müssen wünschen, hoffen, erwarten, ablehnen, auflehnen, abstoßen, verlangen, verabscheuen, hassen, lieben oder sonst irgend etwas; eine absolute Indifferenz ist für uns schlechterdings undenkbar. Er ist nun einmal unser — bewußtes oder unbewußtes — Begehren eine Quelle des Mißbehagens

des Schmerzes für uns, etwa wie das Erwachen für den Uebermüdeten etwas sehr schmerzhaftes ist, und jedes Verlangen rüttelt uns aus dem seelischen Gleichgewicht empor. Da aber ein Begehren das andere ablöst, so kommen wir nur sehr selten in den Zustand der inneren Ruhe — bei absoluter Abspannung und im Schlaf.

Das traumhafte Bewußtsein dieser Thatsache ist der Menschheit schon sehr früh aufgegangen. Die Sehnsucht nach dem begehrungslosen Sein hat immer eine mächtige Triebfeder im menschlichen Denken und Handeln gebildet. Die Vorstellungen von einem verklärten Leben nach dem Tode beruhen auf ihr; sie ist auch die Ursache des geheimnißvollen Reizes, den der Tod in den Augen vieler Spiritualisten und Mystiker aller Zeiten gehabt hat und noch hat; sie erklärt auch die selbstvergessene Befriedigung, welche die Menschen, namentlich die im Kampf des Lebens und vom Schmerze besonders hart angegriffenen, im Schlafe finden. Von jeher ist der Schlaf als der Tröster der Unglücklichen, als der Bringer des Friedens, der Schöpfer neuen Muthes gefeiert werden. Durch das Versenken in die Fluthen des begehrungslosen Existenz erneuern wir die Spannkraft des leiblichen und des geistigen Organismus, — jeder Einzelne ein Antäus, der aus der Berührung mit der Mutter Erde verjüngte Kräfte schöpft. Der Trieb nach Betäubung, nach dem Rausch entspringt zweifellos demselben Verlangen. Dieser Trieb ist sicherlich ein sehr allgemeiner, vor allem bei den Unglücklichen, Unbefriedigten; und er würde viel häufiger in die Erscheinung treten, wenn nicht bei vielen Rücksichten anderer Art ein Unterdrücken jenes Verlangens anriethen. Und was will denn der Stoicismus, der Orden der Pythagoräer? Was bezweckt die strenge Askesis der Fanatiker des Christenthums? Was sucht das indische Brahmanenthum als das wahre Glück darzustellen? Und das Endziel der Lehre Buddhas, ist es nicht das, die Seele, losgebunden von allen Banden und Neigungen, empfänglich zu machen für das Glück der absoluten Ruhe, für das ich und darum begehrungslose Nirwana? Und die Sekte der Nabelschauer, wie überhaupt das ganze Anachoreten- und Büßerthum früherer Jahrhunderte — deutet nicht alles mit überzeugender Gewalt auf die (wenn auch häufig verworren zum Ausdruck kommende) Sehnsucht nach dem begehrenslosen Sein?

Gewiß, rein logisch betrachtet, wäre die vollkommenste Stillung dieses Sehnens nur mit dem Tode gegeben; aber der Tod ist nur über einen Zustand wüthendster Aufwühlung alles Wollens hin denkbar; denn kein Naturding kann nach seines Selbstes Vernichtung streben (Spinoza). Ein dumpfes Grauen hält uns vor dem Eintritt in die ewig schweigenden Gefilde zurück; und das ist gut so, sonst würde die ganze Natur in kürzester Frist ein ungeheures Leichenfeld sein. Bei allen Naturen aber, die das Leben lieben, lebt die brennende Sehnsucht nach einem anderen Sein, daß sie die unendlich mannigfachen Reize des Daseins genießen läßt, zugleich aber weit über die bestehende Schöpfung hinaus ragt und sie selbst — die Genießenden — loslöst von der eisernen Bande des Begehrens. Unbewußt lebt dieser Drang in Jedem, aber nur der Künstler besitzt die seltene Gabe, dem Drange zu genügen und diese verklärte Welt in das Reich des Seienden zu verpflanzen, die Welt, die

sonst nur in der Sehnsucht der Andern lebt. Darum ist der Künstler im vollsten Sinne des Wortes ein Schöpfer; nicht ein Nachbildner, sondern ein Neuschöpfer. Denn das Nachbilden könnte sich einzig und allein auf die Natur und ihre Theile erstrecken, und wir glauben erwiesen zu haben, daß einem solchen Beginnen von vornherein die künstlerische Wirkung abgehen muß. Nein, eine neue Welt, allerdings in den von der Natur gebotenen Erscheinungsformen, (denn es ist nichts in den Sinnen, was nicht hineingekommen ist) läßt der Künstler vor uns erstehen, eine Welt, die — objektiv genommen — das bietet, was der Natur fehlt: ein abgeschlossenes, in sich selbst ruhendes Ganze und ein harmonisch abgestimmtes Ineinandergreifen der treibenden Kräfte, die hier als Ideen in Erscheinung treten, und die ferner — subjektiv genommen — im Stande ist, den Menschen für eine kurze Zeit gleichsam über sich selbst zu erheben, indem sie das Begehen in ihm auslöscht und ihn in einen Zustand objektiven Anschauens versetzt. Ersteres hat die künstlerische Intuition zur Voraussetzung, die durch nichts ersetzt werden kann, letzteres erfordert Seitens des Künstlers eine souveräne Beherrschung der Machtmittel. Die Schöpfung der Natur gleicht auf ein Haar einem gewaltigen Konzert, in welchem jedes Individuum eine Stimme, jede Gattung ein Instrument repräsentirt. Jede Stimme sucht sich hervorzudrängen, die rivalisirenden womöglich zu überschreien, todt zu machen und sich selbst an deren Stelle zu setzen. Der Wille zum Leben und zum Herrschen ist es, der aus jeder einzelnen spricht. Das mag wohltönend sein für einen Geist, der von einem erhabenen Standpunkte aus dieser disharmonischen Symphonie lauschen kann und dem die Ewigkeit zu Gebote steht, um die endliche Auflösung der Nonen- und Septimenaccorde abzuwarten. Für uns, die wir selbst eine Stimme in diesem Konzerte darstellen, die nur das nächste vernehmen und nicht warten können, bedeutet das ganze Chaos nur einen Wechsel der schrillsten Mißklänge und diese zu schönem Gleichklang aufzulösen, ist das göttliche Werk des wahren Künstlers. Gewiß, nicht Harmonieen allein, auch Dissonanzen dürfen durch seine Schöpfung wehen; aber sie müssen gemeinsam auf einer Idee aufgebaut sein und schließlich einem in sich ruhenden Endpunkt zu streben. Nicht in wüstem Gegeneinander, — in stimmungsvoll abgemessenen Nebeneinander, in plangemäßer Zusammenfügung müssen die Kräfte (Ideen) in Wirksamkeit treten, so daß das gewonnene Bild nicht gleich der Natur auseinanderfließt und in die Ewigkeit sich verliert, sondern unserm inneren Blick als von einem werthvollen Rahmen umschlossen erscheint. Es wird sich das Kunstwerk zum Menschengeist ähnlich verhalten müssen, wie die gesammte Schöpfung zum Geist, der die Welt geschaffen; und somit könnten wir das Kunstwerk als ein Fragment der Natur definiren, das aus der Ewigkeit in eine kurze Spanne des Seins hinein projicirt wurde. Damit ist die Kunstschöpfung objektiv gegeben; Sache der Gestaltungskraft des Künstlers ist es nun, das Publikum so aus der realen Welt herauszuheben, daß es bedingungslos die neue Realität, die vor ihm auftaucht, glaubt. Und gerade dieses Element des künstlerischen Schaffens ist mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Denn je höher die Kultur steigt, je mannigfaltiger, zahlreicher die Fäden sind, die den Menschen mit der Außenwelt

verbinden und je tiefer er selbst in der Umgebung wurzelt, desto problematischer wird die Aufgabe des Künstlers, alle Brücken des Außenlebens um den Menschen herum abzubrechen, jeden Rapport zu lösen, ihn gleichsam zu isolieren, daß er nun, losgelöst von jedem Begehren und Erinnern, allein anschauend der Führung des Künstlers zu folgen vermag. Diese Aufgabe gestaltet sich auch noch aus dem Grunde fortschreitend immer schwieriger, als mit dem Bildungsniveau der Kriticismus wächst. Bei einem kenntnißarmen Menschen hat die Illusion leichtes Spiel; je höher die Erkenntniß steigt, desto tiefer sinkt die Möglichkeit einer Illusion herab. Naturvölker, Ungebildete und Kinder liefern den Beweis. Daher darf der moderne Künstler nichts thun, was den kritischen Sinn herausfordern könnte; Vollständigkeit der Illusion ist primäre Voraussetzung jeder künstlerischen Wirkung. Damit ist nicht gesagt, daß der Künstler den Boden realer Existenzen nicht verlassen dürfte, nun und nimmer jedoch dürfte er abgehen von den allgemein giltigen Normen, die der begreifende Menschenverstand geschaffen, von dem Gesetze des Raumes, der Zeit, des Kausalnexus, diesem Nebeneinander, dem Nacheinander, dem Auseinander von Dingen und Vorgängen. Der Künstler darf in den Gestalten seine Phantasie frei schalten lassen; die Natur selbst ist unerschöpflich in neuen Gebilden, aber über die bindende Gesetzmäßigkeit der Kräfte kann die Natur und darf der Künstler nicht hinweg. Allerdings, je weiter die künstlerische Schöpfung sich von dem Vorhandenen, von dem Wahrscheinlichen, ja, von dem Möglichen entfernt, desto souveräner muß der Künstler seine Machtmittel beherrschen, um das Publikum in dem Glauben an seine Schöpfung zu erhalten; aber ohne diesen Glauben kann es der Künstler nicht einmal zu einer rein äußerlichen Wirkung meisterhafter Technik bringen, geschweige denn den höchsten Zweck der Kunst erreichen: den Menschen für eine kurze Zeit aus dem ewigen, schmerzlichen Begehren loszulösen, ihn in einen Zustand objektiven Anschauens zu versetzen, um dann mit voller Gewalt die verklärte Welt, in welcher der Wille zum Leben nicht mehr in nackter, rücksichtsloser Brutalität, sondern abgetönt auf den großen Grundgedanken in die Erscheinung tritt — mit andern Worten, ihm die Erlösung, die im Schlaf oder im Tode liegt, zu gewähren, ohne ihn zum Aufgeben seiner Persönlichkeit zu zwingen.

Dresden. Max Wundtke.

Weiberſehnſucht.

In Nr. 98 der „Kritik" ſchüttete Hermine von Preuſchen ihr Inneres in einer Studie „Herzblut" aus, die mir zu einigen Bemerkungen Anlaß giebt. Das Bekenntniß iſt in einer ſolch großen, ans Genialiſche ſtreifenden Offenherzigkeit gegeben, daß man einen tiefen Einblick in das Gemüthsleben der Verfaſſerin thun kann. Mehr noch wie das, es iſt kein Einzelbekenntniß, was ſich hier giebt, es iſt als Thatſache typiſch, nur als erſtes Gedrucktwerden derſelben, verdient es unſere Aufmerkſamkeit. „Studie aus jedem Künſtlerleben" hatte die Verfaſſerin darüber geſchrieben. Sie hätte ebenſogut darüber ſchreiben können: „Studie aus dem Leben jedes begabten Weibes unſerer Tage."

Nie habe ich ſo wild und echt den Schrei der Weiberſehnſucht aufblitzen merken, nie ſo eindringlich die ſeeliſche Noth unſerer begabten Weiber demonſtriren ſehen, wie es in dieſer Schrift geſchieht! Ich muß geſtehen, meine Meinung von Hermine von Preuſchen war gering, ſehr gering. Ihre Reimereien erſchienen mir minderwerthig und das Bemerkenswertheſte an ihren Bildern die Bizzarrie, die, wenn ſie nicht im Motiv lag, ſicher doch im Format zum Ausdruck kam. Eine Entwickelung habe ich ihr nie zugetraut, nur eine Abwickelung, die ſie zu immer tolleren Excentrizitäten treiben wird. Es hätte mich nicht erſtaunt, wenn ſie vom Thürpfoſtenformat des Stilllebens zu ſichel- oder ſerpentinförmigen Ausgeburten übergegangen wäre. Ihr Bekenntniß ändert mein Urtheil über ſie. Was ich in ihren Kunſtarbeiten nicht gefunden hatte, muß ich auf dieſem Nebenwege entdecken, ſie hat Raſſe, obwohl ſie aus einem auf der Involution begriffenem Adelsgeſchlecht ſtammt, und ſie hat Seele, obwohl ſie mit dem Typus des ſeelenloſen, aber „erfolgreichen" liberaliſirenden Philiſterſchriftſtellers glücklich verheiratet iſt. Welch ſeltſame Kontraſte in dieſem Weibe! Zerriſſene blutende Seelen aber ſind es, die anderen voran die Fackel in die Nacht der Zukunft tragen!

Darum erhebt ſich aus dieſem Weibergemüth zuerſt ahnungsrufend der Erlöſerſchrei, der bald in den Seelen aller begabten Weiber wiederhallen wird: nach dem Mann, an dem ſie ihren Erfolg bemeſſen, in dem ſie wiedergeboren werden können! Es verräth eine innere Größe an Hermine von Preuſchen, die ich achte, daß ſie ſich zu dieſem Erlöſerbegriff durchgerungen hat! Damit beginnt bei ihr die Rückkehr zur vollen, echten Weiblichkeit. Nur muß ſie unerbittlich ſein und alle die Rück-

ſtände aus der Seele fegen, die dieſer Wendung hinderlich waren und feindlich bleiben. Dann wird die züngelnde Flamme, die wie Fackelbrand pechzehrend an ihr fraß, erſetzt werden durch das ruhig ſtrahlende Geſtirnesleuchten am nächtlichen Herbſthimmel, das jähe Auf- und Niederzucken ihres Selbſtbewußtſeins ſich verwandeln in das ewigheitere Blinken jener fernen Gluthwelten!

Das Schlimme war, als ihre Entwickelung hätte ſtattfinden ſollen, da lag auf dem Weibergeſchlecht noch der ſchreckliche Philiſterdruck der liberaliſirenden, dem arbeitenden Weibe feindſeelig geſtimmten Geſellſchaft. So mußte das Weib, das Streben in ſich fühlte, erſt ſich emancipiren, um die Bahn frei zu bekommen. Eine geſunde Weiberſeele aber hält die zu Kampfeszwecken angenommenen Formen der Emancipation nicht dauernd aus, einmal kommt der Zeitpunkt, wo ſie das läſtige Kettenhemd wieder aufatmend abzuwerfen trachtet. Das iſt ihre Wiedergeburt! Aber leider ſo viele begabte Weiber, welche dieſen Kampf aufgenommen hatten, mußten in dem harten Panzer verdorren, weil ſie Niemand fanden, der ihnen Muth gemacht, die erſten Schnallen zu löſen! Heute iſt es ſchon anders, das Weib braucht nicht mehr den Wolfspelz der Emanzipation überzuwerfen, überall hat es Breſchen gegeben, die Bahn iſt frei, die Baſtion wirthſchaftlicher und künſtleriſcher Selbſtdurchſetzung wird von Tauſenden erſtürmt . . . . .

Wenige Jahre noch und ſie alle erleben die große Enttäuſchung, daß der Sieg nicht kampfeswerth geweſen iſt. Denn nicht Männer haben die Baſtion vertheidigt, nur weibiſche Männlinge . . . . . Dann aber iſt der Drachenzahn des Zwieſpaltes unter die Siegerinnen geworfen. es beginnt die Selbſtzerfleiſchung, da ihnen der Preis fehlt, um deſſen willen ſie den Kampf begonnen: Männer, wahrhafte Männer!

Ziehen wir uns aus den Metaphern auf die Erörterung zurück! Die Emanzipation hatte das Vorurtheil geſchaffen, daß dem Weibe, dem die wirthſchaftliche und geiſtige Arbeit mechaniſcher Natur ſo gelang, daß ſie dem Mann immer näher kam, auch gelingen werde, in den ſeeliſchen Bereich desſelben einzudringen und ethiſche Initiativwerthe ebenſo wie er zu erſchaffen. Dies aber iſt völlig ausgeſchloſſen, dem Weib fehlt die ethiſche Initiative ebenſo wie die körperliche zur Zeugung.

Der Irrthum konnte entſtehen in einer Zeit, in der die mechaniſche Arbeit ſich immer mehr alle Gebiete menſchlicher Bethätigung eroberte, und die qualitative Arbeit immer enger eingeſchränkt wurde. Nun aber hat das Weib durch verſchiedene Umſtände eine höhere Begabung für mechaniſche Arbeit wie der Mann. Wer alſo in dem Sieg der mechaniſchen Arbeitsweiſe einen definitiven Zuſtand ſah, mußte der nicht nothgedrungen zu dem anderen Schluß kommen?

Dem Weibe aber fehlt, wie auf phyſiſchem Gebiete die Initiative, ſo auf dem ethiſchen. Sie kann Arbeit leiſten wie der Mann, aber nie wird ſie der Arbeit die Werthe zu geben wiſſen. Werthe zu ſchaffen, ſetzt die höchſte Art geiſtiger Bethätigung voraus, die Initiative. Mag dieſe initiative Werthſchätzung auch gegenwärtig in ihrer Bedeutung ſehr eingeengt ſein und für die europäiſche Kultur einen in geſchichtlichen

Zeiten ungekannten Tiefstand erreicht haben, entbehren werden wir diese Bethätigung nicht dauernd können!

Am deutlichsten zeigt sich das in dem Gebiet, auf dem dieser Begriff eigentlich geprägt wurde, in der Sittlichkeit. Da gilt die alte Sentenz, daß das Weib seiner Natur nach durchaus unsittlich sei in voller Schärfe, nur ersetzt durch die moderne Formulirung, daß es sittlich indifferent ist. Erst der Mann stellt die Maßstäbe auf, nach dem das Weib sich erzieht, und die unerbittliche Zuchtwahl belohnt die, welche sich dem aufgerichteten Maße am vollkommenstem angepaßt haben, mit dem Vortheil der Fortpflanzung. Für die Anpassung an die geistige Initiative des Mannes wird das Weib durch die physische belohnt, und sie erfährt das höchste Glück, welches ihrem Wesen widerfahren kann, das Mutterglück. Ist die Sittlichkeit, welcher sie sich anpassen mußte, eine große, manneswürdige gewesen, so vermag die Mutter dieses gewonnene seelische Kapital dem Sohn vererben. Sie hat das doppelte Glück, einen Mann zu erziehen!

Hermine von Punschen ruft in anerkenntnißreicher Emphase aus: „Noch könnte ich gerettet werden, noch, wenn sich einer für meine Arbeiten derart begeisterte, daß er, ein Arnold von Winkelried, für mich Bahn bräche. Und da ich diesen weißen Raben nicht finde, ergo war wohl alles nicht der Rede werth und das Ganze auch nur eine Seifenblase."

Sie ist noch zu retten, dieser Meinung bin ich nach diesem kühnen Bekenntniß nun auch, aber nicht auf diese Art, die sie hier andeutet und die darauf hinweist, daß sie noch tief in das verlogene, der liberalisirenden Bürgerlichkeit entstiegene Trugbild der Berühmtheit eingelebt ist. Diese verstaubte, wurmstichige Anschauung muß sie zur Seele erst hinausfegen, hinaustreten sogar, wie einen räudigen Hund, wenn ihre Zukunft, ihre Bedeutung für Männer einsetzen soll.

Ein bischen Erkenntniß bringt sie ja dazu schon mit, wenn sie schreibt: „Ich aber sage — ein eigentlicher Künstler zu sein, das ist nicht die Hauptsache, sondern das sich in Scene setzen, resp. in Scene gesetzt werden. Und man kann dem Bildungsphilister Alles als „Bedeutendes" versetzen, man muß es nur richtig anfangen. Waren sonst die 28 Auflagen von Johanna Ambrosius in einem Jahr möglich." Da hat sie ja das Element schon ganz richtig skizzirt, nur muß sie sich jetzt erinnern, daß sie bei dem Pack „berühmt" sein will. Dazu verlangt sie einen Arnold von Winkelried, der allerdings, statt sich in Speere zu werfen, sich todeskühn in die entgegengespreizten mit galliger Tinte gefüllten Schreibfedern jener besonderen Spezialität von bürgerlichen Preßhallunken werfen soll, welche für das Bildungspack die „berühmten" Männer besorgen.

Jeder Nothschrei scheint ihr ein Stück von der neuen Wahrheit zu entlocken: Gebt mir freie Bahn! schreit sie hinaus in die graue, wüstenstille Gegenwart, und dann wird sie inne „kein Bettler hat jemals verzweifelter um ein Almosen gefleht als ich um dies, doch nur mein gutes Recht! Wie „undelikat" und „indiskret" finden Philister dieses Bekenntniß. Was wißt denn Ihr von meinen Qualen. Wenn Ihr satt seid, seid Ihr zufrieden!"

Auch den bekannten Bürgertrost, den der Einzelne vom Pack jedem

Beſſergearteten mitleidsvoll reicht, wie er ihm ein Stück Heftpflaſter oder ein Choralpulver aus ſeiner Brieftaſchenapotheke gegeben, hätte er ihn bei dieſem Leid angetroffen, den Rath „drüber zu ſtehen“, hat ſie auch vergebens verſucht. Sie weiß ſchon, was ſie davon zu halten hat: „Rath für Dilettanten und Hundeſchnauzen“!

Den Rath des Drüberſtehens hat ſie wohl von Storm bezogen, der ihn ahnungslos weiter gegeben, ohne zu erkennen, wie er ſich mit dieſen wahrſcheinlich von dem Direktor der Verſicherungsanſtalt für belletriſtiſche Bürgerberühmtheit, dem Berliner Syrupſpeichler Karl Frenzel bezogen Laxirmittel dereinſt lächerlich machen konnte.

Hinweg mit dieſen und hunderterlei anderen bürgerlichen Geſpenſtern, die Deinen echten Künſtlertraum beängſtigen und Dich mit ihrer ſchleichenden Verlogenheit ſo verſtricken, daß Du in Krämpfen des Beſſerwollens ſchmerzkrümmend verkommen. Reinige Deine Seele, verwandele Dich zum Weibe zurück, dann wirſt Du ächten Männern begegnen, in denen Dein ſtürmiſcher lebensfriſcher Ehrgeiz ſicher verankern kann! Drei ſolcher, ja, ein einziger und Du haſt das goldne Bewußtſein fruchtbar geweſen zu ſein! Dann auch blüht Dir wieder das große Gefühl für den Nachruhm auf, das Dir leider ſtark verkümmert iſt. Aber nur in der Atmoſphäre wahrer Männer gedeiht dieſe koſtbare Palme!

Männer — ganz Recht wirſt Du fragen, aber wo treffe ich ſie! Da und dort, es giebt ihrer mehr, als Du denkſt, man ſieht ſie nicht, ſie leben einſam wie die Adler auf ihrem Horſte, ſie ſind nicht berühmt und werden es auch in dieſem Sinne nie. Sie wollen es nicht werden, aber ſie leben darum ſelbſtbefriedigt das Leben fruchtbarer Seelen! Sie ſtrahlen auf alle, die in ihren Bannkreis kommen ſelbſtherrlich Werthe aus, die fruchtbringendes Selbſtbewußtſein erwecken. Sie erziehen Frauen, nicht mit pädagogiſcher Warnfingerei, ſondern frei und hold und ſchön, in Grazie geleiten ſie ſie über die ſchimmernde Regenbogenbrücke eines weltweiten, zukunftsfreudigen Geſchäftslebens!

Gelingt es Hermine von Preuſchen nicht, dieſe Paßhöhe zu überſchreiten, bleibt ſie in den engen Niederungen diesſeits ſtecken, ſo trifft ſie das Schickſal, welches ihr vorherzuſagen iſt. In den Sümpfen dieſer bürgerlichen Niederung, da lauert das Gewürm ekler Regungen, die Giftotter des Neides, der Molch Wahnſinn, da wehen die Fieberdünſte, aus welchen die Malaria der Tagesberühmtheit entſteht! Und, o Jammer, die von ſolchem Fieber Befallenen fürchten die Wiederkehr des von tollen Schauerphantaſien begleiteten Fieberfroſtes, und doch ſehnen ſie ſich nach dieſem flitterglänzendem Verderben.

Auch dafür finden ſich in ihrem Bekenntniß Töne! Ich verſage mir hier beſonders darauf hinzuweiſen, man findet ſie ſofort. Beginnt ſie mit der Umkehr, ſo hat ſie nie wieder nötig, die Johanna Ambroſius oder ähnliche Erfolgcreaturen zu beneiden, ſie kann dem Wahnſinn ruhig und feſt ins Auge ſehen und dort ihre künſtleriſchen Motive ganz in der Nähe ſeeliſcher Abgründe ſuchen, ohne ſtraucheln zu müſſen. Dann wird ſie auch den Fluch der Senſationsberühmtheit, der ihr noch immer wie Pech an den Sohlen klebt und ihr freies Schreiten hemmt, nicht mehr

zu tragen haben! Ob sie sich dann mit dem Pinsel, der Feder oder direkt in den Seelen echter Männer auslebt, das wird gleichgiltig sein, sie wird Kunst produzieren, die Werth hat und das herrlichste Bewußtsein schenkt, das es in diesem vom Verwesungsgeruch erfüllten Dasein überhaupt giebt, fruchtbar zu sein!

Doch nach dieser Abschweife ins individuelle zurück zum generellen Problem! Wie rasend hat die Frauenarbeit auf allen Gebieten zugenommen! Am deutlichsten zeigt das ein Industriestaat, wie England, von dem ich nachfolgend nur einige Zahlen zu geben beabsichtige. Im Jahre 1870 gab es dort 8016 weibliche Bureauangestellte, 1890 zählte man 91828. Die Zahl der sales ladies hat sich in diesem Zeitraum verzwanzigfacht. Die Lehrerinnen sind von 84047 auf 245965 angewachsen, und das in 2 Dezennien! Noch erstaunlicher ist das Wachsthum in anderen Berufsarten: Predigerinnen von 67 zu 1235, Aerztinnen, Zahnärztinnen von 527 auf 4555, Journalistinnen von 35 auf 888, Musikerinnen von 5753 auf 34519! (Diese fünfstellige Zahl ist kein Druckfehler!) Malerinnen, Bildhauerinnen, Sängerinnen von 412 auf 10810.

Wir haben hier also, und die Aufzählung erhebt keinen Anspruch auf Vollzähligkeit, schon nahezu eine halbe Million selbständiger Frauen. Deutschland steht in dieser Hinsicht etwas hinter England zurück, aber der Unterschied ist nur ein gradueller, in Betracht auf die veränderte Lebensstellung des Weibes ist das Verhältniß dasselbe. Ich beabsichtige hier nicht, wirthschaftliche Schlußfolgerungen zu ziehen, sondern lediglich geschlechts-psychologische. Es war immer ein Lieblingsargument des collectivistischen Sozialismus, womit er die Weiber für sich zu ködern suchte, zu behaupten, daß mit der zunehmenden, wirthschaftlichen Selbstständigkeit sich das Verhältniß der beiden Geschlechter zu Gunsten der weiblichen Ansprüche verbessert habe. Jedoch gerade das umgekehrte ist der Fall, die Ehe wird fortschreitend ersetzt durch das freie Verhältniß, das in seiner Labilität ausschließlich den männlichen Bedürfnissen einseitig entspricht und dazu dem Weib das größere wirthschaftliche Risico für die entbehrenden Sprößlinge aufbürdet. Wichtiger aber noch ist die von weiblicher Seite zäh vertheidigte Behauptung, daß eine ächte Liebe, die des Weibes Wunsch zum Schweigen bringt, bei dieser Form des Geschlechterverkehres überhaupt nicht gedeihen kann, da die wirthschaftlichen Interessen solcher nicht, wie in der Ehe, parallel gerichtet sind, sondern entgegengesetzt, indem alle Sicherungsforderung des Weibes vom Mann als gegen ihn gerichtete feindliche Maßregeln aufgefaßt werden.

Aus dieser Erscheinung, die andererseits wieder eine Verengerung der Mannesinstincte und eine Effeminirung derselben im Gefolge hat, wächst der Nothschrei empor, den wir hier markerschütternd, vernehmen. Hier aber macht der collectivistische Sozialismus, der durch die Industrialisirung inscenirt wird, sein glänzendes Fiasco. Dem Mann konnte er dieses und jenes einreden, bei dem Weib aber gelingt ihm dieses schlechter, das Weib sieht seine wahren Bedürfnisse schneller ein, weil es weniger seinen Verstandes- als seinen Gemüths-

forderungen den Vorrang giebt. Darum wird es dem Sozialismus nie gelingen, dem Weib das verrückte Dogma vom Selbſtzweck der Arbeit einzureden. Das Weib will Glück, ſein Glück; ein Arbeitsſyſtem, das ihm auch alle materiellen Anforderungen gewährt, ihm aber jenes vermindert, wird es bald über Bord geworfen haben. Die Sozialiſirung vernichtet aber alles Mannesthum, es will ſeinen ſtrengen Monismus auch hier durchſetzen, der Dualismus wird daher zum Einheits-Ideal des „Genoſſen“ verwäſſert, deſſen Geſchlecht Nebenſache iſt.

Manchmal dämmert dann dieſe Forderung bei den ſozialiſtiſchen Theoretikern weiblicher Prägung einer ſolche Einſicht auf, wird aber dann von den Genoſſen männlicher Prägung wieder dogmatiſirt. Sogar der in den trüben Schlammfluten der ſogenannten „Ethiſchen Kultur“ herumplätſchernden Salonſozialiſtin Lily von Gizycki ſcheint dieſe Erkenntniß aufzudämmern, wenn ich die kritiſchen Bemerkungen Wredes über ihr Buch „Die neue Frau in der Dichtung“ richtig auffaſſe. Es iſt das Weib in ihr, das eine ſolche ſyſtemwidrige Forderung erhebt, daß das Weib erſt des neuen Mannes warten müſſe, um ſich zu entfalten! Ein neuer Beweis, daß die Geſchlechterforderungen dringenderen Ausgleich verlangen, als die wirthſchaftlichen, ſobald das Weib dabei ihren Antheil geltend zu machen hat!

Männer iſt dann das Loſungswort der übermächtig gewordenen Weiberſehnſucht!

Soden-Taunus. Falk Schupp.

Volkskunst.

Kürzlich ist ein „Volkskunst" betiteltes Buch (bei Walther Neumann, Magdeburg) erschienen, das den Berliner Kunstschriftsteller Robert Mielke zum Verfasser hat. Und das ist ein gutes und verdienstliches Buch, wie ich vorausschicken will, nicht allein wegen der darin zu Tage tretenden Sachkenntniß im Bereich der germanisch-bäuerlichen Naturkunst, sondern auch wegen der ernsthaften Gesinnung und wegen einer Reihe von richtigen und feinen Gedanken darin. Es ist ein Buch, in dem der Verfasser den Finger auf eine schwärende Wunde in der zeitgenössischen Kunst legt, ein natürliches Heilmittel für den drohenden Brand angiebt, — mittels dessen er denn um so wirksamer zur Nachdenklichkeit stimmt, als der leidenschaftslose, sachliche Ton trotz des ganz intensiven nationalen Standpunktes doch von jedem reaktionär gefärbten Mißklang frei ist. Diese folgestreng durchgeführte Auffassung von dem nothwendigen national-individuellen Untergrund für jede lebensfähige Kunst darf als der hervorstechende Werth dieses Buchs gelten, — aus ihrer strengen Festhaltung ergeben sich augenscheinlich auch die beiden großen Fehler des Buches, die dessen Schlußfolgerung, aber nicht die Arbeit selbst beeinträchtigen. —

Wer die herrschende Richtung in unserer bildenden Kunst vor 1890 etwa und wer die seitherige nach ihrer Masse, nicht aber nach ihrem Kern betrachtet, der kann zu dem Mielke'schen Pessimismus kommen und für Verfall halten, was Neuentwicklung und Aufwärtsstieg ist. Es hieße das aber, Genesungssymptome für solche der Agonie anzusehen. Die moderne Kunst als Gegendruck gegen die Bravourkunst nach 1870 ins Leben getreten, — sie hat weit ausgeholt und in gleicher Frische ihren Darstellungskreis, ihre Auffassungs- wie Empfindungssphäre, ihre technischen Mittel erneuert, um frisches Blut in seicht gewordene Ueberlieferung strömen zu lassen. Ihre Jünger erkannten ein riesiges Defizit bei uns und fanden es bei den Franzosen, — sie lernten beim Nachbarvolk in der Art, daß die Stärksten das Uebernommene umbildeten und damit einen neuen persönlichen und nationalen Stil entwickelten, wie z. B. Uhde in seiner prima maniera (von der man heute reden darf); die Schwachen blieben Nachahmer wie immer, — sie wurden Märtyrer und verschwanden in aller Stille. Das ist der natürlichste Verlauf und es ist gut, ihn stets im Auge zu

behalten und sich verschwundener und zurückgetretener Namen, die uns vor 6 bis 8 Jahren geläufig waren, zu erinnern, wenn man in der nächsten Gegenwart recht bedenkliche Erscheinungen mit Gebrüll und Ellbogengeschick das Feld anscheinend behaupten sieht. Die innerlich Todten reiten in unsern nervösen Tagen besonders schnell, — nach abermals 5 Jahren wird kaum eine geborstene Säule von verschwundener Pracht zeugen, während die lebensfähigen Künstler mit ihren Systemen unbeirrt weiter gewachsen sind. Wer aber durchaus nicht sehen will oder kann, daß in Böcklin, Klinger, Thoma, Stuck und ihrer zahlreichen Gefolgschaft eine mächtige, nationalindividuelle und originelle, dabei aber hochmoderne Kunst vorhanden ist und das Zeitzeichen in etlichen oder meinetwegen zahlreichen Boulevardgigerls erkennen zu müssen glaubt, den möchte ich neugierig fragen, wo denn der Barthel der alten Bravourkunst vor 1880 den Most geholt hat? Ist Einer unter ihnen, der nicht seine Technik aus Paris geholt oder wenigstens dort abgeschliffen hätte? Streng nationale Kulturen erstarren, wenn sie keine frische Blutzufuhr von außen erhalten, — sie werden fast ganz werthlos für den Gang der Geschichte, wie die alten Aegypter, China, in neuerer Zeit die Maurenkunst beweisen. Dieser Rassenaustausch von Eigenschaften und Mitteln ist ein eisernes Entwickelungsgesetz; was Nachahmung ist, geht zu Grunde und wird das persönliche Unglück des Einzelschaffenden, und nur die organische Neubildung bleibt leben; versinkt aber ein ganzes Volk in Nachahmung, dann ist eben seine Lebenskraft erschöpft und es giebt keine Arzenei, welche dieselbe auffrischen könnte; das darwinistische Entwicklungsgesetz offenbart seine reizvollsten Freiheiten, scheint mir, erst auf dem Kulturgebiet eines Volkes und nicht im Animalischen. Mielke, der in seinem Buch, weil er in einer irrigen Beschränkung Bauernkunst als die Kunstbasis κατ' ἐξοχην betrachtet, folgestreng Antike, Renaissance, Japanismus ꝛc. als Durchgangs- und Läuterungsworte für unsere Kunst ausgeschlossen haben will, geht in diesem Punkt fehl und ist ein voreiliger Pessimist, — er scheidet nicht zwischen stumpfer Nachahmung und Neubildung eines Kunststils aus fremder Anregung heraus. Daß die Bauernkunst in ihrer langen Erstarrung selbst ein Beweis für die zeitweis nothwendige Zufuhr neuer Säfte und gerade an dem Mangel daran im Absterben begriffen ist, entging ihm.

Dieser Irrtum ist aber lediglich Folge einer gewaltsamen Begrenzung der „Volkskunst". Sie ist nach Mielke's Anschauung mit „Bauernkunst" identisch, umfaßt beinahe ausschließlich Architektur und Kunstgewerbe, sowie im engen Rahmen die Wandmalereien dörflicher Kirchen. Jede Stadtkunst tritt für ihn schon in den Verfall, sobald sie die enge Fühlung mit dem Lande draußen, mit dessen primitiv-naiven Kunstbedürfnissen und dessen dilettirenden Künstlern ohne materiellen Gesichtspunkt die Fühlung verliert. Die deutsche Kunst ist ein Gegensatz zur romanischen „Waldkunst", sagt Mielke. Das ist von einer sehr bestreitbaren Einseitigkeit, aber die Behauptung entbehrt einer gewissen Größe nicht, soweit sie sich in dem verarbeiteten Material dieses Buchs auf bestimmte und entlegene Vergangenheiten bezieht. Daß die ländliche Kunst in ihrer zähen

Langlebigkeit eine der Hauptfundgruben für das rasseneigenthümliche Formensystem eines Volkes ist, gilt als selbstverständlich, — aber wie wollten wir ohne die Gothik, — deren künstlerische Bedeutung für den germanischen Kunstgenius Mielke richtig unterstreicht, — diesen überhaupt erschöpfend festlegen können! Und doch ist die Gothik eine vollkommen städtische Kunst und Ausdruck des erstarkenden Bürgerthums im Mittelalter. Einen eminenten Werth der Bauernkunst für die Erfrischung unseres Kunstgewerbes und sogar eine gewisse Bedeutung derselben als Grundlage für die Idealkunst zugestanden, darf man doch sie nicht einseitig auf Kosten anderer Gebiete überwerthen wollen. Die kunstgewerblichen und architektonischen Motive der Bauernkunst sind zu einer Zeit entstanden, als unsere nationale Kultur eine fast ausschließlich bäuerliche war, — sie haben sich wie die gleichfalls auf rustikale Verhältnisse zugeschnittenen ältesten deutschen Rechtszustände neben der Blüthe des romanischen Stils behaupten können, weil dieser in seinem höfischen Charakter gewissermaßen ein Staat im Staate war, — sie sind konventionell geworden und verschwunden, seit das in der Gothik sich spiegelnde Bürgerthum die deutsche Kultur auf allen Linien zu einer städtischen machte. Es heißt aller Kulturentwicklung den Stamm durchschneiden, will man sie nur auf die bäuerliche Wurzel beschränken.

Unter diesen Voraussetzungen aber und im Widerspruch gegen die Schlußfolgerungen dieses Buchs auf die Kunst überhaupt wird man Mielke's sachliche Entwicklungen und seine vielfach geistvolle Auffassung mit dem lebhaftesten Interesse verfolgen können. Da ist ein ernsthaftes Zusammenstellen von rustikalen Kunstformen und eine unbeirrte Ueberzeugung von deren Entwicklungsfähigkeit, die den Leser sofort gewinnt, — und da sind Perspektiven, die etwas begründendes haben. Darin liegt der Werth dieses Buches und ein Verdienst, das nicht von heute zu morgen veralten wird, weil es in durchdachter Weise ein Heilmittel für unser im Grund und Boden verfahrenes Kunstgewerbe giebt; und wenn dies Werkchen mit seiner warmen Ueberzeugung einem vielleicht schon vorhandenen kunstgewerblichen Genie, das sich entwickeln will, aber am vorhandenen nicht kann, in die Hände fallen sollte, dann kann es Wunder wirken, denn unser Kunstgewerbe kann kaum noch tiefer sinken, als es trotz seines Blendergesichts heute gesunken ist. Das elende Stilschaukeln in den Manieren aller Zeiten und Länder scheint zudem das Gehirn unserer Kunsthandwerker ganz vermürbt zu haben, sonst würden Bewegungen zur Stilbildung wie sie Stuck und auch Max Klinger schon vor 10 Jahren in Frühwerken gaben, nicht spurlos vorübergegangen sein. Das Unglück ist in unserer bewegten und so entwickelungsbedürftigen Zeit, daß es heute im Kunstgewerbe mit seltenen Ausnahmen weder Künstler noch Handwerker, sondern fast nur Industrielle giebt. Spricht man zu einem von ihnen mit unverhohlener Geringschätzung vom Stand ihres Gewerbes, so tönt Einem sicher das typische Wort entgegen: „Originelle Schöpfungen von nationalem Charakter werden weder verlangt noch gekauft." Es giebt kaum ein dümmeres und für den materiellen Gesichtspunkt dieser kunsthandwerklichen Kaufleute bezeichnenderes Wort als dieses. Wenn wäre jemals

ernste und selbstständige Kunst verlangt oder ohne Weiteres gekauft worden? Jeder ernste Künstler muß ringen, oft wie ein Verzweifelter, bis er seinem Stil Bahn gebrochen hat und der Erfolg ihm dann mehr Entlohnung in den Schooß wirft als er mit dem Hervorbringen werthlosen Zeugs je erhalten kann. Allen unseren Gewerbetreibenden fehlt die echte, selbstvergessene Liebe zur Sache und die schlichte Andacht des dörflichen und städtischen Volkskünstlers, weil sie bei den Verhältnissen ihres Berufs mit dem Hervorbringen von Plunder zu schnell und zu reichlich verdienen und davon verdorben werden. Wo ist — einige seltenste Ausnahmen in kleinen Spezialgebieten ausgenommen — Einer, der mit unbeirrtem Selbstvertrauen stilbildend sich auswüchse und allmählich sich Bahn bräche? Wo Einer, der überhaupt nachdächte, wo er anzupacken hätte, daß man auf diese Weise zu großen inneren und materiell fürstlichen Erfolgen gelangen kann, hat Walter Crane in London bewiesen, und daß man darin auch bei uns ein wirklicher Künstler von Zukunft sein kann, ohne in der Gegenwart brach zu liegen, dafür möchte ich in technischer Beziehung den Schmelzmaler Bastanier in Berlin und den Glasmaler Lechter ebendaselbst anführen, deren letzterer in einer genialen Neugestaltung des romanischen Stils gezeigt hat, wie modernstes Empfinden aus diesem uralten Formenkreis unseres Volks herauswachsen kann. — Auf die Bauernkunst als Fundgrube für kunstgewerbliche Formen haben schon Andere vor Mieke hingewiesen und die Mode hat auch in diesem „Stil" ihre Kopistenthätigkeit in Schwung gesetzt. Aber das Verdienst, in diesem weitsichtigen Zusammenhang entwickelt nur mit so gewinnender Ueberzeugung immer das Neubilden aus der rustikalen Grundlage heraus betont zu haben, ist das Verdienst dieses guten und empfehlenswerthen Buchs.

Berlin. Franz Hermann Meißner.

Die Geschichte von der Sieben und der Neun.

Märchen von Felix Berg.

Es war einmal ein Mann, der glaubte steif und fest daran, daß zweimal zwei sieben sei. Denn als er noch ein Kind war, hatte sein Vater es ihn so gelehrt, und dem hatte es der Großvater ebenso gesagt, und dem Großvater der Ahn, und dem Ahn der Urahn. Und Vater, Großvater, Ahn und Urahn waren alle redliche Männer gewesen, die keinen Nebenmenschen je hätten belügen oder betrügen wollen. Und darum glaubte der Mann, wie gesagt, felsenstark an sein Sprüchlein, und wäre ihm als eine schwere Sünde erschienen, einmal selber nachzurechnen, ob sich Vater selig und Großvater selig und Ahn und Urahn selig nicht etwa doch geirrt. Wenn ihn aber doch einmal ein Zweifel ankommen wollte, überfiel ihn sogleich ein großer Schrecken über seine Verworfenheit, und dann warf er sich auf die Erde, schüttete Staub auf sein Haupt und raufte sich das Haar — so lange bis er seinen Frevel glaubte genugsam abgebüßt zu haben und zweimal zwei wieder sieben war.

Und der Glaube hatte eine wunderbare Kraft und großen Segen. Wenn der Mann oder seine Söhne einmal nicht wußten, ob es recht sei, dies zu thun oder das zu lassen, besahen sie sich das Sprüchlein recht sorgsam von allen Seiten, drehten es und wendeten es, beriethen sich, wie es gemeint sei im Allgemeinen und wie im Besonderen, verstanden es das eine Mal wörtlich und das nächste Mal bildlich — und immer, o Freude, kam heraus, daß sie von Anfang an hatten recht thun wollen und daß ihre Gewissensängste eitel gewesen wären. Und der Mann und seine Söhne wurden reich dabei und zufrieden und geehrt im Lande.

Und noch ein Anderes wirkte der Glaube. Wenn der Mann oder eines von den Seinen in Noth oder Gefahr gerieth, schrie er mit lauter Stimme in die Luft: „Zweimal zwei ist sieben, ist sieben, ist sieben! Das ist die einzige Wahrheit im Himmel und auf Erden!" Und jedesmal, wenn der Mann so gerufen hatte, wurde er gerettet aus Noth und Gefahr, gerade wie sein Vater und sein Großvater, sein Ahn und sein Urahn allezeit waren gerettet worden durch denselben Ruf. Also war es kein Wunder, daß der Mann sich neben seinem Hause eine Kapelle erbaute und mit Weib, Kind und Gesind jeden Morgen und jeden Abend sich dort versammelte, und daß sie dort alle ein Mal wie das andere sprachen — laut und leise, murmelnd und schreiend, jauchzend oder wimmernd: „Zweimal zwei ist sieben, sieben, sieben! Das ist unser Heil

für immerdar." Wenn aber ein Fremder in Unglück gerieth, sei es, daß er unter Räuber fiel und von ihnen erschlagen wurde, oder daß ihm ein Kind starb, hob der Mann nur die Schultern und sagte: „Ist sich selber schuld, der Narr und Hundsfott. Hätte er geglaubt wie ich und hätte in der Noth geschrieen wie ich: „Zweimal zwei ist sieben und bleibt sieben", so hätte die Sieben ihn errettet, oder sein Kind lebte heut noch. So aber ist ihm recht geschehen!"

Des Nachbars Haus aber hatte auch eine Kapelle. Allein in der wurde nicht gerufen: „Zweimal zwei ist sieben." Denn der Mann hatte auch einen Vater, einen Großvater, einen Ahn und einen Urahn gehabt; und diese hatten ihn anders gelehrt. Und der Mann hatte von seinen Altvordern gehört, und von ihm hörten es seine Söhne und Töchter, daß der Glaube von der Sieben todeswürdig sei, dieweil er der Rechenkunst ins Gesicht schlage, und daß man deswegen diejenigen nicht genug verspotten und verfolgen und todtschlagen könne, die hartnäckig an der Sieben festhielten. Daß aber zweimal zwei neun ausmache, das erzählte der Mann seinen Kindern, sei eine gewisse und theuere Wahrheit, die sich erprobt habe seit der Urväter Zeiten und sie tausendmal gerissen habe aus jeder Bedrängniß, Noth, Kümmerniß und Trübsal.

Also war große Feindschaft zwischen den Siebenern und den Neunern. Wo sie von einander sprachen, da vernahm man nur Worte wie Dummkopf und Tölpel, Lästerer und Lügner, Schuft und Mörder, und wo sie aufeinander trafen, erklang Streitaxt und Harnisch. Wo aber gar einer von den Siebenern abtrünnig wurde und zu den Neunern überlief, oder umgekehrt, da stürzte der Himmel ein, und dann wurde Gericht gehalten über den, der von der Wahrheit und den Altvordern abgefallen war, und er wurde mit Steinen erschlagen oder auf's Rad geflochten. Bevor aber der Sünder zum Sterben geführt ward, wurde ihm von seiner Sippe noch eine Prophezeiung. Wenn er erst mit dem Tode ringen und seine Glieder sich in Schmerzen winden würden, dann würde sein Geist wieder klar werden — denn dieser Augenblick sei wunder wie geeignet zu gemächlichem Grübeln — und dann würde er wieder einsehen, daß zweimal zwei sieben sei, aber nie neun, oder: neun, aber nnn und nimmer sieben. Aber dann würde es zu spät sein; die verleugnete Sieben oder die verleugnete Neun würde dann auch ihn verleugnen, und er würde sein Verbrechen mit in's Grab nehmen.

Also die beiden Männer und die beiden Sippen. Lange Jahre dauerte ihre Fehde, und vielleicht hätte zuletzt eine die andere ausgerottet, wenn nicht noch ein dritter Mann da gewesen wäre. Vorfahren muß er wohl nie gehabt haben, denn er glaubte weder an die Sieben noch an die Neun, sondern hatte mit Hilfe seiner Finger ausgerechnet, daß zweimal zwei Vier gebe. Eine Kapelle baute er sich nicht; denn er wußte, daß die Vier aus seinem Kopfe stamme, also daß er der Herr sei und nicht die Vier, und daß ihm daher die Vier auch nicht helfen könne in Gefahr oder Noth. Und darüber wurde der Mann stolz und hoffärtig. Einstmals, als ihn Räuber anfielen, und er sie erschlug mit starker Faust, erzählte er hinterdrein, er sei sein eigener Retter gewesen, und als ihm ein Sohn starb, weinte er zwar nicht minder, als seine Nachbarn geweint hatten, wie ihnen Aehnliches wider-

fahren war, aber er sagte nicht, daß seine Vier ihm hätte helfen können, wenn er sie angerufen hätte. Kurz der Mann war schlecht von Grund aus. Und weil er das war, thaten die beiden Andern recht daran, daß sie zuletzt ihren Streit vergaßen und sich unter einander verbanden, dem Dritten zu schaden, wo immer es ginge. „Habt Ihr gehört, Herr Nachbar? Der Vier-Mann — das Verderben über ihn! — hat mich aufgefordert ihm zu beweisen, daß zweimal zwei neun sei!" — „Und mich, daß es sieben ausmache!" — „Der Unverschämte!" — „Jawohl, der Ruchlose! Als wenn es sich nicht von selbst verstünde, daß nur Sieben" — „Mit Verlaub, mein Verehrtester, doch wohl Neun" — „Soll uns der kleine Unterschied wirklich entzweien, mein Bester?" — „O nein, Bruder, Ihre Sieben ist ja auch eine hübsche, stattliche Zahl" — „Also bewiesen wollte er's haben, der Schwachkopf?" — „Ja bewiesen? Als ob sich unsere beiden Zahlen nicht von selbst ergäben." — „Oder doch zum mindesten von jedem Menschen von Gefühl und Glauben anerkannt werden müßten." — „Vortrefflich, ganz vortrefflich! Wo bliebe sonst der Glaube?" Also hatten die Beiden mit einander gesprochen und einer dem andern Hand und Mund gereicht. Und alsdann gingen sie hin zum Oberhaupt der Stadt und klagten den Dritten an als Einen, der die Vernunft auf den Kopf stelle, Recht und Gesetz verkehre und die Jugend verderbe. Und der Mann wurde ins Gefängniß geworfen. Die beiden Ankläger aber frohlockten und riefen: „Den hat die Sieben bestraft!" — „Die Neun hat ihn gerichtet!"

Und die Vier sitzt noch heut im Gewahrsam. Die Sieben aber und die Neun werden geehrt nach wie vor, ja die Welt ist voll von zweimal zwei ist sieben und zweimal zwei ist neun und zweimal zwei ist vierzehn und achtzehn und siebzig und neunzig und siebenhundert und neunhundert und zweimal zwei ist siebentausend und neuntausend. Und so ist's gut, denn jede Rechnung ist richtig, außer zweimal zwei ist vier.

Sittlichkeit.

Wandlungen in der Bedeutung und dem Gebrauch von Wörtern zeigen Veränderungen meist wesentlicher Art im Volksleben. Bald erweitern sich die Grenzen der unter einen Namen fallenden Begriffe, bald verengern sie sich. Zeiten gebären oft neue Wörter oder füllen wesenlos gewordene wieder mit neuem Lebensblut; im Lauf der Zeiten trocknet aber auch manchmal das Blut, der Inhalt, ein, und restlicher Schatten bleibt übrig, den Denkenden und Suchenden eine spornende Mahnung. Die umfassende Bedeutung, die einst dem Worte Sittlichkeit zukam, und die in der Wissenschaft auch noch jetzt angewendet wird, hat der Sprachgebrauch des Volkes eng beschränkt; unter Sittlichkeit versteht man heute zumeist nur noch die geschlechtliche Sittlichkeit. Das ist ein böses Zeichen Wenn das Wort für einen weiteren Begriff nur noch für einen Theil desselben angewendet wird, so beweist das die ausnehmende Bedeutung dieses Theils. Der Theil ist größer geworden als das Ganze. Das will mir auch mit der geschlechtlichen Sittlichkeit so scheinen. Man macht viel zu viel Wesens von ihr.

Es sind die stillen und heimlichen Sünder, die den Begriffstheil so zur Geltung gebracht haben, denn ihrer sind viele und mächtig; sie jammern über der Zeiten Verderbniß und suchen auch wohl mit natürlich verfehlten Mitteln und Maßregeln zu helfen.

Ja, wenn man erst die Formel gefunden hätte, mit der das große Räthsel zu lösen ist, dann würde es keine Unsittlichkeit mehr geben. Aber vorläufig haben wir sie noch nicht gefunden, und auch das Allheilmittel der Völkerbefreienden wird hier versagen; der Ursprung der Unsittlichkeit liegt nicht im Körper, sondern in der Seele, nicht im Denken, sondern im Fühlen. Deßhalb ist der Polizeibüttel ebensowenig nütze zur Besserung wie der Kapitalistentod.

Der Herr, der Treptow's weltwichtige Geschicke mit überscharfem Willen lenkt, ist vielleicht anderer Ansicht, denn jener kulturhistorisch äußerst werthvolle Befehl zur sittenpolizeilichen Kontrolle der Kolonial-Ausstellungs-Neger scheint diese Deutung zuzulassen.

Ich will mit dem zweifellos hervorragenden Beamten über die juristische Zulässigkeit einer solchen Kontrolle nicht rechten. Er möge das Recht dazu haben. Aber frage ich, wem zum Nutzen und Heil soll solches ge-

ſchehen? Sittliche Damen, die Damen der Geſellſchaft ſind immer ſittlich, ſollen ſich für die kräftigen Neger und Araber intereſſiren und minnige Abenteuer ſollen ſchon ſchlimme Folgen gehabt haben. Herr Hoffmann wäre dann ja überaus artig und ſorgſam den Damen gegenüber. Ob aber ſeine Vorſorge nicht doch ſchon etwas zu ſpät kommen mag . . . Zu früh kommt aber die Erkenntniß, daß eine neue Art Unſittlichkeit aufgekommen iſt. Iſt damit nicht wieder ein gut Theil der Hoffnung geſchwunden, daß ſich unſeren jungen Mädchen und Dämchen aus der ſtickigen Athmosphäre der geſchlechtlichen Lügen und Triebtödtungen zur reinen Luft natürlicher Wahrheit und Lebensluſt durchringen?

Die Berliner Gewerbe-Ausſtellung die ſo traurig wenig Neues gebracht hat, eine neue Gattung von Paraſiten wird ihr Berlin zu danken haben, den puer publicus africanus! Treptows Herrſcher, der vor Brütanſtalten ſonſt eine faſt altjüngferliche Scheu hat, hier hat er trefflich geholfen, daß der Keim raſch zur gebrauchfähigen Reife emporgediehe.

Die braunen und ſchwarzen Burſchen werden reinlichen Menſchen jetzt nicht mehr ſo ganz ſympathiſch ſein, vielleicht wird man ſich voll Abſcheu von ihnen zurückhalten und mit Ekel von dannen gehen. Ein Ort iſt dann in der Ausſtellung, wohin man ſich wenden kann, jenes ärmliche Häuschen mit dem rohen Namen „Kinderbrutanſtalt“. Die Ruhe und Stimmung des Leichenhauſes und der Kirche zugleich umgiebt es, ein Denkmal promethiſcher Gedanken und humanitärer Sittlichkeit. R. W.

Verantwortlich für Redaktion u. Verlag: Dr. Richard Wrede, Berlin. Druck: F. Cornelsen, Berlin.

Pädagogium Waren (Mecklenbg.)
Einjähr.-Freiwill.-, Postgehilfen- usw. Prüfung. Stenographie.

Neue Emder Heringe
feinste fette Waare, Postkollo 3,25 M franko Nachnahme. Größere Gebinde laut Preisliste. Emden, Fokken u. Müller.

Jeder Deutsche im Auslande
wird gebeten seine Adresse d. Kritik-Verlag Berlin SW. 46 Hedemannstr. 9, anzugeben, wofür derselbe eine Probe-Nummer der Wochenschrift die „Kritik" umsonst übersendet.

Ueber Nacht
beseitigt **A. Prössl's** gesetztes geschütztes **„Wattorin"** das Hühneraugen **ohne Schmerzen — ohne Messer — ohne Pflaster — vollständig gefahrlos.** Zu haben in allen einschläg. Geschäft. od. direkt v. Fabrikm, Preis M. 1.—. **A. Prössl, Nürnberg,** Fürtherstr. 58.

Delikatessen 5 Ko.
(Postkollo) 9 Dosen **Dick-Aal in Gelée, Heringe in Gelée, Fischsalat und Ochsenfleisch-(Zungen-)Salat** offerirt als Probe gegen Nachnahme von 6 Mk.
E. Gräfe, Conservenfabrik.
Altona-Ottensen

Hirschgeweihe in größter Auswahl
Rehgehörn bis 40 cm hoch, sowie ca. 60 andere Arten Geweihe, Stockgriffe Knapfe und andere Hirschhornwaaren Hirschgrandelief.
Weiss & Bitterlich.

Sprachenfreunden
welche sich ausgiebigen Parlierstoff von **Französisch, Englisch, Spanisch, Italienisch, Deutsch, Niederländ., Dänisch, Schwedisch, Russisch, Rumänisch, Neugriechisch** oder **Ungarisch** aneignen wollen, send t ausführliche Prospekte gratis u. franco **Rud. Giegler,** Nürnbergerstr. 56, **Leipzig. Auch Ausgaben für Engl., Franzosen u. Italiener.**

The Munson
Preis 360 Mark
Preisgekrönte amerikanische Schnell-Schreibmaschine
ist in Construction und ausführender Thätigkeit die **höchste Errungenschaft** auf diesem Gebiete.
The Munsen Type Writer Co.
General-Vertrieb:
J. R. A. Boysen, Flensburg 6.
Filialen:
C. Asmussen jr.,
Berlin SW. 61, Waterloo-Ufer 15,
F. C. Boysen,
Hamburg, Holzbr. 3, Ecke Hopfenm. — Agenturen in allen grossen Städten. — Catalage und Vorführung gratis.

Preis per Stück 10 Mark

für 1 Cyl.-Re.-**Uhr** in Silber, 0,800 gel. gest. Geldrand. 6 St. vergold. Zeiger u. inner Deckel 2 Jahre schriftl. Garantie Allein-Fabr. d. vorzügl Rem.-Uhr **„Secunde"**, hochf. regul., Prima-Werk in Stld.-Gehäuse. Goldr. ff. grav. Deckel 2c. 3 Jahre schriftl. Gar. 20 M. — versendet
Gustav Staat, Düsseldorf.
Fabrik u. Lager in Uhren u. Goldwaaren.
Umtausch gestattet oder Geld zurück Preisl. gr. u. fr.

Photographische Vergrösserungen
nach einges. Bildern künstlerisch und getreu. Hofphotograph **Fritz** in Greiz, Reuss ält. L. K. Preislisten mit Anerkennungsschreiben postfrei.

Patente prompt, Rath gratis durch **Hans Friedrich's,** Pat.-Anw. in Düsseldorf. Beste Erfolge

Castan's Panopticum.
165. Friedrichstr. 165.
Neu!! Neu!! Neu!!
4
hochsensationelle Neuheiten,
die ein **Jeder**
sehen muss!!

Rhenania-Fahrräder
sind erstklass. Fabrikate. Preise außerordentl. billig. — Lieferung auf Probe. — 1 Jahr Garantie. Katalog gratis und franco. Vertreter gesucht.
Alleinige Fabrikanten:
Rhein.-Westf. Fahrradwerke
Carl Mensen & Meyer,
Viersen (Rheinland).

Der heutigen Nummer unserer Wochenschrift „Die Kritik" liegt ein Prospekt des **„Kunstwarts"** bei, worauf wir unsere Leser noch besonders aufmerksam machen.

Anzeigen kosten 40 Pfg. die zweigespaltene Nonpareillezeile.

Bad Kreischa bei Dresden

Sanatorium für Nervenleiden und chron. Krankheiten.

Aerztl. Pensionat für schwächliche junge Mädchen u. Kinder. Pensionat für Erholungsbedürftige. Das ganze Jahr geöffnet. Prospecte Dr. med. F. Bartels.

Sensationell! Sensationell!

Isabella-Accord-Zither

von Jedermann ohne Musikkenntniß sofort spielbar: 6 Manuale, 25 Saiten, prachtvoller Ton, schwarz polirt mit Malerei, Perlmutter- u. Rococo-Arbeit, mit Stimmschlüssel, Stimmpfeife, 2 Zitherringen, Notenhalter und **3 Notenheften** ꝛc. ca. 1[illegible] Stücke enthaltend, **alles zusammen** liefere für **nur M. 12,50** incl. Verpackung gegen Nachnahme. Reeller Ladenpreis 18—20 M.

Rich. Kox, Musikwerke, Duisburg a. Rh.

Charakter-

beurtheilung auf Grund wissenschaftlicher Untersuch. durch Handschrift. Skizze Mk 2, Analyse M 4. Begutachtung anonym u. gefälschte Schriftstücke. Prosp. und Zeugnisse gratis.

Grapholog. Bureau Aug. Günther, Berlin SW. 29 Solmsstr. 42 b.

9½ Pfd. netto gebr. **Natur-Kaffee** in Bohnen, fast ohne Bruch, gar rein, gut schmeckend, vers. unt. Nachn. v. M. 8,85 frc. jed. Poststat. Ders. Kaffee 5 Pfd. netto M 4,95 frei überall hin. Sämmtl. Kolonialwaaren, marinirte, geräucherte und frische Fische bill.

H. Kreimeyer, A. L. Mohr Nachfl. Altona-Ottensen.

Himbeersyrup aus Harzer Waldhimbeeren
Harzer Kräuterliqueur anerkannt vorzügl. Qualität. 10 ganze Flaschen (Medocfl.) für 10 Mark incl. Glas u. Packg. versend. geg. Nachn.

Otto Scharf, Wernigerode, a. Harz.

---

666 echte Briefmarken

enth. 8 **Varitäten**, wor. Venezuela, Travancore Japan, Nicaragua, Tunis, Türkei, Bulg. Columbia, Honduras ꝛc. f. **nur 1 Mark.** Porto 20 Pf. Kasse vorher in Briefmarken.

W. Petters & Co., Hamburg.

B. Becker

in Seesen a. Harz fabr. allem seit 18[illegible] den anerkannt unübertroffenen **Holländ. Tabak.** Ein **10** Pfd.-Beutel fco. **acht** Mk.

Was ist Feraxolin?

Feraxolin ist ein großartig wirksames Fleckputzmittel wie es die Welt bisher noch nicht kannte. Nicht nur Wein-, Kaffee-, Harz- und Oelfarben-Flecken, sondern selbst Flecken von Wagenfett verschwinden mit verblüffender Schnelligkeit, auch aus den heikelsten Stoffen.

Preis **35** und **60** Pfg.

In allen **Galanterie-, Parfumerie-, Droguenhandlungen** und **Apotheken** käuflich. En gros bei

Joh. Grolich,
Engeldroguerie
in **Brünn** (Mähren).

Eine praktische Patentdose mit Brutto [illegible]

hochfeinster Delikateß-Senfgurken.

Eine Kiste ca.

100 echter großer Harzkäse

je Mark 3,50 mit Verpackung franko Nachnahme.

Gust. Mackenrodt, Quedlinburg.

Celler Victoria-Zwieback,

garantirt ohne Margarine, delicat im Geschmack ist der beste

Butter-Zwieback

der Welt, feinstes, Monate lang haltbares **Kaffeegebäck**, überall höchstprämiirt. Eleg. Blechkasten mit 200 St. **M 3,60**, franco gegen Nachn. Prospecte, Analysen, Atteste u. Muster [illegible]

HARRY TRÜLLER, Dampfzwieback-Fabrik
Celle 6, Provinz Hannover.
Schutzmarke „Victoria" Export n. all. Welt[illegible]

Photographische Apparate

sowie sämmtliche Bedarfsartikel.
Illustr. Preisliste kostenlos.
Ed. Liesegang, Dusseldorf.

Im Bad. Schwarzwald.

Naturheilanstalt Glotterbad.

Stat. Freiburg und Denzlingen

Dirig. Arzt: Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz

Das ganze Jahr, Sommer und Winter, geöffnet.
Prospecte frei durch die Badeverwaltung.

126000 Artikel. | **16 Bände geb. à 10 M.** | **16550 Seiten Text.**

Brockhaus' Konversations-Lexikon liegt vollständig vor.

Jubiläums-Ausgabe.

10000 Abbildungen | **300 Karten. 130 Chromos.** | **980 Tafeln.**

Verantwortlich für Inserate Robert J[illegible] in B[illegible] W. — [illegible]

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgeber: Richard Wrede

III. Jahrgang | Nr. 103 | 15. September 1896

Die heilige Güter-Allianee.
Majestätsbeleidigung. Von Rechtsanwalt Max Falkenfeld.
Das Milleniumsfest in Ungarn. Von Carl Bleibtreu.
Kämpfe nicht mit dem Bösen. Von Leo Tolstoj.
Volksheime. Von Eisenbahndirektor Otto de Terra.
Amerikanische und europäische Schriftsteller.
Von Friedrich von Salpius.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig.

Kritik-Verlag

Berlin S.W. 46, Hedemannstraße Nr 9

Fernsprecher: VI, 1429.

25jähriges
Jubiläum des „Berliner Tageblatt"

Mit berechtigter Genugthuung sieht das „Berliner Tageblatt" auf die 25 Jahre seines Bestehens zurück. Unausgesetzt bemüht, in allen seinen Theilen seinen Lesern das Beste zu bieten, hat das „Berliner Tageblatt" in dem so reich bewegten ersten Vierteljahrhundert des neuen deutschen Reiches stets in erster Reihe gestanden, wo es galt, die Güter der bürgerlichen Freiheit und des kulturellen Fortschritts zu vertheidigen. Der **politische** und **Handelstheil** nicht minder als der **litterarische, künstlerische** und **technologische** Theil haben eine gleich sorgfältige Pflege und stetig fortschreitende Ausgestaltung gefunden. So ist es dem „B. T." gelungen, weit über die Grenzen des Reichs hinaus als repräsentatives Organ der öffentlichen Meinung Deutschlands sich Ansehen und Verbreitung zu verschaffen. Als Vertreter streng liberaler Ueberzeugungen hat das „Berliner Tageblatt" den Anfechtungen von rechts und links Stand zu halten gewußt, und je heftiger die Fehden entbrannten, in denen es seine Gesinnung verfocht, desto erfreulicher war es, das treue Zusammenhalten zu constatiren, durch das es mit seinen Lesern und Freunden zu einer festen Gemeinde verwuchs. — Der unterzeichnete Verlag des Berliner Tageblatts sieht sich deshalb veranlaßt, seinen Abonnenten als äußeres Zeichen seiner dankbaren Gesinnung

eine Jubiläums-Gabe

zu verehren, von welcher wohl anzunehmen ist, daß sie — weil zeitgemäß — allen Lesern Freude bereiten wird. Es wurde zu diesem Zwecke eine

neue Wand-Karte von Europa

im Format 150 cm Breite : 110 cm Höhe gewählt, welche hierfür eigens gezeichnet und in einer der ersten kartographischen Anstalten in 5 Farben hergestellt wird. Dieselbe ist bis auf die **allerneueste Zeit** bearbeitet und widmet besonders den **Verkehrsverhältnissen der Gegenwart** die eingehendste Berücksichtigung. Die Karte wird, **fertig zum Aufhängen** mit Stäben montirt,

vollkommen kostenfrei

gegen Einsendung der beiden Abonnementsquittungen des IV. Quartals 1896 und des I. Quartals 1897 (welche **zusammen** im Dezember 1896 oder Januar 1897 erbeten werden) **franco ins Haus** geliefert. Die Versendung der Karte erfolgt im Laufe des **Januar** 1897.

Der Verlag des Berliner Tageblatt.

Der Verlag glaubt den 25. Jahrgang des „Berliner Tageblatt" nicht würdiger abschließen zu können als durch Veröffentlichung des neuesten Werkes von

Adolf Wilbrandt „Schleichendes Gift"

Dieser fesselnde Roman des als Erzähler besonders geschätzten Dichters bietet interessante Einblicke in das Leben und Treiben der höheren und einflußreichen Gesellschaftskreise Wiens und wird als ein Spiegelbild der Wirklichkeit unzweifelhaft berechtigtes Aufsehen erregen. — Außer diesem Werke erscheint noch ein spannender Roman von **E. Vely**, „**Gelbstern**" betitelt, dessen Stoff dem Berliner Leben der Gegenwart entnommen ist und sicherlich ungetheilten Beifall finden wird.

Die Reiseberichte von Eugen Wolf

dessen Correspondenzen aus dem Inneren Afrikas und Madagaskars in Folge ihrer Originalität und ihrer praktischen Bedeutung das regste Interesse bei allen Lesern des „B. T." hervorgerufen haben, werden im nächsten Quartal eine Fortsetzung finden. Diesmal hat der bekannte kühne Forschungsreisende ein Gebiet im fernen Osten gewählt, dessen Inneres bisher von Europäern noch wenig betreten worden ist und das unseren politischen und Handels-Interessen immer näher rückt. Die Artikel erscheinen **ausschließlich** im „Berliner Tageblatt".

Das wöchentlich 13 mal (Morgens und Abends) erscheinende **„Berliner Tageblatt"** kostet exclusive seiner 5 Beiblätter: **„ULK"**, **„Deutsche Lesehalle"**, **„Der Zeitgeist"**, **„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft"** und der **„Technischen Rundschau"** pro Quartal nur **Mark 5.25.** — Probenummern gratis und franco.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 19. September 1896

III. Jahrgang | Nr. 103 | Jahrgang III

Provinzialbriefe.

XI.

Die heilige Güter-Alliance.

Der diplomatische Apparat hat in Breslau nicht so präcis funktionirt wie der militärisch-polizeiliche Sicherheitsdienst, in dessen Schooß der Zar beim Besuche des deutschen Vetters sein Haupt niederlegte. Es ist im Gegentheil eine Entgleisung passirt, die bei den Staatskünstlern des Hofes ein hübsches Entsetzen veranlaßt haben muß. Der deutsche Kaiser hatte in dem Toastwechsel beim Paradediner begeistert seine Freundschaft für den Zaren verkündet, der Zar aber, so wurde in erster Lesart amtlich mitgetheilt, antwortete ziemlich kühl: „Ich versichere Eure Majestät, daß ich von demselben traditionellen Gefühl für Sie und Ihr Haus erfüllt bin wie mein Vater." Da nun der Herr Vater nicht gerade in dem Geruch besonderer Deutschfreundlichkeit stand, so regte sich das Gewissen des offiziösen Telegraphenbureaus und am nächsten Tage

las man in der zweiten verbesserten Auflage des Trinkspruchs folgende Wendung, die zwar nun nicht mehr wie ein heimlicher Hieb klingt, dafür aber unter den volksthümlichen Begriff der Retournkutsche fällt: Je puis Vous assurer, Sire, que je suis animé des mêmes sentiments traditionels que Votre Majesté."

Es mag ein pikantes Interesse haben, zu erfahren, durch wessen Schuld oder Verdienst die beiden Lesarten möglich geworden sind, im Uebrigen aber ist die eine Version so inhaltlos wie die andere. Der Zar hat ganz treffend den Cliché-Charakter dieser höfischen Zeremonie bezeichnet, indem er von traditionellen Gefühlen sprach. In der That, traditionelles Gefühl ist alles. Nicht Ueberzeugungen, Begriffe, Grundsätze, Prinzipien, oder wie man sonst feste Bestimmtheiten nennen mag, werden als gleich und gemeinsam hingestellt, sondern das fluthende Ungefähr und die wesenlose Mystik des Gefühls wird zitirt, und damit dem im Wirren Schwankenden auch nicht der Schein des Wesenhaften bleibe, wird dem Gefühl noch das Attribut des Traditionellen beigelegt. In das Nichts traditioneller Gefühle löst sich die schemenhafte Politik der leeren Phrase auf. Ueberall wo statt der Idee die Unklarheit des Gefühls eingesetzt wird — und nie hat man so viel von Gefühlen gesprochen, wie in unseren gefühllosen Tagen! — da darf man überzeugt sein, daß man die Unvernunft zu verschleiern, die Gedankenlosigkeit oder das Unvermögen, begrifflich rein zu denken, zu verschminken beabsichtigt.

Das diplomatische Mißgeschick hat aber eine Wirkung gehabt, für die man dankbar sein muß, weil sie gewisse Stimmungen und Strebungen, die man freilich schon längst ahnend vermuthete, deutlicher und schärfer zum Ausdruck brachte. Um die Zweifel an der Fruchtbarkeit und Bedeutsamkeit der Breslauer Entrevue zu bannen,

hielt Kaiser Wilhelm II. in Görlitz nach der Wegreise des Zaren eine Ansprache, die, wie man geflissentlich ausstreut, von diesem noch approbirt sein soll, und in der er folgende bemerkenswerthe Aeußerungen that: „Ganz besonders spreche ich Ihnen und dem Korps meine freudige Anerkennung aus, daß es Ihnen vergönnt gewesen ist, unter den Augen meines geliebten Nachbars und Vetters, S. M. des Kaisers von Rußland, in dieser vorzüglichen Verfassung zu erscheinen. Wir stehen noch alle unter dem Zauber der jugendfrischen Gestalt des ritterlichen Kaisers und sein Bild schwebt vor unseren Augen, wie er an der Spitze des Regimentes seines verewigten Herrn Vaters vorbeizog. Er, der Kriegsherr über das gewaltigste Heer, will doch nur seine Truppen im Dienste der Kultur verwandt wissen und zum Schutze des Friedens. In völliger Uebereinstimmung mit mir geht sein Streben dahin, die gesammten Völker des europäischen Welttheils zusammenzuführen, um sie auf der Grundlage gemeinsamer Interessen zu sammeln zum Schutze unserer heiligsten Güter."

Wie ein unerhört Neues, wie eine Herrlichkeit von fast utopischem Glanz erscheint diese Kundgebung des goldenen Völkerfriedens leitartikelnden Versicherungen zufolge den aufathmenden Völkern, obwohl die Rede leider nicht von dem friedlichen Kriegsherrn über das gewaltigste Heer gehalten ist. Ein Blatt, bei dem freilich ein langjähriger Vorwärts-Redakteur zum Hofberichterstatter avancirt, macht seine allgemeine Monarchen-Mißachtung geltend, indem es in diesem besonderen Falle den Trinkspruch die bedeutsamste Kundgebung nennt, welche je von dem Munde eines Monarchen geflossen ist.

Seit dem Cassieler Buddha-Pamphlet des Professors Knackfuß konnte man bereits darüber im Klaren sein, daß es der Zielgedanke und das Lebensideal des deutschen Kaisers sei, in deutlicher Ab-

wendung von der Bismärckischen Politik einen europäischen Kulturschutzbund wider die rothe Rasse zu Stande zu bringen, und insonderheit wiesen die vielfachen Versuche, Frankreich zu versöhnen, in diese Richtung. In dem Görlitzer Trinkspruch ist solche Tendenz unverhüllt ausgesprochen und zugleich Rußlands Uebereinstimmung versichert worden. Indessen nicht ins Neuland führt das Ideal, in alte Zeiten werden wir zurückversetzt, in Zeiten, die selbst der loyalste Hohenzollern-Professor jetzt als trübe und verwirrte zu schelten wagt. In wunderlichem Kreislauf sind wir am Ende des 19. Jahrhunderts dort zurückgekehrt, von wo wir ausgingen. In einer Epoche, die voll ist von beispiellosem Entdecker- und Erfinderglück, erfreut sich die offizielle Politik romantisirend an Ausgrabungen und Restaurationen. Der Aufruf an die Völker Europas zum Schutz der heiligsten Güter unter der Protektion des Zaren ist völlig im Geiste und bis in die intimsten Einzelheiten ähnlich jenem Friedenszeitalter des halben Jahrhunderts, das unter dem weisen, internationalen Regime der heiligen Alliance stand. Was heute aus kaiserlichem Munde als sehnsüchtige, großartige Zukunftsforderung proklamirt wird, war damals erfüllt. Die Völker Europas waren in Frieden und geruhiger Kultur zum Schutze der heiligsten Güter wider den Umsturz vereint, und der Zar war damals wie heute der Patron Europas. Die Revolution von 1848 hatte jene Entwickelung abgeschlossen, die in dem Bismärckischen Zeitalter kulminirende Gegenrevolution führte ein merkwürdiges, in seinen Elementen auseinanderstrebendes Amalgam von heiliger Alliance und Umsturz herbei, und nun, scheint es, versucht man in die altbewährte Richtung von 1815 wieder einzulenken.

Im Bewußtsein der heutigen Generation hat sich das Bild der Vergangenheit unter den Einwirkungen der nationalen Legende bis

zur Unkenntlichkeit verschoben. Sonst könnte nicht selbst vorgeschrittenen Köpfen die Idee eines europäischen Kultur und Friedensschutzbundes von Rußlands Gnaden in der militaristischen Oede erdrückender Rüstungen als eine freundliche Hoffnung erscheinen. Es verlohnt sich, mit ein paar Strichen sich die Entwickelung in's Gedächtniß zurückzurufen, die sich in dem seltsamen Kreislauf vollendet hat.

Die heilige Allianz schützte, wie bekannt, mit Erfolg die heiligsten Güter der Kultur wider den revolutionären Umsturz des nationalen Bürgerthums. Die nationale Bewegung war seit den Freiheitskriegen die Revolution an sich. Konstitution und Preßfreiheit waren die Nebenforderungen, in erster Linie stand die nationale Einheit. Sozialistische Unterströmungen machten sich erst spät und spärlich bemerkbar, und wurden gerade von den radikalsten und revolutionärsten Ideologen schroff bekämpft, die die Einmengung wirthschaftlicher Interessen als eine Entweihung ihrer reinen Ideale empfanden. Der revolutionäre Nationalismus hatte keine Verwandtschaft mit der nationalen Schwatzhaftigkeit unserer Reaktionäre: Jener hatte eine Zukunftsaufgabe, diese begnügt sich, die heiligen Güter zu bestaunen und zu schützen, die ihnen der Umsturz geschaffen. Die große nationale Bewegung wurzelte aber auch in den guten Ueberlieferungen deutscher Gedankenarbeit. Von dem jämmerlichen bei allen Ideen schmarotzenden Opportunismus, der die geistige Unfähigkeit und Unklarheit mit der Larve realpolitischer Weisheit verschönt, war sie frei. Es ist eine Verleumdung, wenn man die Nationalrevolutionären der damaligen Zeit, weil sie Prinzipien starr verfochten und von der willkürlichen, launenhaften Von-Fall-zu-Fall-Politik nichts wußten, unpraktische, thatenlose

Träumer heißt. Im Gegentheil, in der Schlaffheit der die heiligsten Güter der Kultur schützenden europäischen Friedensallianz drängten sie zu handeln, die Philosophie der That, die Theorie und Praxis eint, wurde proklamirt, und der nationale Freiheitskrieg galt ihnen als ein ebenso legitimes Mittel zur Erreichung ihrer Wünsche wie die Revolution. Ihre kriegerische Gesinnung aber bot dem Humanisten nichts Abschreckendes, weil sie lediglich an das Recht dachten, mit Waffengewalt die nationale Sebstbestimmung zu erkämpfen. Revolution und Krieg war für im Grunde dasselbe.

Auch in der logischen Konsequenz ihres Nationalismus unterscheiden sie sich wesentlich von den heutigen nationalen Quanisten. Sie erkannten das Recht nationaler Selbstständigkeit jedem Volke zu, und ihre vielverspottete Polenschwärmerei entstammte nicht kosmopolitischer Zerflossenheit und weichlicher Ausländerei, sondern der tiefsten nationalen Begeisterung, die natürlich das, was sie für sich selbst erstrebte, den andern einräumte, ja sogar ihnen kräftige Beihilfe leistete. Unsere Nationalen wissen gar nicht, wie lächerlich antinational sie sind, wenn sie ihre deutsche Gesinnung in der Unterdrückung fremder Nationalitäten bethätigen zu müssen glauben. Sie thun nichts anderes, als was die Schergen der ausgesprochen antinational gesinnten heiligen Allianz thaten.

Anfangs der vierziger Jahre erschien in Berlin die französische Flugschrift eines polnischen Grafen über die Polenfrage im Sinne Rußlands — schon äußerlich also ein unübertrefflich internationales Werk. Es betitelte sich: Pensées sur l'avenir des Polonais und stammte vom Grafen Gurowski. Die Schrift ist recht geeignet, in die Stimmung jener Zeit einzuführen und zugleich die verwandten Beziehungen mit heutigen Strebungen zu erkennen. Ganz im Geiste der heiligen Allianz rieth sie Polen, seine nationale Selbstständigkeit in den gepriesenen Segnungen russischer Civilisation

aufgehen zu lassen, und unter dem wilden Hohngelächter der revolutionären Deutsch-Nationalen schrieb dieser antipolnische Pole: „Die Bewegung, welche Europa und die christliche Welt gegenwärtig mit sich fortreißt, das ist die Arbeit, die Industrie, der Friede. Um den Frieden zu haben, ist Einigkeit nöthig, und so viel als möglich die Concentration und Einheit der Staaten." Und Rußland sei die Garantie des Friedens. Könnte das nicht auch in Görlitz gesprochen sein? Es fehlen nicht in dieser Schrift die Hinweise auf die sozialen Segnungen des russischen Despotismus, dieses Horts der Kultur gegenüber den nationalen Umstürzlern. Nicht ganz ohne Grund. Denn in Wirklichkeit hat der Despotismus es immer als eine Sicherung und Erhöhung seiner Macht empfunden, nicht zwar das Prinzip sozialer Gerechtigkeit durchzusetzen, wohl aber neben dem kriminellen gleichsam auch ein soziales Begnadigungsrecht an den vom wirthschaftlichen Geschick Verurtheilten auszuüben. Das ist die monarchische Caritas, die bei dem zwölften Kind eines hungernden Taglöhners herablassend Pathe steht und armen Nätherinnen Nähmaschinen allerhöchst schenkt.

Die Revolution gewährte dem nationalen Umsturz flüchtigen Sieg. Die heiligsten Güter der Kultur waren geschändet, und es war ein schlimmer Zufall, daß es gerade dem ersten Romantiker auf dem Throne der Hohenzollern beschieden war, die verrückte Pietätlosigkeit gegen die köstlichen Schätze der Vergangenheit zu erleben. Und dann kam Bismarck!

Bismarck war im Grunde seines Wesens ein vormärzlicher Staatsmann. Wenn heute Menschen, die mangels fruchtbarer Gedanken komödiantisch in den Gesichts- und Charakterzügen sogenannter großer Persönlichkeiten schwelgen, in Bismarcks das wundervollste Originalprodukt germanischer Rasse in verschwenderischen Lyrismen feiern, so ist die Wahrheit, daß diese einzigartige Indi-

dinvalität ein in vormärzlicher Zeit sehr gangbarer staatsmännischer Typus war. Ein armer Adelicher. Von Charakter hochfahrend, herrschsüchtig und wiederum aalglatt, einschmeichelnd und listig, besitzt er jene an Gründen nicht überfließende, Leute schwächeren Geistes blendende, Salonsprache und Redegabe; daher auch Mancher hinter seinen Reden in der Kammer etwas suchte, aber bei ruhiger Analyse nichts fand, als Behauptungen ohne Beweis, Widerspruch ohne Widerlegung, eingekleidet in eine wörterglänzende Sprache. Sein politisches System verräth Frechheit aber keine Kühnheit, Unüberlegtheit aber keinen Muth, einen Satz Stirn an Stirn durchzukämpfen. Er ist ein politischer Spieler, er möchte um jeden Preis herrschen und Portefeuille und Gehalt nicht verlieren. Sein System ist durchaus nicht das rein monarchische. Er möchte den Fürsten von der Cotterie seiner Standesgenossen umgeben wissen, der Adel soll herrschen, der Regent dem Adel verfallen. Wie alle derartigen Individuen verhehlt er die Wahrheit, verdreht sie, erregt Befürchtungen, greift jeden Moment auf, um ihn seinem Herrn als Angriff auf die Rechte der Krone darzustellen und treibt die Ungeschicklichkeit so weit, jeden Angriff auf die Minister als einen Angriff auf die Rechte der Krone darzustellen, seine Person mit dem monarchischen Prinzip zu indentifiziren. Die von ihm ausgehenden, vielen Zeitungsartikel, leicht am Style erkenntlich, sind weniger berechnet, auf das Volk, als nach oben zu wirken . . .

Das hat kein Pamphletist gegen Bismarck geschrieben, es ist die Charakterschilderung, die ein national-revolutionärer Zeitgenosse von dem in den Badischen Verfassungskämpfen hervorragenden Minister v. Blittersdorf entwirft! Die Aehnlichkeit erkennt man auch in der Karikatur des Hasses, und wenn man, statt dem greisen Großherzog von Baden mühsam-schwülstige Jubilarartikel zu widmen,

die Geſchichte der Badiſchen Verfaſſungskämpfe durchblättert, ſo wird man von manch einem Parallelismus überraſcht werden.

Die vormärzliche Geſinnung Bismarcks zeigt ſich vor Allem in ſeiner Ruſſenliebe. Die war ihm kein Mittel diplomatiſcher Taktik, ſie war ihm Herzensſache, ſie leitete ihn ja auch durch alle Schwenkungen ſeiner Politik. Rußland war ihm, ganz vormärzlich, das Bollwerk gegen die Revolution, zunächſt gegen die nationale, dann gegen die ſoziale. Daß Bismarck, in der Tradition der Bekämpfung der nationalen Revolution aufgewachſen, bis an den Vorabend der Verſailler Kaiſerproklamation im deutſchen Sinne antinational war, will man jetzt gern vergeſſen machen. So weit war er ganz vormärzlich, der Erbe Metternichs und der heiligen Alliance. Aber in dieſem Manne lebte ein revolutionärer Blutstropfen, und ſo gelang es ihm, jenen Miſchling von Revolution und Reaktion zu zeugen, den man das deutſche Reich nennt. Während die nationale Bewegung in ihrer Reinheit Revolution und Krieg als Mittel nationaler Befreiung anerkannte, überwand Bismarck die Revolution durch den Krieg, und er verbog zugleich den konſequenten Nationalismus in jener Weiſe, daß die Unterdrückung, nicht die Befreiung fremder Nationalitäten nationaler Ehrgeiz ward. Es konnte nicht anders ſein, als daß aus dieſer auseinanderſtrebenden Zwieſpaltigkeit der Bismärckiſchen Politik eine Wirrniß der Zuſtände entſtand, die ſchier keinen Ausweg zu bieten ſcheint. In die Krone der deutſchen Einheit war Queckſilber eingeſchmolzen. Indem er die deutſche nationale Frage zur Hälfte löſte, machte er Europa zum Schauplatz eines endloſen nationalen Haders.

Die heilige Alliance einte Europa gegen das revolutionäre Sündenbabel Paris. Heute will man gerade Frankreich einſchließen in den Bund der Kulturſchützer. Aber es trifft ſich, dank der

Bismärckischen Politik, daß gerade Frankreich wiederum abseits steht, als das einzige Land, das in der nationalen Erhitzung noch eine Möglichkeit hat, von der sozialen Revolution abzulenken. Die heilige Güter-Allianz, welche die Streitkräfte wider den sozialen Umsturz sammeln will, wird gelähmt durch ein Gespenst, das durch Bismarcks Beschwörung aus dem Zeitalter der nationalen Bewegung übrig geblieben ist. Wird es gelingen, das Gespenst zu bannen und die zweite heilige Allianz zu Stande zu bringen?

Durch die Proklamation des Friedens, den wir alle wollen, lassen wir uns leicht über das Wesen der neuesten internationalen Bestrebungen täuschen. Es ist kein Verdienst, den Frieden zu wollen, wo er eine Nothwendigkeit ist. Abgesehen davon, daß Niemand den abscheulichen Muth hat, sich in die furchtbare Ungewißheit eines modernen Weltkriegs zu wagen, empfindet man das revolutionäre Element, das in jedem Krieg steckt. Kann nicht aus den Trümmern am Ende die Kommune aufwuchern? So wahrt man unter Rußlands Oberhoheit den Frieden, wie zu den Zeiten des heiligen Bundes. Dagegen hält man stets die Kriegsgefahr wach, bietet sie doch ein Mittel, unter dem Vorwand nationaler, heute nicht mehr revolutionär verleumdeter Sicherung die Reaktion zu organisiren. Unser Heer ist lediglich, das wird schon gar nicht mehr geleugnet, ein Schutzmittel gegen den inneren Feind.

Wo immer Völker, Fürsten und Regierungen aufgerufen werden, heilige Güter zu schützen, da weht der Athem der Metternich'schen Zeit, da sollen wir verlockt werden, unter der Vorspiegelung erkämpfenswerther Ideale, unsere Mission zu verrathen. Die heiligen Güter sind, genau betrachtet, allemal die unheiligen

Intereſſen beſtimmter Klaſſen. Das Lebensvolle und Lebenswerthe bedarf nicht des Schutzes, es iſt unzerſtörbar. Die heiligen Güter-Alliancen aber werden gebildet, um das Morſche zu ſtützen und das Kranke am Daſein zu erhalten. Der romantiſche Vergangenheitskultus und Pietätsfanatismus iſt nicht die Sache der Zukunftsweiſer. Nicht gilt es, heilige Güter zu ſchützen, ſondern heilige Güter zu ſchaffen. Die Geſchichte der nationalen Revolution mag uns belehrſam ſein!

Tat-Twam.

Majeſtätsbeleidigung.

Der ſtarre ſchulmäßige Begriff der Majeſtätsbeleidigung iſt ein Kind der ſpäten weſtrömiſchen Kaiſerzeit, jener greiſenhaften Tage, welche der Sprache, dem Denken, den Sitten der Welt den „Byzantinismus“ geſchenkt haben.

Der freie Stolz des Römers hatte ſich ausgelebt, nicht mehr hallte der Markt wieder von den Redekämpfen der Parteien, deren Ziel doch immer nur die Größe des Vaterlandes war; alle ſtaatliche Arbeit war müde geworden, und über Sklaven gebot der Alleinherrſcher.

Knechtiſcher, feiger Gehorſam iſt die Grundlage des romaniſchen Kaiſerthums; auf der hingebenden deutſchen Treue der Volksgenoſſen iſt das germaniſche Königthum aufgebaut. König bedeutet Volk, ſo lehrt uns die Sprachkunde. Beide Worte haben dieſelbe Sprachwurzel. So wenig vermochte die urſprüngliche unbefangene Anſchauung der Altvordern Königthum und Volksthum zu trennen, daß ſie es liebten, ihren Stamm nach dem führenden Heldengeſchlechte zu nennen. Wer am würdigſten ſchien die Volksgenoſſen zu leiten, den erhoben ſie auf den Schild, und vom Schild herab wurde er dem Volke gezeigt. Dieſe deutſchen Herzöge wurden zum Ueberwinder des alt und kraftlos gewordenen Roms.

Alſo iſt auch uns der neue Kaiſer erſtanden. Wieder einmal drohte von wälſchen Nachbarn den deutſchen Stämmen Vernichtung, und ſie erhoben ſich unter ihren Herzögen. Und auf dem beſiegten fränkiſchen Boden, im Angeſicht der ſiegreichen Feldzeichen, kürten ſich die Enkel jener heldenhaften Ueberwinder ihren neuen Führer. So fand deutſche Treue ihren Lohn. Der Hohenzoller, deſſen Geſchlecht ſeit zwei Jahrhunderten Deutſchlands Sache am kräftigſten vertreten hatte, er wurde als der Würdigſte auf den Schild erhoben, die geeinten Stämme zu führen und die Blüthe deutſchen Volksthums in dem Adel und dem Zauber ſeiner Perſönlichkeit zum Ausdruck zu bringen.

Wie groß iſt der Unterſchied zwiſchen jenem ſpätrömiſchen Imperator

und dem neuen deutschen Kaiser. Dort die erkünstelte schweigsame Ruhe der niedergedrückten Volksseele, hier die freie Bewegung von Männern, die auf der Wahlstatt den Besten der Deutschen über sich emporgehoben haben. Dort Knechtessinn, hier Herrensinn und jene hingebende deutsche Mannentreue, zu deren Preis und Zier schon die Sänger des Nibelungenliedes ihre Leier geschlagen haben.

Dort konnten die römischen Despotenköpfe, denen um ihre Gottähnlichkeit nie bange ward, die Beleidigung der Person des Herrschers zum Staatsverbrechen machen; hier fand sich ein Fürst, welcher seiner erhabenen, unanfechtbaren Stellung so gewiß war, daß er die Schmähschriften gegen ihn niedriger hängen ließ, damit sie möglichst bequem gelesen werden könnten. Wo finden wir eine erhabenere Auffassung? Wo erstrahlt heller der Glanz der Majestät? Scheint die Sonne darum minder hell, weil manchen Mißvergnügten des Lebens Ueberdruß überkommt, weil die Lebensweisheit der neuen Schule alles Weltenelend zugleich mit dem Untergang des Daseins beschlossen sehen möchte.

Das Jahrhundert des großen Friedrich heißt sich mit Stolz das der Aufklärung. Helles Licht erfüllt diesen Zeitraum. Heute ist die Aufklärung mißliebig geworden. Mystisches Halbdunkel beherrscht die Geister. Aus dem klaren Liederfluß von Mozart erheiterten und verjüngten sich die Vorfahren, uns giebt man die Aufgabe, in dem verschlungenen Melodienwerk des Bayreuthers mit heißem Bemühen die tausend und ein Leitmotive herauszusuchen. Ihnen löste Kant des Lebens Räthsel mit dem leuchtenden Gebot des kategorischen Imperativs, uns fordert Friedrich Nietzsche auf, fast zu jedem Satze seiner abgründigen Zarathustra-Sprüche eine Erläuterung hinzuzufügen. Ihnen war erlaubt, nach ihrer Façon selig zu werden, uns steht das Dogma und das Bekenntniß höher als die Religion.

Auch unser Strafgesetz ist an mehr als einem Punkte zu Anschauungen zurückgekehrt, die dem vergangenen Jahrhundert überlebt erschienen. Die Beleidigung des Kaisers und Landesherrn soll bestraft werden, auch wenn der Geschmähte die Vergeltung gar nicht wünscht. Die Persönlichkeit des Fürsten, so wollte es der Gesetzgeber, sollte mit einem erhöhten Strafschutz umgeben, die Majestät des Thrones erhöht werden. Man wollte den Fürsten auszeichnen vor dem Bürger, und man that dies, indem man ihm auf diesem Gebiete das Recht der Selbstbestimmung raubte. Selbst der Geringste unter uns entscheidet völlig selbstherrlich, ob er die Beleidigung ungesühnt verhallen lassen will oder nicht. So weit reicht die Macht des Fürsten nicht. Ein verlautes Wort, dessen Athem den Thron nicht berührt, — wenn es seinen Denunzianten findet, findet es

auch seinen Richter, und nicht dem Gesetz, sondern seinem Herrn grollt von da ab der Verlaute. Wir dürfen die üble Rede stolz verachten, wir dürfen verzeihen, wir dürfen den, der uns gekränkt hat, die Hand drücken; aber unser Fürst darf weder stolz noch milde sein; zu so hartem Urtheil zwingen ihn unsere Tafeln; er darf keiner Schmähung sein Ohr verschließen, seine Rache soll größer sein, als die der Unterthanen, und dies alles zum größeren Ruhm des Landesherrn. Und was hat die Rechtsprechung und die Klügelei der Gelehrten noch zu dieser Bestimmung hinzugefügt! Wer dem Fürsten Uebles nachredet, er darf vom Richter nicht gehört werden, wenn er seine Behauptungen erweisen will. Unbewiesen, aber auch unwiderlegt darf, was er gesagt hat, von dem schnellfüßigen Gerücht in das Land hinausgetragen werden. Und wie begründet Ihr Euere Ansicht? „Weil jeder beleidigende Angriff gegenüber der Unverletzlichkeit des Staatsoberhauptes nothwendig ein widerrechtlicher sei", so lesen wir bei einem berühmten Strafrechtslehrer.

Unverletzlich ist der König, so will es die Verfassung; in dem monarchischen Staate ist er die Blüthe alles Volksthums, heute noch, wie ehedem ist das Volk, das er führt, in seiner lebendigen Persönlichkeit verkörpert, gilt die Treue gegen den König als Treue gegen das Gemeinwesen. Wer sein Vaterland beschimpft, bleibt straflos; das feine leicht verletzte Staatsgefühl der Alten hieß den, der den heimischen Boden gekränkt hatte, in die Verbannung gehen, das Brot des Elends mußte er essen, und heimwärts schwärmten ihm die Gedanken von da ab nach den heimischen Schutzgöttern und den Fluren des Landes, welches den Schimpfling wie einen Unreinen abgeschüttelt hatte. Für uns wohnen jenseits der Grenzpfähle keine Barbaren mehr; nur die Verachtung trifft den, der sein Deutschthum schmäht, und unberührt durch sein Wirken grünet deutsche Art und Sitte weiter.

Also sei es auch mit der Beleidigung des Fürsten. Wenn er in Wahrheit unverletzlich ist, wie kann ihn die Beleidigung verletzen. Wenn ich den, dessen Worte mir weh gethan, vor den Richter führe, so stelle ich meinen Gegner neben mich auf die gleiche Stufe, und wir kämpfen mit gleichen Waffen; ich muß ihm auch einräumen, daß er mir die Wahrheit dessen, was er über mich gesprochen, nachweisen darf. Der Fürst aber thront über seinen Unterthanen; selbst von den Höchstgestellten ist er noch geschieden. Ihn, den Vertreter des ganzen Volkes, erreicht keine Schmähung; in jedem Fall wollen wir ihn allein entscheiden lassen, ob er die üble Rede hören und gesühnt wissen will.

Dann wird der Eifer des politisch erregten Augenblicks verblassen, möglichst viel Beleidiger der Majestät vor die Schranken zu zerren.

Königliche Mäßigung wird verzeihen oder übersehen. Und Mancher, der die Augen der Welt auf sich richten will, oder dem der Märtyrerschein als Ziel winkt, wird die Worte von der Lippe in die ungestüme tyrannenfeindliche Brust zurückdrängen, wenn er gewahr wird, daß ein mitleidiger Wind sie in das Meer des Vergessens hinüberträgt und für sie das Tagebuch des Staatsanwalts sich nicht mehr von selbst öffnet. Welchen Erfolg haben denn diese Art von Prozessen, die wir doch zu den politischen rechnen dürfen! Keinen, sie frommen weder dem Fürsten noch dem Lande. Die Stellung des Herrschers kann durch keine noch so harte Strafe erhöht werden. Aber ein geistreicher erfinderischer Kopf kann der Majestät spotten, und lacht der Ohnmacht des Gesetzes, welches zu so viel Feinheit und Verschlagenheit schweigen muß. Der arme Teufel, dem eine unglückliche, unbewachte, vielleicht etwas alkoholhaltige Stunde ein plumpes, rohes Schimpfwort entrissen hat, wird eingesperrt. Indeß wirft, seit David Friedrich Strauß in seinem „Julian der Abtrünnige" seine Pfeile gegen den Romantiker auf den Thron richtet, die Tagesliteratur hier und da eine Broschüre oder eine Zeitung oder ein Witzblatt auf den Markt äußerlich harmlos, vielleicht mit gesucht gelehrtem oder künstlerischem Anstrich; in dieser glatten Hülle bergen sich scharfe Stacheln, und alle Welt kennt die Richtung, nach der diese Stacheln weisen. Hier versagt die rächende Hand der Strafgewalt. Unmögliches wird ihr zugemuthet. Die Majestät würde nicht mehr verletzt werden können, als wenn dem Staatsanwalt in offener Gerichtshalle gelänge, die wahre Meinung des Angeklagten aufzudecken.

Das macht die Beleidigung und insbesondere die Majestätsbeleidigung zu einem so eigenartigen Vergehen, daß es klügelnden Herren so leicht wird, die strafbare Form zu umgehen und dem Richter auszuweichen. Ganz natürlich! Das Handwerkszeug des Missethäters ist das allerursprünglichste und allerfeinste — die Sprache. Der Ungebildete bedient sich des Wortes in dem Zustande, wo es von des Gedankens Bläße noch nicht angekränkelt ist, er spricht frei von der Leber weg und macht seinem Richter das Urtheil leicht. Der Gebildete gedenkt des klugen Weltmannes und verbirgt hinter einer bilder- und vergleichnißreichen Sprache seine Gedanken, doch so, daß es auch dem oberflächlichen Hörer und Leser nicht zu schwer wird, in den Text das, was unausgesprochen zwischen und über den Zeilen schwebt, hineinzulegen.

Eine solche Verschleierung des Thatbestandes und der Absicht, das Gesetz zu brechen, ist bei keinem andern Vergehen möglich. Ueberall sonst heftet sich das Urtheil des Richters an greifbare Gegenstände der gemeinen Wirklichkeit. Der Dieb wird entweder bestraft, weil er die

goldene Uhr gestohlen hat oder freigesprochen aus Mangel an Beweisen hierfür. Aber der größte Scharfsinn wird sich umsonst abmühen, einen Diebstahl auszusinnen, der straffrei ausgeht. Für die gefährlichste Form der Majestätsbeleidigung, die nur von dem vorsichtig-verwegenen Virtuosen der satirischen Darstellung gemeistert werden kann, findet sich kein Richter; so weit geht scheinbar nicht die Kraft jenes räthselhaften großen Helfers dolus eventualis.

Darum noch einmal, fort mit der Majestätsbeleidigung, die verfolgt werden kann selbst ohne Ermächtigung des Fürsten und wider seinen Willen. Hat doch neulich nach den Tageberichten gewiß aus seiner Erfahrung heraus, ein Staatsanwalt in öffentlicher Sitzung mit rühmlicher Unbefangenheit hervorgehoben, daß gerade diese Prozesse so oft lediglich aus Haß gegen den Nachbarn, den man verderben will, angezettelt werden. Wie traurig, wenn unter der Herrschaft des Gesetzes ein lügnerisches Angeberthum groß werden kann.

Nicht Roß und Reisige sichern die steile Höh', wo Fürsten stehen; Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Mannes gründen den Herrscherthron wie Fels im Meer. Dieser feierliche Sang hebt sich in unsern Schulen täglich hinan aus den blühenden Stimmen unserer Kinder. Also sollen sie ihre Pflichten gegen das Vaterland begreifen lernen, also sollen sie, wenn sie reif geworden sind, ihr Verhältniß zu ihrem Könige regeln. Nicht zu ängstlichen Schweigern und Geberdenspähern sollen sie sich auswachsen, frei und stolz sei ihre Rede und ihr Sinn, auch dann, wenn ihr Urtheil, darüber, was dem Volkswohl am besten frommt, sie in einzelnen Fällen von der Ueberzeugung ihres Fürsten trennen sollte. Alles fließt — so stellte sich einem griechischen Weisen das Bild der Welt dar. Die Fürsten und die Geschlechter sinken in's Grab. Beide, den König und den Unterthanen, überdauert, was stets der höchste Gedanke in deutschen Landen sein möge, die Arbeit für die Größe und Zukunft des Vaterlandes.

Fürstenwalde. Rechtsanwalt Max Falkenfeld.

Das Milleniumsfest in Ungarn.

Auf tausend Jahre ihres Bestehens blickt heute die magyarische Nation zurück, wenn auch nicht der ungarische Staat. Denn von einem solchen kann erst in viel späterer Zeit die Rede sein. Nachdem die Pußtahorden vom Aufgebot des Deutschen Reiches bei Merseburg und am Lechfeld zurückgeschlagen, begannen sie sich häuslich als seßhafte Bewohner im Gebiet der Donau und Theiß, der hohen Tatra und der Siebenbürgischen Südkarpathen einzurichten. Oft griff der deutsche Kaiser in Thronstreitigkeiten und Reichswirren ein, um Ungarn wie Polen zu einem Lehensstaat herabzudrücken. Doch in beiden Fällen, so auch in Böhmen, warf man bald die kurz vorübergehende aufgedrungene Vasallenschaft ab und das Reich der Stefanskrone behauptete sich als unabhängige Macht. Daß der Einfluß deutschen Wesens im Mittelalter gleichwohl dort maßgebend blieb, lehrt die Thatsache, daß ein Rathsherr von Ofen ein Deutscher sein mußte, „von all seinen vier Ahnen her", und daß die Sachsen in Siebenbürgen einen Staat im Staate bilden, urdeutsche Städte gründen und bewahren durften. Als später der Türkensturm hereinbrach, den mehrfach die Siebenbürger allein, wie in der Schlacht am rothen Thurm, abwehren mußten, bot Ungarn lange den Schutzwall Europas gegen den Islam, wie Polen gegen Rußland. Nach der Unglücksschlacht bei Mohacz fiel das weite herrliche Land Stück nach Stück unter osmanische Botmäßigkeit, bis ein Pascha in Ofen als Statthalter thronte und die Fürsten Ungarns und Siebenbürgens dem Großherrn huldigten. Daß aber Oesterreich allmählich des Türkenschreckens Herr wurde und die einst übermächtige Woge zurückdämmte, das gelang doch nur durch die Vorarbeit ungarischer Säbel, durch die Heldenthaten Hunyadis und Zrinys. Durch Prinz Eugen endgültig befreit, begann das Land sich zu erholen. Oesterreich selber hat aber genug daran gesündigt. Zeugniß dessen sind die scheußlichen Blutgerichte, mit denen der reformirte Glaube ausgerottet werden sollte, der, wie in Böhmen, so auch in Ungarn starke Wurzeln schug. So mußte eine tiefe Erbitterung

gegen die katholisch-habsburgische Tyrannei, die schwarzgelbe Bureaukratie und Militärhierarchie, sich im Geheimen einnisten und fortpflanzen. Freilich leistete der kriegerische Sinn der Ungarn dem Kaiserhaus stets wichtige Dienste, wenn es Blut und Gut zu opfern galt. „Moriamur pro rege nostra, Maria Theresia!“ riefen die Magnaten in ihrer baroken lateinischen Umgangssprache — Magyarisch sprach nur das Volk — und ihre Grenadierkompagnien bei Hochkirch oder Regiment Haller bei Collin, das mit dem Säbel, statt mit dem Gewehr, im Handgemenge würgte, machten den Preußen zu schaffen. Gegen die französische Republik und das Kaiserreich trugen die ungarischen Grenadiere tapfer die Waffen, die siebenbürgischen Regimenter, Spleny und Benjowski, zeichneten sich besonders aus. Doch das waren eben nur äußerliche Dienste, das Herz wußte wenig davon und die Abneigung im urwüchsig freiheitliebenden trotzigen Volke gegen die Oberherrschaft brach endlich 1848 in lichten Flammen aus. Am 15. Dezember erklärte damals der Pester Reichstag, daß Niemand über die Stefanskrone verfügen könne ohne Befragung der Nation, und was dieser denkwürdige Erlaß bedeuten sollte, zeigte alsbald das heroische Ringen der ungarischen Revolution um ihre Unabhängigkeit. Unter allen Bürgerkriegen von Volksaufgeboten gegen gedrillte Soldateska steht dieser Kampf obenan, als schlagender Beweis, daß überlegene Intelligenz der Oberleitung und überlegener moralischer Faktor begeisterter Milizlandwehren genügen, um die stärkere Materie besserer Taktik und Bewaffnung umzuwerfen. Wie Gambetta aus Paris nach Tours und Bordeaux flüchten mußte, aber die Défense Nationale in den Provinzen bis zuletzt selbstständig weiterwirkte, so fruchtete es nichts, daß schon im Januar 1849 Reichstag und Landesvertheidigungs-Ausschuß aus Pest nach Debreszin flüchten mußten. Bald darauf im Februar zwang Lieutenant Görgey, der neuernannte Obergeneral der Revolution, den tüchtigsten österreichischen Corpsführer Schlick zum Rückzug auf Kaschau. Mitte März rettete sich das Siebenbürgische Corps Puchner vor den Bauernmilizen Vater Bems nach der Walachei, vernichtet und ohnmächtig. Binnen eines Vierteljahrs hatte das neugefundene Organisationstalent Klapka's, der mit Kossuth zusammen hier den Sieg organisirte und den Kampf bis auf's Messer ermöglichte, wie 1870 Freycinet mit Gambetta, die ganze Wehrkraft des begeisterten Volkes entfesselt. Bei Hatvan, bei Isaszeg und Gödöllö, bei Nagy Sarlo fiel Schlag auf Schlag zerschmetternd auf die österreichischen Heere, am 23. April sprengten die Freiheitshusaren wieder in Pest ein, am 21. Mai erstürmte Görgey die Citadelle von Ofen, wo General Henzi sich so lange gehalten hatte, nachdem schon früher das belagerte Comorn durch einen neuen Sieg bei

Pußta Herkaly von der Revolutionsarmee befreit worden war. Doch nun geschah das Unglaubliche, Rußland verbündete sich mit Oesterreich, nachdem schon am 19. April 60000 Russen in Siebenbürgen eingebrochen waren. Im August verfügten die Verbündeten über 280000 Mann mit 600 Geschützen und der Friede mit Sardinien gab der Habsburger Dynastie freie Hand, neue Kräfte von dort heranzuziehen. Der bewährteste russische und brutalste österreichische General, Paskewitsch und Haynau, übernahmen den Oberbefehl und die Hauptarmee erstürmte schon am 28. Juni die wichtige Festung Raab, welche 1809 nur ein entscheidender Erfolg den Franzosen überliefert hatte. Aber am 30. kapitulirte dafür die Festung Arad an die Revolution. Wohl rückten die Russen in Debrecin ein und die Revolutionsregierung verließ am 9. Juli wiederum Pest und vertauschte diesen Aufenthalt mit Szegedin, wohl zogen am 14. die Oesterreicher in die Hauptstadt ein. Doch am gleichen Tage erlitten die Oesterreicher bei Hegyesch eine furchtbare Niederlage und am 17. brachte Görgey den Russen bei Waitzen eine schwere Schlappe bei. Was half es, die Uebermacht wuchs zu sehr. Bei Szörek und Temeswar am 5. und 9. August, verwanden die Ungarn nur mit äußerster Anstrengung ihre empfindlichen Verluste, so daß sie wenigstens einen ordentlichen Rückzug behielten. Aber nachdem Kossuth am 11. seine Dictatur an Görgey übertragen hatte, sah Letzterer die Lage schon so hoffnungslos an, daß er am 13. bei Vilagos vor den Russen die Waffen streckte. Wohl folgte nun die Reactionsorgie Haynaus, der „Hyäne von Brescia", und der Henker bekam alle Hände voll zu thun. Die gewaltige Kraft jedoch, die Ungarn entwickelt und deren das stolze Volk sich endlich bewußt geworden, überstand auch diese Prüfungszeit. Es war unnöthig, daß der Flüchtling Klapka die Ereignisse von 1866 zu neuer Insurrection benutzen wollte. Seine „ungarische Legion" blieb im Keime stecken, das Volk hatte keine Lust, für fremder Leute Sieg sich die Finger zu verbrennen. Ebenso stark, wie es sich kriegerisch erwiesen, jetzt mit den Waffen der Staatskunst, fand es in Déak den geeigneten Führer, um die günstige Sachlage auszubeuten. Am 18. Februar 1867 erstand das erste eigene ungarische Ministerium Andrassy, Dezember 1868 die eigene Honved-Armee, am 12. Dezember schloß der „König von Ungarn" in Person den unabhängigen Reichstag Transleithaniens.

Seit jenem bedeutungsvollen Tage sind noch keine dreißig Jahre verflossen und welche Umwandlung hat Ungarn seit dieser Wiedergeburt durchlebt! Der „Ausgleich" mit Cisleithanien gab erst dem weiten Lande freien Spielraum zu werkthätiger Bewegung. Gestützt auf unerschöpflichen Bodenreichthum, entfalteten sich Handel und Industrie in unge-

ahntem Maßstab. Riesig wuchs Budapest zu einer der schönsten Städte Europas empor. Wer die Radialstraße je durchwandelte, wer am Donauquai nach Ofen hinüberschaute zu den Klängen der Zigeuner-Czardas, der wird gestehen, daß wenig Reizvolleres zu finden sei. In gewissem Sinne wirkt Pest großstädischer, jedenfalls viel buntbewegter und eigenartiger als Wien. Und wie anregend berührt das frische volle Strömen eines freien ungehemmten Lebens! Wohl wahr, daß dem kühlen Nordländer Manches als Zügellosigkeit erscheint. Doch andre Länder, andre Sitten! Unter heißem Himmel entzündet sich leichter das Blut, reicher pulsirt die Sinnenlust, reicher aber auch das höhere Seelenleben. Wer wäre begeisterungsfähiger als der Ungar! Leidenschaftlich liebt er alle Künste, besonders die Musik. Aber auch für Dichtung und Wissenschaft reicht seine hohe Intelligenz wahrlich aus, um Bedeutendes zu schaffen. Am Donauquai in Pest durfte die dankbare Nation einem Nationaldichter ein Denkmal errichten, wie ihn edler und reiner wenige Völker aufzuweisen haben. Petöfi, eine seltene Mischung von Burns und Bé ranger mit Byronischem Gedankenflug, ragt gewaltig unter den größten Lyrikern aller Zeiten empor. Und welche tiefgründige Einbildungskraft, welche übersprudelnde Fülle der Erzählungskunst steckt in Jokai! Sein „Goldmensch" und „Schwarze Diamanten" sind mit Recht in Deutschland populär geworden, hoch erhebt er sich über das Niveau des Roman-Schriftstellers, auch er ein ganzer Dichter. Welche starke, romantisch überhauchte, aber realistisch ausgeführte Plastik und welche Verinnerlichung in Munkacsys Gemälden! Man begreift, daß diese idealistische Rasse uns in Madach's „Tragödie des Menschen" einen neuen moderneren Faust geben wollte.

Eine idealistische Rasse nennen wir die Magyaren mit Grund. Stets entflammt für ideale Güter, so tief man sonst im Sinnengenusse schwelgt, bei allem behaglichen Humor zu melancholischem Weltschmerz geneigt, wenden sie ihre ungewöhnliche staatsmännische und administrative Begabung zu dem einen Endzweck an, ihre Nationalität siegreich zu behaupten. Vaterländischer Stolz ist der letzte Urgrund all ihrer Handlungen. Daß dieser Magyarisirungseifer die andern Nationalitäten drückt, begreiflicher Weise, und daß wir als Deutsche dem Widerstand der ungarischen Deutschen gegen Sprach-Vergewaltung unsere Sympathie nicht versagten, wird auch der überzeugteste Magyar begreifen. So hat denn auch Schreiber dieser Zeilen einst (1883—85) in heftiger Weise seinem Unmuth über die Sprache-Unterdrückung Luft gemacht und rücksichtslos auf ungarischem Boden über Ungarn geflucht. Anderswo würde man solche ungebetenen Gäste eiligst an die frische Luft spediren, ihnen

binnen 24 Stunden einen Ausweisungsbefehl übermitteln. Der Ungar aber respektirt den Reichsdeutschen und verkümmert Niemandem seine Meinung. Großmüthig läßt er den Fremden toben und wettern, den Einheimischen im Grunde gleichfalls. Im Deutschen Reich, nach dessen geordneten Zuständen sich so viele naive Oesterreicher sehnen, würde bald genug jede Zeitung suspendirt, jeder Redner verhaftet, der aufreizende Bemerkungen, wie z. B. seitens Rumänen und Slovenen, gegen die Staatsbehörden sich erlauben möchte. In Ungarn herrscht absolute Preßfreiheit, die ja anderswo nur ein Wort ist, und die slavischen Nationalitäten würden bei einem Zusammenbruch des Ungarreiches durch Rußland bald genug schmecken, was sie verloren haben. Wer also die lobenswürdigen Schwärmereien der Jugend überwunden hat, kann den Nationalitäten des Magyarenstaates, auch den Deutschen, nur weislich rathen, sich möglichst ihrer übertriebenen Gewissensskrupel zu entschlagen und innig in einem Vaterlande aufzugehen, um das sie jeder vernünftige Mensch beneiden wird. Ist es denn ein Kleines, in einem freien, glücklichen Lande zu leben, das allein von den socialen Schäden der Kulturstaaten unangetastet blieb, wenigstens vergleichsweise? Für Deutschland insbesondere ist das Bestehen Ungarns ein Lebensbedürfniß. Der tiefe, unauslöschliche Haß und Abscheu des ritterlichen, freiheitskühnen Volkes gegen die russische Knute giebt den einzigen sicheren Halt als Bundesgenosse, sollte es je zum Weltkrieg mit dem allverschlingenden Panslavismus kommen. Der Ungar als Idealist schwärmt für die Franzosen, aber als gesunder Realist sucht er die Freundschaft der Deutschen, die Ungarns Existenz verbürgt. Auf die stete Freundschaft der beiden Stämme müssen und wollen wir hoffen, eingedenk der Möglichkeit, daß die Wunder der Tapferkeit von 1849 gegen die Russen sich wiederholen und wir mit Heine rufen könnten: „Wenn ich den Namen Ungarn hör', wird mir das deutsche Wams zu enge." Hoffentlich bleibt uns aber ewig diese Möglichkeit erspart.

Charlottenburg. Carl Bleibtreu.

Kämpfe nicht mit dem Böſen.*)

Mein lieber Herr Crosby,

Ich freue mich ſehr über die Nachrichten von Ihrer Thätigkeit und darüber, daß ſich auf dieſe Thätigkeit bereits die Aufmerkſamkeit lenkt. Vor fünfzig Jahren hatte Harriſons Hervorhebung des Prinzips von dem Nichtkämpfen mit dem Böſen bloß eine Erkaltung zu ihm hervorgerufen und die fünfzigjährige Arbeit Balloo's in derſelben Richtung wurde mit eigenſinnigem Schweigen übergangen. Mit großem Vergnügen habe ich nun in Voice die ſchönen Gedanken der amerikaniſchen Schriftſteller über die Frage geleſen, daß man dem Böſen keinen Widerſtand leiſten ſoll; ich möchte nur die alte unbegründete, Chriſtum verleumdende Meinung des Herrn Benns ausgenommen ſehen, der da behauptet, daß, indem Chriſtus die Händler und ihre Opferthiere mit der Peitſche aus dem Tempel verjagte, er das Schlagen der Menſchen ſanktionirte und daſſelbe ſeinen Jüngern anempfahl. Die von dieſen Schriftſtellern ausgeſprochenen Gedanken, insbeſondere der von H. Newton und G. Herron ſind ſchön, aber es iſt zu bedauern, daß ſie nicht auf die Fragen antworten, die Chriſtus an die Menſchen richtete, ſondern auf die, welche die ſogenannten orthodoxen Lehrer der Kirchen, — die hauptſächlichſten und gefährlichſten Gegner des Chriſtenthums — geſtellt haben.

Mr. Higginſon ſagt, daß das Geſetz des Nichtwiderſtandes als allgemeine Regel unzuläſſig iſt (non resistance is not admissible a generale rule). H. Newton meint, daß die praktiſchen Folgen (practical results) der Anwendung der Lehre Chriſti von der Stärke des Glaubens, den die Menſchen an dieſe Lehre haben, abhängen. Herr C. Martyn glaubt, daß das Stadium, in dem wir uns befinden, für die Anwendung der Lehre vom Nichtwiderſtande noch nicht angebracht iſt. G. Herron ſagt, um das Geſetz vom Nichtwiderſtande zu befolgen, müſſe man lernen, daſſelbe im Leben anzuwenden. Daſſelbe ſpricht Frau Livermore aus, indem ſie die Befolgung des Geſetzes des Nichtwiderſtandes nur in der Zukunft für möglich hält.

Alle dieſe Meinungen behandeln die Frage, was für die Menſchen daraus entſtehen werde, wenn ſie Alle in die Nothwendigkeit verſetzt würden, das Geſetz des Nichtwiderſtandes befolgen zu müſſen. Doch muß erſtens darauf erwidert werden, daß es völlig unmöglich wäre, alle Menſchen zur Annahme des Geſetzes vom Nichtwiderſtande zu zwingen,

*) Aus dem Manuſkripte zum erſten Male überſetzt von Dr. Alexis Markow.

und zweitens — selbst wenn das anginge, wäre dieses gerade die schärfste Verleugnung des Prinzips, welches aufgestellt wird. Alle Menschen zwingen zu wollen, ihren Mitmenschen keine Gewalt anzuthun?! Wer soll denn die Menschen zwingen?

Drittens und vor allem besteht die Frage, die Christus aufgestellt hat, gar nicht darin, ob der Nichtwiderstand ein für die gesammte Menschheit allgemein gültiges Gesetz werden könne, sondern darin, was jeder einzelne Mensch für die Erfüllung seiner Bestimmung, für die Errettung seiner Seele und für die Befolgung des Gotteswerkes zu thun habe, was übrigens alles ganz das gleiche ist.

Die christliche Lehre schreibt den Menschen in ihrer Gesammtheit keine Gesetze vor; sie sagt auch nicht den Menschen: befolgt alle unter der Furcht der Bestrafung diese oder jene Regeln und Ihr werdet alle glücklich werden, sondern sie setzt jedem einzelnen Menschen seine Stellung in der Welt auseinander und zeigt ihm das, was für ihn persönlich unvermeidlich aus dieser seiner Stellung herauskommt. Die christliche Lehre sagt dem Menschen, jedem einzelnen Menschen, daß sein Leben — wenn er das Leben für sein eigen hält und als dessen Ziel das weltliche Wohl seiner Person oder anderer Menschen betrachtet — keinen vernünftigen Sinn haben kann, weil dieses als das Ziel des Lebens hingestellte Wohl nie erreicht werden kann. Dieses Wohl ist aber deshalb nicht zu erreichen, weil erstens alle Wesen die Wohlthaten des weltlichen Lebens anstreben, diese jedoch stets von dem Einen auf Kosten der Anderen erworben werden, sodaß jeder einzelne Mensch nicht nur das gewünschte Wohl nicht erlangen dürfte, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach im Kampfe um diese nicht erreichten Wohlthaten viel überflüssige Leiden zu erdulden haben wird, das war erstens; zweitens ist der Mensch so, daß, je mehr weltliche Güter er erreicht, desto weniger befriedigt ist und desto mehr sich neue wünscht; und endlich drittens — und das ist die Hauptsache — wird der Mensch, je länger er lebt, unvermeidlich alt, krank und muß endlich sterben, was den Genuß eines jeglichen weltlichen Gutes vernichtet.

Und so kann dieses Leben, wenn der Mensch dasselbe für sein eigen hält und als dessen Ziel — das weltliche Wohl sowohl für sich als auch für andere hinstellt, für ihn keinen vernünftigen Sinn haben. Einen vernünftigen Sinn erhält es erst dann, wenn der Mensch begriffen haben wird, daß sein Leben nicht ihm, der das Leben doch erst von irgend Jemand erhielt, gehört, sondern dem, der dieses Leben geschaffen hat, — somit muß das Ziel seines Lebens nicht in der Erlangung von Gütern für sich oder andere, sondern in der Erfüllung des Willen dessen bestehen, der dasselbe erzeugte. Nur bei solcher Auffassung erhält das Leben einen vernünftigen Sinn und dessen Ziel — die Erfüllung des Gotteswillens wird erreichbar; die Hauptsache bleibt dabei, daß erst dann für den Menschen seine Thätigkeit klar wird und er erst dann der unvermeidlichen Verzweiflung und den unvermeidlichen Leiden nicht mehr unterliegt. —

„Das Weltall und ich in demselben — sagt sich ein solcher Mensch — wir existiren nach dem Willen Gottes. Das ganze Weltall und meine Beziehungen zu ihm kann ich nicht kennen, aber das, was Gott von mir will, der mich in diese, nach Zeit und Raum unendliche, und deshalb meinem Verständnisse unzugängliche Welt geschickt hat, kann ich wissen,

weil mir das sowohl in der Ueberlieferung, d. h. in der gesammten Vernunft der besten Menschen der Welt, die vor mir lebten, als auch in meinem Verstand und in meinem Ganzen, d. h. in dem Streben meines ganzen Wesens — offenbart ist.

In der Ueberlieferung der gesammten Weisheit der besten Menschen der Welt, die vor mir lebten, wird mir gesagt, ich müsse die anderen Menschen so behandeln, wie ich möchte, daß sie mich behandeln; mein Verstand sagt mir, daß das allergrößte Wohl der Menschen nur dann möglich sei, wenn alle Menschen ebenso handeln würden.

Mein Herz ist ruhig und freudig nur dann, wenn ich mich dem Gefühl der Liebe zu den Menschen, das eine Erwiderung verlangt, hingebe. Und so kann ich nicht nur wissen, daß ich etwas zu thun habe, sondern ich kann auch wissen und weiß auch das Werk, für welches meine Thätigkeit nöthig und bestimmt ist.

Das ganze Gotteswerk, wozu die Welt existirt und lebt, kann ich nicht erfassen, aber das in dieser Welt sich vollziehende Gotteswerk, an dem ich mit dem ganzen Leben theilnehme, ist mir zugänglich. Dieses Werk ist die Vernichtung des Streites und des Kampfes unter den Menschen und den anderen Wesen und die Einführung der größten Liebe und Einigkeit und des Friedens; dieses Werk ist die Verwirklichung dessen, was die jüdischen Propheten versprachen, indem sie sagten, daß eine Zeit kommen würde, wo alle Menschen die Wahrheit gelernt haben, die Schwerte zu Sensen machen, die Wölfe bei den Lämmern wohnen, die Pardel bei den Böcken liegen und der Löwe Stroh wie der Ochse essen wird.

Und so weiß der Mensch des christlichen Begriffes nicht nur, was er im Leben zu thun habe, sondern auch, wie er es thun müsse.

Er muß das thun, was die Einsetzung des Gottesreiches auf Erden bewirkt. Damit aber das geschehe, hat der Mensch die inneren Forderungen des Gotteswillens zu erfüllen, d. h. in Liebe mit den Nebenmenschen so umzugehen, wie er wünscht, daß man mit ihm umgehe, sodaß die inneren Forderungen der Menschenseele mit jenem äußeren ihm gestellten Ziele des Lebens zusammentreffen.

Und nun trotz dieses klaren Hinweises, worin der Sinn und der Zweck des menschlichen Wesens bestehen und wie der Mensch zu leben und zu handeln habe, kommen Menschen, die sich Christen nennen, und entscheiden, in welchen Fällen der Mensch das ihm von Gott gegebene Gesetz verletzen und diesem Gesetz und dem allgemeinen Lebenswerk entgegengesetzt handeln darf, da ihren Gedankenfolgerungen entsprechend die Folgen der Handlungen gemäß dem von Gott gegebenen Gesetz für die Menschen nicht vortheilhaft und unbequem sein könnten.

Der Mensch ist ja nach der christlichen Lehre ein Arbeiter Gottes. Der Arbeiter kennt nicht das ganze Werk des Herrn, aber ihm ist jenes Ziel bekannt, das nur durch seine Arbeit erreicht wird und es sind ihm bestimmte Hinweise gegeben, was er zu thun hat, insbesondere hat er deutlich die Richtung angezeigt erhalten, welche er vermeiden muß, damit er dem Ziel nicht entgegenarbeite, dessen Erreichung der Zweck seiner Arbeit ist. Im übrigen ist ihm jedoch volle Freiheit gelassen. Und somit ist einem Menschen, der sich die christliche Lebensauffassung angeeignet hat, der Zweck seines Lebens vollständig klar und vernünftig und er kann

nicht einen Augenblick darüber im Unklaren ſein, wie er im Leben zu handeln, was er zu thun habe und vor allem was er laſſen müſſe, um den Zweck ſeines Lebens zu erfüllen.

Nach dem von der Ueberlieferung, von Verſtand und von Herzen gegebenen Geſetz hat der Menſch ſtets die Nebenmenſchen in derſelben Weiſe zu behandeln, wie er wünſcht, daß man ihn behandele, er muß auf die Einſetzung von Liebe und Einigkeit zwiſchen den Menſchen hinwirken; nach der Entſcheidung der genannten weitſichtigen Menſchen jedoch hat der Menſch, — da ihrer Meinung nach die Befolgung des Geſetzes noch verfrüht iſt — andern Menſchen Gewalt anzuthun, ſie ihrer Freiheit zu berauben, zu töten und nicht auf eine liebevolle Einigkeit, ſondern auf die Aufreizung und Verbitterung der Menſchen hinzuwirken. Man kann das Ganze mit einem Maurer vergleichen, der zu einer gewiſſen Arbeit beſtimmt iſt, der da weiß, daß er zuſammen mit den anderen an der Errichtung eines Hauſes arbeitet und der eine klare und unzweifelhafte Verordnung vom Herrn des Baues ſelber erhalten hat, der aber plötzlich den Befehlen ebenſolcher Maurer, wie er iſt, gehorchen ſoll, Maurern, die nicht gleich ihm den allgemeinen Plan des Baues und das, was für den Bau nützlich iſt, kennen — und die, anſtatt eine Mauer aufzurichten, die Arbeit anderer zerſtören.

Merkwürdige Verirrung! Das heute athmende und morgen verſchwindende Weſen, dem ein ganz beſtimmtes unzweifelhaftes Geſetz gegeben iſt, wie es ſein kurzes Daſein zu vollbringen habe, dieſes Weſen glaubt zu wiſſen, was allen Menſchen, der ganzen Welt nöthig und nützlich iſt; jener Welt, die ſich unaufhörlich bewegt, entwickelt. Und im Namen dieſes von jedem Menſchen ſich nach ſeiner Art eingebildeten Nutzens, erlaubt ſich dieſes Weſen, ſich und anderen Vorſchrift zu geben, daß man dem keinen Zweifel unterliegenden Geſetz untreu werden darf, und ſeine Mitmenſchen ſo zu behandeln, wie er ſelbſt nicht wünſchen möchte, behandelt zu werden, nicht Liebe in die Welt zu bringen, ſondern andern Gewalt anzuthun, ſie der Freiheit zu berauben, zu morden, um wenn es ihnen paßt, Verbitterung in die Welt zu bringen. Und dieſe Vorſchriften werden erlaſſen, trotzdem man weiß, daß die fürchterlichſten Grauſamkeiten, Quälereien und Ermordungen von Menſchen, von der Inquiſition und den Schrecken aller Revolutionen anfangend, bis zu den jetzigen Wildheiten der Anarchiſten und ihren Abſchlachtungen geſchahen und noch deshalb geſchehen, weil die Menſchen glauben, das zu wiſſen, was die Menſchen und die Welt braucht; dieſe Vorſchriften werden erlaſſen, trotzdem man gut weiß, daß es im gegebenen Moment ſtets zwei entgegengeſetzte Parteien giebt, von denen jede behauptet, daß man gegen die andere Gewalt gebrauchen muß, ſo die Staatsanhänger gegen die Anarchiſten, die Anarchiſten gegen die Staatsmänner, die Engländer gegen die Amerikaner, die Amerikaner gegen die Engländer, die Deutſchen gegen die Engländer, die Engländer gegen die Deutſchen uſw. in allen möglichen Umſtellungen und Zuſammenſetzungen.

Der Menſch der chriſtlichen Auffaſſung des Lebens ſieht, wenn er ganz deutlich überlegt, daß gar kein Grund vorliegt, von dem ihm von Gott deutlich gegebenen Geſetz abzuweichen, um zufälligen, ſchwankenden, häufig entgegengeſetzten menſchlichen Forderungen zu folgen, aber noch mehr, hat ein ſolcher Menſch bereits einige Zeit ein chriſtliches Leben

geführt und eine christliche, moralische Feinfühligkeit in sich entwickelt, so fällt es ihm sehr schwer, nicht nur nach der Ueberlegung allein, sondern auch nach seinem Gefühl förmlich so zu handeln, wie die Menschen von ihm verlangen.

Wie es für viele Menschen unserer Welt unmöglich ist, ein Kind zu martern und zu töten, wenn auch eine solche Märtyrerei zur Rettung hundert anderer Menschen dienen sollte, so wird für einen Menschen, der in sich eine christliche Feinfühligkeit des Herzens entwickelt hat, eine ganze Reihe von Handlungen unmöglich sein. So z. B. befindet sich ein Mensch, der gezwungen wird, an einem Gericht, wo ein anderer zu Tode verurtheilt wird, an Handlungen der gewaltthätigen Wegnahme von Eigenthum, an Debatten der Kriegserklärungen oder der Kriegsvorbereitung — abgesehen vom Kriege selber, theilzunehmen, — in derselben Lage, in der sich ein herzensguter Mensch befindet, wenn er gezwungen wird, ein Kind zu martern oder zu töten. Nicht in Folge von Ueberlegung gewinnt er die Ueberzeugung, daß er so nicht handeln soll, sondern er kann einfach das nicht thun, was man von ihm verlangt. Denn für den Menschen existirt ebenso eine moralische wie sonst eine physische Unmöglichkeit, bestimmte Handlungen nicht zu vollbringen. In gleicher Weise wie ein Mensch einen Berg nicht heben, und ein guter Mensch ein Kind nicht töten kann, kann ein Mensch, der ein christliches Leben führt, an einer Gewaltthat nicht theilnehmen. Welche Bedeutung können für einen solchen Menschen Erwägungen darüber haben, daß er für ein gewisses eingebildetes Gut das thun soll, was für ihn moralisch bereits unmöglich geworden ist.

Doch wie soll ein Mensch denn handeln, wenn für ihn der Schaden augenscheinlich ist, der entsteht, wenn man dem Gesetze der Liebe und dem aus demselben fließenden Gesetze des Nichtwiderstandes folgt? Wie soll ein Mensch handeln — das ist ein häufig angeführtes Beispiel — wenn vor seinen Augen der Mörder ein Kind martert und tötet und das Kind nicht anders als durch Tötung des Mörders zu retten ist?

Gewöhnlich glaubt man, daß auf diese Frage keine andere Antwort erfolgen kann, als die: man müsse den Mörder töten, um das Kind zu retten. Diese Antwort erfolgt aber deshalb so schnell und entschieden, weil wir nicht nur gewohnt sind, so zu handeln, wenn wir ein Kind erretten wollen, sondern in gleicher Weise auch dann, wenn es sich um die Vergrößerung der Grenzen des Nachbarlandes auf Kosten des unsrigen oder um die Durchfuhr durch die Grenzen von Spitzen oder selbst um die Vertheidigung des Obstes unseres Gartens gegen Diebstahl handelt.

Man nimmt an, der Mörder müsse getötet werden, damit das Kind gerettet werde, aber man braucht nur darüber nachzudenken, aus welchem Grunde der Mensch so handeln muß, mag er Christ oder Nichtchrist sein, um sich zu überzeugen, daß diese Handlungsweise keine vernünftigen Gründe für sich haben kann und nur deshalb als nothwendig erachtet wird, weil vor 2000 Jahren eine solche Handlungsweise für recht gegolten hat und die Leute sich gewöhnt haben, so zu handeln. Aus welchem Grunde tötet ein Nichtchrist, der weder Gott, noch den Sinn des Lebens in der Erfüllung seines Willens anerkennt, den Räuber

beim Vertheidigen des Kindes? Abgeſehen davon, daß beim Todtſchlag des Räubers er ſicherlich einen Mord begeht, während er doch nicht ſicher weiß, ob der Räuber das Kind ermordet hätte oder nicht, — aber abgeſehen von dieſer Unrichtigkeit — wer hat entſchieden, daß das Leben des Kindes nöthiger und beſſer ſei, als das des Räubers?

Denn ein Nichtchriſt, der weder Gott noch den Sinn des Lebens in der Erfüllung ſeines Willens erkennt, läßt ſich bei ſeiner Handlung nur von der Berechnung, d. h. von der Ueberlegung leiten, was für ihn und für alle anderen Menſchen vortheilhafter iſt: die Fortſetzung des Lebens des Kindes oder des Räubers? Um aber dies zu entſcheiden, muß er wiſſen, was aus dem Kinde wird, welches er rettet und was aus dem Räuber, welchen er tötet, wenn er ihn nicht getötet haben würde. Das letztere kann er jedoch nicht wiſſen. Und ſo liegt für den Nichtchriſten kein vernünftiger Grund vor, den Räuber zu morden, um das Kind zu retten.

Wenn der Menſch aber Chriſt iſt und deshalb Gott und den Sinn des Lebens in der Erfüllung Seines Willens erkennt, ſo hat er — und mag der allerfürchterlichſte Räuber ein noch ſo unſchuldiges und ſchönes Kind überfallen haben — noch viel weniger Grund von dem ihm gegebenen Geſetz abzuweichen und mit dem Räuber das zu thun, was der Räuber mit dem Kinde vor hat; er kann den Räuber anflehen, er kann ſeinen Leib zwiſchen dem Räuber und ſeinem Opfer hinſtellen, aber das eine darf er nicht thun: bewußt von dem ihm von Gott gegebenen Geſetz abzuweichen, deſſen Erfüllung den Sinn ſeines Lebens ausmacht. Es iſt ſehr möglich, daß der betreffende Menſch — ob Chriſt oder Heide — infolge ſeiner ſchlechten Erziehung, ſeiner thieriſchen Gefühle nicht nur um das Kind zu retten, ſondern um ſeines eigenen Lebens oder ſelbſt ſeiner Börſe willen den Räuber todtſchlagen wird, aber das kann doch unmöglich heißen, daß man dies thun, ſich ſelbſt und ſeine Mitmenſchen dazu anhalten müſſe zu glauben, daß das gerade zu thun ſei.

Das wird nur das zu bedeuten haben, daß trotz der äußerlichen Erziehung und dem Chriſtenthum, die Gewohnheiten der ſteinernen Periode noch ſo feſt in dem Menſchen ſitzen, daß er es für möglich hält Handlungen zu begehen, die ſein Bewußtſein ſchon längſt ableuguet. Der Räuber will vor meinen Augen ein Kind töten, und ich kann es erretten, indem ich den Räuber töte: alſo muß man in gewiſſen Fällen dem Böſen Gewalt widerſetzen.

Der Menſch befindet ſich in Gefahr und kann nur durch eine Lüge meinerſeits gerettet werden; alſo darf man in gewiſſen Fällen lügen. Ein Menſch ſtirbt Hungers, und ich kann ihn nicht anders retten, als daß ich ſtehle: alſo darf man in gewiſſen Fällen ſtehlen.

Kürzlich las ich eine Erzählung von Fr. Coppé, wo ein Burſche ſeinen Herrn, einen Offizier, mordet, der lebensverſichert war, und auf ſolche Weiſe ſeine Ehre und die ſeiner Familie rettet. Alſo darf man in gewiſſen Fällen morden.

Solche erdachte Fälle und die Folgerungen aus ihnen beweiſen nur, daß es Menſchen giebt, die wiſſen, daß es nicht gut thut zu lügen, zu ſtehlen, zu töten, die aber nicht aufhören wollen dies zu thun, und deshalb alle Mittel ihres Verſtandes dafür anwenden, um dieſe Handlungen

zu rechtfertigen. Es existirt keine moralische Regel, gegen die man nicht in der Lage wäre einen Grundsatz zu erfinden, bei dem es schwer fallen dürfte, die Entscheidung zu treffen, was moralischer sei: von der Regel abzuweichen oder sie zu befolgen. Dasselbe gilt auch in Bezug auf das Entgegensetzen der Gewalt dem Bösen: die Menschen wissen zu gut, daß es schlecht ist, aber so sehr möchten sie mit Gewaltanwendung leben, daß sie die ganze Kraft ihres Verstandes nicht auf die Aufklärung jenes ganzen Uebels, welches die Beanspruchung des Rechts der Gewaltanwendung mit sich brachte und bringt, sondern darauf, dieses Recht zu rechtfertigen. Doch alle diese erfundenen Fälle beweisen noch keineswegs, daß die Regeln — man darf nicht lügen, nicht stehlen, nicht töten — nicht gerechtfertigt sein sollen. „Fais ce que doit, advienne que pourra." „Thun, was nöthig ist, mag kommen, was wolle" — ist ein Ausdruck der klügsten Weisheit. Das, was jeder von uns thun muß, weiß jeder zweifellos, das aber, was geschehen solle, weiß Niemand von uns und kann es auch nicht wissen.

Die christliche Liebe ist die Lehre davon, was der Mensch zur Erfüllung des Willens desjenigen thun muß, der ihn in das Leben schickte. Jedoch die Erwägungen darüber, welche Folgen für uns durch die einen oder die anderen Handlungen entstehen würden, haben nicht nur nichts Gemeinsames mit dem Christenthum, sondern sie sind derselbe Irrthum, der vom Christenthum zerstört wird.

Den eingebildeten Räuber mit dem eingebildeten Kinde hatte noch niemand gesehen, aber alle die Schrecken, die die Geschichte und die gegenwärtige Zeit erfüllen, wurden und werden noch vollbracht, weil die Leute glauben, daß sie die Folgen der möglichen Handlungen wissen.

Worum eigentlich handelt's sich denn? Die Leute führten früher ein thierisches Leben und vergewaltigten und töteten alle diejenigen, die ihnen paßte zu vergewaltigen und zu töten; sie aßen sogar einander und glaubten, es sei so gut. Dann kam eine andere Zeit, und bereits vor tausend Jahren, noch zu Moses Zeiten entstand in dem Menschen das Bewußtsein, daß es schlecht sei, zu vergewaltigen und zu töten. Es gab aber Menschen, denen die Vergewaltigung Vortheil brachte — und die also dieses nicht anerkennen wollten und sich und andern versicherten, daß Vergewaltigen und Menschentöten nicht immer schlecht sei, ja es gäbe Fälle, wo dieses nöthig, nützlich und selbst gut sei. Und man fuhr fort, zu vergewaltigen und zu morden, wenn auch weniger häufig und weniger grausam, nur mit dem Unterschied, daß diejenigen, die mordeten und vergewaltigten, ihre Thaten damit rechtfertigten, daß sie angeblich den Menschen Nutzen brächten. Diese falsche Rechtfertigung der Vergewaltigung entlarvte Christus. Er sagte: da jede Gewaltthat gerechtfertigt werden kann, wie das auch zu sein pflegt, wenn zwei Feinde einander Gewalt anthun, beide ihre Gewaltthat für gerechtfertigt halten und man unmöglich die Gerechtigkeitsgründe weder des einen noch des andern kontrolliren kann, so darf man keine Rechtfertigung anhören, sondern unter keinen Umständen, wie das bereits im Bewußtsein der Menschen liegt, Gewalt anthun.

Man müßte glauben, die Menschen, die das Christenthum predigen, müßten sich die größte Mühe geben, dessen Betrug zu entlarven, denn

in der Entlarvung dieses Betruges liegt eine der Haupterscheinungen des Christenthums. Aber es geschah gerade das Gegentheil: die Menschen, denen die Gewaltthaten Vortheil brachten und welche von diesen Vortheilen nicht lassen wollten, nahmen für sich die ausschließliche Predigt des Christenthums in Anspruch, und während sie dasselbe predigten, behaupteten sie, daß, da es Fälle giebt, wo die Nichtanwendung der Gewalt mehr Böses stiftet, als die Anwendnug derselben (der eingebildete Räuber oer das eingebildete Kind tötet), man der Lehre Christi nicht voll und ganz zu folgen hat, und daß man für die Vertheidigung seines Lebens und dessen anderer Menschen, für die Vertheidigung seines Vaterlandes, des Schutzes der Gesellschaft gegen Narren und Bösewichter und noch in vielen anderen Fällen von dieser Lehre abweichen darf. Die Entscheidung der Frage jedoch, in welchen Fällen gerade man die Lehre Christi abschaffen darf, überließ man denselben Menschen, die gerade Gewalt gebrauchten, so daß schließlich die Lehre Christi von dem Nichwiderstande unter Anwendung von Gewalt ganz und gar abgeschafft wurde und was noch schlimmer ist, stellte gerade die, die Christus entlarvte, als die ausschließlichen Prediger und Deuter seiner Lehre hin. Aber das Licht glänzt auch in der Finsterniß, und die falschen Prediger des Christenthums sind wiederum durch seine Lehre entlarvt worden.

Man kann die Welt nach seinem Geschmack einrichten wollen, Niemand kann das verhindern, man kann das thun, was Einem Vortheil bringt und angenehm ist und zu diesem Zwecke Gewalt unter dem Vorwande des Wohles der Menschen gebrauchen, man darf aber keineswegs behaupten, daß, während man dieses thut, man die Lehre Christi bekennt, da Christus gerade diesen Betrug entlarvte. Die Wahrheit wird doch früher oder später ans Tageslicht kommen und die Betrüger entlarven, wie das bereits jetzt geschieht.

Man braucht nur richtig die Frage des menschlichen Gefühls so hinstellen, wie sie Christus hinstellte und nicht so, wie es von den Kirchen entstellt ist — und dann werden alle die betrügerischen Aufstellungen, die auf die Lehre Christi aufgeladen sind, von selber auseinanderfallen. Die Frage besteht doch nicht darin, ob es für die Menschen das Befolgen des Gesetzes von der Liebe und des folgenden Gesetzes vom Nichtwiderstandes gut oder schlecht sei, sondern darin: willst Du — Du heute lebendes und morgen und jeden Augenblick hinsterbendes Geschöpf — sofort diesen Augenblick voll und ganz den Willen dessen erfüllen, der Dich in die Welt sandte und ihn deutlich sowohl in der Ueberlieferung als auch in Deinem Verstande und Herzen ausgedrückt hat, — oder willst Du das diesem Willen Entgegengesetzte thun? Und sobald die Frage so gestellt ist, so kann es darauf auch nur eine Antwort geben; ich will sofort, diesen Augenblick, ohne es zu verschieben und auf etwas zu warten, ohne auf die möglichen Folgen zu warten, — mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften — das thun, was mir zweifellos von dem befohlen ist, der mich in die Welt sandte, und unter keinen Umständen und in keinem Fall will und kann ich dem Entgegengesetztes thun, weil in dem Befolgen jener Gesetze die einzige Möglichkeit eines vernünftigen leidlosen Lebens für mich liegt.

Jasnnja Poljana 12. 1. 1896. Leo Tolstoj.

Volksheime.

Ueber die zunehmende Verrohung und Genußsucht in den Kreisen der Arbeiter, insbesondere der städtischen und hier wiederum der Fabrikarbeiter wird nicht mit Unrecht geklagt. Der innere Zusammenhang zwischen beiden betrübenden Erscheinungen ist unverkennbar. Jede Rohheit der Gesinnung wird sich auch darin ausprägen, worin ihr Träger seine Genüsse und wie er sie sucht. Und umgekehrt kann der rohe Sinnesgenuß, der hier vornehmlich in Betracht kommt, einer ohnehin vorhandenen Anlage und Neigung zu brutaler Bethätigung der Lebenskräfte nur förderlich sein, namentlich wenn durch ein Uebermaß an alkoholischen Getränken diese schlimmen Triebe noch künstlich angestachelt werden. Einsichtige Menschenfreunde und Volkswirthe sind sich deshalb längst darüber einig, daß in der Anleitung und Erziehung zu einer veredelten Geselligkeit, die statt der jetzt nur zu häufigen Ueberreizung, körperliche und geistige Erfrischung bezweckt, zu einer Weiterbildung, die der Entwicklung der geistigen Fähigkeiten und besonders auch der sittlichen Anlagen dient, daß hierin ein großer, wenn nicht der größte Theil dessen enthalten ist, was man fälschlicherweise als die „soziale Frage" zu bezeichnen pflegt.

Wer sind denn hauptsächlich die Träger jener Rohheit, die viele als eine ihnen zwar mitunter recht unbequeme und unangenehme, aber schlechterdings nicht auszurottende charakteristische Eigenschaft der sogenannten niederen Volksklassen anzusehen gewöhnt sind? Die tägliche Beobachtung lehrt: meist gerade jene Bestandtheile dieser Klassen, die der Zucht der Schule kaum entwachsen sind, die die Kirche eben erst in den Kreis der Gemeinde aufgenommen hat. Gerade bei ihnen nimmt eine Zuchtlosigkeit, Unbotmäßigkeit und Rohheit überhand, die allen ernstlich zu denken geben muß, denen eine gesunde Entwickelung unseres Volksthums am Herzen liegt.

Doch wer nach Mitteln zur Heilung eines Uebels forscht, muß sich zunächst über die Ursachen seiner Entstehung klar werden. Daß sich Schule und Kirche im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind im Großen und Ganzen als ohnmächtig erweisen, mag man noch so sehr beklagen, an der Thatsache selbst wird dadurch nichts geändert. Sie beweist vor allem, wie mächtig die Einflüsse sind, die beiden entgegen wirken. Ist diese Erscheinung nun dadurch zu erklären, daß die Menschennatur in jenen Kreisen in einem Zustande der Rückbildung zu überwundener Unkultur, in einer moralischen Entartung begriffen ist, die mit dem unzweifelhaft vorhandenen, durch offenkundige Thatsachen er-

wiesenen Rückgang der körperlichen Veranlagung Hand in Hand geht? Sicherlich ist dies ein Gesichtspunkt, der nicht außer Acht bleiben darf. Die Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften, auch geistiger und sittlicher Natur, ist über den Zustand einer unbewiesenen Behauptung längst hinausgewachsen. Aber bei der Langsamkeit, mit der sich jede derartige Umwandlung in größerem Maßstabe erfahrungsmäßig vollzieht, ist kaum anzunehmen, daß sie hier eine große oder gar die entscheidende Rolle spiele. Im Allgemeinen wird man sagen können, daß die Menschen noch heute im Großen und Ganzen mit demselben Gemisch guter und übler Anlagen in geistiger und sittlicher Beziehung geboren werden, wie schon vor Jahrhunderten oder gar Tausenden. Von den Verhältnissen, in die das Kind hineingeboren wird und unter denen es heranwächst, von den Einflüssen, die von klein auf im Elternhause und später in der Schule auf das Kind einwirken, hängt es ab, wie diese natürlichen Anlagen sich entwickeln. Ob die guten Keime, die ursprünglich in keiner Menschenbrust fehlen, seien sie auch noch so schwach, in einer ihrer Entwickelung günstigen Umgebung den für sie geeigneten Nährboden finden, ob sie mit liebevoller und treuer Sorgfalt gehegt und gepflegt werden, wie Beispiele und Vorbilder wirken, das alles ist bestimmend dafür, ob jene guten Keime feste Wurzeln schlagen, die jedem späteren Ansturm Stand halten, ob sie kräftig emporschießen, sich zu schöner Blüthe entfalten und köstliche Frucht tragen, oder ob sie vom Unkraut der bösen Sinneslust überwuchert und schließlich völlig erstickt werden.

Sind nun in unseren Arbeiterkreisen die Bedingungen vorhanden, die für eine gleichmäßige Entwickelung aller guten und eine kraftvolle Zurückdrängung aller übelen Triebe die unentbehrliche Voraussetzung bilden? Wenn man die zum großen Theil wahrhaft jammervollen Wohnungsverhältnisse der Arbeiter, nicht bloß in den größeren, sondern auch in vielen kleineren Städten, ins Auge faßt, wenn man sieht, wie der Erwerb des Mannes nur in verhältnißmäßig seltenen Fällen dazu ausreicht, die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse auch nur einer kleinen Familie zu bestreiten, wie in Folge dessen die Frau, selbst wenn ihr die nöthige Anleitung dafür zu Theil geworden, meist gar nicht im Stande ist, sich ihrer Häuslichkeit und ihren Kindern in ausreichendem Maße zu widmen, weil sie darauf angewiesen ist, ihre Arbeitskraft mit zur Erwerbung der nöthigsten Existenzmittel zu verwerthen, wenn man weiterhin bedenkt, in welch unverantwortlicher Weise dabei das Aufziehen der Kinder, mitunter schon vom zartesten Lebensalter an, nothgedrungen vernachlässigt wird, wie selbst ihren schwachen Kräften in einem Alter, in dem sie der Pflege und vor allem einer ausreichenden Nachtruhe noch dringend bedürfen, Anstrengungen zugemuthet werden, die ihre Gesundheit nothwendigerweise schädigen müssen, wie sie bei alledem, namentlich auch in der durch Schlafburschen und dergl. m. nicht selten überfüllten elterlichen Wohnung, oft Einflüssen ausgesetzt sind, die ihrer sittlichen Entwickelung nicht zum Vortheil gereichen können, alles nur, weil das Familienoberhaupt unter den heutigen Verhältnissen und namentlich auch bei der Höhe der heutigen Wohnungsmiethen durch Verwerthung d

eigenen Arbeitskraft nicht die für eine auch nur bescheidene Lebenshaltung erforderlichen Mittel aufzubringen vermag, wenn man das alles wohl berücksichtigt, dann kann man schlechterdings nicht im Zweifel darüber sein, daß in diesen Verhältnissen die hauptsächlichste Ursache der Eingangs erwähnten bedauerlichen Erscheinungen zu suchen ist. Wem die hier entworfene Schilderung als übertrieben, als zu schwarz erscheint, der möge sich aus Schriften, wie „Die Noth des vierten Standes, von einem Arzte“ (Leipzig 1894) und „Aus zwei deutschen Kleinstädten, ein Beitrag zur Arbeiterwohnungsfrage“ von Dr. C. von Mangold (Jena 1894) darüber unterrichten, daß der hier geschilderte Zustand leider nicht zu den Ausnahmen gehört, sondern in vielen Städten eher die Regel bildet. Nun ist zwar Armuth sicherlich kein Hinderniß für die Erreichung auch einer hohen, ja der höchsten Stufe geistiger und sittlicher Entwickelung. Die Erfahrung lehrt sogar, daß sie dem Streben danach im Allgemeinen viel mehr förderlich ist, als Wohlleben und Reichthum. Aber ein Elend, aus dem es auch für den strebsamsten und thatkräftigsten Menschen nur ausnahmsweise ein Entrinnen giebt, weil im Kampfe mit den ihn umgebenden und auf ihn einwirkenden Verhältnissen diese sich als stärker erweisen, muß auf die Dauer auch die widerstandsfähigste Natur niederzwingen und zu einem Zustande dumpfer Ergebung abtöten, in dem grober Sinnengenuß schließlich nur noch als das einzige wirksame Reizmittel verbleibt, das wenigstens vorübergehend über das erdrückende Bewußtsein der eigenen trostlosen Lage hinweghilft. Wem es selber erspart bleibt, in die Tiefen des Elends hinabzusteigen, das uns rings umgiebt, oder wer gewaltsam die Augen davor verschließt, der mag in pharisäerhafter Anwandlung hochmüthig die Achseln zucken, wenn seine feineren Instinkte durch rohe und lärmende Regungen beleidigt werden, die mit wahrer Lebensfreude nicht das mindeste gemein haben. Wer aber auch nur einiges Verständniß dafür besitzt, worin diese Art ihrer Bethätigung wurzelt, auf welchem Boden sie gediehen ist, der wird ähnlich empfinden, wie ein Größerer vor ihm, von dem es heißt: „und ihn jammmerte des Volks“. Innriges Mitgefühl für die, denen es nicht gleich gut zu Theil geworden ist, wie ihm selber, wird mit dem heißen Wunsche und der festen Zuversicht in ihm aufsteigen: es kann und muß besser werden. Wie wäre es aber möglich, solange sich unsere sogenannten gebildeten Kreise in dem bisherigen Umfange von jeder näheren Berührung mit ihren minder gebildeten, minder sorgfältig erzogenen Mitmenschen fern halten, an ihrem Leid und ihrer Freude so wenig herzlichen Antheil nehmen, wie es heutzutage leider die Regel ist! Wie können edlere Triebe gedeihen, wie eine feinere Gesittung an die Stelle der vielbeklagten rohen Völlerei treten, solange die unentbehrlichsten wirthschaftlichen Voraussetzungen dafür nicht vorhanden sind, solange es an der erforderlichen Anleitung dazu, dem wirksamen Beispiele dafür in größerem Umfange fehlt! Ueber die Nothwendigkeit und die Mittel und Wege zur wirthschaftlichen Hebung des Arbeiterstandes ist schon so viel geschrieben und noch mehr geredet worden, ohne daß es bisher gelungen wäre, eine Einigung darüber zu erzielen, daß sich kaum noch etwas neues und durchschlagendes darüber vorbringen läßt:

Dieser Theil der uns beschäftigenden Frage soll deshalb hier außer Betracht bleiben. Sehr viel weniger Schwierigkeiten bietet die Aufgabe, die in dem zweiten Theil enthalten ist. Gegenüber den theilweise schon von erfreulichen Erfolgen begleiteten Bestrebungen auf Verkürzung der Arbeitszeit und damit Erweiterung der der Ruhe und Erholung gewidmeten Zeit wird vielfach eingewendet, daß den betheiligten Kreisen in Wirklichkeit gar nicht damit gedient sei, weil dieser Zuwachs an freier Zeit von ihnen doch nicht zu den Zwecken ausgenutzt werde, für die er bestimmt ist. Diesem Einwand läßt sich eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, solange den Arbeitern wie bisher nur in vereinzelten Fällen und an wenigen Orten ausreichende Gelegenheit geboten wird, ihre Freistunden zu ihrer Belehrung, Weiterbildung und zu Körper und Geist anregender und erfrischender Unterhaltung und Geselligkeit zu verwerthen.

Wenn man aber jene Bestrebungen schon aus Gründen der Gesundheitspflege an und für sich als berechtigt anerkennt, dann wird man umso weniger damit zögern dürfen, der Möglichkeit einer schädlichen Nebenwirkung nach Kräften entgegenzuarbeiten. Und das kann in wirksamer Weise nur dadurch geschehen, daß die nicht genug anzuerkennenden Bestrebungen einzelner wohlmeinender Industriellen, außerhalb der Arbeitszeit den berechtigten Bedürfnissen der Arbeiterschaft in körperlicher, geistiger und sittlicher Hinsicht möglichst vollkommen Rechnung zu tragen, daß diese Bestrebungen mehr verallgemeinert werden. Und da schwerlich zu erwarten ist, daß das vortreffliche Beispiel Einzelner in größerem Umfange oder gar allgemein Nachahmung finden werde, so bleibt nur übrig, die Einsicht und den Gemeinsinn aller derer im Lande anzurufen, die gleich dem Verfasser von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß in dieser Beziehung noch viel zu thun bleibt, um einer schweren und dauernden Schädigung unseres Volksthums wirksam zu begegnen, und daß hier eine dankbare und bei einigem guten Willen auch durchführbare Aufgabe für volks- und menschenfreundliche Bestrebungen geboten ist. In Volksunterhaltungsabenden, Volksbibliotheken, Volksbädern und anderen gemeinnützigen Einrichtungen dieser Art sind schon jetzt bemerkenswerthe Ansätze dafür vorhanden, an die sich recht gut anknüpfen ließe und deren weitere Ausdehnung und Verbreitung keinerlei unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen würde. Auch die an den meisten größeren Orten entstandenen evangelischen oder katholischen Arbeitervereine sind als werthvolle Stütz- und Ausgangspunkte dafür zu betrachten. Leider hält gerade die Betonung ihres konfessionellen Standpunktes auch in den Arbeiterkreisen viele davon ab, sich ihren Bestrebungen anzuschließen oder ihnen doch die wünschenswerthe materielle und intellectuelle Förderung zuzuwenden.

In der noch viel zu wenig bekannten und verbreiteten „Zeitschrift für die Arbeiterfrage", dem „Arbeiterfreund", Organ des Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, auf dessen verdienstliche Bestrebungen bei dieser Gelegenheit hingewiesen sei, ist der bekannte Volkswirth Prof. Dr. V. Böhmert in Dresden jüngst mit einer sehr beachtenswerthen Anregung zur Errichtung

von Volksheimen (zur Pflege der Volksgeselligkeit und Volksbildung) in der Reichshauptstadt hervorgetreten. Diesen Vorschlägen sind zunächst allgemeinere Grundsätze für eine Reform der Volksgeselligkeit vorangeschickt. Je aufreibender das Erwerbsleben der Gegenwart geworden ist, sagt der Verfasser, um so nöthiger wird es, das Familien- und Gesellschaftsleben der Menschen ruhig und harmonisch zu gestalten und für edlere Erholung und Erfrischung des Körpers, Geistes und Gemüths nach gethaner Arbeit zu sorgen, damit die durch Verringerung der Arbeitsstunden verlängerte freie Zeit nicht Schaden bringe, sondern zur Erneuerung der Kräfte beitrage. Die Verbesserung des Familienlebens hängt in erster Linie von einer Reform der Wohnungszustände ab, welche in Städten und Dörfern noch sehr im Argen liegen. Leider sind auch in der Art und Weise, wie im Volke das Geselligkeits- und Erholungsbedürfniß befriedigt wird, namentlich in den Großstädten, erhebliche Mißstände zu Tage getreten. Die Volksfeste arten vielfach in wüstes Jahrmarktstreiben aus. Zu gesunden Volksbelustigungen in der freien Natur fehlt fast überall die Gelegenheit. Die abendliche Unterhaltung bildet für einen großen Theil der städtischen Bevölkerung mangels wirklicher Volkstheater und Volkskonzerte die Variétébühne und das Café chantant. Die Wirthshäuser scheiden sich vielerorten in Bierpaläste für die Bemittelten und in Schnapsspelunken für die unbemittelten Klassen. Nur in den mannigfaltigen religiösen, politischen und gewerblichen Vereinen, die sich meist streng von einander abschließen, pulsirt noch hier und da etwas frisches, natürliches Leben; aber der Sinn für gemeinsame, alle Volksklassen umfassende, harmlos-fröhliche und bildende Geselligkeit und für gemeinsame Volksspiele im großen Stile, wie sie Alterthum und Mittelalter zeitweise kannten, ist im Allgemeinen verloren gegangen. Daß hierin ein wichtiger Grund für die Verschärfung der sozialen Gegensätze zu erblicken ist, liegt auf der Hand.

Nach Böhmert's, wie mir scheinen will, etwas optimistischer Ansicht wird zur Zeit in der Organisation einer besseren Volksgeselligkeit „eine der wichtigsten öffentlichen Aufgaben erblickt". Den Anlaß zu dieser Bewegung hat besonders die — noch lange nicht genügend gewürdigte, sogar vielfach sehr mit Unrecht bespöttelte — Arbeit in den Vereinen gegen den Mißbrauch geistiger Getränke gegeben. In Deutschland und der Schweiz sucht man durch Mäßigkeits- oder Volkswohlvereine oder gemeinnützige Gesellschaften das Kneipenleben und die Trinkgewohnheiten weiter Volkskreise besonders mit Hilfe besserer Gelegenheit für Volkserholung und Volksgeselligkeit zu bekämpfen, indem man Musterwirthshäuser, sogenannte Volksheime, Volksklubs, Volksrestaurants, Volkskaffeehäuser errichtet, und mit ihnen Lesehallen, Volksbibliotheken, Unterrichtskurse, Gesangübungen, dramatische Klubs oder größere Volksunterhaltungsabende verbindet.

Wenn den bemittelten Kreisen fast überall ständige Erholungsstätten oder Klubs zur Verfügung stehen, so sind die Minderbemittelten schon im Hinblick auf ihre oft höchst mangelhaften Wohnungsverhältnisse erst recht einer Stätte der Geselligkeit bedürftig, wo sie ohne Trink- und Verzehrungszwang einen freundlichen, angenehmen Aufenthalt finden, Lese- und Unterhaltungszimmer

benutzen und auf Verlangen auch einfache und billige Erquickung und Verköstigung erhalten können. Solche Stätten der Volksgeselligkeit sind im letzten Jahrzehnt unter dem Namen „Volksheime“ in mehreren Städten Deutschlands und der Schweiz entstanden und in Verbindung mit Volks-Unterhaltungs-Abenden, Lesezimmern, Unterrichtskursen und anderen Einrichtungen erfreulich gediehen. Sie müssen zunächst die allgemeinsten Bedingungen der Volkshygiene — das Vorhandensein gesunder, reinlicher, freundlicher Aufenthaltsräume — erfüllen, sodann aber eine Hauptgefahr der Schänke — die Verführung zum übermäßigen Genuß geistiger Getränke, vermeiden. Während die den Volksgewohnheiten entsprechenden Getränke, mit Ausschluß von Branntwein, im Musterwirthshaus zu haben sind, ist doch Trinkzwang nicht vorhanden. Der Aufenthalt, ohne etwas zu verzehren, ist gestattet. Die Wasserflasche steht auf dem Tisch zur freien Benutzung der Gäste. Während in der Schänke auch die scharfen Speisen zum Trinken reizen, sucht das Musterwirthshaus nur gesunde und nahrhafte, aber keine allzu gewürzten Speisen zu bieten.

Die Volksheime sollen als Musterwirthshäuser aber nicht nur einer gesunden, sondern auch einer edlen und bildenden Volksgeselligkeit dienen. Neben dem Schenkzimmer ist daher die Einrichtung von Lese-, Unterrichts-, und Unterhaltungsräumen unumgänglich geboten. Zeitungen sind auszulegen und kleine Bibliotheken aufzustellen. Die Unterhaltungsräume müssen geeignet sein, verschiedene Vereinigungen, wie Gesangvereine, Diskussionsabende, Frauenabende, dramatische Klubs aufzunehmen und um für Unterrichtskurse, Handfertigkeitsunterricht, für Vorträge und Leseabende mit Lehrlingen und Lehrmädchen ꝛc. zu dienen. Alle Bestrebungen zur werkthätigen Erziehung des Volkes, denen meist die Unterkunft mangelt, sollten hier ihre Stätte finden. Für große Volksunterhaltungsabende, die jetzt meist in Turnhallen und öffentlichen Sälen für Tausende von Zuhörern abgehalten werden, dürften die Volksheime der einzelnen Stadttheile zu klein sein. In Zürich ist daher neben der Errichtung von Volksrestaurants in einzelnen Stadttheilen der Bau einer großen Volkshalle beabsichtigt. In Wien soll zum Jubiläum des Kaisers ein großes Volkshaus (Sängerbundeshaus) nach dem Muster des Londoner Volkspalastes eingeweiht werden. Für jedes Volksheim ist, wenn möglich, ein Garten vorzusehen für die Bewegungsspiele der Jugend und für die Erholung der Erwachsenen, für Schlittschuhlaufen im Winter und für andere Zwecke der gesundheitlichen Menschenerziehung.

Weiter aber sollen die städtischen Volksheime ihre Ergänzung in Volksparks mit Musterwirthshäusern vor den Stadtthoren, möglichst im Walde, finden. Hier sollten auf weiten Tummelplätzen große Volks- und Jugendspiele stattfinden und unter grünen Bäumen Gelegenheit zu gesunder, fröhlicher Erholung für alt und jung geboten und ein Naturtheater zu Aufführungen im Freien für Erwachsene und Kinder geschaffen werden.

Die wichtigste Aufgabe der zu begründenden Volksheime liegt nach der Ansicht Böhmerts auf dem socialen Gebiete. Sie sollen die trennenden Ständeunterschiede allmählich ausgleichen und die Kluft zwischen Reichen und Armen,

Hohen und Niedrigen, Unternehmern und Arbeitern überbrücken helfen. Die geplante Organisation der Volksgeselligkeit darf aber nicht etwa eine Wohlthat der bemittelten an die minderbemittelten Klassen oder gar eine Aktion der Staatsgewalt darstellen, sie muß zu Stande kommen durch das lebensvolle Zusammenwirken aller Volksgenossen in großen Vereinen, in denen jedes Mitglied nach seinem Vermögen zu dem gemeinsamen Zwecke freiwillig beisteuert. — In Großstädten können innerhalb des Hauptvereins wieder verschiedene Bezirksvereine gebildet werden, denen die Begründung und Verwaltung von Volksheimen in den einzelnen Bezirken unter Mitwirkung der Beamten des Hauptvereins zu überlassen sein würde.

Bei der Einrichtung der Volksheime ist zu beachten, daß sie für alle Volksgenossen bestimmt sind und daß mithin in erster Linie die Lebensgewohnheiten und Mittel der Bedürftigsten unter ihnen berücksichtigt werden müssen.

Durch elegante Einrichtung sowie üppige und theure Verpflegung ein kaufkräftiges Publikum heranzuziehen, darf nicht die Aufgabe eines Volksheims sein. Sein Hauptzweck soll darin bestehen, daß sich auch die minderbemittelten Klassen darin wohl und heimisch fühlen. Endlich ist noch der Ausschluß politischer oder kirchlicher Parteibestrebungen als eine der wichtigsten Bestimmungen für Programme gemeinnütziger Vereine für Volksgeselligkeit hervorzuheben. Es soll ein neutraler Boden geschaffen werden, auf dem sich alle Glieder des Volkes bei einer gemeinsamen Kulturarbeit treffen. Man verlangt natürlich nicht von den Mitgliedern, daß sie etwa politisch oder religiös gleichgiltig seien, sondern nur, daß sie die gemeinnützige Arbeit um ihrer selbst willen thun und nicht zu dem Zweck, Ungläubige zu Gläubigen oder radikale Parteimänner zu Gemäßigten zu machen. In den modernen Volkswohlvereinen sind auch die überzeugtesten Bekenner verschiedener Konfessionen und politischer Parteien willkommen, sobald sie sich damit begnügen, das schwere Ringen der minderbemittelten Volksklassen nach Bildung und Gesittung ohne Nebenabsichten wirksam zu fördern.

Auch die sich hieran schließenden Mittheilungen über Erfahrungen mit Volksheimen in einigen deutschen Städten bieten viel Interessantes. Von den älteren Bestrebungen des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen und der Handwerkervereine, sowie der evangelischen inneren Mission und der katholischen Gesellenvereine unterscheiden sich die neueren Bestrebungen der Volkswohl- und Volksheimvereine, sowie der deutschen Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung besonders dadurch, daß sie bemüht sind, alle Volksklassen ohne Rücksicht auf Stand, Beruf, kirchliches Bekenntniß oder politische Richtung für Hebung der Volksbildung und Veredlung der Volksgeselligkeit zu interessiren und insbesondere die Arbeiter selbst zur Mitverwaltung von Volkswohleinrichtungen heranzuziehen.

Der Leipziger „Verein für Volkswohl", dessen Bestrebungen von Anfang an durch reiche patriotische Bürger Leipzigs und auch durch ansehnliche Jahresbeiträge des Rathes der Stadt opferwillig gefördert worden sind, erfreut sich eines sehr stattlichen eigenen Vereinshauses, in dem sich Unterrichts- und

Unterhaltungsräume, Lesezimmer und Bibliothek und ein ansehnlicher Saal für größere Abend-Unterhaltungen der Mitglieder befindet.

Die Zahl der monatlich zahlenden Mitglieder betrug 1874 716, davon besuchten 417 die verschiedenen Unterrichtskurse. Innerhalb des Leipziger Vereins für Volkswohl besteht: 1. eine Sänger-Abtheilung, 2. eine deklamatorische Abtheilung, 3. eine Turn-Abtheilung, 4. ein Klub Gabelsberger Stenographie, 5. ein englischer Klub und 6. ein französischer Klub. Die Jahresbeiträge der Mitglieder beliefen sich nach Abzug der Erhebungskosten auf 4897 Mark und die Beiträge der monatlich zahlenden Mitglieder und der Kursusbesucher auf 2708 Mark, während der Jahresbeitrag des Raths der Stadt Leipzig die Höhe von 3600 Mark erreichte. Die Bibliothek und das Lesezimmer des Vereins werden eifrig benutzt und auch die meist an Sonntag-Abenden im großen Saale abgehaltenen Volks-Unterhaltungs-Abende sind zahlreich besucht.

Jünger als der Leipziger ist der erst am 7. Dezember 1888 begründete Dresdener Verein „Volkswohl", der aus dem Dresdener Bezirksverein gegen Mißbrauch geistiger Getränke hervorgegangen ist. Diesem im Jahre 1883 ins Leben gerufenen Bezirksverein erschien die Pflege edlerer Erholung und Geselligkeit von Anfang an als ein Hauptgegenmittel gegen das Kneipenleben und den Alkoholgenuß mit seiner Vergiftung der geselligen, erwerblichen und öffentlichen Zustände. Im Jahre 1886 bildete sich daher innerhalb des Bezirksvereins ein besonderer Ausschuß, unter dem Namen: „Komitee für Volkswohl" für die Einrichtung der Dresdener Volks-Unterhaltungs-Abende, die im November 1886 ihren Anfang nahmen und seitdem in vielen deutschen und außerdeutschen Städten und Landgemeinden Nachahmung gefunden haben.

Bei den anfänglich nur einmal im Monat stattfindenden Volks-Unterhaltungs-Abenden machte man die Erfahrung, daß ständige Veranstaltungen für Veredlung der Volksgeselligkeit nöthig seien, und daß man soziale Mittelpunkte schaffen müsse, wo die verschiedenen Volksklassen auch an Wochentagen ohne Trink- und Verzehrungszwang mit einander verkehren, sich persönlich näher treten und mit einander verständigen können. Man beschloß, solche Stätten des geselligen Verkehrs mit Unterhaltungs-, Lese- und Unterrichtszimmern zu versehen und dafür zu sorgen, daß man in den Unterhaltungszimmern auch einfache billige Erquickung und Beköstigung erhalten könne. Obwohl man dabei in erster Linie an die Bedürfnisse der arbeitenden Klassen dachte, beschloß man doch, die zu errichtenden Aufenthaltsstätten nicht Arbeiterheime, sondern Volksheime zu nennen und zu ihrer Begründung in allen Stadttheilen einen besonderen Verein „Volkswohl" zu gründen. Diesem vor 7 Jahren mit 20 Mitgliedern begründeten Verein Volkswohl, dem von einzelnen wohlhabenden Mitgliedern ansehnliche Jahresbeiträge (bis zu 2000 Mark) und Stiftungen zugeflossen sind, haben im Jahre 1895 über 4400 Mitglieder angehört, von denen manche Unbemittelte allerdings nur im Sommer oder nur im Winter ihren Vierteljahrsbeitrag von 50 Pfennigen eingezahlt haben. Aber gerade der Umstand, daß nur etwa ein Drittel des Vereins den Mitgliedsbeitrag von mindestens 2 Mark jährlich und etwa zwei Drittel vierteljährlich

entrichten, beweist, daß sich der Verein hauptsächlich aus den unbemittelten Klassen der Bevölkerung rekrutirt. Im Zeitraum von 7 Jahren sind von dem Verein „Volkswohl" 4 Volksheime, ein Lehrlingsheim und ein Mädchenheim mit Dienstbotenvermittelungsstelle begründet worden.

Am meisten mit dem Dresdener Verein Volkswohl verwandt ist der im Jahre 1894 begründete Bremer Verein „Volksheim". Im § 4 der Statuten dieses Vereins heißt es: „Der Zweck des Vereins ist, räumliche Mittelpunkte und Heimstätten für gemeinnützige Vereine und Einrichtungen — wie für Knabenheime, Handfertigkeits-Unterricht, Flickschulen, Sonntagsschulen, Lehrlingsheime, Lesezimmer mit Büchereien, Bildungsvereine, Veranstaltungen zur Belehrung, Erholung und Unterhaltung — in eigenen oder fremden Räumen ins Leben zu rufen und zu unterhalten. Von politischen und kirchlichen Bestrebungen hält sich der Verein fern."

Der Bremer Verein hat von Anfang an mit größeren freiwilligen Beiträgen gearbeitet und damit ein großes Muster-Volksheim hergestellt. Die Bremer Sparkasse hatte aus ihren Ueberschüssen zum Hausbau 60000 Mark hergegeben, eine Anzahl anderer Herren spendete 45000 Mark für die Ausstattung und als Betriebsfonds, und der Bremer gemeinnützige Bauverein, welcher im Jahre 1887 zusammentrat, um, wie es in den Statuten heißt, „den weniger bemittelten Einwohnern Bremens billige, gesunde, gut eingerichtete, das Familienleben fördernde Wohnungen zu beschaffen," hatte zu dem Volksheim ein Areal von 1745 Quadratmetern für Haus und Garten unentgeltlich überlassen, um für die Bewohner der von ihm ferliggestellten 294 kleinen Häuser, alle einstöckig, durch eine Art Gesellschafts- oder Klubhaus mitzusorgen.

In einem Zimmer des Bremer Volksheims, das als Knabenheim bezeichnet ist, sammeln sich an allen Wochentagen Nachmittags gegen 50 Schulknaben, denen es im elterlichen Hause an genügender Obhut und Pflege fehlt, zu nützlicher Beschäftigung und jugendlicher Unterhaltung. Für die Sommerzeit ist ihnen auch ein Theil des Gartens für ihre Versuche im Gemüsebau und in der Blumenzucht überwiesen, und in den Wintermonaten werden die größeren Knaben in die Schülerwerkstätte geführt, wo sie in Papp- und Hobelbankarbeit unterrichtet werden.

Im Erdgeschoß des Volksheims sind Brausebäder eingerichtet, die immer mehr in Aufnahme kommen, jedes Bad mit Handtuch kostet 10 Pf. An Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittagen werden nahezu 100 Schulmädchen aus der Nachbarschaft des Volksheims von gemeinnützig gesinnten Damen der westlichen Vorstadt im Nähen und Flicken unterwiesen. Am Sonntag versammeln sich in den Frühnachmittagsstunden in der Regel zahlreiche Kinder zur sogenannten Sonntagsschule. Alle diese Veranstaltungen für die Kinder gehen von dafür bestehenden besonderen Vereinen und Komitees aus, welche für Benutzung der Räume eine mäßige Entschädigung zahlen. Eine besonders gute Aufnahme haben die Sonntag-Abend-Unterhaltungen gefunden, welche in dem reichlich 800 Sitzplätze enthaltenden Saale des Volksheims stattfinden und regelmäßig voll besetzt sind. Die Plätze sind nummerirt und jede Eintrittskarte kostet

10 Pf. In dem Saale befindet sich auch eine einfache Bühnenvorrichtung und ein sehr leistungsfähiges Skioptikon, das sich als sehr nützlich erweist. Das Bestreben des Vorstandes des Bremer Volksheims geht dahin, aus den Reihen der in der Nähe wohnenden jungen Leute eine besondere Jugendvereinigung zu bilden und das Volksheim nicht bloß zu einem Volksklubhause zu machen, sondern es überhaupt so vollständig wie möglich in den Dienst der Volkserziehung, Volksbildung und Volksunterhaltung zu stellen, um in einer Zeit der Verbitterung und Verhetzung in breiten Schichten der Bevölkerung in ausgleichender und versöhnender Weise zur Gesundung des Volkslebens beizutragen.

Eine ähnlich gemeinnützige Stadt, wie die Städte Leipzig, Dresden, Bremen, ist Stuttgart. Dort besteht seit etwa 30 Jahren ein dem Dresdener Volkswohl-Verein ganz ähnlicher Verein unter dem Namen „Zweigverein für das Wohl der arbeitenden Klassen." Dieser Stuttgarter Verein ist namentlich auf dem Gebiet der Wohnungsfürsorge für die minder bemittelten Klassen sehr thätig gewesen und hat eine große Kolonie „Ostheim Stuttgart" hergestellt mit jetzt 230 Häusern, auf die bis jetzt eine Bausumme von 2650000 Mark verwendet ist. Hiervon ist nur ein Schätzungswerth von 1300000 Mark verpfändet. 94 fertiggestellte Häuser mit einem Schätzungswerth von 1500000 Mark sind jetzt völlig pfandfrei im Besitze des Vereins. In Stuttgart besteht zwar noch kein solches Volksheim wie in Dresden, aber ein Arbeiterheim, ferner ein sehr großes und gut organisirtes Lehrlingsheim mit mehr als 100 Betten, auch sind Lesehallen oder Lesezimmer mehrfach eingerichtet. Bei der Erbauung der Stuttgarter billigen Familien-Wohnungen und bei der Errichtung des Arbeiterheims, insbesondere auch mit der Heranziehung der Arbeiterschaft zur Mitberathung sind sehr günstige Erfahrungen gemacht. In beiden Fällen sind die Arbeiter auch zur Verwaltung mit herangezogen worden. Dies hat den doppelten Vortheil gehabt, daß man über die Wünsche der Betheiligten stets genau unterrichtet blieb und daß irrige Anschauungen und Vorurtheile, die in den Kreisen der Arbeiter über neue soziale Unternehmungen oder Wohlfahrts-Einrichtungen leicht entstehen, rasch und wirksam widerlegt und bekämpft werden können.

Wenngleich anzuerkennen ist, daß in der Reichshauptstadt noch herzlich wenig, im Verhältniß zur Zahl ihrer Bevölkerung vielleicht mit am wenigsten für gemeinnützige Einrichtungen dieser Art geschehen ist, obwohl gerade hier das Bedürfniß dafür unzweifelhaft in viel stärkerem Maße vorhanden ist, als in manchen anderen Großstädten, erscheint es doch ernster Erwägung werth, ob nicht auch noch in anderen Städten außer den hier genannten ähnliche Einrichtungen sehr am Platze wären.

Guben. Otto de Terra.

Amerikanische und europäische Schriftsteller.

Das jüngst im „Paris Amerikas", nämlich zu New-York herausgekommene Büchlein „Amerikanische Charakter-Typen" von Gamaliel Bradford kennzeichnet u. A. den amerikanischen Schriftsteller im Allgemeinen, den berufsmäßigen im Besonderen und vergleicht ihn auf eingehende Art mit dem europäischen. Bei diesem handelt es sich allerdings mehr um den britischen und französischen, als um den deutschen. Doch ist das einschlägliche Kapitel einer vollständigen Wiedergabe werth, weil es interessante Beiträge zur zeitgenössischen Sittengeschichte liefert und zwar von einem den Stoff beherrschenden Republikaner, welcher dem großen Lesepublikum durchaus nicht schmeichelt.

Es ist schwierig, heißt es im Eingange, den Begriff des Schriftstellers von Beruf zu bestimmen. Er lebt für das Schriftthum und im Allgemeinen auch von solchem; er macht es zu einem ernhaften Betrieb, nicht zu einem bloßen Zeitvertreib; er ist nicht Spezialist, obwohl er sich bisweilen mit Speziellem beschäftigt, noch ein Gelehrter, obschon er zuweilen in manchen Dingen sehr belesen ist. Wenn er über Weltweisheit oder Geschichte schreibt, so muß er Sinn für Stilisirung, für dramatische Darstellung und Wirkung haben. Plato war ein Schriftsteller von Beruf, aber kann man dasselbe von Aristoteles behaupten? Tacitus war einer und Gibbon; aber man zögert, die Bezeichnung auf Mommsen oder auf den verstorbenen E. A. Freeman — einen Oxforder Historiker, der Nordamerika bereist hatte — anzuwenden.

Es giebt einige Dichter, welche kaum als Schriftsteller gelten können — Sänger von hervorquellendem Genius, die schreiben wie sie athmen, und offenbar sich einer Mühe nicht bewußt sind: Shakespeare, Byron, ja selbst Scott trotz seiner übermäßigen Hervorbringung und der darauf verwandten Arbeit. Virgil andererseits, Dante, Milton, vor Allem Goethe sind in erster Linie Schriftsteller, in zweiter Dichter.

Ich habe einen klassischen Schriftsteller und einen mittelalterlichen genannt. Solche Leute wie Lucian und Erasmus haben sicherlich viel von den modernen Schriftstellern an sich. Aber erst mit dem 17. Jahrhundert zeigte sich der Typus in voller Entwickelung. Dryden ist ein bewundernswerthes Beispiel: bereit, Alles anzufassen, schnell in der Hervorbringung, leicht in der Form, frei von schulmeisterlichem Wesen, doch genau und auf reine Ausdrucksweise sorglich bedacht, stolz auf seinen Beruf, ihn nicht als Spielzeug betrachtend, wie Byron und Scott, indeß ein Mann von Welt mit offenen Augen für das, was an ihn herantrat. Und in Frankreich haben wir Voltaire, welchem Pedanterie am allerverhaßtesten war, der aber nie seine Feder auf dem Papier austänzeln ließ, nie seine Kunst vergaß. Der ideale Schriftsteller steht in der Mitte zwischen dem Dichter und dem Soldschreiber; er neidet dem Dichter das göttliche Feuer; er fürchtet seinen Wahnsinn; er verachtet „Vulgarität" und das hastige Hinfudeln des literarischen Pfennigfuchsers.

Der Journalist ist nicht nothwendiger Weise ein Schriftsteller, aber das Aufblühen des Journalismus hat einen großen Unterschied in der literarischen Laufbahn hervorgerufen. Vor den Tagen der Zeitschriften-Literatur schrieb

man für eine kleine gebildete Schicht, deren Urtheilskraft stets mehr oder minder einsichtsvoll war; auf ihnen lastete nicht der Druck, daß eine weit gähnende Kluft der Ausfüllung harrte. Diese Schreiber-Hast paßt für einige praktisch-rührige Geister, welche hurtig arbeiten, vielleicht am besten unter einer Anspannung arbeiten; aber sie ist nicht günstig für lange geduldig ausharrende Arbeit an einem Meisterstück. Es ist jetzt für die besten Federleute so leicht, unvermerkt zu bloßer Beurtheilungskunst überzugehen, zu leichtem anmuthigen Erläutern der Werke Anderer! Die Zeitschriften sind zugänglich und bezahlen gut; leichtes Schreiben ruft leichtes Lesen hervor; die Leute ziehen dasjenige vor, was sie in einem müßigen Augenblick, in einem Eisenbahnwagen zwischen zwei Schläfchen erhaschen können. Vielleicht verfallen große Geister nicht in jenen Fehler, aber es wäre befremdlich, wenn sie es nicht thäten. Jedenfalls sind wir überfluthet mit lesenswerthen, von Talent zeugenden Büchern, welche nicht zu verachten, indeß Eintagsfliegen sind, nicht allein in Folge davon, daß sie eilig abgefaßt, sondern auch deshalb, weil sie ausschließlich auf den Tagesgeschmack berechnet. Nehmen wir in der französischen Literatur z. B. Sainte-Beuve, einen Mann von ursprünglichstem Genius, durchdringender Einsicht, Anmuth und Poesie des Stils. Er ist schon seit zwanzig langen Jahren verstorben, und wie altfränkisch erscheint er neben dem heutigen französischen Kritizismus! Ich meine nicht, daß die Herren Brunetière, Faguet, France ihm an Kenntnissen oder Gewandtheit überlegen sind, aber *sie* stehen uns nahe und er ferne — wie *sie es* in 25 Jahren sein werden.

Der moderne Schriftsteller — besonders wenn wir uns auf den Dichter, Romanschreiber, Dramatiker oder Kritiker beschränken — wird durch die Wahl zwischen zwei Gegensätzen sehr auf die Probe gestellt. Auf der einen Seite hat er das Schriftthum der Vergangenheit vor sich, eine unermeßliche Schatzkammer, welche er mehr oder minder erforschen muß, die er niemals ganz und gar zu durchsuchen vermag, die, falls er sich seiner Kunst voll bewußt ist, zu einem beständigen Spuk für ihn wird. Auf der andern Seite hat er das Schauspiel des Lebens — eines Lebens von unendlicher Mannigfaltigkeit, wie es in der modernen Welt, in irgend einer Welt ist — die berauschende Schönheit von Farben und Bewegung, das endlose Spiel von sich bekämpfenden menschlichen Leidenschaften, die Unzahl neuer Gestalten zugleich mit dem Wiederaufleben alter sittlicher und unsittlicher Züge, das eine so interessant wie das andere und keines dieser Dinge darf vernachlässigt werden. Er braucht die Bücher um die Welt zu beleuchten, und er muß die Welt haben, um die Bücher zu beleben. Wie kann er beides haben? Das moderne Schriftthum Deutschlands zeigt den Mangel an dem einen sattsam. Und gerade die obgedachten französischen Kritiker zeigen den Mangel an dem anderen. Denn wie mannigfaltig und reizend sie auch sind, man findet sie doch nicht sehr eindringend auf geistigen Gebieten. Selbst wenn sie mit ihrer eigenen Literatur vertraut sind, so ist es für einen Amerikaner wirklich erstaunlich, zu sehen, wie unbekannt sie mit den Literaturen anderer Länder sind. Aber im 19. Jahrhundert muß man, um eine Literatur zu kennen, alle kennen.

Die Tendenzen modernen literarischen Lebens in Frankreich werden auf eine interessante Weise in dem Tagebuche der Brüder de Goncourt illustrirt, deren inniges, lange fortgesetztes Zusammenarbeiten einen der wunderbarsten Fälle einer wunderbaren Erscheinung ist. Es waren zwei Männer, die sich früh für die literarische Laufbahn entschieden. Die Vergangenheit hatte wenig Interesse für sie und wurde von ihnen bald bei Seite geworfen. Ausgenommen in einem Zeitraum oder zweien hatte die Geschichte keine Lehren für sie. Sie waren lediglich darauf bedacht, Augen und Ohren offen zu halten für das, was an sie herantrat, alle ihre Sinne zu richten auf die feinen, doch bedeutungsvollen Wandlungen des zeitgenössischen Lebens. Durch diese Methode gelang

es ihnen, sehr wunderbare, in manchen Beziehungen sehr bewundernswerthe Ergebnisse zu erzielen; aber man wird durch ihre Eingeschränktheit und ihren Mangel an Sympathie beständig gestört.

Eine andere Schwierigkeit für den Schriftsteller ist: niemals früher hat es solchen Wettbewerb gegeben, mit dem er zu kämpfen hatte, wie heutzutage. Es ist leicht zu sagen, daß gute Arbeit immer emporkommen wird, daß der Genius sich Bahn brechen wird. Aber es giebt verschiedene Arten von guter Arbeit. Das Publikum war niemals so zusammengesetzt, wie es jetzt der Fall ist. Vor dem allgemeinen Siege der Demokratie waren die gebildeten Leute für das Schriftthum tonangebend. Sie mögen nicht alles gelesen haben, aber sie hatten in allem das entscheidende Wort. Wenn sie irgend etwas für gut erklärten, so nahm der große Haufen das, oder er nahm überhaupt nichts. Jetzt ist jeder gebildet, so daß es nicht länger gebildete Leute giebt. Was von großer Wichtigkeit ist: Jedermann ist geschäftig. Literarische Arbeit muß, um Dauer zu erlangen, sich durchschlagen durch die lärmende Rotte abgestumpfter Männer und Frauen, welche lesen, um sich auf die leichteste und oberflächlichste Art zu ergötzen. Sie muß nicht nur bleibende Eigenschaften von Ursprünglichkeit und Kraft haben; sie muß oberflächliche Reize haben, die nicht mehr mit solchen Eigenschaften verbunden sind.

Mit anderen Worten: der Bewerber um literarische Ehren hat nicht nur mit dem Genius, sondern auch der Mittelmäßigkeit in Wettbewerb zu treten. Das muß bis zu einem gewissen Grade immer der Fall gewesen sein, aber heute ist es von der größten Bedeutung. Die Laufbahn eines Romanschreibers wie Georges Ohnet in Frankreich illustrirt, was ich meine. Er ist augenscheinlich ein Schriftsteller von großer Gewandtheit mit leichter Anmuth der Lebensart und einer Befähigung dazu, gerade so zu schreiben, daß es dem Durchschnittsmenschen gefällt, weil er solchem gleicht. Nun wohl, sein Erfolg ist ungeheuer gewesen. Denn er setzte nicht nur einige Ausgaben, sondern Dutzende von Ausgaben mit vollkommener Leichtigkeit ab, und es ist belustigend, die Wuth und den Hohn der französischen Kritiker, die ihn beurtheilen müssen, zu beobachten. Möglicherweise könnten auch für England und Amerika Namen derselben Art von uns gewissermaßen herausgepickt werden.

Ein großer Vortheil, welchen in dem jetzt lebenden Geschlecht die Mittelmäßigkeit hat, ist die Fruchtbarkeit im Hervorbringen. Diese ist nicht immer dem Genius versagt, wie wir bei Scott und George Sand sehen, obschon zu wünschen wäre, daß gerade sie dem Drang nach Volksbeliebtheit etwas weniger nachgegeben hätten. Aber augenscheinlich ist Fruchtbarkeit kein nothwendiges Element großer literarischer Kraft, und hurtig zu schreiben ist sicherlich nicht die beste Art, gut zu schreiben. Jetzt können Schriftsteller, wie M. Georges Ohnet und manche Andere, welche ich nicht zu nennen brauche, ihre literarische Waaren ohne Weiteres so leicht, wie sie athmen, hervorbringen. Die Grenze für ihre Arbeit ist nur durch ihre Betriebsamkeit und ihre physische Kraft gesetzt. Gewissenhafte, gedankenvolle, arbeitsame Schriftsteller können nicht für einen Augenblick mit ihnen in Wettbewerb treten.

Nehmen wir einen jungen Mann an, welcher mit dem Entschluß beginnt, das Schriftthum zu seinem Beruf, zu seiner Lebensbeschäftigung zu machen. Er hat hohe, ideale, ursprüngliche Ansichten von Dingen. Er hat sich durch sorgfältiges Studium großer Denker und Meister des Stils vorbereitet und ist bereit, noch viel mehr zu studiren, um sein Werk so zu gestalten, daß es dauert und einer Stelle unter den von ihm hochgeschätzten Büchern werth ist. Er sagt sich: „Ich werde nicht mit Eintagsfliegen spielen; ich werde mich nicht herablassen zu geringer Soldarbeit; ich werde den Genius, wenn ich solchen habe, nicht zu etwas herabwürdigen lassen, dessen ich mich nachher schämen müßte.“ Was muß solch ein Mann thun? Ist er arm, und muß er seinen

Lebensunterhalt erwerben, so ist seine Lage die allerschlimmste. Aber setzen wir den Fall: er ist so gestellt, daß er es nicht unbedingt nöthig hat. Immerhin muß er doch seinen Namen unter die Leute bringen und auch weiter von sich sprechen machen. Gedankenvolle ernsthafte Kritiker-Arbeit wird ihm hierzu nicht verhelfen. Ja sogar Romanschreiben wird das nicht bewirken, falls er nicht den Schwächen des Publikums Zugeständnisse macht. Gedichtschreibung (und rührte solche selbst von allen neun Musen zusammen her) würde niemals das Licht des Tages erblicken. Ich habe meines Erinnerns vor nicht langer Zeit die Thatsache festgestellt gesehen und zweifle nicht an ihrer Richtigkeit, daß es in Amerika keinen Verleger giebt, der es mit der Dichtung eines unbekannten Autors riskiren würde. Vielleicht ist das allezeit mehr oder minder wahr gewesen. Gewisse Arten des Schriftthums haben, seitdem sie zuerst hervorgebracht wurden, nie einen ausgedehnten Absatz gehabt. Aber vorausgesetzt ihr Absatz wäre in vergangenen Zeiten nicht größer gewesen, als er heute ist — und wahrscheinlich war er nicht so groß — Thatsache bleibt doch, daß sie durch die ungeheure Masse von volksthümlicheren, mit ihnen in Wettbewerb getretenen Werken erstickt sind Es mag sein, daß der Weizen niemals in reicherem Maße geblüht hat als gegenwärtig, aber die Ernte tauber Aehren ist millionenfältig angewachsen.

Unser junger Autor giebt daher der Versuchung, taube Aehren zu säen, nach in dem Gedanken, daß, gerade wie Leute zwecks Beschützung eines freien Platzes schnell heranwachsendes Korn pflanzen und sich nachher desselben entledigen, er so seine gute Sache unter dem Schutze seines unnützen Krames fördern kann, sich selbst mit den Jahren umzuwandeln vermag und zwar aus einem in allen Sätteln gerechten Menschen zu einem anerkannten Meister auf den höchsten Gebieten der Kunst. Dergleichen mag manchmal vorkommen. Indeß fällt der so einsetzende Mann häufiger mehr und mehr unter die Ruthe der Tyrannei des Publikums. Hat er Erfolg in volksthümlichem Fahrwasser, so ist es schwer für ihn, solches zu verlassen. Schlägt es ihm fehl, so ist er für immer an das Rad gefesselt. Jedenfalls gelangt er eines Tages zu der Entdeckung, daß sein Stil entstellt und verdorben, seine Gedanken unzusammenhängend und häßlich, sein Vertrauen in die menschliche Natur jämmerlich erschüttert, sein literarisches Ideal dahingewelkt und geschwunden ist, er weiß nicht wohin.

Aber angenommen er vermeidet diese Gefahr und wählt, anstatt das Joch auf sich zu nehmen, ein einsiedlerisches oder zigeunerhaftes Elend mit bloßer Anbetung seines Ideals. Angenommen, er meidet den „Mammon" der Volksthümlichkeit und schließt sich ein mit irgend einer großen Arbeit, welche einmal veröffentlicht, ihm Ruhm, Reichthum und alles Wünschenswerthe bringen soll. Zuerst kann ein großes unter diesen Bedingungen begonnenes Werk zu nichts führen. Ohne den Sporn einer bestimmten Hoffnung zögert der Mann in solchem Falle von Tag zu Tage, bis das Ideal des Erfolgs so fern gerückt zu sein scheint, daß er vorzieht, es lieber für sich selbst zu hegen, als seinen vollständigen Verlust zu riskiren. Selbst wenn er ausharrt, Armuth, Krankheit und Herzensweh durch unbeugsamen Willen überwindet, seine Arbeit zu seinem Vergnügen macht und Alles, was nicht zu ihrer Förderung und Vollendung dient, vermeidet — nun wohl, hat er etwa große Aussichten, daß er sie veröffentlicht oder daß er (nachdem er sie von Verleger zu Verleger geschleppt und zuletzt eine widerwillige Annahme gefunden) jemals dafür mehr als dürftiges Lob und noch dürftigeren Lohn erhalten wird? Ein solches Werk, das von ihm einsam, still (nach Art des Dichter Milton) ausgearbeitet, wird allgemein zurückgewiesen; die Leute sagen nun, daß Hervorbringung, die wirklich eingegeben, immer anerkannt wird; vielleicht wird sie es; aber wie wissen die Leute es?

Zweifellos ist das unsichere Schicksal literarischer Arbeit eine betrübende Thatsache. Um nicht den, immerhin gewissen Schwankungen unterworfenen Ruhm selbst eines Dante und Shakespeare zu erwähnen, nehmen wir Shelley, welcher für die Veröffentlichung seiner eigenen Gedichte bezahlte, nehmen wir die obgedachten Gebrüder de Goncourt, die für die Veröffentlichung ihrer früheren Romane gleichfalls bezahlten, und die nachher unter den ersten Schriftstellern der Schule ihre Stelle einnahmen. Vielleicht darf man nicht behaupten, daß alles von den Verlegern Zurückgewiesene gut ist, aber man kann mit Gewißheit folgern, daß Vieles es ist. Nicht daß sie getadelt werden können. Viele Leute sprechen mit Begeisterung von David Grieve, doch giebt es ebenso viele Kritiker, welche (nach ihrem Ton zu urtheilen) seine Arbeiten nicht annehmen würden, falls sie ihnen von einem unbekannten Schriftsteller angeboten würden.

Es giebt Glücksfälle in all' diesen Dingen. Flaubert arbeitete Jahre an seiner Madame Bovary, verwandte fast unglaubliche Mühe und Sorgfalt darauf. Das Buch hatte einen ungeheuren Erfolg. Nichtsdestoweniger finden wir in dem Tagebuche der de Goncourts, wie er sich bitter darüber beklagt, daß dasjenige, was den Erfolg der Madame Bovary herbeigeführt, die „Vaudeville-Seite" des Werks war, daß es einen sogenannten Skandal-Erfolg gehabt. In der That könnte Niemand auch nur für einen Augenblick meinen, daß „die Versuchung des heiligen Antonius," „Salammbo" oder die empfindsame Erziehung" — sämmtlich spätere Werke Flauberts — irgendwelchen Eindruck auf das Publikum gemacht hätten, wenn nicht Madame Bovary vorhergegangen wäre. Diejenigen, welche sich bei Leopardi an den herben eintönigen Pessimismus desselben nicht kehren, werden in seinem Essay „Il Parici occero della Gloria" eine kräftige, leidenschaftliche Darstellung der Schwierigkeiten finden, mit denen der moderne Schriftsteller zu kämpfen hat. Leopardi selbst ermattete im Kampfe mit ihnen oder wenigstens vermochte er sie bei seinen Lebzeiten nicht zu überwinden; und was er über den Nachruhm dachte, kann der Leser aus dem oben bezeichneten Essay kennen lernen.

* * *

Was ich bisher gesagt, ist allgemein und bezieht sich nicht auf amerikanische Verhältnisse im Besondern. Ein Ding oder zwei machen die Lage des amerikanischen Schriftstellers ganz verschieden von derjenigen seines französischen oder englischen Bruders. In erster Linie ist — obgleich Muth dazu gehört, es auszusprechen — unser Publikum unwissender. Das läßt sich leicht erklären. Das Publikum hier umfaßt einen weit größeren Theil der Bevölkerung als in europäischen Ländern. Solche Zeitschriften wie Harpers Magazin und The century werden von Jedermann gelesen. Sie müssen deshalb einen Inhalt bieten, den Jedermann lesen kann. Ich habe sagen hören, daß der Herausgeber einer Zeitschrift von ausgeprägterem litterarischen Charakter, als die beiden oben angeführten, sein Absehen darauf richtete, nichts zu nehmen, was nicht seinem Schlächter, wie dem Professor eines College gleichermaßen verständlich. Der Geschmack des Einen mag so gut sein, wie der des Andern, aber es liegt ein gewisser Zwang darin, wenn man sich an Beide zu wenden hat. Dem verstorbenen James Russel Lowell wird der Ausspruch zugeschrieben, wir wären das am meisten allgemein gebildete (common-schooled) und das am wenigstens durchgebildete Volk in der Welt. Ich zweifle, ob das wahr ist. Aber es ist wahrscheinlich, daß Erziehung, falls man dies Wort nicht im Sinne von Gemeinbildung (common-schooling), noch von reiner Gelehrsamkeit auffaßt, sondern in demjenigen von gedankenvoller, anerzogener, auf vertrauter Bekanntschaft mit Vergangenheit und Gegenwart gegründeter Kunde menschlichen Lebens, jedenfalls nie weniger Einfluß auf die Schicksale des Schriftthums und vielleicht einiger anderer

Dinge übt, als sie heutzutage in den vereinigten Staaten hat. Mit diesem Stande der Angelegenheiten hat der amerikanische Schriftsteller zu kämpfen. Gut ist es für ihn, wenn er Erfolg hat, wie Lowell solchen dadurch einigermaßen hatte, daß er ein Talent zur Gewinnung des Ohrs der großen trägen, launischen Masse besaß und es mit gediegener Gelehrsamkeit, ursprünglichem Denken, sowie litterarischem Reiz verband. Ohne die ersten dieser Erfordernisse wird er sein Streben aus Mißbehagen aufgeben oder er wird fruchtlos, sich abmüdend, kämpfen, zuletzt scheitern und zwar ungeehrt und ungekannt.

Eine andere Schwierigkeit hat der amerikanische Schriftsteller zu überwinden. Er hat keine Literatur hinter sich. Es ist für einen Mann, welcher sich nicht einem literarischen Leben gewidmet hat, kaum möglich auszudenken, was das bedeutet. Der französische oder englische Historiker, Kritiker, Romanschreiber, Dichter, hat eine ungeheure Vergangenheit, aus der er Stoff entnehmen kann, von welchem er sicher ist, daß solcher sein Publikum interessirt und gerade schon durch seine Beschaffenheit einen gewissen Grad von Theilnahme in Anspruch nimmt. Ein Kritiker, wie Sainte-Beuve kann sich — und in der That gleich ihm die Mehrzahl von denen des gegenwärtigen Frankreich — in französische Literatur völlig vergraben, braucht wenig oder nichts von dem Schriftthum anderer Länder zu wissen und darf eben durch diese Thatsache einen besseren Anspruch auf die Aufmerksamkeit des Publikums erheben. Wie vom Stoff, so gilt das Nämliche auch von Vorbildern. Ein Franzose oder Engländer hat die großen Meister seiner eigenen Litteratur hinter sich, deren Studium mit allen den Umständen seiner eigenen geistigen Entwickelung verbunden ist. Jeder Hinweis auf sie ist gewiß seinen Lesern vertraut und werth zu sein. Jede Verbindung mit ihnen fügt den Reizen seines eignen Werks noch einen dazu.

Man wird uns entgegenhalten, daß wir doch jedenfalls zweihundert Jahre Geschichte hinter uns haben. Das ist sehr wahr und kürzlich ist ein ausgezeichneter Gebrauch davon gemacht worden. Aber wenn wir zwei oder drei Kriege ausnehmen — von denen einige nicht gerade zu den aufregendsten zu zählen, von welchen man gehört hat — so wird Niemand, glaube ich, behaupten wollen, daß unsere Vergangenheit, verglichen mit derjenigen Europas in den letzten beiden Jahrhunderten romantisch ist; noch hat es da bis auf die neueste Zeit jene Verschiedenheit der Sitte und „Bewegung des Lebens" gegeben, welche für literarische Arbeit, die das große Publikum interessiren soll, durchaus nothwendig ist.

Mit Vorbildern sind wir indeß auch viel schlimmer daran, als mit geschichtlichem Stoff. Irving und Cooper, Prescott und Motley sind ohne Zweifel ausgezeichnete Schriftsteller; aber es giebt nicht viele ihresgleichen und meines Bedünkens wird sie doch Niemand mit Shakespeare und Voltaire in eine Reihe stellen. Wir denken an die Litteratur Englands gewöhnlich als an eine zu der unsrigen gehörende; aber wer es versucht hat, weiß, wie schwierig es ist, diese „Fiktion" aufrecht zu erhalten, wie bei uns die Leute gar sehr geneigt sind, eifersüchtig auf alles Englische zu sein, wie fern englische Sitten und Interessen uns liegen, während sie jeden Tag uns noch weiter entrückt werden.

Es sollte für uns von einigem Vortheil sein, daß wir nicht durch eine von der Vergangenheit auf uns vererbte Ueberlieferung irritirt werden. Wenn wir keine Vorbilder besäßen, so würden wir — ehrlich gestanden — keinen Maaßstab haben, nach welchem wir beurtheilt werden könnten. Das ist, denke ich, thatsächlich nicht der Fall. Ein großer Theil unserer Litteratur besteht aus Nachahmungen von Berühmtheiten der alten Welt. Und die neuen Schulen mit dem Streben nach Ursprünglichkeit sind geeignet, eine mühevolle Anstrengung in der Verfolgung desselben zu zeigen. Whitman z. B. ist ein Mann von echter Kraft; doch ist es schwer zu sagen,

ob er gekünstelter ist in seinem Abweichen von anerkannten Vorbildern oder in seiner scheinbar unbewußten Wiedergabe der letzteren. Man könnte fragen, warum denn überhaupt noch irgend Jemand die literarische Laufbahn einschlägt, wenn die Aussicht, welche sie bietet, so wenig anziehend ist. Aber die Antworten — es giebt deren eine ganze Anzahl — sind leicht. In erster Linie wird das literarische Leben von den Außenstehenden für ein leichtes gehalten. Es ist kein leichtes Leben, aber manche werden durch jene Annahme dazu verlockt. Es ist ein verhältnißmäßig freies Leben. Das heißt: Du mußt die ganze Zeit arbeiten, aber Du brauchst nur zu arbeiten, sobald Du es willst, falls dieses „Paradoxon" statthaft ist. Auf jeden Fall hast Du keine Autoritäten über Dir. Es ist ein Leben, welches keine Abrichtung erfordert, oder es werden wenigstens ebenso viele Leute, wie die oben gestreiften, durch die allgemeine Vorstellung hiervon irre geführt. Sicherlich ist es eine Lotterie, worin die Gewinne sehr hoch sind und solchen Personen zufallen können, auch wirklich zufallen, die es am wenigsten zu erwarten hatten und am wenigsten verdienten. In den andern Künsten hat niemand ohne lange und geduldige Anstrengung einen Erfolg. In der Literatur sind Fälle bekannt geworden, wo großer Erfolg den ersten Versuch krönte. Wir haben meist eine hohe Meinung von unseren Fähigkeiten, bevor wir sie erprobt haben. Warum sollten wir nicht ebenso gut wie andere die Welt in Erstaunen setzen?

Groß ist die Liebe zum Ruhm. Es ist angenehm, Verbeugungen entgegenzunehmen und besonders in diesem Lande ist ein kleiner Grad literarischer Auszeichnung weitreichend. Der volksthümliche Zeitungskorrespondent, welcher möglicher Weise nicht einmal orthographisch schreiben kann, erhält viel mehr Weihrauch, als der Verfasser einer philosophischen Abhandlung. Und wo Ruf, ein auf Zahlen gegründeter Ruhm, das Strebeziel ist — und für wen ist er nicht ein solches von größerem oder geringerem Belang? — welches blendendere Ideal könnte man sich denken, als literarischen Erfolg in den Vereinigten Staaten? An ein quantitiv so großes Publikum hat sich noch niemals ein Autor gewandt. Ein Romanschreiber, ein zu „Notorität" gelangter Romanschreiber kann meines Bedünkens auf Millionen von Lesern rechnen. Verglichen mit den Erfolgen von vor zweihundert Jahren hat es wahrlich den Anschein, als ob wir bei unseren Lebzeiten auch schon für die Nachwelt schreiben.

Natürlicher Weise schlagen denn auch viele Männer und viele Frauen die literarische Laufbahn ein und da sie dieselbe offenen Auges betreten, so verdienen sie vielleicht kein Mitleid, wenn jene für sie ein Fehlschlag ist. Noch immer hegen einige die liebenswürdige Täuschung, daß sie ihr Leben dafür hingeben, dem menschlichen Geschlecht Wohlthaten zu erweisen, und man kann ihnen einen gewissen Grad von Mitleid nicht verweigern. In der That, soweit sie dieses Ideal vor Augen haben, sind sie sicherlich aller Achtung und Bewunderung werth. Der Mann, welcher sich weigert, sein literarisches Gewissen zu opfern, der sich weigert, vor dem Altar gemeiner Aufsehen-Macherei, niedrigen Klatsches, der „Maschinen-Politik" niederzusinken, der solches nicht nur in einer gewissen vielleicht phantastischen Verstellung von Pflege der Kunst unterläßt, sondern aus einem Gefühl persönlicher Würde und Selbstachtung — dieser Mann, ob erfolgreich oder erfolglos, verdient alle Ehre und zwar mehr als er in manchen Fällen verlangt. Es ist der ideale amerikanische Schriftsteller .... Seine Pflicht ist oder sollte wenigstens hochbedeutend sein, und er muß mit aller ihm innewohnenden Kraft sie so zu gestalten suchen.

Einen Schriftsteller haben wir gehabt, welcher diese Stellung in fast idealer Weise einnahm. Ich meine Emerson. Emerson war allerdings kein Schriftsteller im engsten Sinn. Er war mehr als das. Er war ein Prophet, ein Weiser, einer, welcher andere Männer begeisterte, sein Schriftthum zuweilen

etwas ungeduldig als ein unvollkommenes Werkzeug gebrauchte, um Wahrheiten kundzuthun, zu deren Ausbreitung er sich auserkoren dünkte. Aber er besaß manche Eigenschaften, die nachzuahmen, der Schriftsteller gut thun würde. Er war wesentlich ein moderner Mann. Er war vertraut mit der Vergangenheit und liebte manche hier einschlägliche Dinge; aber er war „zeitgemäß" im vollsten Sinne des Werths in Wissenschaft, in Gottesgelahrtheit, in Politik. Er schaute vorwärts und nicht rückwärts; das kann nicht oft genug hervorgehoben werden. Außerdem war er ein Freund der Wahrheit und hielt seine Augen offen, sie zu suchen. Hierin erinnert er an einen anderen Schriftsteller, welcher von manchen Gesichtspunkten aus als Muster-Schriftsteller dienen kann, an Goethe. Er schrieb jenen Ausspruch, der das Motto — eines der Motti — eines jeden sich dem literarischen Leben widmenden Mannes sein sollte: Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schützen weiß. Wahrheitsliebe, Haß gegen Unaufrichtigkeit und Lüge (ob es nun heißt: gemeinen Geschmacksrichtungen schmeicheln oder Partei-Losungen ausrufen), Offenheit, Mitgefühl — das vor allem ist es, was der Schriftsteller in diesem oder irgend einem anderen Lande pflegen sollte. Aber hier, wo er bei ungewissem Bestande von Glaubensmeinungen und Kirchen eine Art Führer, beinahe Priester wird, sollte er jene Dinge von ganzem Herzen, von ganzer Seele erstreben mit dem klaren, obschon etwas schmerzlichen Bewußtsein, daß ihm andere Dinge nicht dazu gegeben werden.

Ich frage mich oft — wahrscheinlich thun viele Andere das gleichermaßen — was die erste wirklich große originelle Entwickelung dieses Landes sein wird. Ich meine, niemand wird behaupten, daß wir bis jetzt irgend etwas unseres Namens und unserer Stellung in der Geschichte Würdiges gethan haben. Wir haben viele gute Autoren hier und dort gehabt, aber keinen vom ersten Grade oder Range. Wird der kommende Schriftsteller ein Romanschreiber sein? Gewisse Anzeichen scheinen dafür zu sprechen, daß der Roman (wenigstens in der gewöhnlichen Form) für die Gegenwar seinen Tag gehabt hat. Der Genius vermag Alles zu thun, aber für gewöhnliche Geister ist es schwer, zu sehen, wie in der Romanschreibung eine neue Bahn zu finden ist. Und es läßt sich mit Sicherheit voraussagen — jetzt — daß der kommende Schriftsteller kein Realist im engsten Sinne sein wird, falls irgend Jemand sagen kann, was jener Sinn ist.

Wird das Drama zu neuem Leben erwachen? Es ist schwer, sich das zu denken. Trotz manchem Anzeichen von Besserung der amerikanischen Bühnenzustände sind die Verhältnisse nicht verheißungsvoll. Im Theater macht sich das Vorwalten von Leuten mit einer Allgemein-Bildung noch fühlbarer als in der Verlagsbuchhandlung. Hierzu kommt, daß das Theater zu seiner erfolgreichen Entwickelung anscheinend eine maßgebende oder tonangebende Hauptstadt erfordern würde. Es ist wesentlich abhängig von einer örtlichen Atmosphäre. Stücke, welche für ein Lustspiel Großstädte berechnet sind, können nicht auf solche Weise Eingang finden, wie diejenigen, die für Paris geschrieben. Es wird auch behauptet, daß neue kleinere Schaubühnen — vermuthlich sind hier unsere „Spezialitäten-Bühnen" gemeint — das Drama töten. In dieser Beziehung erscheint noch manches fraglich. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß zwischen Schauspielern und Theater-Direktoren einerseits und der „literarischen Klasse" andererseits eine Trennung besteht, welche beinahe jede Hoffnung auf ein literarisches Drama schwinden läßt.

Nun wohl — und Verskunst? Manche Leute meinen, Verskunst ist für immer von der Welt verschwunden. Ich gehöre nicht zu ihrer Zahl. In Bezug auf Freude an metrischer Form und die mit ihr verbundene eigenthümliche Anregung des Stils scheint bei unseren praktischen Landsleuten eine

völlige Ebbe eingetreten zu sein. Aber es ist früher ebenso gewesen. Es war so in den dämmrigen Zeitaltern, als die Welt barbarisch war; es war so in dem späteren römischen Zeitalter, als die Welt durch „Ueber-Civilisation" barbarisch war — wie sie es jetzt ist. Aber es kommt eine Zeit der Wiedergeburt für aller diese Dinge. Die Musen sind vielleicht die einzigen Gottheiten, welche die Kinder der Menschen zuletzt nicht im Stiche lassen.

Doch es ist nicht Verskunst, was sich selbst am häufigsten als der Erneuerer unseres literarischen Rufs mir in den Sinn giebt. Ich kann nur glauben, daß diejenige Kunstform, welche am meisten verwandt mit gewissen Gefühlen unseres Volks und zugleich übereinstimmend mit den Forderungen literarischer Vorzüglichkeit sein würde, irgend ein größeres Werk des Humors, ein Werk hellen Auflachens sein müßte. Wir sind zu ernsthaft, wir nehmen uns selbst zu ernsthaft, unsere Laster und unsere Tugenden zu ernsthaft, das Leben zu ernsthaft. Der Fehler eines solchen Schriftstellers wie Whitman ist, daß er nicht erkennen kann, in wie mannigfacher Hinsicht er ein „ungeheurer Spaß" ist. Wir haben Humoristen gehabt, das ist sicher. Ich weiß nur, daß ihr Schriftthum heutzutage die ursprüngtichste und charakteristische Literatur ist, die wir haben; was nicht sehr schmeichelhaft für uns ist, denn sie sind im äußersten Grade gewöhnlich und oberflächlich, wogegen der wahrhaft große literarische Humorist frei von aller Gewöhnlichkeit und tiefgründig ist. Aber eines Tages nach vielen Jahren — er mag schon jetzt unter uns sein — wird ein wahrer Sohn von Aristophanes, Rabelais und Cervantes kommen, welcher die Schaumblase unserer unermeßlichen Selbstzufriedenheit platzen machen wird ohne Bitterkeit, ohne Härte, nicht mit der cynischen Satire der französischen pessimistischen Schule. Sein erstes Element wird Gelächter sein, aber sein zweites Liebe, und er wird zeigen, daß wir diese gute Welt nehmen müssen, wie wir sie finden, nicht uns beklagen, weil sie nicht besser ist, noch alle Freude in uns zerstören bei dem Versuch, sie besser zu machen. Er wird sehr vieles verspotten: Politik, Allheilmittel Mäßigkeitsgesellschaften Frauenrechte und reformatorische Volksbeglückung. Er wird sehr vielen Leuten auf die Füße treten und die Welt auf den Kopf stellen und uns die großen Herrlichkeiten dieses Zeitalters als nichtssagende durcheinandergewürfelte schauen lassen, wie das Glas in einem Kaleidoskop. Keinen wird er schonen, und doch wird jeder ihn lieben, weil er liebenswürdig sein wird, was am Ende der beste Grund zum Leben in der Welt ist. Und ich würde ihm rathen, auf sein Titelblatt die entzückenden Verse zu setzen, welche ich von M. Anatole France entlehne, der selbst sie, ich weiß nicht von wem, entnommen hat:

Les petites marionettes
Font, font, font
Trois petits tours
Et puis s'ent vont.

* * *

Gamaliel Bradfords froher Ausblick in die Zukunft hat etwas Herzerfrischendes, ingleichen die von ihm geübte gesunde scharfe Gesellschaftskritik. Mit solcher könnten wir Deutsche gegenüber dem jeweilig regierenden Publikum vielleicht noch etwas mehr als bislang in die Oeffentlichkeit treten. Möchte einer genialer Humorist, der die mannigfachen Verkehrtheiten im öffentlichen Leben lächerlich macht doch auch bei uns bald erstehen!

Berlin. Friedrich von Salpius.

Verantwortlich für Redaktion u. Verlag: Dr. Richard Wrede, Berlin. Druck: F. Cynamon, Berlin.

Von dem unterzeichneten Verlage wird vorbereitet und erscheint Ende September, und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Stanislaw Przybyszewski,

Auf den Wegen der Seele.

Przybyszewski ist vielleicht der modernste Schriftsteller überhaupt, sein Name weltberühmt, seine bisherigen Werke sensationserregend. Die neue Abhandlung steht in der Auffassung des Sexualpsychologischen einzig da. Psychologen, Aesthetiker, Kulturhistoriker, sowie jeder Literaturfreund ist Abnehmer.

Preis elegant geheftet 2 M.

Hans von Reinfels,

Flammen der Liebe.

Der bekannte erfolgreiche Dramatiker und Verfasser des von der Presse als sensationell bezeichneten Berliner Sittenromans „Mütter und Töchter" tritt hier mit einer Anzahl moderner Skizzen und Novellen vor das Lesepublikum. „Flammen der Liebe" legen von der außerordentlichen Begabung des Verfassers beredtes Zeugniß ab und werden bald überall gefordert.

Preis elegant geheftet 3 M.

Richard Wrede.

Vom Baume des Lebens.

Einzelne in der Sammlung enthaltenen Skizzen des feinsinnigen jungen Schriftstellers sind bereits in der „Kritik" erschienen und sehr beifällig aufgenommen. Durch alle zwölf Skizzen geht wie ein rother Faden ein Zug der Entwickelung, so daß die einzelnen tiefempfundenen Dichtungen ein harmonisches Ganzes bilden. Das originelle farbige Titelbild hat Th. Th. Heine gezeichnet, die stimmungsvollen Randleisten H. Balunschek.

Preis elegant geheftet 3 M.

Ferner erschienen:

Fragen des öffentlichen Lebens.

Herausgegeben von Dr. jur. **Richard Wrede.**

Heft 7. Dr. **Eugen Dreher,**

Die Grundlage der physischen Welt.

1.—4. Tausend. Preis 50 Pfg.

Heft 8. Dr. **M. Spanier,**

Vom alten und modernen Sturm und Drang.

1.—4. Tausend. Preis 50 Pfg.

Es sind bisher erschienen 8 Hefte: einzeln 50 Pfg.,

Heft 1: **Die Börse und ihre wirthschaftliche Bedeutung** von Spectator 50 Pfg.
Heft 2: **Raoul Pictets Theorie vom Leben** von Dr. L. Gyström. 50 Pfg.
Heft 3: **Staatsrath, Kammer und Volk** von J. M. von Raschér. 50 Pfg.
Heft 4: **Röntgens Entdeckung** von Dr. K. F. Jordan. 50 Pfg.
Heft 5: **Nietzsche und das Christenthum** von Prof. Dr. Runze. 50 Pfg.
Heft 6: **Frauenmoral und Herrenhalbheit** von Dr. A. von Hanstein. 50 Pfg.

Berlin SW. 46, Hirgemannstr. 9.

Kritik-Verlag.

Bedeutendste Neuerscheinung auf metaphysischem, psychologischem und okkultem Gebiete:

Metaphysische Rundschau.

Monatsschrift zum Studium der

praktischen Metaphysik, Psychologie, orientalischen Philosophie und des gesamten Okkultismus.

Herausgeber: **Paul Zillmann.**

Halbjährlich: 9.00 Mark. Einzelne Hefte: 1,70 Mark.

Heft 1 enthält:

Physik, Metaphysik u. Theosophie, Dr. med. Franz Hartmann. **„Suggestion" und das Unterbewußtsein,** Professor P. Braun. **An den Thoren des Absoluten,** Professor C. H. A. Bjerregaard. **Psychologie als Wissenschaft,** Dr. med. Alexander Wilder. **Die Zukunft des Okkultismus im Westen,** Dr. med. J. D. Buck. **Die theoretische Grundlage der Astrologie,** Alan Leo. **Betrachtungen über Musik,** Dr. med. F. Reich. **Briefe, welche mir geholfen haben,** Jasper Niemand.

Metaphysische Rundschau: Der theosophische Kreuzzug. — Zur Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus. — Ehrliche Religion. — Magnetische Gesellschaft. — Okkultistenverband. — Der III. internationale Kongreß für Psychologie. — Das Ende der Sphinx u. s. w.

Bücherschau. Bibliographie.

Heft 2 enthält:

Ueber den Begriff der Metaphysik, Dr. Carl du Prel. **Die Aura,** C. W. Leadbeater. **Die psychische Seite des Vegetarismus,** Dr. med. Leopold Salzer. **Der okkulte Pfad,** C. S. **Eine Vision des Absoluten,** Professor C. H. A. Bjerregaard. **Die theoretische Grundlage der Astrologie** II, Alan Leo. **Briefe, welche mir geholfen haben** II, Jasper Niemand.

Metaphysische Rundschau: Die Erfolge des theosophischen Kreuzzuges — William Steads Urtheil über den Kreuzzug der amerikanischen Theosophen. — Authentisches über den „entlarvten" Yogi Pratapa. — Mahâtma. — Deutsche und indische theosophische Anschauung. — Näheres über den „Okkultisten-Verband". — Nachwort zum Kreuzzug.

Bücherschau. Briefkasten. Bibliographie.

Heft 3 enthält:

Der Begriff des Unbewußten in der Psychologie, Professor Theodor Lipps. **Der Sonnenstoff als Zukunftslicht und Kraftquelle,** A. C. Tannert **Schopenhauers Pessimismus und seine Metaphysik des Schönen,** S. Friedländer. **Die psychische Seite des Vegetarismus** (Schluß), Dr. med. Leopold Salzer. **Der Vegetarismus und das Leben,** Dr. med. E. Reich. **Einheit des Strebens,** Landgerichtsrath H. Krecke.

Metaphysische Rundschau: Meine Eindrücke und Gedanken während der Anwesenheit der Theosophischen Kreuzfahrer in Berlin. — Bericht der T. G. in Deutschland über die theos. Kreuzfahrer. — Protokoll der ersten Nationalkonvention der T. G. in Deutschland. — Internationaler Kongreß für Kriminalanthropologie. — Neues von den Röntgenstrahlen. — Der Hypnotismus in Zürich. — Zur menschlichen Aura. — Diverses.

Bücherschau, Zeitschriftenschau, Briefkasten.

Die „Metaphysische Rundschau" ist ein völlig unabhängiges Forum für Metaphysik im weitesten Sinne des Wortes und vertritt weder irgend welche Dogmen noch die Interessen irgend welcher Gesellschaft.

Die „Metaphysische Rundschau" bewegt sich stets auf dem Boden wahrer Wissenschaft, und hat es durch die metaphysischen Bestrebungen besonders Deutschlands endgiltig von allen fantastischen Ausschweifungen zu befreien.

Die „Metaphysische Rundschau" will nicht neue, nutzlose Theorien aufbauen, sondern ihre Leser anleiten auf Grund praktischer Erfahrung und Erkenntnis sich bewußt zu höheren Daseinsstufen emporzuschwingen mit Hilfe einer gleichmäßigen Entwickelung von Kenntnis und Erkenntnis. Die „Metaphysische Rundschau" ist demnach eine Monatsschrift, die in keinen gebildeten Familienkreisen fehlen darf, in keinem Studierzimmer eines Arztes, Philosophen, Juristen, Theologen, Staatsbeamten und Künstlers. Der allgemeine Beifall des Publikums spricht beredter für den Werth der Zeitschrift als jede Reklame.

Zu beziehen durch den **Metaphysischen Verlag, Berlin-Zehlendorf,** Parkstr. 8.

Verantwortlich für Inserate: Robert Jacoby in Berlin W. — Druck von A. Cymanon in Berlin

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgeber: Richard Wrede

III. Jahrgang | Nr. 104 | 26 September 1896

Philosophie der Unthat.
Der Verschwörer Francesco Crispi.
Von Professor Fr. Eisenhardt.
Co-education. Von Dr. Hans Schmidkunz.
Abnormitäten des Bewußtseins.
Von Dr. Rudolph Eisler.
Die künstlerischen Mittel der Darstellung in Nietzsche's „Zarathustra". Von Dr. H. J. Gerhard.
Die theosophischen Kreuzfahrer in Berlin.
Von Paul Zillmann.
Sturm. Von Dr. Paul Remer.
Die komischen Gerichtsreferate. Von Eugen Isolani.
Berliner Premièren.
Sprechsaal.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten.

Preis vierteljährlich 5 Mark
einzelne Nummern 30 Pfennig.

Kritik-Verlag
Berlin S.W. 46, Hedemannstraße Nr. 9
Fernsprecher: VI, 1429.

Digitized by Google

Unabhängig nach allen Seiten, keiner Partei und keiner wirthschaftlichen Gruppe verpflichtet, noch dem Ehrgeiz eines Einzelnen dienstbar, unbeeinflußt von geschäftlichen Rücksichten, dagegen stets mit Eifer und Begeisterung bereit, für die Ehre und das Wohl unseres Vaterlandes einzutreten, hat sich die im 16. Jahrgang erscheinende Berliner

Tägliche Rundschau

Unparteiische Zeitung für nationale Politik

eine Sonderstellung in der deutschen Presse erworben, die ihr zugleich eine dauernde Stätte in Tausenden deutscher Familien sichert.

Durch selbständige klare Stellungnahme zu allen Tagesereignissen, durch Vermeidung aller Parteihetze und Parteieinseitigkeit, durch ihren vornehmen Ton und ihr ehrliches Bestreben, die politischen und wirthschaftlichen Fragen zu vertiefen, ist die **Tägliche Rundschau**

das Blatt aller jener Gebildeten

geworden, die das Bedürfniß haben, sich über die Parteistreitigkeiten zu erheben, und sich auch in der Politik ein unbefangenes, **eigenes Urtheil** zu bilden.

Im Uebrigen erfüllt die **Tägliche Rundschau** alle Anforderungen, die man an eine große politische Tageszeitung stellen darf. Sie unterrichtet rasch und übersichtlich über alles Wissenswerthe, unterhält Correspondenten an allen wichtigeren Orten, insbesondere im Auslande, und vermag infolge vorzüglicher technischer Einrichtungen und eigener Verpackung alle Nachrichten und besonders Parlamentsberichte und Personalveränderungen ganz besonders schnell zu bringen, da sie durch Ausnutzung der letzten Postzüge Zeit für spätere Fertigstellung und Aufnahme der letzten Neuigkeiten gewinnt.

Besonderen Werth giebt der **Täglichen Rundschau** ihr bekanntes und geschätztes

tägliches Unterhaltungsblatt

für die Gebildeten aller Stände,

das in der deutschen Presse einzig dasteht. Auf täglich vier großen Seiten bringt es nicht nur mit peinlichster Sorgfalt ausgewählte Romane und kleinere Erzählungen, sondern es bespricht auch in Aufsätzen aus den besten Federn (Theaterreferenten Heinrich und Julius Hart u. s. w.) die neusten Erscheinungen in Literatur und Kunst, beleuchtet die neusten Forschungen der Wissenschaft und sorgt auch für Erheiterung und Zeitvertreib.

Die „Tägliche Rundschau" kostet vierteljährlich bei allen Postanstalten nur 5 Mark.

Probenummern versendet postfrei der Verlag B. Beigl. Berlin S.W., Zimmerstr. 7.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 26. September 1896

III. Jahrgang | Nr. 104 | Jahrgang III

Provinzialbriefe.

XII.

Die Philosophie der Unthat.

Die Sehnsucht, kosakisch zu werden, scheint gegenwärtig wieder allgewaltig die Gemüther der abendländischen Christenheit zu beherrschen. Sie wird geschürt von denen, die abergläubisch die Erfüllung der für sie schrecklicheren Hälfte der Napoleonischen Weissagung fürchten und bei einer europäischen Republik zu verlieren meinen, sie wird aufgenommen von den Kindgläubigen, deren frommes Herz sich empört bei der spaltenlangen Lektüre schauderhafter Greuel, die in dem Türken den Dämon des Bösen und in dem Armenier den lieben Bruder sehen, bloß weil er sich zufällig christlich etiquettirt, und für die Europa ein stiller von den die prangenden Kulturfrüchte schützenden Feldhütern sorgsam behüteter Lustgarten wäre, wenn nicht finstere Wütheriche, so sich Fenier, Nihilisten, Anarchisten, Omladinisten, oder auch Sozialisten nennen, die Bombe im Gewande um das güldene Gitter schleichen und dieser herrlichen Welt ein Ende mit Schrecken zu bereiten drohen.

Nachtgrausen bannt die Geister und die Angst vor dem Krummsäbel und dem grünen Pulver zeitigt die Flucht zur Kunte.

Wenigstens ist die Erweckung dieser Weltbrandstimmung das Ziel der politischen Märchenerzähler, die, nachdem sie ein Jahr lang erinnernd zu heldischen Blutbädern gewallfahrtet, nun plötzlich sich auf ihr Christenthum besinnend wider die Menschenschlächtereien zur sittlichen Empörung aufrufen. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Gesellschaftsretter, welche die Wiederbelebung der heiligen Alliance predigen, daß sie die Unthat im doppelten Sinne des zweideutigen Wortes zum Hebel ihrer Absichten machen. Die Philosophie der That, welche die zum Höheren Fortschreitenden, die Realisirungsarbeiter der Idee, leitet, wird den von der reaktionären Lähmung zur Thatenlosigkeit Verurtheilten zur Polizeiphilosophie der Unthat, welche den gesegneten Rückschritt aller Dinge von den natürlich oder künstlich erzeugten verbrecherischen Sensationen herleitet. Seit dem wunderthätigen Dolchstich des Studiosus Sand lechzen die heiligen Güterschützer nach illegitimen Unthaten der Unterdrückten, welche die geängstigten Philisterseelen zu jeder legitimen Unthat der Unterdrücker gefügig machen. Und kommen sie nicht von selber, so macht man sie.

Die fabelhaften Türkengreuel und die nicht minder fabelhaften geheimbündlerischen Bombenverschwörungen, denen internationale Polizeigeschäftigkeit jetzt gelegentlich der Europafahrt des Zaren auf die Spur gekommen sein will, gehören zusammen. Der Zug nach Osten zum Kosakischwerden ist beider Unthatspezialitäten Ursache. Das heilige Rußland ist eben das Bollwerk wider den internationalen Umsturz, und Türken und Anarchisten bieten sich als die einzig brauchbaren Schreckgespenster dar, um die Völker hinter das Bollwerk zu treiben. Wenn in den zivilisirten Hauptstädten Europas das Dynamitard die Autoritäten in die Luft zu sprengen sinnt und in der unzivilisirten Hauptstadt die türkische Bestie ehrbare Christenmenschen schlachtet, dann kann's nicht fehlen — so wähnt man — die Völker Europas wider die Mächte der Finsternis zu einen. Durchkreuzten sich nicht die Spekulationen, blieben nicht die Nationen in unversöhnlicher Eifersucht gesondert, und fesselte nicht alle die Furcht vor Losbindung der eigenen Kraft, fürwahr, man

könnte wähnen, Rußland sei bereits in der Lage, die Fackeln zu rüsten, um den Sieg über die Finsterniß zu feiern. So aber werden vergeblich die Massen durch die Philosophie der Unthat gelockt. Nichtsdestoweniger bleibt die beständige Aufgabe, die Massen gegen die Verführungen dieser Philosophie zu feien.

Es sind jetzt fast zwanzig Jahre her, als die Türkenfrage sich zu einem greuelvollen Kriege erhitzte. Der Türke unterlag, aber er blieb in Konstantinopel. Unmittelbar darauf hatten wir in Deutschland die Attentate, und die Philosophie der Unthat drang ihrem Wesen gemäß auf das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie. Die Aera des schamlosen Schutzes des Stärkeren begann, und der Jude löste inzwischen den Türken ab: er war jetzt der Feind. Man kann ungefähr voraussagen, daß zunächst die Beseitigung des deutschen Reichstagswahlrechts nicht lange auf sich warten lassen würde, wenn der heurige Feldzug wider die Ungläubigen die Zerstörung der europäischen Türkenherrschaft zur Folge haben würde. Die Türkei ist einmal die Sicherung wider die Russifizirung Europas, und es ist höchster Unverstand, den Fehler von 1877 zu wiederholen und mit der Entfesselung des Türkenhasses die jetzt schon erdrückende Uebermacht Rußlands noch zu stärken.

Gewiß es ist ein betrübendes Zeichen für die Unfähigkeit, wenn nicht für den bösen Willen der europäischen Diplomatie, daß ihr das nicht allzuschwere Werk mißlang, die Armenier-Metzeleien zu verhindern. Indessen ist diese Passivität der Rathlosigkeit und der Furcht vor den unabsehbaren Weiterungen immer noch ein minderer Schaden, als wenn man sich dazu verstehen würde, dem fröhlichen Kriegsgeschrei der fanatisirten Antitürken zu folgen, und das ganze Europa dem sogenannten Christenthum wiederzugeben unternähme. Ueberdies haben wir schwerlich ein Recht uns in die inneren Angelegenheiten der Türken einzumischen, weil unser humanes Empfinden mit den Opfern des zweifellos von intriguanter Gewissenlosigkeit erregten Pöbels Mitleid hat. So lange wir nicht den Muth haben, Rußland wegen der unzähligen Opfer seiner Justiz zur Rechenschaft zu ziehen, so lange es uns nicht einfällt, russische Judenhetzen international zu sühnen, so lange haben wir auch kein

Recht, uns zur höheren Ehre Rußlands zu Richtern über die Türkei aufzuwerfen. Ueberdies haben wir allen Grund, den Greuelmeldungen gegenüber uns außerordentlich mißtrauisch zu verhalten. Wenn man so sichtlich auf unser gutes Herz spekulirt, wenn blutzünftige Kolportagephantasien uns zur Aufstachelung servirt werden, so beweist das eben, daß Gründe der Klugheit und Gerechtigkeit, die allein unser Handeln bestimmen müßten, nicht für stark genug erachtet werden, um uns zu Aktionen zu bestimmen, die uns fremden Interessen dienstbar machen sollen. Wenn die Unthat die Ursache einer That wird, wenn wir dazu verführt werden, daß wir im Affekt handeln, dann sind wir stets die Betrogenen.

Welches Unheil die türkischen Greuelthaten in den Köpfen unserer guten Christenmenschen anrichten, das zeigen etliche Broschüren, die uns zum heiligen Krieg wider den Halbmond im Namen unseres christlichen Gewissens animiren. Da hat z. B. ein Amicus patriae eine 16 Seiten umfassende Flugschrift verfasset, die er „Armenien und Kreta. Eine Lebensfrage für Deutschland" nennt und in der er kein geringeres Verlangen äußert, als daß wir unverzüglich eine neue Völkerwanderung beginnen, Kolonialpolitik im großen Stil treiben und das türkische Kleinasien als deutsche Kolonie erobern. „200 000 armenische Waisenkinder giebts heute", so klagt der Verfasser, in dem man einen alten Geographieprofessor der Petersrichtung vermuthen könnte, „das ist die niedrigste Schätzung. Was soll aus ihnen werden? mögen evangelische Diakonissenhäuser oder Waisenanstalten, mögen katholische Klöster wirklich ein paar hundert aufnehmen; wie wirds denn mit den andern? sollen wir ruhig, die Hände in den Hosentaschen zusehen, wie sie verhungern oder wie sie in türkische Harems verschleppt werden? Wozu haben wir denn eigentlich unsere tausende von Feuerschlünden, unsere unverwundbaren Panzerschiffe, unsere Repetir- und Magazingewehre? wozu unsere Armeen von Millionen Streitern?" Und dann blüht ihm ein herrliches Zukunftsbild auf: „Wir wollen nicht klagen, wenn auch andere ihr Theil bekommen. Mag Rußland Konstantinopel nehmen und Oesterreich die andere Hälfte der europäischen Türkei; mag Egypten an England fallen, Syrien an Frankreich — es wird uns schmerzlich sein, wenn die heiligen Stätten der Christen-

heit in französische Hände kommen, und doch wollen wir nicht dagegen opponiren. Aber auf Kleinasien muß Deutschland seine starke und mächtige Hand legen. Man denke sich einmal eine deutsche Division, Pommern oder Bayern, im Lande; einen gerechten, thatkräftigen Regenten, etwa nach Art des Statthalters von Elsaß-Lothringen; man denke sich den deutschen Forstmann, der planmäßig die Berghöhen mit Wald bedeckt, und den deutschen Landmann, der die Niederungen kultivirt; man denke sich den geschickten und fleißigen Handwerker, der dem fremden Volke zeigt, was deutsche solide, reelle, zuverlässige, gewissenhafte Arbeit ist; man denke sich den deutschen Schullehrer, den deutschen Geistlichen, die Bildung und Gesittung in Köpfe und Herzen bringen — nicht wahr, wir kommen nicht als Räuber in's Land, sondern als Wohlthäter!" Man sieht, es gehört nichts anderes dazu, um die Welt in der befriedigendsten Weise zu vertheilen wie ein zuverlässiger Atlas. Daß der Verfasser in seinem Zukunftsbilde einige liebenswürdige Züge neudeutscher Kultur, z. B. die Abholzung ganzer Wälder für Armeekorpsübungsplätze vergißt, entschuldigt die Eile, mit der er seine Lösung der türkischen und zugleich der sozialen Frage — denn die Auswanderung in die neue Kolonie hebt mit einem Schlage die Uebervölkerung, diese Kardinalursache aller Noth seit Malthus Predigten — den begnadeten Zeitgenossen unterbreiten wollte.

Die Türken, die augenblicklich an der Reihe sind, beschränkten Rassenhochmuth wenigstens im Urtheil der Unwissenheit geopfert zu werden, haben einen religiösen Lehrsatz, an dem man ihre ganze Kulturfeindlichkeit erkennt: „Suche die Wissenschaft, wenn sie auch an den Grenzen China's ist." Wir besseren und weiseren Menschen gehen mit unseren Wissenschaftsbedürfniß nicht einmal bis zu der türkischen Grenze, obgleich der Orienterpressung die Stätten europäischer Kultur der türkischen Barbarei in's Nachbarliche nähert. Es genügt uns, von etlichen Unthaten türkischen Pöbels zu erfahren und zu erfahren, daß die Armenier sich Christen heißen, und sofort ist unser vom Grausen gelenktes Urtheil gefestigt. Giebt es keine Mittel, sich zu unterrichten über das, was wahr ist?

Unmittelbar nach Beendigung des türkisch-russischen Krieges,

der die Tüchtigkeit der Türken ebenso erwies wie die Verderbtheit der Russen, veröffentlichte der Budapester ordentliche Professor der orientalischen Sprachen, Vamberg, eine Schrift über die Reformfähigkeit der Türkei, in der er auf Grund seiner wissenschaftlichen Forschungen bestätigte, was unbefangene Beobachter, namentlich solche, die Gelegenheit hatten, auf dem Kriegsschauplatz zu studiren, schon zuvor versicherten. Daß der Islam kulturunfähig sei, führte Vamberg aus, kann, im Grunde genommen, nur von solchen Personen behauptet werden, die entweder durch große Ignoranz oder, was noch ärger ist, durch fanatische Voreingenommenheit zu solcher Aussage inspirirt werden. Einer Religion, die auf dem Felde der Bildung, der Künste und der Wissenschaft so Erhebliches, ja so Erstaunliches geleistet hat, die im Mittelalter unsere Lehrerin war, von der wir in so vielen Zweigen der Wissenschaft bedeutende Vortheile gewonnen haben, einer solchen Religion den Vorwurf machen zu können, sie sei kulturunfähig, heißt, sich absichtlich der Wahrheit verschließen. Vamberg wies nach, daß nichts uns berechtige, den Türken oder richtig den Turanier aus nationalen Gründen für kulturunfähig zu erklären, zu den Barbaren Asiens zu rechnen und folglich seine Vertreibung nach Asien zu fordern. Wenn die innere Kulturthätigkeit der Türken in der Stagnation begriffen sei, so habe ihnen gerade ihre politische Stellung nach außen hin gar nicht die Zeit dazu gelassen. Was früher die Päpste und katholischen Fürsten thaten, dieses Geschäft hat in der Neuzeit das heilige Rußland und Herr Gladstone sammt Konsorten übernommen. Erst schürt und rührt man rüstig die christlichen Elemente im Innern des Reiches, unterstützt Revolten und ruft Unruhen hervor, droht mit Tod und Verderben, falls der Türke es wagen sollte, zum Löschen, zum Unterdrücken der Flamme sich anzuschicken, und haben die Wirren die gewünschten Dimensionen angenommen, dann spielt die christliche Diplomatie den Entrüsteten und giebt freudigst ihr Votum zur Bekriegung und Ausrottung der kulturfeindlichen barbarischen Türken. Und so geht es nicht nur während der letzten Dezennien, sondern schon seit Jahrhunderten her, und unter solchen Umständen wäre die Redensart: „Die Türken sind in Europa kampirt“, auch auf jedwelche andere Nationalität anzuwenden, denn der Einzelne

muß im Kampfe gegen Viele immer bewaffnet, immer auf der Wehr stehen, und kann unter ewiger Kriegsbereitschaft nur wenig an's Friedenwerk denken.

Recht interessant sind im Weiteren die Darlegungen Vambergs, daß die einzelnen Bestandtheile des ottomanischen Staates, wie sehr sie auch durch Religion und Nationalität zerklüftet sein mögen, durch den seit Jahrhunderten bestehenden staatlichen Verband, durch physische Eigenheiten, die Gleichheit in der Lebensweise, der Weltanschauung, wie nicht minder durch Analogie der Sitten und Gebräuche viel näher an einander gerückt sind, als dies zwischen ihnen und den außerhalb der Grenzen der Türkei sich befindlichen nationalen Verwandten und Glaubensgenossen der Fall ist. Als nach Beendigung des Krim-Krieges so viele bulgarische Familien, durch mannigfaltige Vorspiegelungen verlockt, sich im südlichen Rußland ansiedelten, da bedurfte es nur einiger Jahre, und die ausgewanderten Unterthanen des Sultans wendeten sich mit wehmuthsvollen Blicken wieder der verlassenen Heimathsstätte zu, und das Endresultat war, daß die große Mehrzahl jener bulgarischen Kolonisten aus Süd-Rußland wieder in die Heimath zurückkehrte. Aehnliches geschah mit griechischen, armenischen Familien.

Seit dem Jahre 1877, in dem Vambergs Schrift erschien, hat sich wenig geändert, nur daß die Staaten Europas heute noch uneiniger sind als damals und keine Lust verspüren, auf's Gerathewohl den Türkenhaß praktisch ausmünzen, sondern es bei einem populären Gefühlsfeldzug bewenden lassen, es müßte denn sein, daß Rußland die Verantwortung für die Entfesselung eines Weltkrieges übernimmt. Indessen es sieht aus, als ob Nikolaus II. ebenso wenig kriegslustig ist wie sein Vater. Man muß doch immerhin wenigstens auf's Pferd steigen. Als vor etlichen Jahren die bulgarische Frage in der Mode war, suchte man sich über die etwaigen Kriegsneigungen Väterchens zu vergewissern. Es wurde damals in den politischen Kreisen, in denen der Geheimrath regiert, erzählt, man habe im Arbeitszimmer des Zaren, den man mit der Lektüre strategischer Werke beschäftigt glaubte, lediglich die „Gartenlaube" gefunden, und außerdem, so schloß man den köstlichen Bericht, sei er viel zu dick und bequem geworden, um sich den

Etiquette-Anforderungen auszusetzen, die ein Krieg nun einmal an den obersten Kriegsherrn stellt.

Greuelthaten, wie die, welche man aus der Türkei jetzt berichtet erhielt, sind, von Rußland und den deutschen Kolonien ganz zu geschweigen, auch in den allerchristlichsten Staaten durchaus möglich. Die kulturellen Unterlassungssünden haben den Fonds ungezügelter Affekte konservirt, aus denen Emeuten der Massenleidenschaft entstehen. Und wenn man kaltblütig Schlachtpläne entwirft, um den inneren Feind niederzuschlagen, so werden die Konstantinopeler Metzeleien fast zu harmlosen Unüberlegtheiten. Das zivilisirte Europa, so weit es offiziell und an der Macht ist, hat heute weniger denn je das Bewußtsein seines Kulturberufes. Darum ist es auch unfähig, irgendwo der Barbarei zu steuern. Der Humanitätsgedanke ist längst den christlichen Staaten entfremdet — wie können sie im Namen des Christenthums Türken zivilisiren? Mit blutigem Köder wurde in Konstantinopel das niedere Volk gereizt, Blut zu fordern. Ist es viel anders, wenn man in den christlichen Staaten durch anarchistische Polizeikomödien nicht nur in Schwachköpfen den Gedanken an ernsthafte Nachahmung stetig wach erhält, sondern auch den willenlosen Haufen durch die Angst zur thätigen Mithilfe an der Erdrosselung verhaßter Kulturbestrebungen zu stacheln sucht. Ist es nicht im Gegentheil weit schlimmer, wenn man den vom Verfolgungswahn Besessenen gestattet, die unschädlich zu machen, von denen sie sich verfolgt glauben? Länder, deren Regierungen in der Philosophie der Unthat den Gipfel wirksamer Staatsrettungskunst erblicken, die mit den Bomben des Friedens die Angst und mit den Granaten des Krieges den Ehrgeiz der Welt der Philister zu gewinnen und für politische Zwecke der Klassenselbstsucht auszunützen trachten, sind nicht berufen, den Türken auf dem Wege der Zwangsversteigerung Kultur zu lehren.

Türkengreuel und anarchistische Unthaten sind politische Ingredienzien, die man erfindet, wenn sie sich nicht selbst darbieten, und die man daher umgekehrt auch leugnen mag, wenn sie einmal nicht erfunden sind. Was an ihnen wahr ist, findet seine Heilung durch kulturelle verbildliche Selbsterziehung, was an ihnen erlogen

iſt, wird um ſo weniger maßgebend ſein für die Entſchließungen aufgeklärter Völker. Jedenfalls iſt uns der Türke immer noch heiliger als die Bombe, die Polizeigenialität entdeckt, bevor ſie platzt, während dieſelbe Genialität Mörder erſt dann zu finden verſteht, wenn ſie vorher die Liebenswürdigkeit gehabt haben, ihre Adreſſe und ihr Vorhaben einer wohllöblichen Behörde anzuzeigen.

Tat-Twam.

Der Verschwörer Francesco Crispi.

Niemand wird einen hervorragenden Staatsmann nach den Anklagen seiner politischen Feinde beurtheilen wollen, zumal nicht in Italien, wo, wie in jedem Lande mit ausgebildeter Parlamentsherrschaft politische Feinde regelmäßig in persönliche sich verwandeln, weil die Minister aus der in der Volksvertretung herrschenden Partei genommen werden, deßhalb ihren Gegnern durch Besitznahme der Ministerportefeuilles einen direkten Schaden zufügen. Dagegen wird man mit vollem Rechte einen Mann wie Crispi nach dem Buche eines seiner begeistertsten Anhänger beurtheilen können, wenn sich der Verfasser auch selbstverständlich eine genaue kritische Prüfung seiner Mittheilungen gefallen lassen muß.

Alessandro Fortis war früher Führer der äußersten Linken im italienischen Abgeordnetenhause, dann 1888—1890 Unterstaatssekretär unter Crispi im Ministerium des Innern, jetzt vertritt er die Partei Crispi — wenn man sie so nennen darf — in der Kammer und wartet offenbar ungeduldig den Augenblick ab, in dem sein Herr und Meister die Zügel des Regiments wieder ergreifen wird. Daß dieser Augenblick kommen wird, wenn anders ihn Crispi, der im Oktober sein 76. Lebensjahr vollenden wird, überhaupt erlebt, kann nur derjenige bezweifeln, der die rücksichtslose Energie verkennt, die Crispi vor den anderen italienischen Staatsmännern auszeichnet. Für den Augenblick aber, wo Crispi wieder aufgetreten, ist es gut, sich keinen Täuschungen über seinen Charakter hinzugeben; das moralische Gewicht seines Ministeriums ist untrennbar mit seiner Vergangenheit verbunden und nur aus ihr zu erklären.

Fortis nun hat im vorigen Jahre ein wenig beachtetes Buch über Crispi erscheinen lassen, das als ein Panegyrikus gedacht ist, aber für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, die werthvollsten Aufschlüsse über den Charakter Crispis gewährt. Daß sich das Publikum

dieſe Aufſchlüſſe aus jenem Buche nicht geholt hat, iſt freilich kein Wunder, da das Werk unglaublich ſchlecht geſchrieben iſt und an Liderlichkeit des Stils, ſowie Unklarheit und Verworrenheit der Darſtellung Unglaubliches leiſtet.

Fortis berichtet, daß Crispi, erſt 25 Jahre alt, im Jahre 1843 ein vielbeſchäftigter Advokat in Neapel war und ſich in demſelben Jahre einem revolutionären Comité anſchloß, von dem Fortis nichts weiter zu wiſſen angiebt, als daß es im allgemeinen die Zukunft vorbereiten ſollte. Dieſe Theilnahme an einem revolutionären Comité würde nicht weiter wunderbar erſcheinen, wenn ein Crispi ein gewöhnlicher Advokat geweſen wäre. Nun berichtet aber Fortis ausdrücklich, daß Crispi häufig Audienzen bei Ferdinand II. gehabt hat. Dies hat natürlich zur Vorausſetzung, daß Crispi überall Verbindungen in der offiziellen Welt angeknüpft hatte und aufrecht erhielt, deren Spitze gewiſſermaßen in den Königlichen Palaſt hinaufragte.

Am 15. März 1844 kam die Nachricht von dem in Coſenza ausgebrochenen und ſchnell unterdrückten Aufſtande nach Neapel. Mit dieſem Aufſtande hing das Comité, dem Crispi angehörte, ſo nahe zuſammen, daß die Polizei die hauptſächlichſten Mitglieder ſogleich verhaften ließ. Hier erſcheint die Neapolitaniſche Polizei nach Fortis Berichte in einem ganz neuen Lichte; denn während ihr ſonſt die Verhaftung ganz unſchuldiger Männer nicht das geringſte Bedenken verurſachte, wenn ſie auch nur in der lockerſten Verbindung mit einem politiſch Verdächtigen ſtanden, berichtet uns Fortis, Crispi ſei deshalb nicht mit den anderen Comitémitgliedern ins Gefängniß geſteckt worden, weil er „keinen Antheil an den Vorbereitungen des calabreſiſchen Aufſtandes gehabt hatte."

Noch wunderbarer iſt das Benehmen der Polizei zwei Jahre ſpäter. Im Sommer 1846 brachen gleichzeitig Aufſtände in Meſſina, Reggio und Gerace aus, und die Bewegung pflanzte ſich nach Neapel fort. Hier wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, Crispi ſelbſt ſtand auf der Liſte und entging ſeinem Schickſale nach Fortis Erzählung dadurch, daß er auf demſelben Flur mit der Geliebten des Polizeikommiſſars ſeines Quartiers, der ſchönen Tänzerin di Lorenzo, wohnte. Dieſe hatte einen Sohn, der Lehrling in der Druckerei war, in der Crispi ſeine amtlichen Druckſachen ſetzen ließ; der Junge plauderte über die in der Wohnung ſeiner Mutter geübte Ueberwachung des Verſchwörers, die Sache kam zu den Ohren des Druckereibeſitzers, und dieſer warnte Crispi.

Crispi gab zugleich ſeinen Freunden Nachricht und ſuspendirte die abendlichen Zuſammenkünfte, die bis dahin in ſeiner Wohnung ſtattge-

funden hatten. Darauf vernichtete er alle ihn kompromittirenden Papiere und erwartete ruhig das Weitere.

Und nun kommt das Unglaubliche: der Polizeikommissar, statt sich zu sagen, daß Crispi gewarnt worden war, und eine andere Gelegenheit abzuwarten, berichtete seinem Vorgesetzten, Crispi sei ein ruhiger, wohlgesinnter Mann, der nur an seine advokatorische Praxis denke, und Crispi blieb unangefochten.

Weiter erzählt dann Fortis, daß in Sizilien die antibourbonische Bewegung, deren Seele Crispi war, immer mehr an Ausdehnung zunahm. Gegen Ende 1847 war alles zum Aufstande reif, Crispi begab sich in der zweiten Hälfte des Dezember von Neapel nach Palermo, um die letzten Verabredungen zu treffen: der Ausbruch der Revolution wurde auf den 12. Januar 1848 festgesetzt. Darauf ging Crispi, um kein Aufsehen zu erregen, nach Neapel zurück. Am 11. Januar wollte er wiederum in Palermo sein, um die Unternehmung zu leiten, aber weder an diesem noch am folgenden Tage stach ein Dampfschiff nach Palermo in See, so daß sich Crispi erst am 13. einschiffen konnte. Als er dann in Palermo landete, fand er die Stadt zu seinem Erstaunen im Besitze der Aufständischen.

Mit dieser Erzählung muthet denn doch Fortis seinen Lesern einen geradezu nicht glaublichen Grad von Stumpfsinn zu: ein Hauptverschwörer, ja der Mann, der angeblich die ganze Revolution vorbereitet hatte, versichert sich nicht darüber, daß er an dem für den Ausbruch verabredeten Tage den Ort erreichen kann, an dem die Bewegung ihren Ausgang nehmen soll! Für die Erklärung wird man nur eine Alternative haben: entweder spielte Crispi nur eine ganz untergeordnete Rolle bei der Vorbereitung der Sizilianischen Revolution, oder er erweckt den starken Verdacht gegen sich, den bald darauf sein letztes Auftreten oder vielmehr Fernbleiben in dieser kläglichen Revolution nur zu nahe legt.

General Filangieri rückte nach Einnahme mehrerer im Besitze der Insurgenten befindlichen Städte gegen Palermo vor. Admiral Bardin, der die französische, im Hafen von Parlermo vor Anker liegende Flotte kommandirte, bot der provisorischen Regierung seine Vermittelung an, um Palermo dem Könige Ferdinand II. zu übergeben. Am 14. April beschloß das Abgeordnetenhaus mit 55 gegen 33 Stimmen die Vermittelung anzunehmen, und das Oberhaus trat diesem Beschluß einstimmig bei.

Diese wunderbar schnell eingetretene Fügsamkeit erklärt Crispi in einer bald nach Niederschlagung des Aufstandes verfaßten Schrift dadurch, daß die sizilianische Regierung die Uebergabe der Stadt schon vorher beschlossen, und um sie durch einen Parlamentsbeschluß zu ermöglichen,

eine erhebliche Anzahl patriotischer Abgeordneter unter amtlichen Vorwänden in die Provinz entsandt und so an der Theilnahme der entscheidenden Sitzung verhindert habe.

Selbst der sonst so gläubige Fortis fragt denn doch bei dieser Erzählung, wie es nur gekommen sei, daß sich die in die Provinz entsandten Abgeordneten so stumpf und schamlos betrügen ließen. Vor allen Dingen aber spricht er seine Verwunderung darüber aus, daß von den 33 dissentirenden Abgeordneten kein einziger, auch Crispi nicht, gegen den Regierungsvorschlag protestirt habe: die ganze Sitzung dauerte nur drei Viertelstunden. Das Schlimmste erwähnt er jedoch nicht: Crispi hat in seiner vorher erwähnten Schrift nicht gesagt, daß er einer von den in die Provinz entsandten Deputirten gewesen ist; aus dem Sitzungsprotokolle, das Fortis im Anhange abdruckt, ist nur ersichtlich, daß „viele Mitglieder der Linken fehlten"; die Schlußfolgerung, daß Crispi, obwohl in Palermo anwesend, an der entscheidenden Sitzung überhaupt nicht Theil genommen hat, liegt auf der Hand.

* * *

Der furchtbare Haß, den Crispi als Minister und als Oppositionsführer auf sich geladen hat, erklärt sich, abgesehen von der Erwägungen, die das Studium des von Fortis verfaßten Werkes nahe legt, auch aus der Art seines Auftretens. Wie wenig Zwang er sich gewöhnlichen Sterblichen gegenüber auflegt, kann man leicht daraus ermessen, daß sein Benehmen an der königlichen Tafel die Königin Margherita mehrfach zu der Bemerkung veranlaßt hat, Herr Crispi scheine heute recht „unpäßlich" gewesen zu sein.

Hamburg. Professor Fr. Eisenhardt.

Co-education.

Nehmen wir an, unsere Kultur sei seit langem so eingerichtet, daß die beiden Geschlechter in den meisten Thätigkeiten des Lebens und Angelegenheiten des Verkehrs durch einander gemischt sind. Mögen selbst die meisten Berufe zwischen Mann und Weib getheilt sein, so daß wie heute gewisse männliche und weibliche Berufe sich scheiden, und mag auch das natur- und schönheitswidrige Ideal einer gleichen Kleidung für beide Geschlechter abseits bleiben; in der Erziehung und hauptsächlich im Verkehr hingegen seien diese so gleich gestellt, daß ihnen zwar manche unterschiedliche Rücksichten gezollt werden, darüber hinaus jedoch nicht das, was ihnen ohneweiteres gemeinsam sein könnte, getrennt oder nur halbseitig gegeben wird. Da sitzen in der Schule Knaben und Mädchen beisammen, ausgenommen in einigen getrennten Unterrichtsfächern; da theilen die jungen Leute in der Welt der höheren Studien ihre Arbeiten, Begeisterungen und Unterhaltungen miteinander; da sind in unseren gesellschaftlichen Veranstaltungen Herren und Damen ungetrennt.

Nun komme ein Reformkopf und sage: „Das ist ein Unrecht gegen die Natur. Sie hat die beiden Geschlechter körperlich und somit auch geistig getrennt, sie hat ihnen demnach verschiedene Berufe und Interessen gegeben, sie hat sie dadurch angewiesen, zwei spezifisch verschiedene Menschenklassen zu bilden, deren gegenseitige Verbindungen von ihr so zur Genüge vorgezeichnet sind, daß mehr als diese widernatürlich wäre. Jeder Schritt darüber hinaus ist entweder eine Betonung oder eine Verleugnung eben dessen im Menschen, wodurch er zu einem Menschen der anderen Klasse in Gegensatz steht, seiner Geschlechtlichkeit, und hiermit eine Unart, ein Cynismus. Die Uebergriffe und Ungehörigkeiten, die jetzt zwischen den Geschlechtern vorkommen, zumal die Angriffe auf die weibliche Ehre, würden sofort aufhören, sobald die stete Anreizung durch den gleichmäßigen Verkehr wegfällt. Die Geschlechter würden an Stelle der oft geringen gegenseitigen Achtung, die durch eine solche fortwährende

Nähe verschuldet wird, eine durch die verklärende Ferne bedingte Hochachtung treten lassen. Gilt endlich all das Gesagte für die gesammte Lebenszeit überhaupt — am ehesten mit Ausnahme der Zeit vor und nach der Dauer des eigentlich geschlechtlichen Lebens, also der ersten Kindheit und des höheren Alters — so gilt es ganz besonders für die Zeit der geschlechtlichen Entwickelung, also etwa vom 13. bis zum 18. Lebensjahr. Denn hier wird der letzte, wichtigste Grund zur spezifischen Eigenthümlichkeit jeder der beiden Menschenklassen gelegt, hier differenziren sich die Menschen, hier ist ihre geschlechtliche Eigenart am empfindlichsten, und verletzlichsten, hier sind die darin empfangenen Eindrücke am tiefsten, nachhaltigsten und entscheidendsten. Darum muß mit der Ueberwindung unserer Weise des gleichmäßigen Geschlechter-Verkehrs bei der Erziehung in den höheren Schulen begonnen werden. Haben wir erst unseren Gebrauch der gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen, die Co-education abgeschafft, so ist das Uebel in der Wurzel vertilgt, und das Uebrige wird sich dann leichter fortschaffen lassen."

Es ist nicht schwer auszudenken, auf welche Vertheidigung des Bestehenden dieser Reformkopf stoßen würde. Die Antwort könnte etwa so lauten: „Was der Reformator will, ist grober Unfug. Er will mitten durch unsere Kultur hindurch einen Schnitt machen und künstlich zwei Menschenklassen, damit aber auch zwei Heerlager schaffen, von denen aus ein beständiger Bürgerkampf — der „Kampf der Geschlechter" — jenen Frieden erschüttern würde, den all unsere über das Geschlechtliche hinausliegenden Interessen so nöthig haben. Denn der einzelne Mensch steht zu einem Mitmenschen des anderen Geschlechts nicht nur im Gegensatz, sondern auch in Beziehungen der Aehnlichkeit und des gleichen Wirkens. Einige Thätigkeiten oder Zustände eines Menschens sind seinem Geschlecht eigen, andere nicht. Es ist damit ebenso, wie mit dem neulichen Vorschlag eines anderen Reformkopfes, unsere Bevölkerung nach dem verschiedenen Bekenntniß in Klassen zu zerlegen und die einen Berufe, Gesellschaftsunterhaltungen ꝛc. den Katholiken, die andern den Protestanten, die dritten den Juden und wieder andere den anderen vorzubehalten. Allerdings bestehen zwischen Menschen verschiedener Bekenntnisse gewisse Unterschiede wie zwischen denen verschiedenen Geschlechts; und zwar nicht nur die unmittelbar dadurch gegebenen, die sogenannten primären, so daß der Katholik andere religiöse Lehren hat als der Protestant, der Mann anderen Antheil an den Kindern als das Weib, sondern auch die davon abhängigen, die unmittelbaren oder sogenannten sekundären Unterschiede: so daß der Katholik auch in nichtreligiösen Dingen Nuancen gegenüber der Denk- und Handlungsweise des Protestanten, der Mann auch in

nichtgeschlechtlichen Dingen Nuancen gegenüber den Eigenarten des Weibes zeigt. Allein damit ist das Leben der Einen und der Anderen weitaus nicht erschöpft. Mathematische Wahrheiten, Verkehrsgeschäfte, Unterhaltungen über die alltäglichsten und die allgemeinsten Dinge werden im Wesentlichen nicht anders, ob sie nun in katholische oder protestantische, in Mannes- oder in Weibeshände gerathen. Mache man übrigens einmal den Versuch; man wird sehen, daß es im großen Ganzen nicht gelingt, daß die Millionen Verbindungsfäden, die unsere Kultur vollenden, nun einmal nicht zu durchschneiden sind, und daß auch in früheren, weniger entwickelten Kulturen höchstens einige Gesellschaftsschichten und einige Thätigkeiten nach den Bekenntnissen und den Geschlechtern zertheilt oder zu zertheilen waren. Wir haben an den gesellschaftlichen Schichtungen, die der Stand, der Beruf, das Kapital giebt, vollauf genug.

Auch die besonderen Bedenken unseres Reformdrängers halten nicht nur nicht Stich, sondern kehren sich vielmehr gegen ihn selber. Wenn wir die Geschlechter aus ihrer jetzigen Verkehrsverbindung herausreißen und ihnen ihren Unterschied auch über die natürlichen Gegensätze hinaus zum Bewußtsein bringen, so betonen wir ja erst recht ihre Gegensätzlichkeit; andererseits verleugnen wir sie, indem wir den Grundsatz einer natürlichen Wahl zwischen den Geschlechtern, ermöglicht durch vielfache Berührungen, durch den Zufall gelegentlichen Kennenlernens verdrängen und die Erfüllung des vielseitigen Bedürfnisses der Neigung zwischen den Geschlechtern auf einen kleinen Bereich beschränken, in welchem dann diese Bedürfnisse leicht eine ungebührliche Richtung nehmen. Unarten Cynismen, Uebergriffe und Ungehörigkeiten würden in erschreckender Weise überhand nehmen, sobald die stete Anreizung durch den ins Alltäglichste hineingetragenen Hinweis auf den Geschlechtsunterschied eintritt. Die Ferne, so da zwischen die Geschlechter gelegt werden soll, würde nicht verklärend, sondern verdunkelnd wirken, würde nicht Hochachtung, sondern Ueberschätzung und Unterschätzung, sowie ein Hin- und Herschwanken zwischen Verhimmelung und Mißhandlung erzeugen. Am entscheidendsten für all dies ist aber gerade die Entwickelungszeit und somit die Erziehung in den höheren Schulen. Gerade in dieser Zeit erwachen die Neigungen der Geschlechter und müssen vor Ueberspannung, die ja durch künstliche Ferne entsteht, bewahrt bleiben, müssen vielmehr eine angemessene Nahrung durch Vertrautheit mit den seelischen Eigenthümlichkeiten ihres Gegenstandes erhalten. Wir haben es zur paritätischen Schule in jeder Beziehung gebracht, haben eingesehen, welchen Werth es hat, wenn die Kinder verschiedener Stände, Berufe, Besitzklassen und Bekenntnisse mit einander ihren Unterricht empfangen und ihre Unterhaltungen genießen.

Bewahren wir also in erster Linie unser kostbares Gut der Co-education, und lassen wir uns nicht in jene finsteren Zeiten des Klassengegensatzes zurückwerfen!"

Wollen wir diese Vertheidigung auf unsere gegenwärtigen Verhältnisse anwenden, so haben wir vor allem mit dem einen Grundgedanken zu thun, daß der gleichmäßige Verkehr der Geschlechter im Berufs- und Unterhaltungsleben Sache einer fortschreitenden Kultur sei. In der That sehen wir in weniger entwickelten, namentlich orientalischen Kulturen, selbst bei den alten Griechen, eine auch uns befremdende Scheidung der Geschlechter und danken dem Christenthum theilweise eine Annäherung der Frau an den Mann. Indessen dürfen wir darum noch nicht ein solches Ideal des gleichmäßigen Geschlechterverkehrs für eine Zukunftsphantasie halten. Innerhalb der heutigen Welt ist er im bäuerlichen und proletarischen Leben ziemlich ausgedehnt; vorwiegend ist es hier nur das Wirthshaus, das eine Absonderung der Geschlechter fördert. Auch die Co-education besteht für die unteren Schulen, wenigstens in ländlichen Gegenden, und dürfte in Deutschland früher überhaupt üblicher gewesen sein als jetzt. Für alle Schulstufen zeichnet sie den Unterricht in Amerika aus, zwar nicht schon ausschließlich, aber doch in steigender Verbreitung. Bei diesem System werden also Knaben und Mädchen gleichzeitig in demselben Klassenzimmer und in denselben Gegenständen unterrichtet. Das Bedenken, daß dadurch auch die unbestrittenen Geschlechtsunterschiede verwischt werden, entfällt wenigstens insofern, als doch für einige Gegenstände Unterschiede gemacht werden. Das Turnen ist getrennt, denn hier stellen die geschlechtsverschiedenen Körper ebenso verschiedene Anforderungen, wie die geschlechtsverschiedenen Seelen für Geographie usw. keine verschiedenen Anforderungen stellen. Der Handfertigkeits-Unterricht ferner, in Amerika beliebt, in Deutschland erst empfohlen und nur hie und da eingeführt, verbleibt den Knaben, statt seiner erhalten die Mädchen Unterricht in Handarbeiten und im Kochen, welch letzterer auf der unteren Stufe des mittleren Unterrichts fast überall obligatorisch ist. Die beiden Stufen des Hochschul-Unterrichts — also die „Collegien" und „Universitäten" — sind an drei Orten den beiden Geschlechtern ganz gleichmäßig erschlossen: in Chicago, Cornell und Michigan (über Chicago vergleiche in dieser Beziehung „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" 1895, Nr. 225). Andere Hochschulen lassen Frauen mit gewissen Unterschieden zu, und eine, Bryn Mawr, ist ausschließlich Frauen-Universität.

Wir können hier weder die geschichtlichen Ueberblicke über diese Bewegung, noch auch den nicht mehr neuen eigentlich pädagogischen Streit über Co-education fortführen. (Zuletzt wohl hat darüber Waetzold

in der „Deutschen Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen", I 1, geschrieben; auch der neueste Erforscher der Geschlechts-Unterschiede, H. Ellis, tadelt die Geschlechtertrennung in der Schule.) Unsere Aufgabe soll es zum Schlusse sein, die Bedeutung des Auseinanderhaltens der Geschlechter in unserem allgemeinen Leben vornehmlich daraufhin zu verfolgen, wie weit sie den Geschlechtern selbst und ihrem eigenthümlichen Verkehr nützen oder schaden. Hier dürfte ein Blick auf unsere Studenten keine tröstlichen Aufschlüsse geben. Menschen von beinahe schon reifem Lebensalter, die nach wenigen Jahren in den Kreis der Pflichten gegenüber Frau und Kindern eintreten, leben zumeist ihre Jahre dahin, ohne eine andere Berührung mit dem weiblichen Geschlecht, als sie bei der Budenwirthin, bei der Kellnerin u. dergl. m. zu holen ist. Das eigentlich sogenannte studentische Leben engt gänzlich in eine geschlechtslose oder vielleicht zum Theil erst recht geschlechtliche Welt ein, für die das Weib eine andere Welt, bestenfalls den Gegenstand mehr oder minder freundlicher Herablassung bildet. Diese Abschließung, deren eigentlicher Boden abermals das Wirthshaus ist, setzt sich dann auf ziemlich gleiche Weise in's spätere Leben fort, und zwischen Stammtisch und häuslichem Heerd gähnt eine Kluft, die mit schuld ist an so manchem ehelichen Unglück. In unseren sogenannten Gesellschaften sitzen die Geschlechter bei dem materiellen Geschäft des Speisens beisammen; ist dieses vorüber, so erfolgt die Verabschiedung in verschiedene Zimmer, in das der Herren mit dem Charakter des Wirthshauses und der Wirthshausgespräche und in das der Damen, ein würdiges Gegenstück dazu.

Und wenn wir von all dem ehelichen Unglück auch die vielen Fälle eines geradezu feindseligen Verhaltens der Ehegatten zu einander ausschließen und uns auf die Fälle eines freundlichen Verkehrs beschränken, so können wir doch sehen, wie häufig auch da das gegenseitige Verhältniß ein fremdes ist. Selbst in den besseren Fällen ist die Frau für den Mann ein Gegenstand materieller Anforderungen, kein Glied eines „Bundes für's Leben." Sie näher zu erkennen und an sich heranzuziehen, hat eben der Mann nicht gelernt, und eben so wenig hat die Frau das Entsprechende gelernt. Gelingt es beiderseits, dies nachzuholen, so war es doch eine gefährliche Belastung des ehelichen Verhältnisses. Anders, wenn von vornherein die Geschlechter sich kennen zu lernen und zu würdigen gewohnt sind; das, leider noch ausländische, Schlagwort unserer Zeilen ist vielleicht berufen, auch darin fortschrittlich zu wirken.

Pasing. Dr. Hans Schmidkunz.

Abnormitäten des Bewußtseins.

Normal ist das Seelenleben, wenn es sich nach den physiologischen Gesetzen unter Bedingungen abspielt, welche mit bestimmter Konstanz für gewöhnlich das Bewußtsein aller Menschen reguliren. Eine Störung des Getriebes, sei sie nun direkt körperlicher Art, oder habe sie im Seelischen selbst ihren Ursprung, macht das Seelenleben in größerer oder geringerer Ausdehnung zu einem krankhaften, pathologischen; es treten dann die verschiedenen Fälle der Geisteskrankheiten auf, die schließlich zur völligen Geisteszerrüttung, zur Paralyse des Gehirns führen können. Aber nicht schroff stehen die pathologischen Zustände des Bewußtseins den gesunden gegenüber, eine Reihe stetiger Uebergänge findet statt von dem vollständig normalen bis zum durch und durch kranken seelischen Leben. Schon im Schlafe und Traume haben wir Fälle von Abweichungen vom normalen Bewußtseinszustande, indem hier die Bedingungen physiologisch und psychisch andere sind als die im Zustande des Wachseins bestehenden. Auch die Hypnose stellt einen abnormen Seelenzustand dar, der mit dem des Schlafes das Gemeinsame hat, daß die Reize der Außenwelt in ganz eigenthümlicher Weise aufgenommen und gedeutet werden. Dennoch wäre es verfehlt, Schlaf und Hypnose schon als pathologische Zustände zu betrachten. Das Gleiche gilt nun für eine Reihe von Erscheinungen, die gleichfalls von der gewöhnlichen Regel abweichen und uns das Bewußtsein unter veränderten Bedingungen arbeitend zeigen. Sie sind allbekannt unter den Namen der Illusionen, Hallucinationen und der sekundären Empfindungen. Mit diesen äußerst interessanten Zuständen wollen wir uns näher beschäftigen.

Jemand geht spät am Abend eine einsame Straße. Da sieht er plötzlich eine gespenstische Gestalt vor sich, und entsetzt prallt er zurück. Doch er faßt sich, gewinnt ruhig Blut, sieht genauer zu, und findet nun, daß das Gespenst nichts anderes war, als ein weiß angestrichener Meilenzeiger. Das Gespenst war nur eine Illusion, ein Gaukelbild der Phantasie. Oder in einer Gesellschaft sind Gespenstergeschichten erzählt worden, und jemand glaubt kurz darauf selbst ein Gespenst zu sehen. Wen wäre es nicht schon oft ergangen, daß er in Erwartung einer Person momentan andere für den Erwarteten gehalten hat? In allen diesen und ähnlichen Fällen wird etwas wahrgenommen, was in Wirklichkeit an dem bestimmten Orte gar nicht da ist, wobei aber stets irgend ein Gegenstand den Anlaß zu dieser Wahrnehmung giebt. Wie ist dies zu erklären?

Es ist ein allgemeines psychologisches Gesetz, daß jede Wahrnehmung Elemente enthält, die eigentlich erst von uns hinzugethan werden, ohne daß wir es bemerken. Wäre dies nicht der Fall, so würden wir die Dinge nicht einmal erkennen und richtig auffassen; dies ist nur möglich, weil wir aus dem Vorrathe unseres Gedächtnisses das Wahrgenommene ergänzen. So lesen wir z. B. über die Druckfehler eines Buches hinweg das Wort richtig, indem wir an Stelle der fehlenden oder falschen Buchstaben unwillkürlich die passenden setzen. Wir gehen beständig mit einer Masse von Residuen früherer Wahrnehmungen umher, die wir an die neuen Wahrnehmungen heranbringen, diese ergänzend und berichtigend und dadurch erst erkennend. Die Verschmelzung des Alten mit dem Neuen ist dabei eine so innige, unmittelbare, daß wir uns des Prozesses gar nicht bewußt werden. Die Elemente der Erinnerung gehen völlig in der neuen Wahrnehmung auf. Umgekehrt nun verhält es sich bei der Illusion. Hier ist der allgemeine Zustand des Bewußtseins entweder physiologisch (durch nervenerregende Getränke u. dgl.) oder durch vorhergegangene stärkere Erregungen des Vorstellungsablaufes derart beschaffen, daß die aufgespeicherte Vorstellungsmasse viel leichter lebendig bewußt werden kann und dazu noch mit viel größerer Lebhaftigkeit. Die Folge davon ist, daß der geringfügigste, irgend eine Beziehung zu dem momentanen Bewußtsein habende Reiz genügt, um eine Vorstellung zu produziren, die mit sinnlicher Stärke auftretend, das wirklich Wahrgenommene gleichsam umspinnt, derart, daß es ganz anders gedeutet wird, anders erscheint, als es eigentlich ist. Aehnlich verhält es sich ja im Traum, der nichts anderes ist, als eine Reihe von Illusionen und Hallucinationen, verursacht durch kleine Reize in der Umgebung des Schlafenden oder in ihm selbst. Interessant ist die Thatsache, daß Illusionen sich willkürlich hervorbringen lassen. Man richte seine Aufmerksamkeit fest auf die geblümte Tapete des Zimmers und man wird bald, besonders bei bestehender Absicht sie zu sehen, bemerken, daß die gemalten Blumen allerhand Formen von Köpfen ꝛc. annehmen. Oder, wer hat nicht schon aus dem taktmäßigen Rollen der Räder eines fahrenden Zuges bekannte Melodien herausgehört?

Nicht immer lassen sich die Illusionen von den ihnen verwandten Hallucinationen unterscheiden. Diese Bewußtseinszustände sind schon etwas seltener und stehen auch um eine Stufe tiefer auf der Leiter, die vom Abnormen zum pathologischen führt. Hier bedarf es keiner äußeren Reize, um Phantasmen von voller sinnlicher Lebhaftigkeit wachzurufen, sondern innere, in den Sinnesorganen gelegene Reize sind es, welche in eigenthümlicher Weise umgedeutet werden. Vielfach beruht dies auf Erkrankungen der Sinnesapparate, aber auch die normalen physiologischen Vorgänge im Organismus vermögen die als Hallucinationen bezeichneten Erscheinungen hervorzubringen. Bedingung dafür ist in allen Fällen eine besondere Erregbarkeit des Gehirns, die momentaner Art sein, aber auch auf einer vererbten Anlage beruhen kann. Es treten dann zu gewissen Zeiten scheinbar ganz plötzlich, ohne Zusammenhang mit den gewöhnlichen Erlebnissen, Wahrnehmungen auf, zu denen jegliches Objekt in der Außenwelt fehlt. Der Hallucinirende sieht grauenhafte Gestalten, längst verstorbene Personen, er hört Donnerstimmen, vernimmt schreck-

liche Drohungen und Verwünschungen, er glaubt Leichengeruch zu wittern ꝛc. Am seltensten sind Hallucinationen im Gebiete des Geschmacks- und Geruchssinnes, während die des Gesichts (Visionen) und des Gehöres (Akoasmen) häufiger sind und oft in Geräuschen im Ohr, verursacht durch die Blutzirkulation, bei den Visionen in Trübungen des Glaskörpers des Auges, in den sog. „mouches volantes" ihre Quelle haben. Dabei kommt es vor, daß die Hallucination einseitig ist, d. h. daß sie nur rechts oder links gesehen oder gehört wird. Manchmal werden sie in das Innere des Leibes verlegt, so daß die Stimmen aus dem Kopfe zu kommen scheinen oder geglaubt wird, es seien Schlangen im Leibe. In den einfacheren Fällen hat der Hallucinirende es meist in seiner Gewalt durch Anspannung seiner Aufmerksamkeit und seines Willens die Vision zu verscheuchen; sie kehrt dann oft einigemal wieder, um erst gänzlich zu verschwinden, wenn der Aufenthaltsort gewechselt wurde. Bedenklicher sind schon die Fälle, wo Hallucinationen in derselben Form beständig wiederkehren und das Bewußtsein, daß es nur Gaukelbilder sind, die den Sinn fesseln, abhanden kommt. Es ist häufig der Fall gewesen, daß solche Hallucinationen den Charakter von Wahnvorstellungen, von „fixen Ideen" angenommen und den Irrsinn im Gefolge gehabt haben. Es ist leicht einzusehen, daß Leute von starker Phantasie zur Hallucinationen besonders gut inclinirt sind, daher gerade bei Künstlern Hallucinationen nicht selten sind. Der italienische Maler Spinello Aretini soll seine Madonnen visionenhaft geschaut und gleichsam abgemalt haben. Der berühmte Gelehrte Cardanus, ferner Pascal, Pope, Mendelssohn haben Hallucinationen gehabt, desgleichen Jean Paul, Byron, Tieck u. A. Der Aufklärer Nicolai litt so sehr an Visionen, daß er eine Blutegelkur anwenden mußte; sobald das Blut vom Gehirn abgeleitet war, verschwanden die Visionen. Goethe spottet darüber im ersten Theile des Faust; er selbst aber berichtet (in „Dichtung und Wahrheit") über eine Vision, die er auf dem Ritte von Sesenheim erlebte, wo er sich selbst mit einem hechtgrauen Mantel bekleidet sich entgegenreiten sah. Von dem äußerst phantasievollen, aber auch nervenzerrütteten Dichter E. Th. A. Hoffmann ist bekannt, daß er nicht allein arbeiten konnte, weil die Gestalten seiner Einbildungskraft leibhaftig um ihn zu stehen schienen. Von Komponisten ist es Robert Schumann, der an ausgesprochenen Hallucinationen litt. Der Physiker und Philosoph Fechner und der Anatom Henle berichten, daß sie die Gegenstände, mit denen sie während des Tages sich intensiv beschäftigten, im Dunklen mit voller Lebhaftigkeit erblickten. Verwandt mit dieser Erscheinung sind die sog. „hypnogogischen" Phänomen; bei geschlossenen Augen nimmt man vor dem Einschlafen manchmal farbige Flecke wahr, die sich bald zu bunten Figuren ordnen, deren Beschaffenheit oft willkürlich modifizirt werden kann. Verfasser dieses konnte diese Phänomen einigemal an sich selbst studiren; dieselben treten besonders nach anstrengender geistiger Arbeit auf und stehen jedenfalls mit der damit verknüpften Erregung des Centralnervensystems in Zusammenhang. Ueberhaupt muß die Hallucination wie die Illusion physiologisch darauf beruhen, daß nicht wie bei der normalen Wahrnehmung durch einen von Außen kommenden Reiz die

Lebhaftigkeit des Bewußtseins erregt wird, sondern darauf, daß vom Gehirn selbst der Reiz ausgeht, welcher sich centrifugal bis zu den Sinnesorganen fortpflanzt und damit erst das Phantasma hervorzaubert. In ihrer Beschaffenheit unterscheiden sich die Hallucinationen durchaus nicht von den gewöhnlichen Sinneswahrnehmungen und erst das berichtigende Urtheil ist es, was die Grenze zwischen Schein und Wirklichkeit zieht.

Erst in neuester Zeit beschäftigt man sich eingehender mit einer eigenthümlichen Art von Bewußtseinszuständen, die als „sekundäre Empfindungen", auch als „Analogien der Empfindung" bezeichnet werden und von denen einen Spezialfall die sog. audition colorée bildet. Während nähmlich für gewöhnlich eine Empfindung von sinnlicher Lebhaftigkeit und durch irgend einen Reiz (Schall-, Lichtwellen ꝛc.) hervorgerufen wird und nur Erinnerungsbilder früherer Empfindungen durch Empfindungen unmittelbar sich reproduziren lassen, kommt es bei manchen Personen vor, daß mit einer Empfindung eine andere und zwar aus einem anderen Sinnesgebiet sich verknüpft. Die „audition colorée" besteht darin, daß ein Schall oder Klang zugleich eine Farbenempfindung auslöst, derart, daß z. B. ein Buchstabe, ein Wort farbig erscheint. Am häufigsten trifft es sich, daß hohe, schmetternde Töne (z. B. die einer Trompete) die Empfindung: gelb reproduziren, tiefe Töne dagegen dunkle Farben. Der Dichter Otto Ludwig berichtet, daß sich ihm die Töne eines Musikstückes sofort in leuchtende Farben umsetzten. Seltener werden Geschmäcke und Gerüche farbig empfunden, doch sind Fälle davon bekannt. Umgekehrt können auch Farben, Gehörsempfindungen, Phonismen, auslösen. Am interessantesten sind aber die verschiedenen Fälle, in welchen Buchstaben und Worte farbig „gehört" werden, wenn man sich so ausdrücken darf. Es wird gewiß unter den Lesern dieser Zeilen manche geben, die in jüngeren Jahren oder auch noch gegenwärtig gewisse Worte nicht hören oder lesen können, ohne sofort bestimmte Farben zu sehen. Verfasser selbst erinnert sich, daß er als Knabe von 8—9 Jahren jeden Tag der Woche in einer anderen, bald hellen, bald dunklen Farbe sich vorstellte, so den Montag dunkelbraun, den Dienstag hell usw. Meist ist die Farbe der Worte ein Gemisch aus denen der einzelnen Buchstaben, manchmal überwiegt die Farbe nur eines Buchstaben. Dabei ist die Art der Vorstellung sehr verschieden: bald sieht man die Farbe oberhalb des Buchstaben oder Wortes, bald unterhalb, dann wieder ist sie eine Fläche, auf der das Wort zu liegen scheint, bald scheinen die Buchstaben selbst gefärbt zu sein. Ueberhaupt herrschen auf dem Gebiete der „sekundären Empfindungen" die mannigfachsten Varietäten, die noch sehr der Untersuchung bedürfen. Auf Veranlassung Fechners hat vor einigen Jahren der philosophische Verein in Leipzig Fragebogen versendet und gegen 350 Fälle dieses eigenärtigen Phänomens registirt. Andere Forscher haben gefunden, daß ca. $^1/_8$ aller Menschen solche sekundäre Empfindungen haben, die meisten ohne es zu wissen. Eine bestimmte Regelmäßigkeit in den Erscheinungen konnte bislang noch nicht festgestellt werden, dazu bedarf es noch vieler genauer Untersuchungen. Was die Theorie der sekundären Empfindungen betrifft, so sind die Meinungen noch getheilt. Während die Einen glauben, die Erscheinung beruhe darauf, daß die Erregung

einer Gehirnpartie gewisse Associationsbahnen einschlage und in eine andere Gehirnpartie, in ein neues Sinnescentrum gelange, hält eine mehr psychologische Erklärung das Gefühl für den Vermittler der Reproduktion.

Demnach ruft der hohe Ton die Farbenempfindung gelb hervor, weil die Beschaffenheit des mit ihnen verknüpften Gefühles (der Lust oder Unlust) bei beiden verwandt ist. So viel diese Ansicht für sich hat, so bedarf sie doch noch der Bestätigung und einer befriedigenden physiologischen Ergänzung. Von den reinen Fällen sekundärer Empfindungen sind jene zu sondern, die auf bloßer Association, Vergesellschaftung von Vorstellungen, beruhen. Wenn jemand oft eine bestimmte Farbe mit einem bestimmten Tone wahrgenommen hat, dann erscheint es ganz natürlich, daß das Auftreten der einen Vorstellung die andern nach sich zieht. Wo es sich aber um reine Fälle handelt, da dürfte sehr oft eine mehr oder weniger krankhafte Erregbarkeit des Gemüthes vorliegen, die mitunter auch ererbt sein kann. Man hat gefunden, daß sekundäre Empfindungen oft bei allen oder den meisten Mitgliedern einer Familie vorkommen.

Die Wichtigkeit der Psychologie und ihrer Ergebnisse für die Behandlung der Geisteskrankheiten dürfte aus den vorstehenden Ausführungen zur Genüge erhellen. Handelt es sich doch zunächst darum, die Abnormitäten des Bewußtseins in ihren einfachsten Formen kennen zu lernen und zum Normalen in Beziehung zu setzen. So erst wird das rechte Verständniß der verwickelten Fälle geistiger Störungen erkannt. Außer den beschriebenen Phänomen giebt es noch andere, welche schon die Grenze des Gesunden überschreiten und die Grunderscheinungen der Seelenkrankheiten bilden. Mit ihnen werden wir uns vielleicht in einem weiteren Artikel vertraut machen.

Prag. Dr. Rudolf Eisler.

Die künſtleriſchen Mittel der Darſtellung in Nietzſches „Zarathuſtra“.

Friedrich Nietzſche iſt es mit ſeinem „Zarathuſtra“ ähnlich ergangen, wie jenem kunſtreichen Waffenſchmiede mit ſeiner Rüſtung. Die edlen Herren, die er eingeladen hatte, ſie zu betrachten, prüften nur die Güte des Stahles und die Schmiegſamkeit der Gelenke. Sie geriethen in heftigen Streit über die Schwere des Schildes und die Wucht des Schwertes und vergaßen darüber ganz und gar, was unſerm Künſtler ſo ſehr am Herzen gelegen hatte: die prächtige Harmonie des Ganzen, die Zartheit der Bilder, welche die einzelnen Plättchen zierten, das feine Gewinde der Ketten und Ringlein, die Ziſelirung am Schwert und die Stickerei am Fähnchen der Lanze.

Iſt es nicht hohe Zeit, in der Rüſtung einmal nur das Kunſtwerk zu bewundern?

„Im Gebirge iſt der nächſte Weg von Gipfel zu Gipfel: aber dazu mußt Du lange Beine haben. Sprüche ſollen Gipfel ſein: und Die, zu denen geſprochen wird, Große und Hochwüchſige.“

Wir ſtehen auf hohem Gipfel. In ſchmaler Fläche, wenige Quadratſchuh groß, läuft der Rieſenbau des Berges aus. Hier oben, wo wir auf die gewaltige Felſenmaſſe hinunterſchauen, hier erſt begreifen wir ſein mächtiges Gefüge, hier erkennen wir ſeine Höhe, hier ſehen wir, wie er ſich einreiht in die Kette des Gebirges.

So die Sprüche Zarathuſtras. Sie ſind die Zuſammenfaſſung, die Gipfel eines gewaltigen Gebirges von Erfahrungen und Ueberlegungen. In knapper Form drängen ſich nur die Schlußgedanken zuſammen.

„Ich gehöre nicht zu denen, welche man nach ihrem Warum fragen darf.

Iſt denn mein Erleben von Geſtern? Das iſt lange her, daß ich die Gründe meiner Meinungen erlebte.

Müßte ich nicht ein Faß ſein von Gedächtniß, wenn ich auch meine Gründe bei mir haben wollte.

Schon zu viel iſt mir's, meine Meinungen ſelber zu behalten, und mancher Vogel fliegt davon“.

Zarathuſtra giebt uns nur die Schlußglieder ſeiner Gedankenketten an die

Hand. Er verſchmäht es, dieſe langſam und bedächtig vor uns abzurollen wie ein Katheder-Philoſoph.

Und dieſe Schlußglieder ſelbſt, in denen ſich für den Eingeweihten ein abgerundetes, bis in's Einzelne durchgeführtes philoſophiſches Syſtem enträthſelt: ſie ſind gleichfalls ohne alle ſchulmäßige Form. Die vor- oder nachkantiſchen Termine ſind geſchwunden. Der langweilige, ſpröde Stil, der bis auf Schopenhauer geradezu ein Kennzeichen deutſcher philoſophiſcher Werke war, er hat ſich hier zur Parabeln, zu Räthſelbildern, zu Bonmots verdichtet. Die ſchwierigſte Materie iſt überwältigt wie im Spiel. — Nietzſche vergleicht einmal den eigenen Stil mit der Kunſtform des Reliefs: „Wie Relieffiguren dadurch ſo ſtark auf die Phantaſie wirken, daß ſie gleichſam auf dem Wege ſind, aus der Wand herauszutreten und plötzlich irgendwodurch gehemmt Halt machen: ſo iſt mitunter die reliefartig unvollſtändige Darſtellung eines Gedankens, einer ganzen Philoſophie wirkſamer als die erſchöpfende Ausführung: man überläßt der Arbeit des Beſchauers mehr, er wird angeregt, das was in ſo ſtarkem Licht und Dunkel vor ihm ſich abhebt, fortzubilden, zu Ende zu denken und jenes Hemmniß ſelber zu überwinden, welches ihrem völligen Heraustritt bis dahin hinderlich war." — Nietzſche giebt uns nur den Duft, die Eſſenz der Dinge. Er deutet an, er winkt, er neckt uns, wie ein japaniſches Gemälde. Ein origineller Vergleich, eine blendende Antitheſe, eine neue Verbindung, ja ein ſeltſam neu geſchaffenes Wort genügen oft, um eine neue Gedankenkette anzudeuten, dem bisher Geſagten eine unerwartete Wendung zu geben, einen charakteriſtiſchen Zug hinzuzufügen. In dieſen kleinen und großen Schelmereien, in dieſen Räthſeln und Räthſelchen, die ſich meiſt ſpielend löſen, aber den Geiſt in fortwährender Spannung erhalten, liegt der unendliche Reiz von Nietzſches Sprache. Und gleichzeitig: der Wunſch, ſolche Räthſel aufzugeben und zu löſen, Ueberraſchungen zu bereiten und in Erſtaunen zu verſetzen; das Beſtreben, eigenartig zu ſein ſelbſt im Geringſten — Originalitätsſucht können wir es in ſeiner Uebertreibung nennen —: es iſt wohl der Schlüſſel zu Nietzſches ganzer Schreibweiſe. —

Dieſer Bonmot-Stil, der bei einem Geringeren nur unendlich geſchraubt und geziert geklungen hätte, iſt durch Nietzſches Kunſt zur auserleſenen Sprache eines geiſtvollen, überlegenen Mannes geworden, der gewohnt iſt, Fangball zu ſpielen mit dem, was andere unter ſeiner Laſt zerdrücken würde.

Es läßt ſich wohl aus keinem modernen Werke eine ſolche Fülle geiſtreicher Sprüche, Aphorismen, Gedankenſplitter herausſchälen, wie aus Nietzſches „Zarathuſtra". Und alle ſind ſie eigenartig reich an Antitheſen und originellen Bildern.

Doch ich entgehe der Verſuchung, hier eine Ausleſe zu geben.

Es gilt vielmehr jetzt, zu unterſuchen, mit welchen Kunſtmitteln unſer Dichter dieſen reichen und glänzenden Stil geſchaffen hat. — —

Wenn es wahr iſt, was Zola ſagt, daß nur die größten Geiſter eine Sprache bereichern können, ſo iſt Friedrich Nietzſche gewißlich der Größten einer. Er hat eine unendliche Menge neuer Wörter und neuer Wendungen geprägt. Von den

„Viel-zu-Vielen", den „Hinterweltlern", den „Halb- und Halben" — um nur eine winzige Anzahl herauszugreifen aus der Fülle — von ihnen lieſt man ſchon in allen Feuilletons und in zahlreichen Dichtungen. Die meiſten der neu geſchaffenen Worte enthalten ſchon in ſich ſelbſt eine Schelmerei, eine Ueberraſchung. Der Dichter knüpft gewöhnlich an die Urbilder der Sprache an, ändert ſie entweder lautlich ein wenig, um dann einen anderen Sinn mit ihnen zu verbinden, oder er fügt den erſten Theil eines Kompoſitums mit einem Worte zuſammen, das dem zweiten Gliede ähnlich oder gegenſätzlich iſt. Und denn leſen wir, von „beleu- und belügenmunden", von „Vater- und Mutterländern", von „Muthwille und Wohlwille", von „Freudenſchaften und Leidenſchaften", von „Wohlthaten und Wehthaten", von „Trauerſpielen und Trauerernſten".

Oder er bildet ganz neue Zuſammenſetzungen, wie „wunderwürdig", „todtſchweigſam", „leidendverführeriſch".

Abſtrakta führt er ein in der Mehrheit.

Schier unmögliche Steigerungen bildet er und ſpricht vom „Allerirdiſchſten" oder von einem „allzuſammtnen Lächeln".

Für das einfache Verb der Proſa ſetzt er das dazugehörige Subſtantiv mit der Kopula. Er ſagt nicht einfach: „Ihr widerlegt den Glauben und brecht allen Gedanken die Glieder", ſondern: Wandelnde Widerlegungen ſeid ihr des Glaubens ſelber, und aller Gedanken Gliederbrechen".

Aehnlich an- oder ausklingende Wörter fügt er zuſammen, indem er mit feinem Gefühle dem volksthümlichen Sprachempfindungen nachgeht. Er ſpricht von „Griff und Gier der Selbſtſucht", von „Geſpenſter-Hauch und Huſchen", von „ſtolzig und ſtolz", von „Mittler und Miſcher", von „Lüſten und Laſtern". Er bekämpft aller „Dichter-Gleichniß, Dichter-Erſchleichniß", alle „Neidbolde Leidholde", „Leiſetreter und Leiſebeter", „Schnurrpfeifer und Knurrpfeifer", „Speichellecker und Schmeichelbäcker".

Ueberhaupt weiß er die Alliteration in geſchickteſter Weiſe ſeinen künſtleriſchen Zwecken dienſtbar zu machen.

In dieſen Eigenheiten hat Nietzſche manches mit Richard Wagner gemeinſam. Doch ſpüren wir in unſeres Dichters Stil ein feineres Empfinden, ein innigeres Vertrautſein mit dem Sprachleben. Er wendet ſich nicht unbedachtſam von den Wegen ab, welche die Sprachentwicklung geht, ſondern wandelt auf ihnen fort, ſoweit ſie führen; und erſt, wenn ſie ihm in Stich laſſen, dann ſucht er ſich auf eigne Fauſt einen Pfad zu ſchaffen, und zwar einen Pfad, der nicht nur ihm, ſondern, wenn möglich, auch ſeinen Nachfolgern dienen kann. Wagner bildete ſich als Unterlage für die wuchtige Muſik ſeines Nibelungen-Zyklus eigene Worte und eigene Satzgefüge. Er griff zu Um- und Neubildungen, die nur dieſem Zwecke dienen konnten. Im Sprachleben des Alltags und ſelbſt der Poeſie würden ſie zu maſſig und grotesk wirken. Nietzſche aber hat mit ſeinem Geiſte unſere Sprache um Schätze bereichert, die ſich ausmünzen laſſen für den Verkehr des Werkeltages.

Nicht ſelten aber geht unſerm Dichter das Flügelrößlein durch. Und dann

häuft er die übermüthigſten Wortbildungen und die tollſten Vergleiche, ſo daß mitunter ein gar krauſes Gebilde entſteht. Nietzſche fühlte wohl ſelbſt, daß er manchmal des Guten zu viel that, und wollte gewiß nicht nur ſeine Nachahmer ſondern auch die Uebertreibungen des eigenen Stiles ironiſiren, indem er jenen Narren einführte, den „das Volk den Affen Zarathuſtra's hieß".

Um ſeiner Luſt am Antitheſenſpiel vollauf Genüge zu thun, ſcheut ſich Nietzſche auch nicht, bekannte Worte unſerer großen Meiſter aufzugreifen, ſie zuſtutzen und umzumodeln nach ſeinem Gefallen.

„Seit ich den Leib beſſer kenne, — ſagte Zarathuſtra zu einem ſeiner Jünger — iſt mir der Geiſt nur noch gleichſam Geiſt; und alles das ‚Unvergängliche' — das iſt auch nur ein Gleichniß."

Und dazu ſpäter: „Ach, wie bin ich all des Unzulänglichen müde, das durchaus Ereigniß ſein ſoll! Ach, wie bin ich der Dichter müde!"

Und in derſelben Rede: „Ach, es giebt ſo viele Dinge zwiſchen Himmel und Erde, von denen ſich nur die Dichter Etwas haben träumen laſſen!"

— Doch ſind dieſe Anſpielungen auf Dichterworte nur ſelten im Vergleich zu den Beziehungen auf die Bibel. Immer und immer wieder knüpft der Meiſter an Erzählungen, an Ausſprüche und Gleichniſſe des alten und neuen Teſtamentes an, nur ſie auszudeuten, umzudeuten, zu verändern oder zu ironiſiren.

„Ach, wie ihr mir daſteht, ihr Unfruchtbaren, wie mager in den Rippen, und Mancher von euch hatte wohl deſſen ſelber ein Einſehen."

Und er ſprach: „es hat wohl da ein Gott, als ich ſchlief, mir heimlich Etwas entwendet? Wahrlich, genug, ein Weibchen daraus zu bilden!"

Hier iſt eine übermüthige Anſpielung auf den Bericht der Geneſis. An andern Stellen aber ſpricht er ernſt:

„So ihr aber einen Feind habt, ſo vergeltet ihm nicht Böſes mit Gutem: denn das würde beſchämen."

„Der Menſch der Erkenntniß muß nicht nur ſeine Feinde lieben, ſondern auch ſeine Freunde haſſen können."

„Liebt immerhin euren Nächſten gleich euch — aber ſeid nur erſt Solche, die ſich ſelber lieben. —"

— Dieſe Art, altes Gold neu auszuprägen, erinnert ſelbſt wieder an das neue Teſtament, wo Chriſtus nicht müde wird, Lehren und Sprüche des alten Bundes ſeinen Neulehren unterzulegen, ſie mit friſchem Geiſte zu beſeelen, oder aber ſie als verwerfliche Irrthümer entſchloſſen zu bekämpfen.

Unſer Dichter will durch dieſem kleinen Zug, wie überhaupt mit allen nur möglichen Mitteln, den Vergleich ſeines Zarathuſtra mit der Schrift, beſonders den Evangelien provoziren. Er fühlt ſich als Träger einer neuen Heilswahrheit, die ſeinem Volke und der ganzen Menſchheit ein Zeitalter ungeahnter Kultur heraufbeſchwören ſoll. Die Mitleidslehre des Chriſtenthums ſcheint ihm verwerflich. Eine neue Wahrheit muß an ihre Stelle treten. Er ſelbſt glaubt ſie gefunden zu haben und will ſie in ſeinem „Zarathuſtra" allem Volke predigen. Darum ſtellt er ſein Werk kühn in Vergleich mit der Schrift.

Auch er ist Prophet, auch er ist ein Künder des Heiles. Er will neue Lehren ausstreuen, wie einst Christus und seine Jünger gethan. So kommt es, daß sich Nietzsche in so vielen Punkten an die Bibel anschließt.

Der Ton seiner Sprüche ähnelt in den ernstesten würdigsten Partien bald dem gemessenen und prunkvoll daherschreitenden Pathos der Psalmen, bald in den wundervoll einfach gehaltenen Erzählungen dem schlichten Stile der Evangelien. Diese Anklänge an die Sprache der Bibel geben den ernstpathetischen Reden einen fast religiös-prophetischen Charakter, den kurzen einleitenden Berichten aber eine Tönung in's Einfach-Herzliche. Und schließlich dort, wo der Dichter seiner tollen Laune den Zügel schießen läßt, mildern sie den Uebermuth zum überlegenen Scherze eines ehrwürdigen Greises herab.

Besonders in den Partien, wo der Dichter von den äußeren Erlebnissen Zarathustras erzählt, schließt er sich eng an den Stil Martin Luthers an. Seine Verknüpfungen sind hier asyndetisch oder aber mit den denkbar einfachsten Mitteln bewerkstelligt. Und ein alterthümliches „also, daß", ein „Und, siehe!" und zahlreiche andere Worte der Lutherischen Bibelsprache begegnen uns fort und fort. Lesen wir die Einleitung zu dem Kapitel „Vom Gesicht und Räthsel", so schwören wir, sie könnte ihrem Stil nach recht wohl den Evangelien entnommen sein. Unser Dichter erzählt: „Als es unter den Schiffsleuten ruchbar wurde, daß Zarathustra auf dem Schiffe sei — denn es war ein Mann zugleich mit ihm an Bord gegangen, der von den glückseligen Inseln kam —, da entstand eine große Neugierde und Erwartung. Aber Zarathustra schwieg zwei Tage und war kalt und taub vor Traurigkeit, also, daß er weder auf Blicke noch auf Fragen antwortete. Am Abende aber des zweiten Tages that er seine Ohren wieder auf, ob er gleich noch schwieg: denn es gab viel Seltsames und Gefährliches auf diesem Schiffe anzuhören, welches weither kam und noch weiterhin wollte. Zarathustra aber war ein Freund aller Solchen, die weite Reisen thun und nicht ohne Gefahr leben mögen. Und siehe! Zuletzt wurde ihm im Zuhören die eigene Zunge gelöst, und das Eis seines Herzens brach: — da begann er also zu reden:" —

Wir sehen, kurz und knapp wird von den äußeren Thatsachen und Ereignissen berichtet. Die erzählenden Abschnitte sollen — wie meist auch im neuen Testamente — nur die Einleitung geben zu einer Rede Zarathustras.

An die Poesie der Psalmen hin wiederum erinnert der gern verwendete Parallelismus membrorum: Die Wiederholung desselben Gedankens in andern Worten; — dann aber vor allem — der ganze herrliche, prächtige Bilderreichthum unseres Dichters. Hier ist Nietzsche ganz Orientale. Eine solche Pracht, eine solche Ueberfülle der Bilder gehört dem phantasieglühenden Morgenlande an. Alles, was mit dem Dichter in Berührung kommt, muß ihm zur Parabel, muß ihm als Ausdrucksmittel dienen für einen Gedanken. Eine profaische, alltägliche Wendung, unter seinen Händen wird sie zum Bilde: Er schält aus ihr den ursprünglichen poetischen Kern heraus und bringt ihn uns durch ein hinzugefügtes Wort oder durch die Betonung allein zum Bewußtsein. Er personifizirt alle Gegenstände der Welt und diese selbst,

alle Gefühle, alle Aeußerungen des Menſchen. Er ſpricht vom Zähneknirſchen des Willens, vom Todesſprunge der Müdigkeit. Er ſagt von einer „kleinen Wahrheit“: „ſie iſt ungebärdig wie ein junges Kind; und wenn ich ihr nicht den Mund halte, ſo ſchreit ſie überlaut.“ — Wunderbar umſchreibt er die Sehnſucht, die ihn treibt, ſeinen Freunden die letzten Früchte ſeines Forſchens mitzutheilen:

„Meine wilde Weisheit wurde trächtig auf einſamen Bergen; auf rauhen Steinen gebar ſie ihr Junges, Jüngſtes.

Nun läuft ſie närriſch durch die harte Wüſte, und ſucht und ſucht nach ſanftem Raſen — meine alte wilde Weisheit!

Auf eurer Herzen ſanften Raſen meine Freunde! — auf eure Liebe möchte ſie ihr Liebſtes betten! —“

Zahlreiche Abſchnitte ſind ihrer ganzen Anlage nach Parabeln.

Die Einleitung zunächſt, in der Zarathuſtras innere Erlebniſſe bei ſeinem erſten Eintritte in's Leben geſchildert werden. Dreißig Jahre alt verläßt der Prophet die einſame Höhle im Gebirge, um hinunter zu ſteigen zu den Menſchen. Der Einſiedler, der nur für ſich ſelbſt und ſeine Ideale lebt, räth ihm ab, die Menſchen zu belehren. Doch Zarathuſtra hört nicht auf ihn und beginnt in der nächſten Stadt ſeine Lehre vom Uebermenſchen. Doch das Volk achtet mehr auf den Seiltänzer, der inzwiſchen ſein Werk begonnen, als auf die Worte des Philoſophen. Ein grauſiges Schauſpiel bietet ſich plötzlich allen Augen. Ein übermüthiger Poſſenreißer ſpringt dem Seiltänzer nach, verhöhnt deſſen Unfertigkeit auf dem Seil und ſetzt ſchließlich in mächtigem Sprunge über ihn hinweg. Der Seiltänzer aber, verwirrt und erſchreckt, taumelt, ſtürzt und liegt zerſchmettert auf dem Boden. Das unerbittliche Leben, der rückſichtsloſe Kulturfortſchritt hat den zögernden Philiſter, der ihm den Weg verſperrt, den Typus der urtheilsloſen furchtſamen Menge, in den Abgrund geſchleudert. Zarathuſtra entſchließt ſich aus Pietät und Mitleid, den Leichnam zu begraben. Doch im Dunkel der Nacht empfindet er den ſteifen, toten Gefährten, den er auf den Rücken fortſchleppt, als eine entſetzliche Laſt. Da tritt auch der Poſſenreißer hinzu und räth ihm, ſich nicht dem Toten zu geſellen und die Stadt zu verlaſſen. Falls er nicht gehorche, würde er auch über ihm fortſpringen und ihn verderben. Im Walde, wohin ſich nun Zarathuſtra begiebt, bettet er den Leichnam in einen hohlen Baum und beſchließt, ihn dort zu laſſen, für ſich ſelber aber andere, lebendige Gefährten aufzuſuchen. — Mit der alten zerſchmetterten Weltanſchauung des Volkes läßt ſich die Lehre Zarathuſtras nicht vereinen. Trotz aller Pietät: er muß ſie ſich ſelbſt überlaſſen und unter der aufſtrebenden Generation ſich Genoſſen ſuchen. —

Prächtig iſt dieſe Parabel erzählt: ein ganzes großes Kapitel ſeeliſchen Lebens in der Form eines kurzen Geſchichtchens.

Dann das wundervolle Gleichniß von den drei Verwandlungen des Geiſtes, das ganz dem Anſchauungskreiſe des Orientalen entnommen iſt:

„Was iſt ſchwer? ſo fragt der tragſame Geiſt, ſo kniet er nieder, dem Kameele gleich, und will gut beladen ſein. — —

(Beladen aber eilt er in die Wüste, in seine Wüste.) — —

Aber in der einsamsten Wüste geschieht die zweite Verwandlung: zum Löwen wird hier der Geist, Freiheit will er sich erbeuten und Herr sein in seiner eigenen Wüste. — —

Recht sich nehmen zu neuen Werthen — das ist das furchtbarste Nehmen für einen tragsamen und ehrfürchtigen Geist. Wahrlich, ein Rauben ist es ihm und eines raubenden Thieres Sache. —

Aber sagt, meine Brüder, was vermag noch das Kind, das auch der Löwe nicht vermochte? Was muß der raubende Löwe auch noch zum Kinde werden?

Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein Neubeginnen, ein Spiel, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Ja-sagen.

Ja, zum Spiele des Schaffens, meine Brüder, bedarf es eines heiligen Ja-sagens: seinen Willen will nun der Geist, seine Welt gewinnt sich der Weltverlorene . .

Drei Verwandlungen nannte ich euch des Geistes: wie der Geist zum Kameele ward, und zum Löwen das Kameel, und der Löwe zuletzt zum Kinde." —

Und weiter das Gleichniß vom „Baum am Berge". Je mehr er hinauf in die Höhe und Helle will, um so stärker streben seine Wurzeln erdwärts, abwärts, in's Dunkle, Tiefe, in's Böse. —

Und weiter die Gleichnisse „Von den Fliegen des Marktes", „Vom Biß der Natter", „Vom Born der Lust", „Von den Taranteln" und viele, viele andere mehr. —

Zarathustra hat auch seine heiligen Thiere, Adler und Schlange: das stolzeste Thier und das klügste Thier unter der Sonne. — Seine Jünger schenken ihm einen Stab, an dessem goldenem Griffe sich eine Schlange um die Sonne ringelte: die neue Tugend, eine goldene Sonne, und um sie die Schlange der Erkenntniß.

Am reichsten ist unser Dichter in immer neuen wundervollen Bildern für die Erscheinungen der Natur. Er schildert den Mond, wie er „fromm und schweigsam hinwandelt auf Sternen-Teppichen;" das Meer, das „nimmer müde wird seines Spitzenfächers von Silber und Seide;" den „schneebärtigen Winterhimmel, den Greis und Weißkopf." Und hinweisend auf den herabsinkenden Abend, ruft er: „Ueber das Meer her reitet er, der gute Reiter! Wie er sich wiegt, der Selige, Heimkehrende, in seinen purpurnen Sätteln!"

Mit fester, genialer Hand sind diese Gemälde entworfen. Wir erblicken in ihnen eine Welt, die noch Niemand vor ihm gemalt. Wie die Schöpfungen Böcklins muthen sie uns an: Eine eigenartige Seele spricht zu uns in neuen, wenn auch oft seltsam bizarren Formen. Die aber gewinnen Leben, frisches pulsirendes Leben durch die Farbe, die wunderbare Schöpferin der Stimmung.

Was aber für die Malerei die Farbe, das ist der Rhythmus für Musik und Poesie. Er erst giebt den Werken beider ihren physiognomischen Charakter. Nietzsche aber ist ein Meister des Rhythmus. Mit seiner Hilfe weiß er den feinsten Nuancen seiner Stimmungsmalerei gerecht zu werden. Erhabenheit,

Schwung, Traurigkeit und Freude, Keckheit und Schalkheit iſt in den wechſelnden Rhythmen zu leſen. Im Allgemeinen fließt Zarathuſtras Rede gleichmäßig wuchtend dahin. Ein Scherz, eine plötzlich uns überfallende Poin.e unterbricht wohl einmal im kecken Sprunge das Dahinrauſchen der vollen Takte. Im Ganzen aber ruhiges Dahingleiten. Wie das gleichmäßige Heben mächtiger Wellen im Ocean, ununterbrochen auf einander folgend, ſelten ſich ausſchleifend, ausrollend an ſandiger Küſte, oft aber ſich brechend, berſtend, aufſpringend in wilder Brandung: ſo ſein Rhythmus. — Und wie die Rhythmen innerhalb der Takte gleichmäßig dahinfließen, ſo iſt auch der Satzaccent regelmäßig vertheilt. Nietzſche pflegt meiſt drei oder fünf Accente in einem Satze, oder Satzgefüge zu ſchaffen.

Die Wellenbewegung nimmt ihren Anfang mit kraftvollem Sichaufthürmen. Ein Wellenthal und ein Aufthürmen von Neuem folgt; dann wieder ein Senken; und mit dem Wellenberge ſchließt die Bewegung ab.

Wo der Dichter aber heraustritt aus dieſem gleichmäßigen Fluſſe pathetiſcher Belehrung, da finden wir einen mannigfachen Wechſel des Taktes. Wo er traurige Stimmungen malt, da häufen ſich die Hebungen. Schwer ohne ein Aufathmen in leichtfüßigen Silben zu gewähren, legt ſich das Klagelied auf unſer Herz:

„Aber dies Wort will ich zu meinen Feinden reden: was iſt alles Menſchen-Morden gegen Das, was ihr mir thatet!

Böſeres thatet ihr mir, als aller Menſchen-Mord iſt; Unwiederbringliches nahmt ihr mir: — alſo rede ich zu euch, meine Feinde!

Mordetet ihr doch meiner Jugend Geſchichte und liebſte Wunder! Meine Geſpielen nahmt ihr mir, die ſeligen Geiſter! Ihrem Gedächtniſſe lege ich dieſen Kranz und dieſen Fluch nieder.“ —

Und dagegen der hüpfende, tändelnde Takt im andern Tanzlied:

„In Dein Auge ſchaute ich jüngſt, oh Leben: Gold ſah ich in Deinem Nacht-Auge blinken, — mein Herz ſtand ſtill vor dieſer Wolluſt:

— einen goldenen Kahn ſah ich blinken auf nächtigen Gewäſſern, einen ſinkenden, trinkenden, wieder winkenden goldenen Schaukel-Kahn!

Nach meinem Fuße, dem tanzwüthigen, warfſt Du einen Blick, einen lachenden, fragenden, ſchmelzenden Schaukel-Blick:

Zwei Mal nur regteſt Du Deine Klapper mit kleinen Händen — da ſchaukelte ſchon mein Fuß vor Tanz-Wuth.“ —

Und wiederum der ſtürmende, fortdringende Takt in der ſchönen Ausdeutung des trunkenen Liedes:

„Alle Luſt will aller Dinge Ewigkeit, will Honig, will Hefe, will trunkene Mitternacht, will Gräber, will Gräber-Thränen-Troſt, will vergüldetes Abendroth —

— was will nicht Luſt! ſie iſt durſtiger, herzlicher, hungriger, ſchrecklicher, heimlicher als alles Weh, ſie will ſich, ſie beißt in ſich, des Ringes Wille ringt in ihr, —

— ſie will Liebe, ſie will Haß, ſie iſt überreich, ſchenkt, wirft weg, bettelt, daß Einer ſie nimmt, dankt dem Nehmenden, ſie möchte gern gehaßt ſein, —

— so reich ist Lust, daß sie nach Wehe durstet, nach Hölle, nach Haß, nach Schmach, nach dem Krüppel, nach Welt, — denn diese Welt, oh ihr kennt sie ja!" —

Nietzsche beklagt sich einmal bitter darüber, daß der Deutsche so wenig Verständniß für einen guten Stil habe. Und er erklärt es damit, daß der Deutsche niemals laut lese, daß sein Ohr nicht an das Musikalische in der Prosa gewöhnt sei. In seiner Schrift „Jenseits von Gut und Böse" spricht er sich darüber aus.

„Und gar der Deutsche, der Bücher liest!" heißt es da. Wie faul, wie widerwillig, wie schlecht liest er! Wie viele Deutsche wissen es und fordern es von sich zu wissen, daß Kunst in jedem guten Satze steckt — Kunst, die errathen sein will, sofern der Satz verstanden sein will! Ein Mißverständniß über sein Tempo z. B.: und der Satz selbst ist mißverstanden! Daß man über die rhythmisch entscheidenden Silben nicht im Zweifel sein darf, daß man die Brechung der allzustrengen Symmetrie als gewollt und als Reiz fühlt, daß man jedem staccato, jedem rubato ein feines geduldiges Ohr hinhält, daß man den Sinn in der Folge der Vokale und Diphtongen räth, und wie zart und reich sie in ihrem Hintereinander sich färben und umfärben können: wer unter bücherlesenden Deutschen ist gutwillig genug, solchergestalt Pflichten und Forderungen anzuerkennen und auf so viel Kunst und Absicht in der Sprache hinzuhorchen? Man hat zuletzt eben „das Ohr nicht dafür": und so werden die stärksten Gegensätze des Stils nicht gehört, und die feinste Künstlerschaft ist wie vor Tauben verschwendet.

Unser Dichter zaubert wirklich schon durch den Rhythmus allein Stimmungen hervor, die uns gefangen nehmen mit zwingender Gewalt. Zum Rhythmus aber gesellt sich die Kraft der Schilderung, um an einzelnen Stellen geradezu die wundersamsten Gedichte zu erzeugen. Wir schauen in jeder dieser lyrischen Partien ein reiches, tiefes Menschenherz, das sich uns in seinem Leid und seinen Freuden offenbart. Und nehmen wir sie alle zusammen, so haben wir das Selbstbekenntniß eines gewaltigen Geistes, der den Beruf der Heilands in sich fühlt und mit der Aufgabe, die Welt zu erlösen, auch alle stolzen Freuden und furchtbaren Schmerzen des Welterlösers aus sich lädt.

Wir haben Zarathustra begleitet, als er zuerst von seinem einsamen Gebirge herabstieg, wie er mit sich kämpft, ob er den toten Gefährten verlassen dürfe. Zuletzt aber sahen wir ihn entschlossen hinausgehen in die Welt. Von diesem Zeitpunkte an ging Zarathustra noch dreimal hinauf in seine Einsamkeit, da die Welt noch nicht reif war; bis wir ihn endlich verlassen in freudigem Erwarten des großen Mittags. Doch ehe er zu diesem Ziele gelangte, wie hatte er da zu kämpfen gegen alte Vorurtheile, gegen Macht und Bosheit! Und schlimmer als alles dieses: wie hatte er zu ringen mit sich selbst!

Er mußte das Schwerste auf sich nehmen; aus Liebe die offene Hand schließen und als Schenkender die Scham bewahren, so lange die Zeit noch nicht für ihn gekommen war zu sprechen.

Er mußte erleben, daß ſeine Feinde mächtig wurden und ſeiner Lehre Bildniß entſtellten, alſo daß er aufſchrie und ſein Herz erſchüttert ward.

Er fuhr über das Meer zu der Gräberinſel, wo die Gräber ſeiner Jugend waren, um dorthin einen immergrünen Kranz des Lebens zu tragen. Um ſeine geſtorbenen Jugend-Ideale klagt er dort und flucht denen, die ſie ihm geraubt.

Er verfällt der allgemeinen großen Traurigkeit, die über die Menſchen kam, als die Lehre erging (und ein Glauben neben ihr lief): „Alles iſt leer, Alles iſt gleich, Alles war“: Ein Hinweis auf die Lehre Schopenhauers, die auf Nietzſche während ſeiner Studienzeit ſo gewaltigen Einfluß geübt hatte.

Und weiter muß Zarathuſtra, der es als eine ſeiner vornehmſten Lehren verkündet, mitleidslos gegen die Schwächlinge zu ſein: Er muß wieder und wieder mit ſeinem Mitleide kämpfen. Er muß ringen mit dem Zwerge, der ihn höhnt. Er muß der Schlange des Mitleids, die ihm in den Mund gekrochen und die an ſeinem Innern nagt, den Kopf abbeißen.

Doch von allen Schilderungen ſeiner Seelenkämpfe greift uns an meiſten an's Herz das wundervolle Nachtlied:

„Nacht iſt es: nun reden lauter alle ſpringenden Brunnen. Und auch meine Seele iſt ein ſpringender Brunnen.

Nacht iſt es: nun erſt erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele iſt das Lied eines Liebenden.

Ein Ungeſtilltes, Unſtillbares iſt in mir; das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe iſt in mir, die redet ſelber die Sprache der Liebe.

Licht bin ich: ach, daß ich Nacht wäre! Aber dies iſt meine Einſamkeit daß ich von Licht umgürtet bin.

Ach, daß ich dunkel wäre und nächtig! Wie wollte ich an den Brüſten des Lichts ſaugen!“

Dieſes nächtliche Wehklagen erſcheint faſt wie der Seelenkampf Chriſti in Gethſemane. „Muß es ſein, ſo will ich ſterben für meine Lehre“, betet Jeſus, „Muß es ſein, ſo leiſt' ich Verzicht auf das Köſtliche des Lebens: auf die Liebe die hingebende Verehrung . . ., muß es ſein, ſo gehe ich einſam, ganz einſam durch das Leben“, ſo betet Zarathuſtra.

Doch auch lichte, liebliche Bilder, genußfrohe und heitere Stimmungen zeichnet unſer Dichter. Erinnert uns nicht die Einleitung des erſten Tanzliedes an Gottfried Kellers herrliches Tanzlegendchen?

„Eines Abends ging Zarathuſtra mit ſeinen Jüngern durch den Wald; und als er nach einem Brunnen ſuchte, ſiehe, da kam er auf eine grüne Wieſe, die von Bäumen und Gebüſch ſtill umſtanden war: auf der tanzten Mädchen miteinander. Sobald die Mädchen Zarathuſtra erkannten, ließen ſie vom Tanze ab; Zarathuſtra aber trat mit freundlicher Gebärde zu ihnen und ſprach dieſe Worte:

„Laßt vom Tanze nicht ab, ihr lieblichen Mädchen! kein Spielverderber kam zu euch mit böſem Blick, kein Mädchen-Feind.

Gottes Fürſprecher bin ich vor dem Teufel: der aber iſt der Geiſt der

Schwere. Wie sollte ich, ihr Leichten, göttlichen Tänzen feind sein? Oder Mädchen-Füßen mit schönen Knöcheln?

Wohl bin ich ein Wald und eine Nacht dunkler Bäume: doch wer sich vor meinem Dunkel nicht scheut, der findet auch Rosenhänge unter meinen Cypressen.

Und auch den kleinen Gott findet er wohl, der den Mädchen der liebste ist: neben dem Brunnen liegt er, still, mit geschlossenen Augen.

Wahrlich, am hellen Tage schlief er mir ein, der Tagedieb! Haschte er wohl zu viel nach Schmetterlingen?

Zürnt mir nicht, ihr schönen Tanzenden, wenn ich den kleinen Gott ein Wenig züchtige! Schreien wird er wohl und weinen, — aber zum Lachen ist er noch im Weinen!

Und mit Thränen im Auge soll er euch um einen Tanz bitten; und ich selber will ein Lied zu seinem Tanze singen." —

Doch wo wäre ein Enden, wenn es gälte, der rein lyrischen Partien, die theilweise direkt in Versen gegeben sind, nur Erwähnung zu thun. Ihrer sind so viele, daß ein stattliches Bändchen Gedichte herauskäme, wollte man sie sammeln.

Wie sich so Bild an Bild, und Lehre an Lehre reiht, und Gedicht an Gedicht fügt, zeichnet sich eine der wundervollsten Gestalten, welche die Dichtung der letzten Jahrzehnte geschaffen hat, ab vor unseren Blicken: Der kraftvolle, abgeklärte Weise: Eine hohe Gestalt mit langem weißen wallenden Bart, aufrecht und stolz einherschreitend. Ein paar wundertiefe Augen strahlen uns entgegen. Heiliger Ernst liegt auf seiner Stirne und ein gütiges, schelmisches Lächeln auf seinen Lippen. Erdenfreudigkeit, Kampfesmuth und Vertrauen ist in seinen Zügen zu lesen. — Und um ihn geschaart sind seine Freunde, seine Schüler: seltsame Gesellen: ein Original, ein eigner Kauz ein jeder von ihnen. — Und weiter, in einiger Entfernung, die unzählige Schaar der Feinde: die Hinterweltler, die Verächter des Leibes, die Prediger des Todes, und all das Gesindel. So, von seinen Freunden und Feinden umgeben, umgeben von Adler, Schlange und dem lachenden Löwen: so verlassen wir Zarathustra, wie er entgegenruft der emporsteigenden, glühenden Morgensonne:

„Dies ist mein Morgen, mein Tag hebt an: herauf nun, herauf, du großer Mittag!"

Nietzsches Zarathustra ist sicherlich eine der merkwürdigsten Dichtungen aller Zeiten und Völker.

Fruchtbar erscheint eine Zusammenstellung der Zarathustra-Dichtung mit Goethes „Faust".

Faust ist des kleinen mühseligen Daseins müde. Er sehnt sich über das Leben hinaus, nach der Erkenntniß ewiger Wahrheit, nach übermenschlicher Lust und übermenschlichem Leid. —

Zarathustra ist gleichfalls von Ekel und Verachtung erfaßt, für die Mittelmäßigen, den geistigen Pöbel, die Viel-zu-Vielen. Auch er sehnt sich über die Gegenwart hinaus. Ihn dürstet danach, höhere, gewaltigere Menschen zu

ſehen, die ſich die Mittelmäßigkeit unterworfen, und ein neues großes Weltalter heraufführen. —

Fauſt läßt ſich von Mephiſtoles überreden, es noch einmal mit den Menſchen, mit dem Leben zu verſuchen. Er durchſtürmt noch einmal die Welt und — verſöhnt ſich mit ihr. Im regen Schaffen für das Wohl der Geſammtheit findet er Ruhe, Frieden, ein ſpätes Glück.

Zarathuſtra aber hat ein für alle Mal dem Volke aufgeſagt. An ſeinem Wohle will er nicht mitarbeiten. So verſöhnt er ſich nicht mit dem Leben. Er bleibt einſam mit ſeinem Ideale. Seine Hoffnung allein feſſelt ihn an das Daſein.

Dort Goethe, der Realiſt — hier Nietzſche, der Idealiſt.

Dort Verſöhnung aller Menſchen in friedlicher Arbeit; hier blutiger Kampf um ein fernes, ſchier unerreichbares Ideal.

Und dieſer Verſchiedenheit des Inhaltes entſpricht die Verſchiedenheit der Form. Dort die Form des Lebens: das Drama. Goethe ſchaut um ſich. Er ſchildert nicht allein ſich, ſondern auch wahre, warmblütige Menſchen als ſeine Genoſſen. Seine Verbindung mit dem Leben iſt eng und reich. Darum läßt er nicht ſich ſelbſt, nicht Fauſt allein ſprechen, ſondern auch das Leben ſelbſt, das reiche, vielgeſtaltige Leben um ihn.

Nietzſche aber wählt die Form der Predigt, die Stimme des Predigers in der Wüſte. Er ſchaut nur in ſich hinein. Dieſe Außenwelt iſt nur ein Symbol ſeiner ſelbſt. Dem Leben ſteht er fremd gegenüber. Er bleibt einſam, auch unter ſeinen Gefährten. Aber: er glaubt an ſich und ſein Ideal. Darum trägt er im verwegenen Aphorismus, im weltfremden begeiſterten Pathos ſeine Lehren vor, drum läßt er uns in wundervoll lyriſchen Parthien einen Blick in dieſes ſchmerzzerriſſene, von hohen Idealen begeiſterte, und um ſeines Ideales willen vereinſamte Herz thun.

Fauſt iſt der Zarathuſtra von Geſtern; Zarathuſtra iſt der Fauſt von Heute. Er iſt das Prototyp jener Schaar moderner Menſchen, die heute auf allen Gebieten des Lebens nach Revolution, nach Reform ringen, deren Streben ſich vor Allem in Kunſt und Literatur kund giebt. Er iſt der Heiland aller jener übernervöſen, überſenſitiven Menſchen, die ein wahnſinniger Drang nach Wahrheit und Klarheit beſeelt, die aber der Wahrheit nicht ruhig in's Auge zu ſchauen vermögen, ſondern von Schauer erfaßt, ſich immer wieder von ihr abwenden; der Heiland jener, die helfen, retten, ausgleichen möchten, aber nicht den Muth haben, kräftig anzupacken und den Eiter aus der Wunde zu drücken. Er iſt der Heiland jener Theoretiker des rückſichtsloſen Kampfes und jener Praktiker der Welt- und Menſchenflucht; der Heiland ſchließlich jener Optimiſten des fernwinkenden Ideals und jener Peſſimiſten der Wirklichkeit. Er iſt mit einem Worte die Verkörperung des modernen Sturms und Drang's. Beſonders finden die verſchiedenen Kunſtrichtungen der Gegenwart in Nietzſches „Zarathuſtra" einen Berührungspunkt. Die Objektiviſten und Naturaliſten ſehen in ihm den Vertreter der mechaniſchen Weltanſchauung, den Ausleger der Lehre Darwins und den rückſichtsloſen Kämpfer für Wahrheit. Die Subjektiviſten dagegen bewundern ſeine Lehre von der Bedeutung, vom Recht

der Individualität. Sie wollen wie Zarathuſtra nur die eigenen Anſchauungen, das eigene Seelenleben in ihren Werken niederlegen. Die Idealiſten ſchließlich, die Romantiker und die Symboliſten nehmen ihrerſeits Nietzſche als den Ihrigen in Anſpruch, um ſeines Glaubens und Strebens willen, nach jenem fernen Ideale der Zukunft. Zugleich betrachten ſie ſich als die eigentlichen Erben ſeiner Kunſt. Und wohl mit Recht! Nietzſche hat den bibliſchen Stil nicht allein deshalb gewählt, weil er ihm als der originellſte oder paſſendſte erſchien, ſondern weil die orientaliſche Form als ſolche ihm zuſagte. Seine pathetiſche Natur, ſein phantaſievoller Geiſt wandte ſich naturgemäß von allen einfachen naturaliſtiſchen Kunſtformen ab und fühlte ſich beſonders von dem Pathos und dem Bilderreichthum der orientaliſchen Poeſie angezogen. Nietzſches künſtleriſche Empfindung und Empfindlichkeit wird mit pſychologiſcher Nothwendigkeit von allen, was derb realiſtiſch heißt, abgeſtoßen. Wenn ſich trotzdem ein Wortführer der Modernen gerade Nietzſche zu ſeinem Anwal ausſucht, ſo erſcheint mir das als eine ebenſo köſtliche Ironie des Schickſals, wie jene Thatſache, — daß einige überzeugte Sozialiſten dieſen Pöbelhaſſer und Proletarierverächter als den Ihrigen anſehen. M. G. Conrad beruft ſich einmal zur Rechtfertigung der naturaliſtiſchen Theorien auf das Wort Zarathuſtras: „Rede ich von ſchmutzigen Dingen? Das iſt mir nicht das Schlimmſte. Nicht wenn die Wahrheit ſchmutzig iſt, ſondern wenn ſie ſeicht iſt, ſteigt der Erkennende ungern in ihr Waſſer.“ — Er würde dieſen Ausſpruch aber wohl kaum auf ſeine Kunſt bezogen haben, hätte er an jene Stelle im zweiten Bande des Werkes „Menſchliches, Allzumenſchliches“ gedacht, wo Nietzſche von den unbedenklichen Darſtellern des Halbthiers und ihrer mit Kraft und Natur verwechſelten Unreiſe und Unmäßigkeit ſpricht. Oder an jene andere Stelle wo er ſich an die Dichter der großen Städte wendet und ſagt: Den Gärten der heutigen Poeſie merkt man an, daß die großſtädtiſchen Kloaken zu nahe dabei ſind: mitten in den Blüthengeruch miſcht ſich etwas, das Ekel und Fäulniß verräth. — Mit Schmerz frage ich: habt ihr es ſo nöthig, ihr Dichter, den Witz und den Schmutz immer zu Gevatter zu bitten, wenn irgend eine unſchuldige und ſchöne Empfindung von euch getauft werden ſoll? Müßt ihr durchaus eurer edlen Göttin eine Fratzen- und Teufelskappe aufſetzen? Woher aber dieſe Noth, dieſes Müſſen? — Eben daher, daß ihr der Kloake zu nahe wohnt.“

So ſpricht Nietzſche über den kraſſen Naturalismus in der Literatur. Trotzdem aber hat er ihn beeinflußt durch ſeine Kunſtform und mehr noch durch ſeine Lehre, wie er denn faſt jede Richtung der modernen Literatur, wie er auch die bildende Kunſt, ja die Muſik beeinflußt hat. Die Beziehungen Friedrich Nietzſches zur modernen Kunſt und Literatur ſind ſo enge und zahlreiche, daß es unmöglich iſt, ſie hier auch nur andeutungsweiſe weiter zu verfolgen. Sie bilden für ſich ſelbſt ein Problem hiſtoriſcher Forſchung und werden in jeder zukünftigen Kunſt- und Literaturgeſchichte, die den Ausgang unſeres Jahrhunderts behandelt, eines der vornehmſten Kapitel für ſich in Anſpruch nehmen.

Hamburg. Dr. H. F. Gerhard.

Die theosophischen Kreuzfahrer in Berlin.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Wenn man auf dem Bahnhofe einen Freund erwartet, den man bisher nur brieflich kennen gelernt hat, und der nun zum ersten Male persönlich uns entgegentreten soll, so fühlt man in der Regel eine gewisse Beklommenheit. Wie wird er aussehen? Was wird er sagen? Wird er den Vorstellungen, die wir uns von ihm gemacht haben, entsprechen? So ging es uns vor Ankunft der theosophischen Kreuzfahrer in Berlin. Sie wünschen nun, daß ich den Lesern der „Kritik" diese Eindrücke und Gedanken mittheille, welche ich empfangen habe. Ich will es versuchen.

Die theosophischen Kreuzfahrer bilden eine Gesellschaft von 6 Amerikanerinnen und Amerikanern, Abgesandte der „Theosophischen Gesellschaft in Amerika", welche am 27. August in Berlin eintrafen. Sie wohnten an demselben Abend einer Versammlung des Berliner Zweiges der theosophischen Gesellschaft bei, in welcher Mrs. Katherine Alice Tingley, der Leiter des Kreuzzuges und das Oberhaupt der gesammten theosophischen Bewegung ihre deutschen Brüder und Schwestern in herzgewinnender Weise begrüßte. Am 28. wurde eine größere Versammlung der Theosophen im Vereinshaus, Wilhelmstraße 118 abgehalten, bei der über 100 Personen anwesend waren. Am Sonnabend, 29., veranstalteten die Kreuzfahrer im selben Vereinshause einen öffentlichen Meeting, bei welchem sich über 500 Personen eingefunden hatten, und am Sonntag Morgen fand die Konstituirung der „Theosophischen Gesellschaft in Deutschland" und die Wahl des Präsidenten derselben statt. Zum Präsidenten wurde unter begeisterter Zustimmung der Anwesenden Dr. med. Franz Hartmann (Hallein) gewählt.

Göiter hatte man erwartet, und Menschen, recht liebe Menschen fand man. Aber nicht Menschen, wie sie täglich auf der Straße zu treffen sind, sondern Menschen, die so ganz anders waren als das, was wir im täglichen Leben „Mensch" zu nennen pflegen. Ich meine nicht, daß sie anders gekleidet waren: sie trugen sich, wie alle anderen Sterblichen, auch war ihre Lebensweise, zum Schrecken einiger begeisterter Schwärmer, die glaubten Theosophen könnten nur Menschen sein, die von Wasser und Brot und allenfalls noch von Luft lebten und sonst allen Unsinn modernen Vegetarierthums oder einer wenig geistvollen Naturheilkunde mitmachen müßten, eine durchaus landesübliche und normale. Worin sie sich von anderen Menschen unterschieden, war die Wirkung ihres Charakters, oder besser, okkult ausgedrückt, die Ausstrahlung ihrer Individualität. —

Man gehe hinaus in den morgenfrischen Wald, dessen Baumesgipfel von den Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldet werden, und dessen laubesprühte Pflanzen sich in jungfräulicher Schönheit dem Lichte entgegenstrecken, wie die Arme der Geliebten dem Bräutigam, in tausendfachem Gestimmer diamantähnlicher Tropfen; man lausche auf den zarten Gesang der erwachenden Vögel, den der Wald mit leisem Rauschen harmonisch begleitet, und man wird em-

pfinden, was Reinheit und Schönheit ist. Man wird empfinden, wie alles Schlechte, welches im Menschen sein egoistisches Spiel treibt, alles Persönliche, verschwindet; wie ein Gefühl unendlicher Liebe und heiliger Ruhe das Herz durchströmt, und dann kommen die seltenen Momente, vielleicht die schönsten im ganzen menschlichen Leben, wo man wahrhaft glücklich ist, wo man seine mangelhafte Persönlichkeit ganz vergißt und eins ist mit dem Gefühle der Liebe, welches das ganze Weltall durchpulst. Die Landschaft bekommt Leben, Thier, Pflanze und Stein sprechen mit uns, der Gang wird leicht, der Körper fühlt sich wie beschwingt, und das Auge strahlt im reinen Glanze ungetrübter Freude und stillen, glücklichen Friedens. Der Mensch schreitet dahin, nicht wie ein Gebilde, thierähnlich aus Fleisch und Blut, sondern wie ein verkörperter Gott. Das Bewußtsein der Einheit mit dem aller Erscheinung zu Grunde liegenden, absoluten Sein, dem, was im letzten Ende die einzige, wahre Wirklichkeit ist, das große „JCH" des Universums, erhebt die Seele zu echter, göttlicher Kraftentfaltung, durchdringt und durchleuchtet den Körper, wie die Sonnenwärme die Luft, und vergöttlicht den ganzen Menschen, so daß es wie ein strahlendes Licht ausgeht von ihm und die Umgebung zu gleicher Göttlichkeit, zum gleichen Einheitsbewußtsein emporhebt und mit sich fortreißt. Wir stehen einem solchen Menschen nicht mehr Mensch gegen Mensch gegenüber im gewöhnlichen Sinne dieses Worts, sondern Seele gegen Seele, eins stützt und hebt das andere, bis zuletzt die alleserfüllende Einheit beide Seelen erkennen läßt, daß sie nicht zwei, sondern eine Seele sind, und daß diese Seele die Einheit des Weltalls selbst ist. Es ist nur eine Seele, welche sich verschiedene Instrumente geschaffen hat, um in ihrer eigenen Offenbarung, dem Stoff, zu wirken, um in dieser Offenbarung zum Selbstbewußtsein ihrer Göttlichkeit, ihrer allumfassenden Einheit durchzudringen und so die Offenbarung zur höchsten Vollkommenheit zu entwickeln, d. h. zu vergeistigen.

Viele von uns haben selbst schon solche erhabene Momente durchlebt, sei es im Natur- oder im Kunstgenuß, viele sind mit Menschen in solchen Zuständen zusammengekommen und haben die von ihnen ausströmende Reinheit empfunden, sie sind mit emporgerissen worden zu den Gefühlen universeller Einheit, universeller Liebe und universellen Friedens. Solche Menschen nun, welche andere durch die Kraft ihres Einheitsbewußtseins, ihrer allgemeinen Menschenliebe emporheben können, nicht spontan, sondern in jeder Weise bewußt, solche Menschen waren die Kreuzfahrer. Es ist da nicht von Zauberei, Magie, von Suggestion, Halluzination, Schwärmerei, Phantasie in irgendwelcher Weise die Rede; die Sache ist ganz natürlich; wie man in der Nähe eines Rosenbeetes den Duft riecht und in sich aufnimmt und dadurch in seinen Gefühlen angenehm affizirt wird, so wird man auch in der Nähe eines Menschen von dessen Gedanken und Gefühlen affizirt. Sind diese nun rein, edel und selbstlos, so wird auch das Gefühl, welches in uns entsteht, rein, edel und selbstlos sein. So bei den Kreuzfahrern. Diese Menschen haben sich jahrelang mit dem, was man zu Deutsch „Selbsterkenntniß" des Höchsten nennt, und was Griechisch „Theosophie" heißt, beschäftigt und sind dadurch nach und nach zu Bewußtseinszuständen hindurchgedrungen, welche, ebenso wirklich wie die unsrigen, sich doch weit von diesen unterscheiden. Man wird gewiß denken, wie das denn möglich sei! — Nun, ich will nicht lange darüber spekuliren, sondern lieber einen dieser Bewußtseinszustände, welchen die Kreuzfahrer in sich zur Bethätigung gebracht haben, anführen, und dann kann jeder, der Interesse daran hat, sich von der Möglichkeit und Richtigkeit der Sache überzeugen, indem er diesen Bewußtseinszustand selbst in sich verwirklicht. Der Erfolg wird zeigen, wie die Sache sich verhält. Ein solcher Bewußtseinszustand, oder vielleicht besser, Bewußtseinsinhalt ist folgender: Wir sind Seelen und haben Körper zu unserer zeitweiligen Behausung. Wir Seelen sind im Wesen das alles durchdringende, göttliche Allbewußtsein selbst. Wir Seelen sind demnach alle nur Eins, und dieses Eine

ist Gott. Diese alleserfüllende, göttliche Einheit besitzt alle göttlichen Eigenschaften, Kräfte und Fähigkeiten, und da wir diese Einheit selbst sind, so besitzen wir alles dies auch. Um aber zur Erkenntniß dieser Einheit und zum Gebrauche dieser Fähigkeiten zu gelangen, giebt es nur einen Weg: Laß diese Einheit in Dir zur Offenbarung kommen, indem Du Deine Persönlichkeit vergißt, und, unterscheiden lernend zwischen dem Endlichen und Unendlichen, zwischen der vergänglichen Zweiheit und der unvergänglichen Einheit, Dich emporschwingst zum lebendigen Bewußtsein: Alles ist Eins! Dann wird Dir das Lachen über diese vermeintliche theosophische Schwärmerei vergangen sein, und Du wirst wissen, daß dies, was wir vortragen, ernste Dinge sind. Man versuche also durch einfaches, natürliches Nachdenken diese Ideen in sich aufzunehmen und innerhalb dieses Ideenkreises zu denken und zu empfinden. Der Erfolg wird lehren, daß es „zwischen Himmel und Erde mehr Dinge giebt, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt."

Was wollten nun die Kreuzfahrer, und was haben sie vollbracht? — Sie wollten uns auffordern zum Anschluß an jene Vereinigung, welche es unternommen hat, die Menschheit zu vereinen durch das goldene Band der Liebe und Brüderlichkeit, zum Anschluß an die seit Menschengedenken bestehende „Theosophische Gesellschaft", der alle erleuchteten Geister unserer Geschichte angehört haben, und die in diesem Jahrhundert ihren äußeren Ausdruck in der 1875 in New-York gegründeten „Theosophischen Gesellschaft" gefunden hat.*) Sie wollten uns auffordern zur praktischen Betätigung des Einheitsbewußtseins aller Menschen im Geistigen, wie im Materiellen, und sie wollten uns den Händedruck und Brudergruß derer bringen, welche, uns körperlich fern und fremd, von den gleichen Gefühlen durchpulst sind, wie wir, und dem gleichen Ziele zustreben. Und haben sie Erfolg gehabt? — Ich kann wohl freudig: Ja! darauf antworten. Wenn es auch keine Tausende waren, die ihnen begeistert zujubelten, wie in Dublin, so war es doch eine kleine Schaar ernster, energischer und erfahrener Männer, welche den als Nation zwar fremden, als Menschen aber brüderlichen Kreuzfahrern in der Hand gelobten: zu stehen wie ein Mann, mit zwingender Energie, in übermächtiger Menschenliebe die Wogen der Selbstsucht zurückzudämmen und so auch in Deutschland für den Anbruch des neuen Jahrhunderts, eines Jahrhunderts der Menschenliebe und Menschenbrüderlichkeit, den Boden zu bereiten. Ich habe diese Männer Angesicht zu Angesicht gesehen und ich weiß, daß es ihnen Ernst ist mit ihrem Vorsatz, daß der Wille, der sie beseelt, unbeugsam ist. Mit eiserner Energie werden sie den Widersachern die Stirn bieten, den Haß mit Liebe vergelten und der Erfolg wird ihnen stets treu sein.

Jene Männer und einige Frauen schlossen sich in Anwesenheit der Kreuzfahrer zusammen unter dem Namen: „Theosophische Gesellschaft in Deutschland" als selbstständige Vereinigung der „Theosophischen Gesellschaft in Europa" und haben so den Anfang zu der großen Lawine gebildet, welche unser Vaterland durchrollen wird, alte Selbstsucht, alles Böse erdrückend und alles Gute neu belebend. Nicht ein Verein soll die Gesellschaft sein, wie andere Vereine, nicht eine neue Kirche mit einem neuen Dogma, sondern eine freie Vereinigung

*) Diese Gesellschaft, die weder Dogmen aufstellt, noch irgend sektirerische Ziele verfolgt, hatte nach dem Tode ihrer Begründerin, Madame H. P. Blavatsky, W. Q. Judge zum Leiter und Präsidenten. Dieser starb in den letzten Tagen des April d. J. und seitdem nimmt seine Stelle Mr. E. T. Hargrove ein. Die Muttergesellschaft heißt „Theosophische Gesellschaft in Amerika" und hat in allen Theilen der Erde völlig selbstständige theosophische Nationalvereinigungen ins Leben gerufen. So giebt es z. B. eine T. G. in England, eine solche in Schottland, in Irland, in Frankreich, in Holland, in Schweden und seit einigen Wochen eine T. G. in Deutschland. Alle diese Gesellschaften sind völlig unabhängig von einander in ihrer Verwaltung, in ihrem Streben aber eins durch die Liebe zu allen Menschen. Die europäischen Nationalgesellschaften haben sich noch besonders zum Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit unter dem Namen „Theosophische Gesellschaft in Europa" zusammengeschlossen und zu ihrem Präsidenten Mr. E. T. Hargrove gewählt.

derer, die empfinden, daß sie mit ihren Mitmenschen eins sind im Wesen, und die durch thätiges Arbeiten an sich und ihrer Umgebung zur Erkenntniß der Wahrheit kommen wollen. Die Zwecke der „Theosophischen Gesellschaft" sind: Den Kern einer allgemeinen Brüderschaft zu bilden, ohne irgend welche Unterschiede. Zur Verwirklichung dieses Zieles hat jedes Mitglied seine Kraft zur Verfügung zu stellen. Die anderen beiden sind: das Studium alter und neuer Religionen, Philosophien und Wissenschaften und der Hinweis auf die Wichtigkeit eines solchen Studiums; die Erforschung der unerklärten Gesetze in der Natur und der im Menschen schlummernden psychischen Kräfte. Es sind das Ziele, die jeder verfolgen kann, ohne in seinen persönlichen Meinungen behindert zu werden, und die, thatkräftig befolgt, in kurzer Zeit die Leiden des Daseins vermindern würden bis zu deren gänzlichem Verschwinden. Es sind dies Grundsätze, die der Schwärmerei und der Phantasie den Boden entziehen und wahrer Wissenschaft d. h. positiver Erkenntniß die Bahn öffnen. Wie in anderen Ländern, so sollen auch in Deutschland aus dieser Gesellschaft Männer und Frauen erstehen, welchen die Menschen begeistert als den Besten ihrer Zeit zujubeln sollen, Männer und Frauen, die den Ehrentitel „Menschen" führen sollen, als Repräsentanten jenes Ideales, welches uns seit ewigen Zeiten vorschwebt, und welches wir nun in den Führern der Menschheit verkörpert sehen. Diese „Theosophische Gesellschaft in Deutschland" ist ein neues Glied der goldenen Kette, welche die Kreuzfahrer auf ihrem Zuge über den ganzen Erdball schmieden. Glied an Glied reiht sich aneinander, eines gleich dem andern, in sich verkettet durch Liebe und mit dem nächsten verkettet durch Liebe; und so wird diese Kette von Gesellschaften von Land zu Land einen Gürtel bilden, der, zuletzt die ganze Erde umschlingend, alle Menschen eint im gleichen Gefühle der Liebe und so das Anbrechen eines neuen, glücklicheren Zeitalters verkündet. Fast klingt es wie eine Zukunftsschwärmerei, und doch ist es keine. Der goldene Reif, der jetzt geschmiedet wird, wird gefestigt werden durch immer neue Glieder, welche sich daranschließen werden, und immer neue Lebenskraft wird, einem elektrischen Strome gleich, durch das edle Metall hindurchströmen, reinigend und festigend. — Dieser erste Kreuzzug ist das Signal für eine lange Reihe ähnlicher Unternehmungen, welche immer und immer wieder die Welt durchziehen werden und immer weiter, immer tiefer hinein in die Herzen der Menschen ihre Wellen schlagen werden. Die „Theosophische Gesellschaft" hat in jeder Weise die Mittel, derartige Unternehmungen auszurüsten, und die Lebenskraft, Energie und Liebe, die hinter all diesen Unternehmungen steht, ist eine ganz ungeheure, eine überwältigende. Immer neue Züge werden, wie Welle auf Welle folgt, die Länder durcheilen, immer mehr Seelen werden sich der Bewegung anschließen, bis alles vereint ist im Bewußtsein der Einheit, „und es sollen ein Herz und ein Gedanke sein!" Und all dies wäre eine Utopie, hätten wir nicht die Gewißheit, daß, so gut die Sonne allen Menschen scheint, auch die Wahrheit für alle scheinen wird, wenn die Vorurtheile, welche das Licht der Wahrheit verfinstern und verdecken, beseitigt sind, nur fühlten wir nicht, daß die Kraft, mit der wir für die Sache arbeiten, sich bei der Anstrengung verdoppelnd, eine unbezwingliche, alles überwältigende ist. Die Zeiten der Spekulationen, der Wortemacherei sind vorüber, jetzt gilt es, die Erkenntniß zu bethätigen und praktisch zu helfen. Und wer zu dieser Bethätigung mit helfen will, der lasse Haß und Mißgunst und alles Persönliche draußen und komme zu uns, ein neuer Arbeiter im Weinberge der Liebe und Selbsterkenntniß. Wer für die Menschheit arbeitet im Geiste der Selbstverleugnung und göttlichen Liebe, ist einer der Unsern, ist unser wahrer Bruder, ist Theosoph.

Berlin-Zehlendorf. Paul Zillmann.

Sturm.

(Tagebuchblätter von der Karibischen See.)*) Von Paul Remer.

23. April.

Wieder auf hoher See. Das fremde Land mit seiner verwirrenden Fülle von Eindrücken ist am Horizont untergegangen. Ich liege auf Deck in meinem „Faullenzer", tief in meine schöpferische Faulheit versenkt, wie ich mein Nichtsthun gerne vor mir selbst nenne. Ach ja, am glücklichsten fühle ich mich auf weitem Meer, schwanken Schiffsboden unter den Füßen, dunkle Ungewißheit auf allen Seiten, darüber die Unendlichkeit des Weltalls, die dem Traum keine Schranken setzt. Der flüchtige Augenblick, hier wird er zur langsamen Ewigkeit, und das kleine Können geht unter in seliger Ruhe, — in einem unendlichen, schrankenlosen, über aller That erhabenen Wollen und Träumen . . . Eine stille sonnenglitzernde Fläche liegt die See vor mir. Der Wind hat sich im Takelzeug des Schiffes zur Ruhe gelegt und schläft mit leisem Schnarchen. Auch ich dämmere langsam hinüber, um in einem schönen Traumlande wieder zu erwachen. Unter dunklen Cypressen sitzen weißgekleidete Jungfrauen und spinnen surr! surr! an silbernen Spinnrädern und spinnen surr! surr! leuchtende Träume von Glück und Ruhm für die armen Menschenthoren auf Erden . . .

Gegen Abend nimmt sich der Wind, auf und die See wird unruhig. Wir sitzen in der Dämmerung zusammen wie die Kinder und lassen uns gruselige Geschichten erzählen. Unsere Seebären, der Kapitän voran, erzählen vom Tode, wie sie ihm da und dort auf ihren vielen Reisen in's Auge gesehen haben. Der eine hat einen Schiffsbrand, der andere einen Zusammenstoß, ein Dritter eine Strandung erlebt, und sie berichten in breiter, anschaulicher, ein wenig selbstgefälliger Weise von der durchgemachten Gefahr. So manches ergreifende Heldenthum, aber auch manche beschämende Feigheit angesichts des Todes müssen wir da miterleben. — Es hat einen sonderbaren, fast wollüstigen Reiz, solchen Geschichten zuzuhören. Am Rande des dunklen Abgrundes zeigt sich der Mensch nackt, unverhüllt tritt das Große und Kleine in seiner Natur hervor. Und dazu kommt der dämonische Zauber, den der Tod, die Vernichtung auf alles Lebendige ausübt. Immer und überall fühlen wir die kalte Sense an unserem Herzen, und es giebt Augenblicke, da uns wie ein Schwindel der Wunsch überkommt, die Sense uns in's Herz zu drücken . . .

Und welch' ein seltsam banger Mondaufgang heute Abend! Am Horizont des tiefblauen Nachthimmels lagert eine Wolkenwand, wie ein Gebirge geformt, und man glaubt dort in dem ungewissen Dunkel eine hochaufsteigende gebirgige Küste gethürmt. Eine matte Helle färbt über den Wolkengipfeln den Himmel und kündet die Nähe des Mondes. Heller und heller wird es über den Höhn, die Umrisse sind nun blasse Lichtsäume, und dann steigt der Mond herauf und breitet sein weißes kaltes Licht über die Wolken, die wie Schneeberge erscheinen. Ich denke mir,

*) Aus den demnächst erscheinenden Reiseschilderungen „Unter fremder Sonne".

daß so eine erloschene Sonne über einer altgewordenen Welt aufgehen muß . . .

24. April.

Das Karibische Meer macht seinen schlechten Ruf wahr, in dem es bei allen Westindienfahrern steht. Die Nacht hat uns Sturm und widrige Strömung beschert, und das Schiff kämpft schwer mit der See. Es ist ein Sturm bei schönem Wetter, der Himmel ist wolkenlos klar, eine große unverhüllte Sonne gießt ihre Lichtfluth herab. Tiefblau erscheinen die tobenden Wasser im Wiederschein des Himmels, und wunderbar glänzend und glitzernd heben sich von dem dunklen Grunde die weißen Schaumkronen ab. Der Sonne zu aber leuchtet das Meer wie geschmolzenes Blei, mit einem grausilbernen Glanz; nur schwerfällig und mühsam vermag der flüssige Glanz seine Wellenberge aufzuthürmen . . . Meine Seele zittert und erliegt fast unter der gewaltigen Schönheit der Welt. Geblendet schließe ich die Augen, aber auch mit geschlossenen Augen, gleichsam in mir selbst, schaue ich dasselbe Bild: die wilde, aufgeregte glitzernde See und darüber die wolkenlose blaue Höhe — irdische Leidenschaft und hoch erhaben die heitere Ruhe des Himmels . . .

Der Abend bringt nicht die erhoffte Müdigkeit der See. Blutroth in feuchtem Wasserdunst geht die Sonne hinter hohen Wellenbergen unter. Ueber den wilden dunklen Wassern träumt jetzt der Glanz des südlichen Sternenhimmels. Ich suche das Sternbild des Kranzes: dort liegt es, nicht weit über dem Meer, in einer Lage, als ob der Erlöser soeben darunter zusammengebrochen sei. Es liegt so tief am Himmel, daß das stürmende Meer es mit seinem Gischt zu bespritzen scheint . . . Und nun wird es hell auch über der dunklen Tiefe. Einzelne Funken und dann ganze Lichtstreifen leuchten auf und verschwimmen wieder mit den Wellengipfeln. Ein weites Gewoge von Licht und Glanz beginnt allmählig die Nacht zu erfüllen. Vor Allem um unser Schiff herum, im wüthenden Anprall der Wellen, sprüht und glüht und glitzert es, und das schäumende Kielwasser glänzt weithin, gleich einer in's Meer gefallenen Milchstraße . . . „Phosphoreszirende Infusorien," sagt der Gelehrte — ich aber muß an den Untergang der Sonne denken. Vielleicht ist sie in dem Sturm an einem tückischen Riff zerschellt, und ihre Lichttrümmer schwimmen nun durch die Nacht? . . .

25. April.

Nein, die Sonne ist nicht zerschellt. In neuem Glanze steht sie am Himmel, über derselben aufgeregten See. Die Stimmung an Bord ist heute recht ungemüthlich. Der Kapitän flucht, die Offiziere fluchen, und die Mannschaft lallt auch keine Gebete. In dem schweren Kampf mit der See hat die Maschine Schaden genommen — das Herz des Schiffes steht still! Gestorben ist das unaufhörliche Zucken und Zittern, das von der arbeitenden Maschine her wie ein inneres Leben den Schiffskörper durchbebte. Eine willenlose todte Masse wird der Dampfer von den Wellen getrieben — gleich dem Leichnam eines vorsintflutlichen Thierkolosses . . .

Ich habe mir ein sturmgeschütztes Plätzchen auf Deck gesucht und liege wieder in meinem „Faullenzer". Die Gefahr hat mich im ersten Augenblick bis in's Innerste erschreckt, aber nun schaue ich verhältniß-

mäßig gleichmüthig auf die stürmende See. Ich bin klug gewesen und habe mich für die Wechselfälle der großen Reise mit der Weisheit des Fatalismus ausgerüstet. „Schicksal", das ist ein Trost wie ein Fels, an dem aller Trotz und alle Verzweiflung sich müde branden. Und sollte schon das Letzte verhängt sein, nun, so murre nicht und packe deine Koffer! Bleibt aber keine Zeit mehr, so kannst du auch ohne Gepäck in's Jenseits reisen — es ist wahrscheinlich, daß du für deine irdischen Siebensachen dort doch keine Verwendung haben wirst . . .

Und mit ruhiger Ergebung befehle ich mich in die Gewalt des höheren Willens, dessen Flügelrauschen ich im Sausen des Sturmes über mir fühle . . .

26. April.

Das Wetter dauert an. Unser Dampfer treibt noch immer steuer- und zielloss auf den Wassern. Das Fluchen an Bord aber hat aufgehört, man fügt sich jetzt in's Unabänderliche und sieht mit Gleichmuth den Dingen entgegen. Auch der Seemann ist Fatalist, er muß sich nur erst ausgeflucht haben! Ich habe wieder meinen stillen Winkel aufgesucht und grübele über eine tiefsinnige Frage: wohin würden wohl jetzt im Falle einer Abreise in's Jenseits deine letzten Gedanken gehen? . . .

Ich glaube — ja, zunächst würde ich nach Hause denken. Ich würde noch einmal Vater und Mutter vor mir sehen, ihre Unruhe beim Ausbleiben meiner Briefe und ihren Schmerz beim Eintreffen der Todesnachricht. Und ich würde mir sagen: so hast du ihnen immer Schmerzen bereitet, von Geburt an, und als Lohn dafür immer Liebe und nichts als Liebe geerntet — es ist recht undankbar von dir, daß du dich jetzt aus dem Staube machst, ohne auch nur einen kleinen Theil deiner Schuld bezahlt zu haben! . . .

Und dann, ja, würde ich an „sie" denken, meine letzte Liebe in der Flucht der Erscheinungen. Noch einmal würde ich den schwarzen Lockenkopf zwischen meine Hände nehmen und ihn küssen mit schmerzlichem Abschiedskuß und den Kuß mitnehmen als letzte Erdenerinnerung für die lange trostlose Ewigkeit. Und ich würde mir sagen: du hast ja doch nur sie geliebt und alles Frühere war Spiel und Sinnenlust — es ist schade, daß du jetzt fortmußt, wirklich sehr schade, denn nun wird dir kein Mensch (auch sie nicht!) glauben, daß du ihr dein ganzes Lebenlang treu geblieben wärst! . . .

Und schließlich, ja, würde ich an meine Freunde denken, meine wenigen treuen Freunde. Ich würde ihnen noch einmal die Hand drücken und sie bitten, mir ein freundliches Gedächtniß zu bewahren, trotz alledem! Und ich würde mir sagen: die haben dir immer beigestanden und immer an dich geglaubt, an dich und deine Zukunft — es ist wirklich nicht hübsch von dir, daß du hier so namenlos untergehst und alle ihre Prophezeiungen und freundschaftlichen Hoffnungen zu Salzwasser machst!

Doch während ich so träume, ist unmerklich mit dem Abend der Sturm müde geworden und hat sein Haupt zur Ruhe gelegt, dort ferne im Westen auf den Purpurkissen des Abendroths. Die See beginnt sich zu glätten — der Schornstein des Dampfers stößt seine ersten schwarzen Dampfwolken aus — das Herz des Schiffes klopft wieder! Gerettet! gerettet! Ich jauchze auf wie ein thörichtes Kind! O du dummes, schönes, seliges Leben! . . .

Die komischen Gerichtsreferate.

Seit etwa seinem Jahrzehnt ist in der deutschen Presse eine literarische Specialität aufgetaucht: Das komische Gerichtsreferat. Ein humorvoller Berliner Journalist, Oscar Thiele, ist, wenn auch vielleicht nicht der Erfinder dieser literarischen Spezialität, so doch der hervorragendste und talentvollste Vertreter derselben. Die lustigen Berichte über angeblich stattgehabte Gerichtsverhandlungen aus der Feder dieses Gerichtssaaldichters werden von der deutschen Presse als gute Beute betrachtet, ja diese Thiele'schen Volksbilder aus Berliner Gerichtssälen fanden so vielen Anklang, daß sich sogar mehrere Konkurrenten „auf dieses Genre warfen." Mir sind während meiner redaktionellen Thätigkeit verschiedene Berliner Zeitungskorrespondenzen zu Gesicht gekommen, welche dieses Gebiet Berliner Humors kultivirten, ohne indessen ihr Muster auch nur annähernd zu erreichen.

Und noch mehr: den Berliner Gerichtsverhandlungen dieser Art sind andere ähnlichen Genres gefolgt. Münchener Blätter veröffentlichen komische Gerichtsverhandlungen im bayerischen Dialekt in regelmäßigen Zwischenräumen. Vereinzelt las ich komische Gerichtsverhandlungen im sächsischen, schlesischen, Wiener Dialekt; alle diese Volksbilder aus den Gerichtssälen sind natürlich fingirt, d. h. also die darin in humoristischer Weise geschilderten Verhandlungen sind völlig erfunden. Die oft köstlichen Scherze sind allesammt Dichtungen aus dem Gerichtssaal, keineswegs Referate wirklicher Vorkommnisse.

Leider ist dies nun keineswegs dem großen Publikum bekannt. Mit gläubigem Ernst liest der Zeitungsleser diese Gerichtssaaldichtungen, und da selbst der gebildete Zeitungsleser trotz des sprichwörtlichen „Gelogen, wie gedruckt!" auf seine Zeitung zu schwören pflegt, so kommt er garnicht auf den Gedanken, daß das lustige Gerichtsreferat, das da inmitten aller der anderen Berichte aus Gerichtssälen steht, nur ein lustiger Scherz ist, wie ja auch sehr namhafte Zeitungen am 1. April ihre Leser zum Zwecke der Erheiterung anzulügen pflegen, und oft mit ebenso gutem Erfolge.

Das aber ist das Bedenkliche und Tadelnswerthe dieser komischen Gerichtsverhandlungen, daß sie vom Publikum für Ernst genommen werden, und daß die Zeitungen diese Zustimmung unterstützen. Nur ganz wenige Blätter versuchen durch die Spitzmarke „Komik im Gerichtssaal" oder ähnliche, das Publikum von der Unechtheit des Referats zu verständigen. Doch ist dieser Ausweg keineswegs der richtige. Das Gros der Leser liest über eine solche Spitzmarke hinweg. Daß aber verschiedene Zeitungen eine derartige Spitzmarke wählen, ist mir der beste Beweis dafür, daß sie selbst die Gefahr, oder sagen wir: die moralische Bedenklichkeit solcher fingirten Berichte erkannt haben.

Nichts ist ja so ernsthaft, daß es vom echten Humoristen nicht zum Zwecke der Erheiterung benutzt werden dürfte. Dickens, Reuter und Andere haben durch die humorvolle Schilderung des Todes ihre Leser zum Lachen gebracht. Rosegger hat ungeachtet des Entsetzens, das er deshalb bei Frömmlern erregte, die Schöpfungsgeschichte parodirt. Es würde also keineswegs etwas Tadels-

werthes, Unmoralisches darin liegen, wenn ein talentvoller Mann, — und das ist Oscar Thiele in der That, — die kleinen und großen Kümmernisse auf der Anklagebank in das Bereich seiner humorvollen Darstellung zöge. Ich würde Thiele's fingirte Gerichtsreferate im Witzblatt, unter dem Strich in Erzählungsform und deutlich erkennbar als erdichtete Erzählung, oder in Buchform, wie die Berichte auch mit vielem Rechte erschienen sind, gelten lassen und mit Freuden als eine gelungene Bereicherung der humoristischen Literatur begrüßen, nur nicht an derjenigen Stelle, wo man sie als Berichte betrachtet und den Scherz für Ernst nimmt.

Das Bedenkliche hierbei ist von sehr verschiedener Art. Zunächst wird derjenige, der die Berichte als solche nimmt, also als Mittheilungen wahrer Vorkommnisse, mit Recht darüber ärgerlich sein, wenn solch ein armer Teufel von einem Angeklagten zum Objekte des Scherzes und der allgemeinen Belustigung gemacht wird. Man wird mit Recht darüber ärgerlich sein, daß in unseren Tagen der sozialen Kämpfe die tausendfältige Noth, die sich im Gerichtssaal wiederspiegelt, zu einem vergnüglichen Schauspiel gemacht werde, daß alle die armen Teufel, die den Schaden haben, wegen geringfügiger Anlässe vor das Gericht zu kommen, nun auch noch dazu den Spott auf sich laden. Das große Publikum fahndet nach den Helden dieser Gerichtsverhandlungen; es kommen womöglich Unschuldige in den Verdacht, für den Helden dieser Verhandlungen gehalten zu werden. Und jeder noch so unwesentliche Fall, der für den Angeklagten selbst mit einer Freisprechung endigt, kann somit verhängnißvolle Folgen haben, denn dem rechtschaffenen Mann aus dem Volke gilt es schon als ein Makel für's ganze Leben, auf der Anklagebank gesessen zu haben, wenn auch unschuldig.

Andererseits aber will es mir scheinen, als ob durch diese lustigen Gerichtssaalreferate im großen Publikum ein recht falsches Bild vom Leben im Gerichtssaal verbreitet wird. Wer ein oder viel solche Berichte liest, kann leicht, nein, muß zu der Annahme gelangen, daß das Leben und Treiben im Gerichtssaal ein recht lustiges ist. Und ich würde mich wahrlich nicht wundern, wenn ein Leser solcher Gerichtssaalreferate, wenn er einmal selbst vor dem Richter steht, sich nicht ganz so benimmt, wie es der Würde des ernsten Ortes entspricht, und dann als Frucht seiner Lektüre eine Ordnungsstrafe wegen ungebührlichen Benehmens im Gerichtssaal zu erdulden hat. Daß die Fälle ungebührlichen Benehmens im Gerichtssaal in den letzten Jahren zahlreicher vorkommen als früher, ist eine bedauerliche Thatsache. Wie viel an derselben die komischen Gerichtsreferate die Schuld tragen, läßt sich nicht leicht bestimmen.

Ich glaube nicht, daß Herr Oscar Thiele und alle die anderen Autoren komischer Gerichtsreferate sich alle diese moralischen Gefahren ihrer Werke vergegenwärtigt haben. Ich will auch keineswegs die Autoren dieser oft sehr köstlichen Humoresken anklagen. Aber ich rufe ihnen zu: Laßt nun genug sein des grausamen Spiels! Muß denn gerade der Gerichtssaal der Schauplatz dieser Humoresken sein? Und müssen denn dieselben stets die Form von Referaten annehmen? Gießt Euren Humor in die Form lustiger Erzählungen!

Dresden. Eugen Isolani.

Berliner Premièren.

Wirkliche Kunstwerke beſprechen oder die verfehlten Verſuche kühner Neuerer ſorgſam zergliedern oder dem ſtill verborgenen Keim einer triebkräftigen Dichterindividualität mit lobenden Worten etwas Raum zum Weiterwachſen zu verſchaffen ſind dankenswerthe Aufgaben des Theaterkritikers; ſchade, daß man ſo ſelten alſo ſeines Amtes walten darf, ſondern weit öfter das Mißfallen Anderogeſinnter über wohlgemeinte Worte des Tadels in anonymen Schmähkarten, die ſich des Morgens beim braunen Trank Arabiens ſo hübſch leſen, hinnehmen muß. Ach, und wenn es ſich doch wenigſtens oft nur verlohnte, überhaupt ein Wort des Tadels auszuſprechen. Ob die Stücke der kommenden Saiſon mich häufig veranlaſſen werden, ſie hier werthend zu beſprechen . . .

Drei Theater Berlins haben neue Direktionen erhalten. Auf der Operettenbühne des Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen gab Herr Samſt zum erſten Male Grabbes Kaiſer Friedrich Barbaroſſa. Der Verſuch des kühnen Wagniſſes gelang über Erwarten gut. Grabbe gehört ſchon der Literaturgeſchichte, der Vergangenheit an; leider allzuſehr. Grabbe iſt der Dichter der Oberſekundaner und Unterprimaner, weil er ſo atheiſtiſch, peſſimiſtiſch und bombaſtiſch iſt; die beiden Hohenſtaufendramen ſind frei von dem aus dieſen Worten zu entnehmenden Tadel; ſie ſind geſchichtliche Schauſpiele, wie wir deren kaum ein Dutzend in unſerer Literatur haben. Und deshalb ſollte man ſie auch anderwärts aufführen. Grabbe iſt denn doch immer noch größer als Wildenbruch. Mit dem „Deutſchen Michel", einem urlangweiligen Poſſenſchwank, von dem geiſtig regere Menſchen wohl kaum mehr als zwei Akte vertragen dürften, hat Herr Weiß im Oſtendtheater als Herrn Samſts Nachfolger einen ſchlechten Griff gethan. Herrn Weiß' Theater will für „Moral und Sitte" kämpfen und das Berliner Volksſtück wieder zu Ehren bringen. Ob der Herr Direktor ſeine Theilnahme an der Sündhaftigkeit des Adolf Ernſtthums ſühnen will? Die Zeit der Berliner Poſſe iſt vorbei und Herr Weiß, der ein brauchbarer Liebhaber und Bonvivant war, wird ſie weder als Direktor noch als Charakterkomiker, welches Fach er nur durch karrirte Beinkleider zu markiren verſteht, wieder zu Ehren bringen helfen können. Das werthvollſte der bisher aufgeführten Stücke, obwohl es als ſolches nichts tangte, war ein unmoraliſches: Hatd-Tugend, nach dem Roman les Demi-Vierges von Marcel Prévoſt. Drei andere Novitäten hatte das Leſſingtheater ſchon vorausgeſchickt, auf die Namen kann ich mich

nicht mehr beſinnen. Sie ſind ſchon verſchwunden und vergeſſen; das eine oder andere von ihnen wird vielleicht in der Provinz auftauchen, wo es vom Agenten dem ihm verſchuldeten Direktor aufgezwungen wird . . . Herr Prévoſt hat mit ſeinem Roman in Paris einen großen Erfolg gehabt und hat dann dem Philiſterverlangen zu Liebe ein Drama daraus zu deſtilliren verſucht, damit ſeine lieben Leſer auch die arg-klugen Leutchen einmal leibhaftig ſehen könnten. Die Schilderung und Erlebniſſe der jungen Mädchen, welche zwar alles wiſſen, aber nicht alles wagen, welche manchmal ſtraucheln, aber nie fallen, ſind ſehr intereſſant, kulturhiſtoriſch, mehr denn aeſthetiſch; pathologiſch, mehr denn rein-menſchlich. Halb-Tugend iſt nur als Tragödie oder Komödie denkbar, das feige Kompromißſchauſpiel muß unwahr ſein. Eine tiefe Tragik kann man im Geſchick der Demi-Vierges ſehen, dieſen Opfern im Kampfe zwiſchen Fühlen, heißblütigen Trieben und Denken, kaltberechnenden Ertötungen. Der natürliche Drang und Wille zum Leben in ſeiner tiefſchönſten Bethätigung wird zermartert durch die quälenden Verſagungen, die kulturelle Schranken und ſoziale Entwickelungsgeſetze noch heiſchen. Natur, Natürlichkeit in vollſtem, weiteſtem, höchſtem Sinne nur iſt gut, groß, gebärend, tötend, klein und ſchlecht aber iſt das Geſetz. Die Wirklichkeit der Dinge iſt Königin im Reiche der Vorſtellungen. So würde ein Starker und Wollender den tragiſchen Konflikt erblicken, ein Geſchehenlaſſender würde die Aberwitzigkeit ſorglicher Menſchen belächeln und an dem durch das Prismenglas ſeines Geiſtes Geſehenen ſich weltweiſe erluſtigen und . . . ruhig ſeines Weges gehen. Prévoſt iſt kein Starker, und was der Roman an, wenn auch brutaler Größe bietet, iſt der Aufführungsmöglichkeit zum Opfer gefallen. In dem Stücke fehlt der Gegenſatz zu den Halben; es fehlt ein großer Charakter; das braucht kein unnatürlicher Uebermenſch zu ſein, ſondern einfach nur — ein Mann. Dieſer hätte uns die neue Wahrheit, das neue Heil verkündigen müſſen. Prévoſt iſt nur negativ, er ſchildert einen geſchlechtlichen Zerſetzungsprozeß ohne uns einen Ausblick auf neue, geſunde Entwickelungsergebniſſe zu zeigen. Es fehlt das erlöſende Wort des weinenden oder lachenden Geißlers . . . Vielleicht iſt das ganz praktiſch für ihn, denn ſo ſchon entrüſteten ſich die Herren Theaterreferenten auch der Blätter, in deren Annoncentheil, die Demi-Vierges und Demi-mondainen ganz offenkundig geſchäftliche Liebesverhältniſſe ſuchen; es iſt doch auch zu peinlich, einmal Farbe bekennen zu müſſen in Fragen, in denen zu täuſchen, trügen und lügen Brauch und nützlich iſt. Die Demi-Vierges ſind Anklägerinnen gegen unſere unnatürlichen Lebens- und Liebesverhältniſſe.

Giebt es hier eine Sünde, ſo iſt es die wieder den heiligen Geiſt der Natur und giebt es eine Sühne, ſo liegt ſie in dem Bekenntniß unſerer Schuld.

R. W.

Sprechsaal.

Wie Herr R. Ed. Liesegang dem Spiritismus den Garaus machte.

Ein offener Brief an Herrn R. Ed. Liesegang.

Geehrter Herr!

Sie berichteten mit vielem Ernst in Nr. 101 der Kritik, daß Sie mit außerordentlichem Witz und einiger körperlichen Anstrengung es fertig gebracht haben, einige Tischbewegungen bei einer sogenannten spiritistischen Sitzung hervorzurufen. Daß Sie sich vorher „verpflichtet" hatten, „die Sache sehr ernst zu nehmen" und „keinen Unsinn zu machen" läßt zwar die von Ihnen selbst als „Betrug" bezeichnete Manipulation in einem wenig schönen Licht erscheinen. Wir wollen jedoch „da es sich um eine wissenschaftliche Frage handelte, deren Beantwortung nur durch eine konsequente Durchführung des Betruges möglich war", mit Ihnen nicht zu scharf ins Gericht gehen und Ihnen noch ein weiteres Rezept, zur Lösung einer anderen wissenschaftlichen Frage ebenfalls „durch konsequente Durchführung des Betruges" gerne zur Verfügung stellen.

Ich empfehle Ihnen Folgendes: Wie Herr R. Ed. Liesegang auch em Hypnotismus den Garaus machen kann. Gehen Sie zu einem bekannten Hypnotiseur. Versichern Sie ihm, „die Sache sehr ernst zu nehmen" und „keinen Unsinn zu machen." Stellen Sie sich darauf bald schlafend, und befolgen Sie alle Vorschriften des Hypnotiseurs."

Veröffentlichen Sie dann nachher, daß es Ihnen gelungen sei, durch „konsequente Durchführung des Betruges" nachzuweisen, daß der Hypnotismus Unsinn sei, und daß er — da Sie „wissenschaftlich" nachgewiesen hätten, daß der Spiritismus auch Unsinn wäre — von dem Spiritismus nicht zu trennen sei.

Düsseldorf, im September 1896.

Ganz ergebenst
Rhein,
Premier-Lieutenant a. D.

Verantwortlich für Redaktion u. Verlag: Dr. Richard Wrede, Berlin. Druck: F. Gumanon, Berlin.

Die Zeit

Neue Tageszeitung.

Organ für nationalen Sozialismus auf christl. Grundlage.

Preis vierteljährlich Mk. 2.50.

Postzeitungsliste Nr. 7771 a.

Chefredakteur: **H. Oberwinder.**
Mitarbeiter: **Pfarrer Friedr. Naumann, Prof. Sohm, Pastor Göhre, Landger.-Rath Kulemann** und andere.

Die Zeit bringt als ersten Roman

„Standesfesseln"

von **Fedor Benda,**

welcher höchstwahrscheinlich wegen der entschiedenen Stellungnahme zur

Duellfrage

das größte Aufsehen erregen wird.

Verlag der „Zeit"

Berlin SW. 12, Zimmerstr. 8.

Bedeutendste Neuerscheinung auf metaphysischem, psychologischem und okkultem Gebiete:

Metaphysische Rundschau.

Monatsschrift zum Studium der

praktischen Metaphysik, Psychologie, orientalischen Philosophie und des gesamten Okkultismus.

Herausgeber: **Paul Zillmann.**

Halbjährlich: 9,00 Mark. Einzelne Hefte: 1,70 Mark.

Die **„Metaphysische Rundschau"** ist ein völlig unabhängiges Forum für Metaphysik im weitesten Sinne des Wortes und vertritt **weder irgend welche Dogmen noch die Interessen irgend welcher Gesellschaft.**

Die **„Metaphysische Rundschau"** bewegt sich stets auf dem **Boden wahrer Wissenschaft,** und hofft dadurch die metaphysischen Bestrebungen besonders Deutschlands endgiltig von allen fantastischen Auswüchsen zu befreien.

Die **„Metaphysische Rundschau"** will nicht neue, nutzlose Theorien aufbauen, sondern ihre Leser anleiten auf Grund **praktischer Erfahrung** und **Erkenntniß** sich bewußt zu höheren Daseinsstufen emporzuschwingen mit Hilfe einer **gleichmäßigen Entwickelung von Kenntniß und Erkenntniß.**

Die **„Metaphysische Rundschau"** ist demnach eine Monatsschrift, die in **keinen gebildeten Familienkreisen** fehlen darf, in keinem Studierzimmer eines **Arztes, Philosophen, Juristen, Theologen, Staatsbeamten und Künstlers.**

Der allgemeine Beifall des Publikums spricht beredter für den Werth der Zeitschrift als jede Reklame.

Heft 1 enthält:

Physik, Metaphysik u. Theosophie. „Suggestion" und das Unterbewußtsein. An den Thoren des Absoluten. Psychologie als Wissenschaft. Die Zukunft des Okkultismus im Westen. Die theoretische Grundlage der Astrologie. Betrachtungen über Musik. Briefe, welche mir geholfen haben. Metaphysische Rundschau. Bücherschau. Bibliographie.

Heft 2 enthält:

Ueber den Begriff der Metaphysik. Die Aura. Die psychische Seite des Vegetarismus. Der okkulte Pfad. Eine Vision des Absoluten. Die theoretische Grundlage der Astrologie. Briefe, welche mir geholfen haben. Methaphysische Rundschau. Bücherschau. Briefkasten. Bibliographie.

Heft 3 enthält:

Der Begriff des Unbewußten in der Psychologie. Der Sonnenstoff als Zukunftslicht und Kraftquelle. Schopenhauers Pessimismus und seine Metaphysik des Schönen. Die psychische Seite des Vegetarismus. Der Vegetarismus und das Leben. Einheit des Strebens. Metaphysische Rundschau. Bücherschau. Zeitschriftenschau. Briefkasten.

Zu beziehen durch den

Metaphysischen Verlag,

Berlin-Zehlendorf, Parkstraße 8.

Verantwortlich für Inserate: Robert Jacoby in Berlin W. — Druck von R. Cynamon in Berlin